

Südostdeutsche Forschungen

Herausgegeben

im Auftrage des Instituts zur Erforschung des
deutschen Volkstums im Süden und Südosten
in München

von

Fritz Valjavec

II

München 1937

Verlag Max Schick, München 2 NW, Theresienstraße 51

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze.

	Seite
Máthusz, Elemér: Rauniz über die Kulturpolitik der Habsburgermonarchie	1
Petri, Hans: Vorbemerkungen zu einer Geschichte der Reformation und Gegenreformation in den Donaufürstentümern	17
Zimmermann, Bernhard Hans: Hans Ungnad, Freiherr von Sonneck, als Förderer reformatorischer Bestrebungen bei den Südslawen . .	36
Babics, Andreas: Die ersten deutschen Ansiedler Fünfkirchens nach der türkischen Herrschaft	59
Petranu, Coriolan: Begriff und Erforschung der nationalen Kunst . .	74
Petrescu, G. B.: Streben und Leistungen deutscher Ärzte in den rumänischen Ländern	89
Suß, Richard: Bairische Unterlagerung und bairischer Adel in Nordsiebenbürgen	119
Weidlein, Johann: Die Mundarten der deutschen Streusiedlungen in Ostungarn	139
Klaar, Adalbert: Die Grundzüge der Siedellandschaft im österreichischen Donauraum	152
Fehn, Hans: Stand und Aufgaben der Siedlungsgeographie im Ostbayerischen Grenzgebirge	175
Malaschofsky, Alfred: Die Sprachinsel Deutsch-Proben	188
Dinklage, Karl: Daberg, eine Grenzlandsiedlung des 19. Jahrhunderts	208
Haberlandt, Arthur: Volkskundliche Bemerkungen zu Brauch und Herkommen der Herzogseinführung in Kärnten	244
Schmidt, Leopold: Volksliedlandschaft Niederösterreich	258
Bonomi, Eugen von: Deutsches Burschenleben im Osner Bergland . .	308
Karjai-Kurzweil, Géza: J. N. Bünker und die deutsche Volkskundeforschung	364

Mitteilungen.

Schwarz, Ernst: Baiern und Maristen in Burgund	379
Kunnert, Heinrich: Völkisch-Schrifttum 1936	382

	Seite
Görlich, Ernst: Ungarn im Blickfeld der österreichischen Mitteleuropa-Idee 1849—1859	387
Fittbogen, Gottfried: Die Verbreitung der „Schwäbischen Hymne“ im Banat	394
Schweizer, Bruno: Neues aus den Sieben und Dreizehn Gemeinden .	396
Hormath, Walter: Das hölzerne Wohnhaus der Satmarer Schwaben .	412
Bologa, B.: Anklänge an den zweiten Merseburger Zauberspruch in rumä- nischen und Banater madjarischen Heilsegen	413
Grimm, Hans: Heilsegen aus der Watschka	418

Kauniz über die Kulturpolitik der Habsburgermonarchie.

Von Elemér Mátyusz (Budapest).

Es ist bekannt, wie geschickt Kauniz die Außenpolitik der Habsburgermonarchie unter den oft und schnell wechselnden Verhältnissen geleitet hat. Alle Arbeiten, die sich mit der Geschichte der zweiten Hälfte des 18. Jh.s befassen, heben die Rolle des Fürsten zur Genüge hervor. Auch ein zusammenfassendes Bild seiner außenpolitischen Tätigkeit fehlt nicht.¹⁾ Seine menschlichen Züge sind durch Zeitgenossen, durch die Feder gut beobachtender Diplomaten festgehalten.²⁾ Viel weniger dagegen — man könnte beinahe sagen, kaum etwas — wissen wir darüber, wie er die innere Lage der Monarchie sah, das Leben vieler Völker mit einer voneinander so abweichenden Vergangenheit in einer Staatsgemeinschaft, und worin er die kulturelle Sendung des Herrscherhauses erblickte. Seine gediegene Bildung berechtigt schon an sich zur Annahme, daß er darüber nachdachte, welcher Standpunkt gegenüber den einzelnen Geistesströmungen und politischen Richtungen eingenommen werden müsse. Als Staatsmann mußte ständig ein bestimmtes Bild der Monarchie vor ihm schweben, das er sich mit Hilfe seiner Bildung und Erfahrung selbst gemacht hatte. Die Beschäftigung mit der inneren Lage der Monarchie gehörte übrigens auch zu seinen amtlichen Obliegenheiten, weil die Herrscher, unter denen er diente, seine Meinung über die wichtigsten innerpolitischen Fragen einzuholen pflegten.³⁾ Wir ersehen übrigens aus den Akten, daß Kauniz nicht nur aus Pflicht, sondern geradezu aus eigenem Antrieb seine Ansichten entwickelte. Es stimmt zwar, daß er das in einem selbstgenügsamen Ton tat, der anlässlich der Verhandlungen vom Jahre 1770 auch Friedrich dem Großen auffiel, aber man muß auch heute noch von diesen Ansichten sagen, daß ihr Verkünder, um wieder Friedrich den Großen anzuführen, „ein Mann von gesundem Verstand und selbst von Geist“ war.

Gerade diese Seite von Kauniz' staatsmännischem Wirken ist leider nur wenig bekannt. Am meisten wissen wir vielleicht noch von seiner Auffassung in Religionsangelegenheiten und in der Toleranzfrage, sowie von seinem Standpunkt in der ungarischen Frage. Seine diesbezüglichen Ratsschlüsse fand selbst Ranke so wichtig, daß er sie in dem Anhang eines seiner Werke zum Abdruck brachte.⁴⁾ Es hat mehrere Gründe, daß Kauniz' Weltanschauung und Gedankengut bis heute nicht den wissenschaftlichen Erforscher fand, wie Metternich in der Person von Heinrich v. Srbik. Die erste Schwierigkeit beruht vielleicht darin, daß er hintereinander der ver-

trauliche Mitarbeiter von vier Monarchen war und dazu bei jedem in einem anderen Verhältnis, so daß bei Untersuchung seines Wirkens von vornherein mehr Umstände zu berücksichtigen sind, als bei Metternich, dessen Tätigkeit sich innerhalb eines einzigen Regierungssystems abspielte. Von den vier Herrschern kennen wir nur die Persönlichkeit Maria Theresias und ihr Regierungssystem gründlich. Hinsichtlich Josef II. muß man bereits unter den widerspruchsvollsten Ansichten, die am meisten zu entsprechen scheinende herausuchen. Ueber Leopold als Kaiser hat die Forschung bis heute noch nicht festgestellt, welche Pläne sich hinter seiner Zurückhaltung und seinem Mißtrauen verbargen. Von der Regierungszeit Franz' sind wiederum gerade die ersten Jahre, in denen ihm noch Kauniz dienen konnte, im dunkeln geblieben. Wenn selbst die innenpolitische Linie dieser Herrscher nicht vollständig aufgeklärt ist, läßt es sich verstehen, daß die diesbezügliche Tätigkeit ihres Kanzlers die Forscher noch weniger anzog. Metternichs hinterlassene Papiere und das Tagebuch einer hingebenden Gemahlin bot der Forschung bereits früh die Möglichkeit, sein Bild zu zeichnen, während für die Gedankenwelt von Kauniz außer den Veröffentlichungen von A. Beer, S. Brunner, A. Bivenot, H. Schlitter und den diplomatischen Akten nur einige bruchstückhafte Schriften zur Verfügung stehen. So kennzeichnend seine Gedanken „Ueber die französische Revolution“⁵⁾ für sein politisches Denken auch sind, so sind diese doch nur Bruchstücke. Der größte Teil des Quellenmaterials befindet sich unter den Akten des Staatsrates, deren genaue Durchsicht noch nicht erfolgt ist.

Seit der Aufstellung des Staatsrates (1761) hatte Kauniz in der Regel insofern Gelegenheit, sich über die wichtig erscheinenden innenpolitischen Fragen auszusprechen, als das Circulandum, nachdem es jeder Staatsrat und Minister begutachtet und unterschrieben hatte, auch ihm vorgelegt wurde und erst dann vor den Herrscher kam. Da es vom Einzelfall abhing, ob die betreffende Angelegenheit dem einen oder anderen Staatsrat Gelegenheit gab, Vorschläge zu machen, mit denen sich auch der Kanzler auseinandersetzen mußte, hätte der Biograph von Kauniz, wenn er seine Sache gut machen will, u. a. die Staatsratakten stückweise durchzusehen. Daß diese Arbeit nicht umsonst wäre, beweist m. E. die im nachstehenden zur Veröffentlichung gelangende Denkschrift.⁶⁾

Auf Grund der Archivrepertorien würde man kaum annehmen, daß der Vortrag des Hofkriegsrates vom 17. Dezember 1792 Kauniz Gelegenheit bot, uns nicht nur mit seinen Ansichten über die Kulturpolitik der Monarchie vertraut zu machen, sondern durch die Aufnahme seiner Vorschläge bei den vertrautesten und einflußreichsten Mitarbeitern des Monarchen zu zeigen, warum Wiens Kultur nicht zum Ausgangspunkt der Romantik werden konnte.

Es war eine ungewöhnliche Sache, daß der erwähnte Vortrag vor den Staatsrat kam, da sonst derartige Fragen vom Herrscher ohne Befragung des Staatsrates erledigt zu werden pflegten. Die Ausnahme wurde aber dadurch verursacht, daß der Hofkriegsrat nicht nur Meldungen aus Galizien vortrug, sondern auch gleich Vorschläge machte, deren Verwirklichung innerhalb der ganzen Monarchie von ihm als notwendig erachtet wurde. Er betonte zwar, daß in den Ländern der Monarchie im allgemeinen keine Stimmung herrsche, die den Ausbruch einer Revolution befürchten ließe, hielt es aber für möglich, daß die Dinge sich soweit entwickeln könnten, wenn allgemeine Sicherheitsmaßnahmen nicht rechtzeitig getroffen würden. Als solche bezeichnete der Hofkriegsrat die Beobachtung verdächtiger Einzelpersonen und ihrer Zusammenkünfte, das Verbot von Privatdruckereien und die Unterbindung der Verbreitung verbotener Bücher. Wenn nämlich — sagte er — „Hausdruckereien gestattet oder auch nur conniviret werden so sei das Tor geöffnet, daß ein jeder mit leichter Mühe, vielleicht auch umsonst Lettres zu sehen lernen könne, wie es hier eine geraume Zeit her in der Trattnerischen Druckerei in der Vorstadt geschehen sein solle. Der Gebrauch verbotener Bücher bei einem Privaten ohne alle Vorsicht, gebe Anlaß zur Verbreitung desselben und zulezt zu schlimmen Folgen. Bei den vielen Skripten und Impressen von Frankreichsunternehmungen, welche unter das Publikum gelangen, sei es nicht zu vermeiden, daß hier und dort ein ausgestreuter Same von Schwindelfreiheitsgeist Wurzel fasse. Die Lesung solcher Bücher, wie jene des Voltaire, welche erst vor einigen Wochen in den hiesigen Zeitungen angekündigt wurden, bringe in die Jugend ein verborgenes Gift, welches nach und nach alle Pflichten der Religion verlöscht.“

Kaiser Franz fand, daß der Vortrag des Hofkriegsrates „von der größten Wichtigkeit“ sei und teilte ihn dem Staatsrat mit der Weisung mit, daß dieser seine „Wohlmeinung“ unterbreiten möge und Mittel vorschlagen solle, durch die der Verbreitung des Revolutionsgeistes „der wirksamste Einhalt gemacht werden könne.“ Unter den Mitgliedern des Staatsrates äußerte sich als erster Friedrich Eger. Dieser geistreiche, gebildete Mann — er wurde in kurzer Zeit Freiherr — war ein früher Typus jener österreichischen Bürokraten, deren Wirken den Regierungsstellen der Monarchie in der ersten Hälfte des 19. Jh.s einen eigenartigen und einheitlichen Charakter verlieh. Mit Herz und Sinn Anhänger des Josefismus, war er ein eifriger Verbreiter des Grundsatzes der staatlichen Allgewalt und der zeitgemäßen, aufgeklärten Reformen. Seine Bildung hielt ihn zurück, daß er die polizeilichen Maßnahmen des Hofkriegsrates für richtig und zur Verhinderung einer entstehenden Revolution als ausreichend hätte ansehen können. Ihre Verwirklichung würde die Aufklärung

in den Hintergrund drängen, was er für den größten Schlag hielt, da auch er die Ueberzeugung seiner gebildeten Zeitgenossen theile, daß die Menschheit mit Hilfe der Vernunft eine fortschreitende Vervollkommnung erreichen könne. Als bestes Mittel zur Verhinderung revolutionärer Bestrebungen bezeichnete er die planmäßige Verwirklichung der josefinischen Reformen.

Der Reaktion möchte er keinen Raum gewähren und die Ruhe nicht um den Preis erkaufen, daß die Monarchie in die Zustände des vorjosefinischen Jahrzehnts abgeleitet. Sein in gehobener Sprache abgefaßtes Botum wird somit zu einer Lobrede Josef II., den er auch vom Vorwurf der Erfolglosigkeit freisprechen möchte, da der Stillstand der Reformarbeiten nicht durch die Unzufriedenheit des Volkes, sondern durch das Bündnis des ungarischen Adels mit dem preußischen Hof verursacht worden sei.

„Nicht leicht entstehen Völkerempörungen, außer wo etwan ein lange mit Geduld ertragenes physisches Uebel zum Grunde liegt; man muß also das Uebel heben oder sich doch nur dazu anschicken, um der Revolution zu entgehen: ablata causa tollitur effectus. Kaiser Joseph der Zweite wurde des Uebels bald gewahr, er griff es in der Urquelle an, was that er nicht alles, um die klagende Volksmenge zu besänftigen, ihr die schwere Kette durch sukzessive Aushebung einiger Ringe zu erleichtern? In der ersteren, vielleicht mit mehrer Mäßigung und Bescheidenheit gestimmten französischen Nationalversammlung fand er nur eine Nachahmerin, zu ihrem ersten Konstitutionsgebäude hat sie wohl nur Josephinische Grundsätze (obzwar mit Uebertreibung derselben) gewählt. Volksempörungen wenigstens hatte Kaiser Joseph mit seinem Benehmen gewis keine zu fürchten: es war ja nicht das Volk, nicht die Nation, welche durch Korrespondenz, durch Absendung so mancher Deputirten an einem fremden Hofe gegen ihn Verschwörungen anzettelte.⁷⁾ Wie ich aus den vorliegenden Schriften abnehme, möchte General Wurmser⁸⁾ und mit ihm der Kriegspräsident einen allgemeinen Stillstand alles physischen und moralischen Gefühles wirken und dafür die Ueberzeugung von einem allgemeinen unverbesserlichen Wohlstande eintreten sehen. Wie aber läßt sich dieses hoffen? Ein Volk, das einmal aus seinem Seelenschlummer geweckt ist, kann man zerstören, zernichten, nicht so leicht aber wieder einschlummern. Das Lesen, Schreiben, Denken läßt sich verbieten, aber nicht verhindern; dem Reden kann man auf eine Zeit Einhalt thun, aber auch nicht lange: es verhält sich gleich einem Strome, der, wenn man ihm auch Dämme entgegen stellt, am Ende doch auch diese übersteigt; man müßte, um unanständige Reden und Ausdrücke zu hindern, beinahe jedem Individuum seinen eigenen Schwächkommissar zum Begleiter zugeben. Ueber all die Gemeinörter von

Staatsregeln, wovon in den hofkriegsrätlichen Noten die Rede ist, hat man schon oft und reif nachgedacht; daher entstand eine allgemein verbreitete Polizeianstalt, die Bücherzensur, ein allgemeiner Erziehungsplan, die Vermehrung der Vokalseelsorger, die Verschiedenheit der Instruktionen aller oberen und unteren Behörden u. s. w., an Anstalten, Gesetzen und Verordnungen mangelt es mithin nicht, wohl aber an der Thätigkeit derjenigen, denen die executive Gewalt übertragen ist. Derzeit wüßte ich auch nicht viel anderes an die Hand zu geben, als den Gebrauch von Hausbuchdruckereyen wegen des so leicht möglichen Mißbrauchs allgemein und auf das schärfste zu verbieten. Denn das, was Aufklärung, Nachdenken und Lesen bei ganzen Nationen schon gewirkt, die Eindrücke, die sich das Volk von dem, was ist, seyn sollte, seyn könnte, gemacht hat, lassen sich nun schon nicht mehr zurücknehmen, wohl aber braucht es rastlose Thätigkeit und äußerstes Bestreben von Seite der Landesregierung, um eine Kontrerevolution durch Hebung jener Uebel, welche die Stimme des Volks durch unaufhörliche Jeremiaden und Klaglieder schon deutlich genug erklärt hat, zu wirken, ohne jedoch Zaghaftigkeit bliden zu lassen.“

Gegenüber dem optimistischen Glauben der Aufklärung vertrat der dirigierende Staatsminister in inneren Angelegenheiten, Graf Haxfeld, den pessimistischen Realismus. Dieser alte Staatsmann, der sich die Weltanschauung des thesesianischen Zeitalters bis zu seinem Tode unverfehrt zu erhalten wußte, war bekannt durch seinen praktischen Sinn. „C'étoit un avocat, un rabuliste qui avoit infiniment de routin“ schrieb anläßlich der Nachricht seines Todes Graf Karl Zinzendorf in sein Tagebuch.⁹⁾ Tatsächlich gab er während seiner langen Laufbahn, ungehindert von Theorien, dem Herrscherhaus oft wertvolle Ratschläge. Auch jetzt wies er die Vorschläge Egers mit der Ueberlegenheit des erfahrenen Mannes zurück. Er irrt sich sehr, führte Haxfeld aus, wenn er durch die „Verminderung der unterthänigen Schuldigkeiten“ die Sicherung der Ruhe erhoffe. Eger würde freilich anders denken, „wenn er so wie ich die Denkensart des Landmanns näher kannte. Keine Erleichterung wird befriedigen, da, sobald sie eine erhält, er sogleich wieder eine weitere verlange, weil die erstere ihm zu Erhaltung einer anderweiten die Hoffnung gibt; daß dieses keine Einbildung sei, dienen die Folgen der Josephinischen Einrichtungen selbst zum Beweis. In vielen Orten, wie es die Acta selbiger Zeit bewähren müssen, entstanden nach der Josephinischen Einrichtung so heftige Auftritte, daß man durch das Militaire Gewalt gegen das Volk brauchen mußte. Das Landvolk will von allen Lasten befreiet sein und weder seinen Ober- noch Grundherrschaft etwas abgeben; ja, wenn es auch all dieses erhielt, würde es doch kaum jemals zufrieden sein. Frankreich dienet hierin zum Beweis, der Bauernstand daselbst ist dermal von allen obrigkeitlichen und größtentheils

von den landesfürstlichen Giebigkeiten enthoben und dem ohngeachtet so unzufrieden, daß er sich zusammenrottet und sich tausendweise (wie es die öffentlichen Zeitungen erzählen) mit Blutvergießen der Befolgung der Befehle seiner selbst gewählten Obern widerseht.“

Das Verhältnis des Leibeigenen zum Gutsherrn muß daher bis zur Beendigung des französischen Krieges unverändert bleiben. Nur dort, wo die Grundherren auf ihre Untertanen größere Lasten als bisher aufbürden wollten, hätte der Staat einzuschreiten. Saxfeld nannte die Ideen der Französischen Revolution einen „sich einschleichenden Schwindelgeist“. Seine Vorschläge zu ihrer Unterdrückung waren, entsprechend seiner Auffassung, polizeilicher Natur, ebenso wie die des Hofkriegsrats: „Wäre den Völkern aufzutragen, keine heimliche Zusammenkünfte, unter was für einem Vorwand es immer sei, zu gedulden und jene zu bestrafen, die sich diesfalls etwas zu Last kommen lassen. 2. Wäre auf alle emigrierte Franzosen ein obachtames Auge zu haben und nur jene zu dulden, die nach der bestehenden Verordnung mit einem Passe von der Staatskanzlei versehen sind und die sonst durch ihr Betragen zu keinem gegründeten Argwohn Anlaß geben; besonders aber würde auf ihren Briefwechsel ein obachtames Auge zu tragen sein. 3. Hätte die Censur, wie es ohnehin schon festgesetzt und noch ferners zu verbieten ist, keinen inländischen Druck oder Nachdruck oder Einfuhr solcher Bücher zu erlauben, welche von der französischen Revolution und überhaupt von Staatsveränderungen oder solchen Grundsätzen handeln, die jenen zuwider sind, die man in der hiesigen Monarchie angenommen hat. Ich weiß zwar wohl, daß, wie es in dem ersten Voto angeführt wird, das Volk leider schon all zu viele solcher Schriften besitzt und gelesen hat, allein wenigstens wird hiedurch der Vermehrung des Uebels vorgebogen. 4. Wäre sehr sorgfältig darob zu wachen, daß von den inländischen Zeitungsschreibern, so wie es bereits angeordnet ist, in Bezug auf die französische Revolution nichts, was zu ihrem Vorteil gereicht, in den erblandischen Zeitungsblättern geschrieben werde, wohl aber würde denselben noch in Geheim aufzutragen sein, daß, wenn von der französischen Revolution etwa in die Zeitung etwas einflöke, sie diese Gelegenheit dahin zu benützen hätten, um durch bündige Beisätze zu beweisen, wie unschicklich und schädlich ihre Anordnungen seien. Endlich wäre. 5. Die Haltung eigener Hauspressen schärfste zu verbieten.“

Die übrigen Mitglieder des Staatsrates, Jzden cz n, Freiherr von Reischach und Graf Zinzendorf, beschränkten sich darauf, das Vorgehen des galizischen Statthalters Graf Brigidos zu untersuchen. Der erste verlangte seine Abberufung, während dagegen die zwei anderen ihn in Schutz nahmen, ohne jedoch von seinen weitergreifenden, die Gesamtmonarchie berührenden Maßnahmen zu sprechen.

In Begleitung dieser Boten gelangte das Aktenstück in den ersten Tagen des Jahres 1793 vor Kaunitz. Nachdem er die Ursachen der polnischen Unruhen ausführlich behandelt hatte und die Rolle der „in allen Ländern mehr oder weniger sich verbreiteten französischen Revolutionsgrundsätze“ hervorgehoben, betonte er, daß polizeiliche Maßnahmen wie die Beobachtung der polnischen und französischen Flüchtlinge und die Verhinderung des Vertriebs „Sträflicher Schriften“ notwendig seien, um Galizien vor derartigem Geistesgut zu schützen. Kaunitz begnügte sich aber damit nicht, sondern machte auch einen Vorschlag, der nicht nur vorteilhaft von den Vorschlägen der Anderen absticht, sondern auch zeigt, daß der Kanzler die Wichtigkeit der Literatur genau kannte.

„Es ist nicht zu läugnen, daß die widrige Stimmung der Schriftsteller und zwar insonderheit auch in ganz Deutschland zur Vermehrung des schädlichen Eindruckes der französischen Grundsätze und Beispiele vieles beiträgt. Es ist aber auch gewiß, daß diesem Uebel durch sehr gehäufte Verbote der Schriften nicht hinlänglich abgeholfen wird, da durch ein solches Mittel auf der einen Seite die Neugierde mehr gereizt als es auf der andern Seite möglich wird, dessen strenge Befolgung ohne sehr unbeliebte Vorkehrungen sicher zu stellen. Es dürfte demnach allerdings nützlich sein, diesem Mittel ein anderes und zwar ein aus der Quelle des Uebels selbst hergeholtes Gegenmittel an die Seite zu setzen, nämlich daß man die Stimmung der geschicktesten Schriftsteller in den Erblanden und in dem übrigen Deutschland durch Aufmunterungen und Belohnungen zu verbessern und ihre Verwendung vielmehr für die gute Sache zu gewinnen suche. In welchem Anbetracht es eben so richtig ist, daß einige solche Belohnungsbeispiele viele andere zur Nachahmung anlocken würden, als es anderer Seits auch wahr ist, daß die den deutschen Schriftstellern unter den vorigen Regierungen und insonderheit unter jener des höchstsel. Kaisers Joseph bewiesene geringe Unterstützung und Wertschätzung, wenn ich es freimütig sagen darf, in politischer Rücksicht viele sehr schädliche Folgen nach sich gezogen hat. Die Anwendung dieser Bemerkung dürfte sich übrigens vorzüglich auch auf geschickte Zeitungsschreiber, welche allgemein und täglich auf die Gemüther aller bürgerlichen Klassen einwirken, erstrecken und zwar sowohl auf die Gewinnung einiger der beliebtesten auswärtigen Zeitungsverfasser, als auf die Veranlassung und Unterstützung neuer vortrefflich geschriebener populärer Zeitungsblätter, in welchen die französischen Auftritte jederzeit in echtem Lichte vorgestellt würden.“

Heute bedarf es keiner Erklärung mehr, daß es ein richtiger Gedanke war, das deutsche literarische Leben in eine antirevolutionäre Richtung zu lenken. Das Beispiel Budtes zeigt zur Genüge, daß die konservative Auffassung nicht nur gestärkt, sondern auch verbreitet werden konnte. Während

die Wiener Staatsmänner durch die Anwendung politischer Mittel die revolutionären Gedanken aufzuhalten glaubten, erkannte Kaunitz im Schrifttum einen ausgezeichneten Verbündeten. Die anderen ersahen nicht aus seinen deutlichen Ausführungen, worauf er eigentlich abzielte. Wir sehen das aus ihren eigenen Bemerkungen, die gleichzeitig als Zeugnisse dafür aufgefaßt werden können, bis wohin sich der Gesichtskreis der hervorragendsten Wiener Staatsmänner erstreckte. Diese Bemerkungen wurden durch die „Recirculation“ der Aktenstücke veranlaßt. Fand eine solche auch nicht häufig statt, so war sie immerhin nicht ungewöhnlich. Sie wurde in diesem Fall durch die außenpolitischen Aufklärungen und Vorschläge des Staatskanzlers notwendig gemacht, damit der Staatrat sich über sie äußere.

Eger schrieb:

„Für alles, was auf Wachsamkeit gegen die Verbreitung des französischen Enthusiasme durch Emissaires, Emigranten und sonstige Partisanen, wie auch durch heimliche Zusammenkünfte, durch Schriften, Broschüren, Zeitungen etc. seinen Bezug hat, für all dieses (meinte ich), wäre durch die bereits ergangenen Verordnungen schon hinlänglich gesorgt, auch läßt sich nicht zweifeln, daß die von E. M. der geheimen Polizen eben icht gegebene neue Richtung von der besten Wirkung und Erfolge seyn und der zu solcher bestimmte Staatsminister Gr. v. Pergen mit dem kais. königl. Geschäftsträger zu Warschau und wo er es sonst nöthig finden wird, die Korrespondenz pflegen und unterhalten werde. Von dem Beistande gemietheter Gelehrter, Schriftsteller und Zeitungsschreiber mach' ich mir eben keine sehr große Hofnung. Hat die französische Raserei unter den Gelehrten ihre Bertheidiger gefunden, so mangelt es uns doch auch nicht an sehr schönen und lehrreichen Werken gegen dieselbe; ich dächte, daß das, was die französische Revolution in Frankreich und zum Theile in Deutschland bereits gewirkt hat, schon an und für sich selbst die eingreifendste Widerlegung dieses schaudervoltesten Systems seyn sollte. Gleichwohl find' ich die Einstellung der Hausbuchdruckereien wegen ihres gefährlichen Mißbrauchs unumgänglich nothwendig . . .“

Izdenczy und Reischach schlossen sich ohne weitere Bemerkung der Auffassung von Eger an, was nicht verwunderlich ist. Reischach, der einstige siebenbürgische Kanzler und Freund Josephs II. faßte seine Arbeitsaufgaben immer bequem auf und hielt sich von der Aeußerung selbständiger Ansichten möglichst zurück. Izdenczy dagegen konnte im Schrifttum etwas anderes als ein seelenloses Instrument auch schon deswegen nicht sehen, weil er selbst die Flugchriften, worin er die staatsrechtlichen Ansichten des ungarischen Adels angriff, auf höheren Befehl angefertigt hatte. Umso auffälliger ist, daß Staatsminister Graf Zin-

zendorf Kauniz gleichfalls mißverstanden. Er war ein Mensch von gründlicher Bildung, weit ausgebreitetem Horizont und viel belesen, was in seinen mit erstaunlicher Genauigkeit und Ausführlichkeit geführten Tagebüchern¹⁰⁾ zum Ausdruck kommt. Eben in diesen Monaten las er die Bücher von Young, Paine und Burke, ferner kleine Flugschriften der beiden Lager und noch dazu mit großer Aufmerksamkeit. Trotz alledem äußerte er sich in seinem Votum:

„Auf gemiethete Schriftsteller ist wol nicht viel zu rechnen, der *Revolutions-Almanach* zeigt indessen, daß es in Deutschland auch Schriftsteller giebt, die die traurigen Folgen gewaltsamer Staats-Umwälzungen aus der Geschichte anschaulich zu machen suchen. Das einleuchtendste Gemälde dieser Wahrheit für alle Klassen ist zuverlässig meines Erachtens das Verhalten der Franzosen in Avignon, in Savoyen, in Frankfurt, in den oesterreichischen Niederlanden, in ihrem unglücklichen Königreich und auf ihrem National-Konvent. Dies wird mehr wirken, um unwissende Schwindelköpfe und Enthusiasten zu bekehren, als alle Bücher und Schriftsteller, welche letztere, sobald sie gemiethet sind, schwerlich das rechte Maasß bezubehalten pflegen. Wegen der Hausbuchdruckereien haben Ew. May. bereits das Nötige verfügt.“

Saßfeld äußerte sich unter Hinweis auf seine Vorschläge im vorangehenden Votum: „Es scheint, Fürst v. Kauniz ist mit mir verstanden, hat aber annoch eine sehr nützliche anderweite Fürsorgung an Händen gelassen, der ich gänzlich beifalle, sie wird auf den denkenden Teil der Staatsinwohner mit Nutzen wirken, welches allerdings fürträglich sein wird, auf den großen Haufen der nicht denkenden, sondern nur empfindenden Menschenklasse aber dürfte dieses Mittel so viel nicht wirken, wann solche durch Lesung jener Schriften, die der französischen Revolution das Wort sprechen, dafür schon ein günstiges Vorurteil gefaßt hat. Diese Revolution enthebt den gemeinen Mann von aller Unterwürfigkeit gegen den Landesfürsten, die Grund- und andere Obrigkeiten, denen er untersteht und von ihnen zur Befolgung der Gesetze angehalten wird, sie macht ihn selbst zum Landesherrn und verleiht ihm die Macht, sich selbst geistliche und weltliche Obrigkeit zu wählen, der er nur in so weit gehorcht, als es ihm anständig ist, sie entledigt ihn fast von allen landesfürstlichen und obrigkeitlichen Abgaben, welches jederzeit der Gegenstand seiner Wünsche und ein wahrer Vorteil ist, sie hebt allen Unterschied zwischen ihm und den höheren Klassen auf. Dieses schmeichelt ihm, weil er jenen gleich wird, denen er untergeben war; es schmeichelt also diese Einrichtung dem Eigennutz, dem Stolz und der Eitelkeit des gemeinen Mannes, so bald als also diese ihm durch Denkschriften bekannt wird, hängt er diesen Grundsätzen mit Hestigkeit an und diejenigen Schriften, welche ihm die üblen Folgen dieser Revolution vorlegen, machen wenig

Eindruck auf ihn, theils, weil er sie nicht versteht, theils, solche zu verstehen die Mühe nicht geben will. So nützlich es also auch ist, die geschicktesten Widerlegungen der französischen Grundsätze zu vermehren, so ist dennoch noch mehr daran gelegen, jene Schriften, die sie emporheben, so viel möglich zu verbieten und von den hiesigen Staaten abzuhalten.“

Dieses Mißverständnis zwang jetzt Kaunitz, seinen Standpunkt ausführlicher als das erste Mal auszuführen.

„Was den schließlichen Gegenstand meines Einratens betrifft, so sehe ich mich veranlaßt, den eigentlichen Sinn meiner Meinung, da dieselbe von dem ersten Voto in einem unrichtigen Lichte dargestellt wird, umständlicher zu entwickeln.

Höchstwahrscheinlich wird der Krieg mit Frankreich ohne Wiederherstellung der monarchischen Regierungsform ausgehen. Das große Beispiel einer Volksrevolution und einer solchen Regierungsart, die allen Begriffen und Grundsätzen zuwiderstrebt, auf welche die Verfassung der übrigen Staaten beruht, wird von derjenigen Nation, die in Europa durch ihre Volksmenge und Lage die gefährlichste ist, ausgeführt und behauptet werden. Es ist also von keiner momentanen und vorübergehenden Gefahr die Rede, sondern von einer fortdauernden Unstetigungs- und Besorgnisquelle, deren Einfluß wirksame und systematische Gegenmittel erfordert.

Die französischen Schriftsteller haben zur Vorbereitung, Entwicklung und Befestigung der Revolution vielleicht das meiste beigetragen. Wenn ich aber nun bedenke, welchen kühnen Schwung die Schriftsteller dieser Nation erst noch mit der Zeit nehmen werden; daß die ganze literarische und sittliche Kultur der französischen Nation das Gepräge der bedenklichsten Grundsätze annehmen wird; daß die Sprache eben dieser Nation zur Hilssprache von ganz Europa geworden ist, und sich ihre Kultur in dem Besitz der allgemeinen Vorliebe und Nachahmung sonderlich in Deutschland befindet; daß bereits sehr viele der geschicktesten deutschen Schriftsteller den französischen Grundsätzen nur mit mehr oder weniger Behutsamkeit anhängen; daß endlich die österreichische Literatur nur einen sehr unbedeutlichen Teil der deutschen ausmacht und die mannigfaltige Verfassung des Deutschen Reichs diesfällige Mißbräuche gar sehr begünstigt; wenn ich alles dieses und noch ferner bedenke, daß es die täglich sich erneuernden jedesmal den Zeitumständen und dem Geschmack des Publikums angemessene Lesebücher sind, die hauptsächlich und mehr als der Schulunterricht, die allgemeinen Begriffe und Gesinnungen leiten und ausbilden: so glaube ich mit Recht aus diesen unstrittigen Voraussetzungen schließen zu können:

1. daß es jetzt und künftighin wichtig und nötig ist, von Seite des Staates auf eine zweckmäßige Leitung und Stimmung der Schriftsteller fürzudenken;

2. daß die Erreichung dieses Endzwecks sich von Zwangsmitteln nicht erwarten lasse, da Verbote um wirksam zu sein, nur wenige Gegenstände treffen müssen, selben aber die ganze künftige französische Literatur und ein großer Teil der außererbländischen deutschen nicht unterzogen werden könne;

3. daß daher nötig werde zum Zweck dadurch zu gelangen, daß den sich täglich wiederholenden bedenklichen Eindrücken übelgesinnter Schriftsteller eben so günstige Eindrücke und eben so häufig wiederholte und meisterhaft dargestellte Ueberzeugungsmitteln entgegen gestellt werden; welches am besten erzielet werden kann, wenn die geschicktesten Federn für die gute Sache, nicht in dem anstößigen Sinn von Mietlingen, sondern wie meine Worte ausdrücklich lauten, durch Aufmunterung und Belohnungen, durch welche es sich nicht weniger geziemet, nützliche Werke als andere nützliche Handlungen anzueifern, gewonnen werden.

Ueberhaupt ist die österreichische Kultur sowohl in gründlichen, als in schönen Wissenschaften aus Ursachen, die den Erbländen mit dem größten Teil des katholischen Deutschlands gemein waren, von jeher äußerst zurückgeblieben. Kaiser Joseph glorreichen Andenkens entfernte diese Hindernisquelle, allein seine geäußerte wenige Neigung und Achtung für Wissenschaften und Schriften hemmten nicht nur auf der andernseite die Aufkeimung der österreichischen Litterärcultur wieder, sondern beförderte auch hauptsächlich die allgemeine Verbreitung einer widrigen und in manchen Gelegenheiten sehr schädlich befundenen Stimmung gegen dessen Regierungsanstalten und Schritte. Je nachahmungswürdiger die Absichten und die Tätigkeit dieses Regenten in mehreren Rücksichten waren, desto freimütiger glaubte ich die Schädlichkeit des von demselben in diesem Stück angenommenen Betragens unter Umständen erheben zu sollen, die für den Wunsch neue wesentliche Beweggründe darstellen, daß sich unser allergnädigster Monarch den Ruhm eines günstigen und eifrigen Beförderers der Wissenschaften und Litterärcultur erwerbe. Das Beispiel, welches in dem gegenwärtigen Augenblicke die englische Nation vor Augen legt, beweiset, daß, verbunden mit einer weisen und milden Regierung, Aufklärung das sicherste Mittel ist, die Ruhe und Anhänglichkeit des Untertanen zu befestigen. Diejenige große Aufmunterung aber, deren in England alle Zweige der Wissenschaften und Künste schon als eine unmittelbare Folge der dasigen Landesverfassung genießen, hängt in mehr monarchischen Staaten bloß allein von den persönlichen Gesinnungen und dem wirkenden Einfluß des Regenten ab. Sie bestehet in Belohnung, Unterstützung und Beförderung der nützlichsten und vortrefflichsten Schriftsteller und ich glaube, daß sich in dieser Hinsicht die wohlthätige Sorgfalt S. M. nebst den erbländischen, auch auf einige der vorzüglichsten in dem übrigen Deutschland theils durch öffentliche Belohnungen, theils durch Hieherziehung mehrerer unter ihnen erstrecken sollte; zumal

lehteres bei Gleichheit der Sprache und Sitten das wirksamste Beförderungsmittel unserer Nationalkultur abgeben würde (ausschließender Vorzug der Inländer in diesem Fache gereicht vielmehr nur zur Aufmunterung der Mittelmäßigkeit und Erstidung des Wettseifers) überhaupt aber die allgemein günstige Stimmung der auswärtigen deutschen Schriftsteller am füglichsten durch einige solche aufmunternde Beispiele erwirkt werden wird.

Was endlich die Erstredung der aufmunternden Sorgfalt auf öffentliche deutsche Zeitungsblätter, deren Einfluß in die allgemeinen Begriffe nicht verkennbar ist, anbelangt, so gebührt der Ausdruck gemieteter Zeitungsschreiber nur für solche, deren parteiliche Erzählungen, Lobsprüche oder Angriffe erkaufte werden. Sie durch Belohnungen zur Wahrheitsliebe und einer echten und gemeinnützigen Beurteilung der auf die öffentliche Wohlfahrt wesentlichst einfließenden Vorfälle ermuntern, wird an sich eine ebenso anständige als in Beziehung auf die Zeitumstände erspriehliche Vorfahrung sein.

Uebrigens war meine Absicht nicht, durch meine über diesen ganzen Gegenstand angeführten Betrachtungen schon gleich einige spezifische Bestimmungen und Resolutionen zu veranlassen; ich glaubte nur *de tempore et loco* zu sein, auf diesen Systemalgegenstand die allerhöchste Aufmerksamkeit, sowie jene des Staatsrats zu ziehen, damit, wenn Seiner Majestät sie Ihrer Begnähmung würdigen sollten, darauf in vorkommenden Gelegenheiten Bedacht genommen werden möge.“

Der Staatskanzler nahm, wie ersichtlich, nicht gegen die Aufklärung Stellung. Er wollte nicht dadurch über die Revolutionen siegen, daß er sie aufopferte und seine eigene Vergangenheit verleugnete. Er sieht England als Musterbeispiel an und will an Stelle einer Reaktion das ergänzen, was in der Reformtätigkeit Josefs II. gefehlt hatte. Seine Auffassung deckte sich in dieser Hinsicht voll und ganz mit der Ueberzeugung der besten Deutschen seines Zeitalters. Es ist seltsam, daß gerade im Jahre 1793, kurz nach Kauniz, Herder in Form eines Zwiegesprächs die gleichen Gedanken über Josef II. zu Papier brachte:

A. Von Schriftstellern soll er überhaupt nicht groß gedacht haben.

B. So wenig groß, daß er den ganzen Bücherhandel für einen Käsehandel ansah.

A. Es hat indessen doch vortreffliche Schriftsteller in Wien, in Böhmen, selbst in Ungarn unter ihm gegeben.

B. Unter ihm, aber nicht durch ihn.

A. Bei Friedrich sollte das derselbe Fall sein.

B. Friedrich fand die Literatur seiner Länder auf einem Fuß, daß sie sich selbst forthelfen konnte. Sie war sogar gegen die Barbarei seines

Vorgängers bestanden; mithin, sobald er nur die Freiheit zu denken nachließ und selbst einen großen, edlen Geschmack zeigte, so eiferte man nach, ja man flog voran.

A. Auch Joseph verstattete die Freiheit zu denken.

B. Vortrefflich; und noch edler, daß er sie nie zurückrief, wenn die Freiheit gleich Frechheit ward und ihn selbst antastete. Möge dieser große Geist sich auf seine Nachkommen fortbreiten! Damit aber erfüllte Joseph die Hoffnungen lange nicht, die man fast unglaublich von ihm hatte.

A. Ueberspannte Hoffnungen!

B. Nicht überspannte, weil alles für ihn bereit stand und nur auf seinen Wink wartete. Welch ein Zeitalter hätte Joseph erwecken können für sich und für andere! Bei dem unendlich vielen, was er sah, übersah er dieses.⁽¹¹⁾

Aus Herders Worten klingt Enttäuschung heraus, die die Besten der deutschen Kultur nicht das erste Mal empfanden. Viele, die durch die Verwirklichung ihrer schriftstellerischen Pläne der Humanität und der deutschen nationalen Sache gleichmäßig dienen wollten, blickten im 18. Jh. mit Sehnsucht auf die Kaiserstadt. Es ist jedoch bekannt, daß Leibniz sich in Wien ebenso wenig durchsetzen konnte wie Gottsched oder Klopstock. Dabei opferten die Habsburger mit großer Freigebigkeit viel für kulturelle Zwecke. Sie ließen auch Flugschriften schreiben und Bücher drucken, wenn von der Beeinflussung der öffentlichen Meinung die Rede war. Sowohl Josef II. wie nach seinem Beispiel Leopold II. ließen Broschüren schreiben, um die nationalen Bestrebungen des Ungarntums zurückzuweisen. Diese „Literaturförderung“ — wenn sie überhaupt diese Bezeichnung verdient — war jedoch in Wirklichkeit nichts anderes, als Beschäftigung literarischer Mietlinge. Deswegen legte auch Eger als er das Wort „Belohnung“ vernahm, gegen den Vorschlag von Kauniz Verwahrung ein, obwohl der Kanzler diese Bezeichnung genau in dem Sinn gebraucht wie gerade auch Herder in seiner Preisschrift für die Berliner Akademie vom Jahre 1779, worin er den „Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften“ untersucht hatte.¹²⁾ In Wien fehlten das ganze 18. Jh. hindurch die Voraussetzungen, ohne die ein freies schriftstellerisches Leben sich nicht entfalten kann. Was Kauniz im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts durchführen wollte, hätte in der Tat einen großen Mangel abgestellt. Die Verfehlung, die seinem Vorschlag durch den Staatsrat zuteil wurde, zeigte, daß er auch in den höchsten Kreisen allein dastand, und es ist fraglich, ob ihn die untergeordneten Regierungsstellen besser verstanden hätten. Kaiser Franz, von dem die Entscheidung abhing, ließ der Vorschlag Kauniz' kalt. Er hatte keine Achtung vor der Literatur.¹³⁾ Seine Unselbständigkeit wiederum ver-

hinderte, daß er entgegen der Stellungnahme Egers und Hatzfelds irgend einen größeren organisatorischen Einsatz angeregt hätte, zumal auch Raunig keine sofortige Maßnahme verlangte. Kaiser Franz stand damals in der Leitung der inneren Angelegenheiten unter dem Einfluß seines Sekretärs und alten Lehrers Schloißnigg und da auch dieser ihn nicht zum Handeln anregte, vergaß er die Angelegenheit bald mit seinem gewohnten Gleichmut. Die Entschließung, mit der er — ebenfalls nach seiner Gewohnheit — nicht die Sache, sondern das Aktenstück erledigte (30. Juli 1793), wurde vom Kanzleidirektor des Staatsrates, Hofrat Vogel, nach Punkt 1—5 des ersten Vorschlages von Hatzfeld aufgesetzt und von den Gedankengängen Raunig's wurde lediglich ein entstellter Satz in den vierten Punkt aufgenommen. Während Hatzfeld lediglich gefordert hatte, man möge die Zeitungsschreiber anweisen, daß sie über günstige Umstände der französischen Revolution nicht schreiben mögen, sondern vielmehr jede Gelegenheit ergreifen sollten, ihren schädlichen Charakter herauszustellen, wies die Entschließung die österreichisch-böhmische Kanzlei an, daß außer Zeitungsschreiber „auch Gelehrte in und außer den Erblanden durch Zusicherung einer angemessenen Belohnung aufgemuntert werden“ möchten.

Diese Verfügung bedeutete, wie die Ereignisse der Folgezeit gezeigt haben, nicht nur das Fallenlassen von Raunig' Plan. Hier ging es um mehr. Wien und das Haus Habsburg hatte sich damit die Gelegenheit genommen, auf die Entwicklung der deutschen Romantik einzuwirken. Es ist sicher, daß Raunig ein Anhänger der Aufklärung war und nicht der sich erst allmählich formenden deutschen Romantik.¹⁴⁾ Er sah Oesterreich und die katholischen Teile Deutschlands, verglichen mit den kulturellen Zuständen des protestantischen Deutschlands, das durch die Aufklärung bestimmt war, bedauerlicherweise zurückgeblieben. Das protestantische Deutschland fand jedoch seinen Weg zur Romantik und auch in Wien waren seine späteren Vertreter — als Konvertiten und überzeugte Gegner der Aufklärung — Wortsprecher dieser neuen Geistesrichtung. Es hat den Anschein, als ob Raunig einige wichtige Dinge der zukünftigen Entwicklung bereits vorweg genommen hätte und daß er schon im 18. Jh. der Kaiserstadt die Rolle sichern wollte, die diese durch den Aufenthalt Adam Müllers und Friedrich Schlegels später auch tatsächlich gewann. Die Wiener Romantik hätte sich in dem Fall, wenn sie — um Naders Worte zu gebrauchen — zum Sammelplatz der ostdeutschen Schriftsteller geworden wäre, von der Aufklärung durch deren Ueberwindung frei gemacht. Raunig dachte zwar nicht daran, sondern an die Zurückdrängung der revolutionären Gedanken und suchte in der Literatur in erster Linie den Bundesgenossen politischer Bestrebungen. Eine größere Bewegungsfreiheit für das literarische Leben hätte jedoch die Entwicklung nach jeder Richtung ermög-

licht. Aber weil gerade diese Grundvoraussetzungen nicht geschaffen werden konnten, gegen die Uebertreibungen der Revolution dagegen in kürzester Zeit der Kampf auch innerhalb der Monarchie eröffnet werden mußte, blieb dem Staat nichts anderes übrig, als auf bequemste Weise ein Bündnis mit den konservativen Kräften einzugehen, die noch aus der Theresianischen Zeit vorhanden waren: mit der katholischen Kirche und den bevorrechteten Ständen.

Wenn jemand, wie das E. K. Winter tat, die erneute Geltung des Jesuitenordens und der durch die Aufklärung erst vor kurzem in den Hintergrund gedrängten geistlichen Macht, sowie die Tätigkeit Dießbachs oder Hofbauers mit Romantik gleichsetzt, kann man sagen, daß die Wiener Romantik schon Jahre vor dem Auftauchen der ersten nordöstlichen Romantiker zu entstehen begann, sodaß sich diese nur mehr in den vorhandenen Rahmen einzufügen brauchten.¹⁵⁾ Wenn wir jedoch in der deutschen Romantik mehr sehen als die Wiederkehr alter reaktionärer Kräfte und wenn wir sie nicht als notwendige stimmungsmäßige Folgeerscheinung polizeilicher Maßnahmen ansehen, wie sie vom Hofkriegsrat und Saxfeld vorgeschlagen wurden, dann sind auch wir gezwungen, an der Auffassung festzuhalten, die das Wesen der Wiener Romantik im dortigen Aufenthalt Müllers, des Ehepaars Schlegels und Theodor Körners sieht.¹⁶⁾

¹⁾ G. Künig, Fürst Kaunitz-Rittberg als Staatsmann. Frankfurt a. M. 1923.

²⁾ J. B. A. v. Arneth, Geschichte Maria Theresia's. Wien. 1870, IV, 320 ff. 351. — L. v. Ranke, Zur Geschichte von Oesterreich und Preußen. (S. W. 30.) Leipzig 1877, 17 ff.

³⁾ A. Beer, Denkschriften des Fürsten Wenzel Kaunitz-Rittberg. A. D. G. Bd. 48, 12.

⁴⁾ Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. S. W. 31—32.

⁵⁾ A. v. Wivenot, Quellen z. Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs. Wien 1873, I, 290 ff.

⁶⁾ Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien. Staatsratsakten. 5987/1792. — Ueber die Organisation des Staatsrates: Hof—Widermann, Der österreichische Staatsrat, Wien 1879.

⁷⁾ Ueber die berührten, aber nicht näher bezeichneten ungarischen Bestrebungen vgl. R. Gragger, Preußen, Weimar und die ungarische Krone. Berl. 1923.

⁸⁾ Kommandierender General in Galizien.

⁹⁾ Aufzeichnung vom 10. Sept. 1793.

¹⁰⁾ Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Wien.

¹¹⁾ Briefe zu Beförderung der Humanität. 10. Brief: Gespräch nach dem Tode des Kaisers Joseph II.

¹²⁾ Erste Frage, VI, 7.

¹³⁾ Zinzendorf notierte in seinem Tagebuch vom Staats- und Konferenzminister Fürst Rosenberg: „me découragea en me disant que le roi ne lit rien, n'aime pas les affaires“.

¹⁴⁾ Obwohl er als Gönner des Ossianübersetzers Denis nicht von vornherein einen gegen die Romantik gerichteten Standpunkt einnehmen konnte. Vgl. Nagl-Beidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. II, 68, 81.

¹⁵⁾ P. Nikolaus Joseph Albert von Dießbach S.J.: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 1924.

¹⁶⁾ Auch A. Robert muß die Uebertreibungen Winters zurückweisen, obwohl er ansonsten einen Standpunkt einnimmt, der sich gegen die Protestanten und Norddeutschen richtet. L'idée nationale autrichienne et les guerres de Napoleon. Paris 1933, 156 ff.

Vorbemerkungen

zu einer Geschichte der Reformation und Gegenreformation in den Donaufürstentümern¹⁾.

Von Hans Petri (Bukarest).

Es mag manchen Leser überraschen, aus der Ueberschrift dieser Zeilen zu erfahren, daß selbst in der Moldau, die auch das heutige Buchenland umschloß, und in Muntenien (Walachei), den seit etwa 1500 unter türkischer Oberhoheit stehenden Donaufürstentümern, es eine reformatorische und dementsprechend auch eine gegenreformatorische Bewegung gegeben hat. Beide haben jedoch nicht die Rumänen berührt, die als Landeseingeborene den Großteil der Bevölkerung stellten, sondern von ihnen wurden im wesentlichen nur die deutschen Siedelungen ergriffen, die im Laufe des 13. Jahrhunderts von Siebenbürgen aus südlich und östlich der Karpathen sich gebildet hatten, obwohl zu gleicher Zeit in ihnen, besonders in der Moldau, auch katholische Ungarn Wohnsitz und Lebensunterhalt gefunden hatten.

Die Geschichte dieser deutschen Siedelungen, die mehrere Jahrhunderte hindurch und teilweise in hoher Blüte bestanden haben, ist bisher noch nicht geschrieben worden. Ihre eingehende Darstellung ist jedoch die Voraussetzung zu einer Geschichte der reformatorischen und gegenreformatorischen Bewegung unter ihnen. Infolgedessen kann diese Studie nur den mancherlei Vorarbeiten zur Geschichte dieser Siedelungen sich anreihen, die uns in dankenswerter Weise im Laufe der letzten Jahrzehnte sowohl von deutscher wie von rumänischer Seite geschenkt worden sind, und es könnte ihr keine größere Anerkennung zu Teil werden, als wenn sie einmal zum Ausgangspunkt systematischer Forschungsarbeit gemacht würde.²⁾ So reich das Feld der Geschichtsschreibung über die Sachsen in Siebenbürgen angebaut ist, so wenig ist bisher für die Aufhellung der Geschichte ihrer Stammesgenossen in den Donaufürstentümern geschehen.

Wir haben es in dieser Geschichte mit Streusiedlungen rein städtischen Charakters zu tun, die in der Moldau sich zahlreicher finden als in Muntenien. Und es sind durchaus tüchtige Leistungen, die diese Sachsen vollbracht haben; wird doch von ihrer bedeutendsten Gründung, die zeitweise sogar Landeshauptstadt war, der Stadt Baja, „so auff deutsch Moldenmarck gnenndt wyerd“,³⁾ berichtet, daß sie gegen 1000 Häuser mit rund 6000 Einwohnern gezählt und drei steinerne Kirchen besessen habe, von deren einer im Jahre 1646 der päpstliche Legat B a n d i n i sagt: „nullum par in Moldavia huic templo“⁴⁾. Auch das durch seinen Weinbau heute noch berühmte Rotnar, das um das Jahr 1560 „ferme a Saxonibus et Hungaris“⁵⁾ bewohnt wurde, besaß drei steinerne Kirchen.

Alle diese Siedelungen waren in die verschiedenen Bistümer eingegliedert, denen die geistliche Fürsorge für die katholischen Bewohner der Donaufürstentümer anvertraut war.⁶⁾ Träger der bischöflichen Würde waren fast ausnahmslos polnische Adelige, die es jedoch meist vorzogen, in ihrer Heimat zu bleiben, so daß die ihnen unterstellten Gemeinden im Allgemeinen den mit der Seelsorge beauftragten Franziskanern überlassen blieben.

Um das Jahr 1420 fanden vertriebene Hussiten in den Donaufürstentümern Zuflucht; in der Moldau muß ihre Zahl so bedeutend gewesen sein, daß die Legende entstehen konnte, die Stadt Husi (Husch) sei von ihnen gegründet worden. Der bereits erwähnte Bandini schenkte ihr soviel Beachtung, daß er sie in seinen Visitationsbericht aufnehmen zu müssen glaubte. Für die Walachei gibt es — bis jetzt wenigstens — keine urkundlichen Belege für eine Einwanderung von Hussiten; doch hofften Glieder der Brüdergemeinde, die im Jahre 1740 nach Bukarest kamen, dort noch Spuren böhmisch-mährischer Brüder zu finden. Der Hauptsitz der moldauischen Hussiten war Trotusch, an dem gleichnamigen Karpathenübergang gelegen, wo auch eine Bibelübersetzung entstand, von der Teile im sog. Münchner-, Wiener- und Aporkodex vorhanden sind. Da ein bischöflicher Bericht aus jener Zeit das Umsichgreifen der „böhmischen Sekte“ beklagt, so ist anzunehmen, daß der katholische Glaube der in den Donaufürstentümern lebenden Sachsen durch die Berührung mit den Hussiten eine Auflockerung erfahren hat, die das Eindringen lutherischer Lehre außerordentlich begünstigt hat. Da zwischen den Sachsen diesseits und jenseits der Karpathen ein lebhafter Warenaustausch bestand, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn mit allerlei irdischen Gütern auch das Wort Gottes in der Verkündigung Luthers den Weg über die Berge fand.

Weit einschneidender als für die Sachsen in Siebenbürgen wirkte sich der Uebergang zur Reformation für die Sachsen in den Donaufürstentümern aus. Bei jenen war die Durchführung der Reformation im wesentlichen eine Tat der politischen Führung, die es denn auch erreichte, daß das gesamte Volk geschlossen von dem alten Glauben zum neuen übertrat. So ging die Neugestaltung der Dinge ohne allzu große äußere Erschütterungen vor sich. Die alten kirchlichen Organisationsformen blieben bestehen; nur daß sie von der bisherigen bischöflichen Obrigkeit losgelöst wurden und daß an deren Stelle ein Bischof der Siebenbürger Sachsen trat. Mit den kirchlichen Verbänden in Siebenbürgen hatten die Sachsen der Donaufürstentümer nie in einer organischen Verbindung gestanden; sie war auch nicht notwendig gewesen, da sie ja in die kirchliche Hierarchie ihres Landes eingegliedert gewesen waren.⁷⁾ So war denn auch kein Bedürfnis nach einem engeren Zusammenschluß auf diesem Gebiet vorhanden gewesen. In dem Augenblick jedoch, als die Reformation ihren Weg zu den Deut-

schen der Moldau und Munteniens fand, gliederten diese sich ganz von selbst aus ihren kirchlichen Organisationen aus, ohne dafür Ersatz zu finden. Denn von Siebenbürgen aus konnte eine kirchliche Obrigkeit nicht über die Grenzen in ein fremdes Land eindringen, zumal die junge evangelische Kirche Siebenbürgens bald mit allerhand Schwierigkeiten zu kämpfen hatte; sie sind schon durch die Tatsache angedeutet, daß der Fürst von Siebenbürgen Stefan Báthori vom Jahre 1575 an zugleich auch König von Polen war. Einen eigenen evangelisch-kirchlichen Verband zu schaffen, waren die Deutschen der Donaufürstentümer nicht in der Lage; dazu reichte ihre Zahl nicht aus und daran hinderte sie ihre Eigenschaft als Streusiedelungen, die über beide Fürstentümer sich erstreckten und räumlich weit auseinanderlagen.

Das Gefährvolle dieser Lage kam ihnen jedoch zunächst nicht zum Bewußtsein, da es ja an einer zur Ergreifung von Gegenmaßregeln berufenen kirchlichen Obrigkeit fehlte. Zumal in der Moldau konnten die Evangelischen hoffen, daß die gesamte Bevölkerung des Landes mit ihnen bald eines Glaubens sein werde. Diese Hoffnung gründete sich auf den im Herbst 1561 auf den Thron gekommenen Fürsten griechischen Ursprungs, Jakob Basiliskus Heraclides⁸⁾, in der rumänischen Geschichte und Literatur unter dem Namen Despot-Bodă bekannt, der einige Jahre zuvor dort als Gast des Fürsten Alexander IV. Lăpuşneanu geweiht und durch seine umfassende Bildung wie durch seine gefälligen Umgangsformen im Vergleich mit dem äußerst grausamen Landesherrn einen wohlthuenden Eindruck gemacht hatte, so daß er sich viele Herzen erobert hatte. Bei mehrmaligem und längerem Aufenthalt in Deutschland war er von Melanchthon „multa de doctrina familiariter colloquens“ aufgenommen worden. Ueber Königsberg, wo er die Gastfreundschaft des Herzogs Albrecht von Preußen, des „Patrons aller Evangelischen“, genossen hatte, war er nach Polen gekommen, das damals vor der Entscheidung stand, ob die Reformation hier endgültig zum Siege gelangen oder ob die katholische Kirche ihre schwer bedrohte Herrschaft wiederherstellen würde. Nach langer, seiner evangelischen Ueberzeugung willen erlittener Verbannung war Johannes a Lasco damals in seine polnische Heimat zurückgekehrt; er würdigte den griechischen Fremdling seiner besonderen Aufmerksamkeit. Im Besitze des moldauischen Thrones berief Despot-Bodă den Pfarrer Johann Lusinski (Lusinius) aus Ioanovici bei Krakau, einen Freund Calvins, als evangelischen Bischof in die Moldau „informandarum ecclesiarum romanarum gratia“. Ihm wurde als Amtssitz Kotnar zugewiesen, wo der Fürst eine höhere Schule gründete, mit der eine große Bibliothek zu verbinden er beabsichtigte und an die er hoffte, neben anderen Gelehrten auch Caspar Peucer, Melanchthons

Schwiegersohn, berufen zu können. Ebenso wie gleichzeitig in dem benachbarten Kronstadt die dortige Obrigkeit sich bemühte, die in Siebenbürgen wohnhaften Rumänen durch Uebersetzung des Katechismus und einzelner biblischer Bücher in die rumänische Sprache für die Sache der Reformation zu gewinnen,⁹⁾ so sollte auch die rumänische Bewohnerschaft der Moldau allmählich in die neue Lehre hineinwachsen. Namhafte Vorkämpfer des Protestantismus sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland begleiteten die Regierungsmaßnahmen ihres fürstlichen Glaubensgenossen im Südosten Europas mit teilnehmender Spannung. Hans von Ungnad, einst Landeshauptmann von Kärnten und Steiermark und aus dieser Stellung seiner evangelischen Ueberzeugung wegen gewichen, der in Urach unter dem Schutze des Herzogs Christoph von Württemberg mit dem aus gleicher Ursache aus Krain flüchtigen Primus Truber eine Druckerei errichtet hatte, die für Menschen slawischer Zunge evangelische Bücher mit kyrillischen Buchstaben druckte, beabsichtigte, da diese Typen sich auch für Bücher rumänischer Sprache verwenden ließen, entweder eine ganze Druckerei in die Moldau zu senden oder die für die Evangelisierung der dortigen Rumänen notwendigen Schriften in Urach herstellen zu lassen.

Aber es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht und die Blüthen träumten schnell. Nach kaum zweijähriger Herrschaft fiel Despot-Bodă im Herbst 1563 einer Verschwörung zum Opfer, nachdem einige Monate vorher Lufinski unter verdächtigen Umständen plötzlich gestorben war. Es setzte eine allgemeine Verfolgung aller derer ein, die als Parteigänger des gestürzten Fürsten galten. Trotzdem war dieser Aufstand, der von dem moldauischen Adel ausging, ein Politikum und in nur sehr bedingtem Maße eine gegenreformatorische Bewegung. Die orthodoxe Kirche ist tolerant bis zu dem Augenblicke, in dem ihr eigener Besitzstand angegriffen wird; dann treten Abwehrmaßnahmen in Kraft; so fehlten hier die Voraussetzungen zu einer im engeren Sinne gegenreformatorischen Tätigkeit. Keine kirchliche Behörde war an der Umwälzung beteiligt und es gab noch keine abtrünnig gewordenen Gläubigen, die es wiederzugewinnen galt.

Die auf Despot-Bodă folgenden zwei Fürsten — der auf den Thron zurückgekehrte Alexander IV. Lăpuşneanu (1563—1568) und sein Sohn Bogdan (1568—1572) — hielten aus politischen Gründen auf ein gutes Verhältnis zu dem benachbarten Polen und dies machte eine dem Katholizismus freundliche Einstellung notwendig. Denn hier hatte die römische Kirche mit Hilfe von Jesuiten ein gutes Stück der verlorenen Position wiedergewinnen können und hoffte, gänzlich zum Siege zu gelangen, wobei ihr die von 1586 bis 1632 währende Regierung des aus dem Hause Wasa stammenden Königs Sigismunds III. sehr zu statten kam, der, von Jesuiten erzogen, um seines katholischen Glaubens

willen die Anwartschaft auf die Krone Schwedens verloren hatte und in ständigem Kampfe mit seinem Vetter Gustav Adolf lag. Alexander Lăpuşneanu war schon im Jahre 1561 vom Papste zur Teilnahme an dem Konzil zu Trient eingeladen worden¹⁰⁾ und von dessen erst achtzehnjährigen Sohne war der Sekretär des Bischofs von Ramenetz sehr entzückt, „quia propensus est ad fidem catholicam et quia in multis utitur consilio Episcopi Caminicensi“.¹¹⁾ So wurden infolge der politischen Notwendigkeiten die katholischen Einflüsse in der Moldau immer stärker. Noch einmal kam in Janku dem Sachsen (1579—1582) ein Protestant auf den Fürstenthron der Moldau. Seinen Beinamen soll er seiner Abstammung von einer Kronstädter Bürgersfrau verdanken, die ihn als unehelichen Sohn von einem früheren Fürsten der Moldau geboren hatte. Er stand aber ganz unter dem Einfluß seines obersten Beraters, des Abbaners Bartholomeus Brutti, der, ein fanatischer Katholik und bisher in Diensten Venedigs und Spaniens, nun in der Moldau sein Heil versuchte. In dieser bedeutsamen Stellung blieb er auch, als Janku in dem Fürsten Peter dem Lahmen rasch einen Nachfolger gefunden hatte, der von 1572—1579 schon sein Vorgänger gewesen war. Während dieser in seiner ersten Regierungszeit sich in keiner Weise konfessionell exponiert hatte, wurde er, „ein guter, frommer, aber schwacher Fürst“¹²⁾ unter Bruttis Einfluß dem Katholizismus so ergeben, daß er den Papst Sixtus V. bat, daß er ihn „ut reliquos Christianos Reges pro filio agnoscat ac in paterna protectione sua habeat“. In dem gleichen Schreiben wies er darauf hin, daß sein Land „a multis annis horrendis obsita erroribus jacuit“ und daß Brutti gegen diese Irrtümer einen lobenswerten Eifer entfalte.¹³⁾ Letzterer konnte daher seinem Gebieter das Zeugnis ausstellen, er sei gewillt, sein Land von den „maledetti Eretici Transilvani et Germani“ zu befreien.¹⁴⁾

Diese Bemühungen hatten den Erfolg, daß im Herbst 1588 unter Führung des Rektors des Jesuitenkollegiums zu Lublin Stanislaus Warszewicz die ersten Angehörigen dieses Ordens nach der Moldau kamen; zwei waren deutscher Abstammung, Johann Rünig von Schönhofen und Julius Raab; zur Hilfe war ihnen ein ungarischer Ordensbruder beigegeben.¹⁵⁾ Sie erhielten ihr Standquartier in Cotnar, das einstmals die Keimzelle des moldauischen Protestantismus hatte werden sollen. Sie fanden bei ihrer Antrittsaudienz den Fürsten „ad Haereses exstirpandas inflammatum“, so daß er keinen dringenderen Wunsch habe, als daß „omnes ad Catholicam religionem revertantur aut regione excedant, alioquin se in illos ferro et igni animadversurum“¹⁶⁾. Auf Bruttis ungestüme Forderung (flagitione) sind ihnen „templa omnia catholica, quae superiore aetate ab haereticis ministris occupata fuerunt“ übergeben.

Als Peters des Lahmen Fürstenherrlichkeit im Jahre 1591 zu Ende ging, da er von den Türken abgesetzt wurde und außer Landes gehen mußte, bot man ihm in Rom ein Asyl an; er starb jedoch auf der Reise in Bozen¹⁸⁾ und bald folgte ihm sein minderjähriger Sohn, Jesuitenzögling zu Innsbruck, im Tode.¹⁹⁾

Dem nächsten Fürsten Emanoil Aron (1591—1593), der im Verdachte jüdischer Abstammung stand, war Brutti ein so unbequemer Mahner an unbezahlte Schulden, daß er sich seiner gewaltsam entledigte. Dies hinderte jedoch nicht, daß er infolge der Politik ebenfalls eine der römischen Kirche freundliche Einstellung zeigte. Und inzwischen hatte Bruttis Tätigkeit reiche Früchte getragen.

Diese politischen Verhältnisse und diese Einstellung der leitenden Männer gilt es bei der Beurteilung der gegenreformatorischen Bewegung gründlich zu beachten; sie tragen zur Erklärung der Tatsache wesentlich bei, daß die evangelischen Gemeinden der Moldau nach kurzer Blüte rasch wieder verschwunden sind: mit ihnen ging das Deutschtum dieser Gegend zu Grunde. Dazu kam, daß die durchwegs städtischen Siedelungen aus Gründen wirtschaftlicher Natur, die darzulegen Aufgabe der allgemeinen Geschichte dieses mittelalterlichen Streudeutschtums sein muß, stark im Absinken waren und daß darum ihre Widerstandskraft immer geringer wurde, zumal ihnen alles bäuerliche Hinterland fehlte.

Mit der erwähnten Entsendung von Jesuiten aber waren die Maßnahmen der katholischen Kirche noch nicht erschöpft; in Rom erinnerte man sich der lange vernachlässigten Donaufürstentümer und die niemals aufgegebene Hoffnung, deren gesamte Bevölkerung zurückzugewinnen, lebte wieder auf. In dem am 7. Januar 1591 abgehaltenen geheimen Konsistorium wurde dem Franziskanerobservanten Bernardi Quirini das Bistum Argesch, der einstmaligen Hauptstadt von Muntenien, übertragen. Und es ist bezeichnend für die in Rom herrschende Unklarheit über die in den Donaufürstentümern herrschenden politischen und kirchlichen Verhältnisse, daß er zum „Bischof von Argesch in der Walachei und in der Moldau“ ernannt wurde, während es doch in der Moldau verschiedene Bistümer gab, die zwar keinen Inhaber hatten, aber keineswegs aufgehoben waren. Quirini nahm seinen Wohnsitz in der Moldau und zwar in Bakau, wo sich die Reste eines in einem Kriege mit den Türken 1574 zerstörten Franziskanerklosters befanden, auf das jedoch die Mönche dieses Ordens in Csik-Somlyó Anspruch erhoben, den sie auch durch ihren Vertreter Valerian Lubienieczi erfolgreich geltend machten. Mit diesem, der ein leichtfertiger Mensch war,²¹⁾ hatte Quirini viel Ärger.

Quirini hat eine große Visitationsreise durch die von Katholiken bewohnten Ortschaften der Moldau unternommen und darüber einen aus-

föhrlichen Bericht geschrieben, als dessen Abfassungszeit das Jahr 1599 gilt.²²⁾ Die Folgezeit brachte noch verschiedene gleichartige Visitationsreisen, über die Berichte abgefaßt worden sind. Es werden erwähnt: Die Aufzeichnung eines Namenlosen: Breve relatione delle chiese del Stato din Valachia²³⁾ Benedikt Emanuel Remondi (1636), Petrus Deodat Bassich (1641), Bartolomeo Bassetti (1643), der in Jassy ansässige madjarische Jesuit Paul Befe (1644) und Markus Bandini, Erzbischof von Marcanopolis (1646).²⁴⁾

Zwischen den Visitationsreisen des Quirini und des Bandini liegen rund 50 Jahre, eben die Zeit, in der die evangelischen Gemeinden und mit ihnen die deutschen Siedelungen verschwunden sind. Bei Quirini schauen wir noch in die konfessionellen Gegensätze hinein; für Bandini haben sie nur noch geschichtliches Interesse. Da dessen Bericht umfassender und eingehender ist, — er gibt sogar Listen der Gemeindemitglieder — so wird man des öfteren auf das zurückgreifen müssen, was er in den einzelnen deutschen Ortschaften noch hat erfahren können.

So berichtet er aus Baja, daß der dort einst wohnhaft gewesene Apotheker Jakob Otth in Ermangelung einer geistlichen Obrigkeit „episcopum egit et solos parochos admittebat, qui foeminarum amoribus captivi uxores ducebant“²⁵⁾, was Karl Kurt Klein frei, aber treffend übersetzt: „Er hielt, daß ein evangelisches Pfarrhaus ohne Pfarrerin unvollständig ist.“²⁶⁾ Und wenn Bandini naturgemäß daran Anstoß nehmen mußte, so konnte Otth sich auf Luther berufen: „Wenn ein Häuflein armer Christenleute gefangen würden und in eine Wüstenei gesetzt, die nicht einen von einem Bischof geweihten Priester bei sich hätten, und erwählten einen unter ihnen, er wäre ehelich oder nicht, und beföhlen ihm das Amt zu taufen, Messe zu halten, zu absolvieren und zu predigen: der wäre wahrhaftig ein Priester, als ob ihn alle Bischöfe und Päpste geweiht hätten.“²⁷⁾

Leider enthält der Visitationsbericht nichts darüber, in welchen Jahren Otth diese Tätigkeit entfaltet hat; da er jedoch bei dem Fürsten Peter dem Lahmen wohlgelitten war, so dürfen wir annehmen, daß hierfür die Jahre 1580—1590 in Betracht kommen.

„Assistente hoc Episcopo“ habe sich der in Baja angestellte, aus Hermannstadt stammende Pfarrer Michael verheiratet und sein Brautlager „in cellario“ (des Pfarrhauses?) aufgeschlagen. In der Brautnacht sei das Haus bis auf das aus Steinen gebaute Brautgemach niedergebrannt. Der gesetzeschänderische Ehemann habe mit seiner gottlosen Ehefrau diese eigenartige Hochzeitsfadel als Strafe für seine Untat wohlverdient. Und obgleich göttliche Barmherzigkeit sie von dem Flammentode errettet habe, so habe diese Erfahrung sie in nichts gebessert, sondern sie

hätten die Güte Gottes dadurch mißbraucht, daß sie für das verbrannte Hausgerät sich an Kirchengerten entschädigt hätten und geflüchtet seien.

Als Quirini nach Baja kam, war dort ein Peter Lorenz, ein Siebenbürger, als Pfarrer tätig. Er habe früher im Ehebruch mit der Frau des Wirtschaftsverwalters der Kirche gelebt, sei aber von seinen Kirchenkindern unter Androhung der Absetzung gezwungen worden, sich zu verheiraten und er sei mit einem jungen Mädchen von einem andern ebenfalls verheirateten Priester getraut worden. Er habe drei Söhne gehabt und die Geburt eines vierten Kindes stand in Aussicht. Quirini hat ihm eindringlich seine Sünde vorgehalten, so daß er sich freiwillig erboten habe, die Frau in einen andern Ort zu schicken und jeden Verkehr mit ihr abzubauen. Da ein passender Ersatz für ihn nicht zu finden war, so hat Quirini ihn im Amt belassen.

Aus der Inschrift eines uns noch erhaltenen Grabsteines,²⁸⁾ den Bandini genau beschreibt, erfahren wir, daß im Jahre 1618 in Baja ein Franziskanermönch Ambrosius Kecskeméti gestorben ist, der als „mansuetus, pius, mitis, prudens“ gerühmt wird. Er habe mit apostolischem Eifer vier Jahre lang dort gewirkt. Ihm folgte wieder ein verheirateter Geistlicher, der nach der durch seinen Vorgänger durchgeführten Reformation der Sitten es nicht wagte, seine Gattin mitzubringen, sondern sie in Siebenbürgen ließ, wo er sie häufig besuchte. Als die Gemeinde dies erfuhr, zwang sie ihn zum Verlassen des Ortes; in der Erinnerung lebte er als „Pater Concubiniarius“ fort. Ihm folgte der Pater Trajan „synceri cordis et bonae vitae exemplo insignis“. Auch dessen beide rasch wechselnde Nachfolger verdienten alles Lob, wogegen der dritte wegen seiner skandalösen Aufführung gewaltsam entfernt werden mußte. Der Name des nächsten Geistlichen, eines Franziskaners, ist uns ebenfalls durch seinen erhalten gebliebenen, aus dem Jahre 1634 stammenden Grabstein bekannt. In den nächsten zwölf Jahren bis zur Visitation des Bandini waren 3 Geistliche tätig, unter ihnen ein Georg Groß, der aus Baja selbst stammte; er hatte die katholische Priesterweihe erhalten. Zur Zeit Bandinis war wieder ein Franziskaner dort tätig. Damals war Baja schon ein sehr bescheidener Ort geworden mit etwa 40 Häusern mit 256 Einwohnern. Die Liste der Gemeindeglieder weist 45 Namen auf, die meisten magyarischer Prägung.

Anhangsweise sei noch auf einen aus dem Jahre 1572 stammenden, offenbar evangelischen Geist verratenden Grabstein hingewiesen, der zwar heute nicht mehr vorhanden ist, dagegen im Jahre 1844 von einem Forscher genau beschrieben wurde.²⁹⁾ Seine Inschrift lautet: Dazu ist Christus gestorben, auferstanden und wider lebendig worden, das er über Todten und Lebendigen her sey. Gregorius Kirchner.

Baja wurde als Landeshauptstadt durch Suceava (in der südlichen Bukowina) abgelöst; hier lebte einst eine aus Sachsen, Ungarn und Italienern zusammengesetzte, rund 8000 Köpfe starke Bevölkerung. Bandini fand nur noch 25 Katholiken, die ihre Muttersprache schon vergessen hatten. In einer Kirche fand sich noch eine deutsche Bibel.

Als Alexander IV. Lăpuşneanu im Jahre 1563 zum zweiten Male die Regierung in der Moldau übernahm, machte er die Stadt Jassy zur Residenz und Landeshauptstadt. Auch hier hat es eine zahlenmäßig allerdings nicht feststellbare deutsche Bevölkerung gegeben; denn es ist uns für diese Stadt auch die deutsche Bezeichnung „Jaschmar“ erhalten. Hier haben in der Zeit Despot-Bodas die Evangelischen die katholische Kirche in Besitz genommen und Lufinski hat in ihr sein Grab gefunden.³⁰⁾ Als während der Jahre 1582—1586 der Pater Giulio Mancinelli nach Jassy kam, fand er dort eine lateinische, von den lutherischen Priestern profanierte katholische Kirche vor, da fast alle dort ansässigen Deutschen und Ungarn Reher waren. Die Messgewänder befanden sich bei einem lutherischen Bäcker, der Reliquienbehälter war erbrochen und seines Inhaltes beraubt. Mancinelli wollte deshalb hier keine Messe lesen, hat aber dann doch „voll Fröhlichkeit in Anwesenheit von Lateinern, Griechen und Lutheranern, die wie zu einer ungewohnten Sache zusammengeströmt waren,“³¹⁾ gepredigt. Peter der Lahme, der auch in Jassy residierte, hatte wegen seines ihm von Geburt anhaftenden Leibschadens stete ärztliche Aufsicht nötig; sie war dem aus Bistritz in Siebenbürgen gebürtigen Johann Fascheng, „Fürstlicher Gnaden in der Moldaw Leibarzt“³²⁾ anvertraut. Wann er diese Stellung antrat, können wir nicht mehr feststellen. Wie aus einem Briefe vom 11. Juni 1585 hervorgeht, trug er sich damals mit Abschiedsgedanken, „den ich des Landes schon sath bin.“³³⁾ Ob dies mit der der Reformation feindlichen Stellung des Fürsten zusammenhing, ist leicht möglich; denn Fascheng war evangelisch. Ein merkwürdiger Zufall hat bis auf unsere Tage in Jassy ein aus seinem Besitz stammendes Buch erhalten. Es ist dies die 1581 gedruckte „Wahrhaffte vnd Christliche verantwortung der Prediger zu Bremen“, ein schöner Schweinslederband, in dem sich auch eine 1578 zu Leipzig herausgegebene Auslegung des Katechismus in 52 Predigten befindet. Auf dem Vorsatzblatt des hinteren Deckels ist folgendes Distichon verzeichnet:

Clarus Johannes Fascheng uirtutibus olim

Nunc recolit superos post sua fata pios.

Darunter findet sich in gotischer Schrift die deutsche Uebersetzung:

Johan Faschang in seinem leben

Thet nach Ehr und Tugend streben.

der leben muß nach seinem Todt

im Himel bey dem ewigen Gott.

Dann folgt: siue vivimus siue morimur, Domini sumus. Wir leben oder sterben, so sindt wir des Herren. Ro[emer] 14,8.³⁴⁾

Dieses Buch ist nach einer weiteren Eintragung im Jahre 1590 im Besitz eines Lehrers in Neustadt bei Kronstadt gewesen und die weiteren Eintragungen interessieren uns in unserem Zusammenhange nicht.

Quirini fand keine Spuren eines Protestantismus in Jassy; es muß also gründlich gearbeitet worden sein und auch Bandini bietet keine Erinnerungen daran, wie auch das von ihm aufgenommene Mitgliederverzeichnis der katholischen Gemeinde nur einen deutschen Namen enthält.

Aus der Reihe der übrigen Ortschaften der Moldau wird uns zunächst Rotnar interessieren, das, wie wir sahen, für die Reformation eine besondere Rolle zu spielen ausersehen war und der Gegenreformation als Stützpunkt dienen sollte. Quirini fand hier den aus Siebenbürgen stammenden Pfarrer Peter Daniel,³⁵⁾ der mit einer Witwe von einem ebenfalls verheirateten Geistlichen daselbst in aller Oeffentlichkeit getraut war. Den ernststen Ermahnungen des Visitors gelang es jedoch, ihn zu dem feierlichen Versprechen zu bewegen, sich von seiner Gattin zu trennen und jede Beziehung zu ihr abzubrechen. Unter dieser Voraussetzung und da es an passendem Ersatz mangelte, konnte er im Amt bleiben. Er hat, wie Bandini als das Einzige, was er aus der Vergangenheit hat feststellen können, im Auftrage Quirinis in einem benachbarten madjarisch-katholischen Dorfe im Jahre 1599 eine Kapelle zu heiliger Dreieinigkeit geweiht. Im Jahre 1606 amtierte dort ein Priester Lorenz.

Aus Siebenbürgen stammte auch der dortige Schulmeister Peter Elmon, der Lutheraner war und ein Jahr zuvor sich verheiratet hatte. Quirini fand in dessen Bücherei drei in madjarischer Sprache geschriebene ketzerische Bücher und eine verbotene Bibel, die er ihm fortnahm. Auf die guten Worte und wirksamen Ermahnungen, die Quirini an ihn richtete, gestand er seine Ketzerei ein, ließ sich eines Besseren belehren, schwur seinen Irrglauben öffentlich in der Kirche ab und durch das auch schriftlich gegebene Versprechen, niemals wieder in den alten Irrtum zu verfallen, rettete er seine Stellung, zumal auch für ihn kein Nachfolger vorhanden war.

Jr Nemesi, dem heutigen Tirgu-Neamz,³⁶⁾ fand Quirini einen aus Siebenbürgen stammenden, schon betagten Mann als Priester; seine Gattin war ihm an Jahren gleich. Trotzdem wurde die Forderung auf Ehetrennung erhoben und erfüllt. Dies und die Unmöglichkeit, einen Ersatz zu finden, rettete dem Geistlichen die Stellung.

In den Städten Roman und Husch waren schon im Jahre 1571 durch den Priester Michael Thabuf rund 2000 „Hussiten“ zur katholischen Kirche zurückgeführt worden. Der Name dieses eifrigen und erfolgreichen

Mannes begegnet uns jedoch nicht wieder, obwohl für ihn ein besonderer Missionsauftrag bei der kirchlichen Obrigkeit beantragt war.³⁷⁾ In erstgenannter Stadt war bei Quirinis Ankunft durch den eben erfolgten Tod die Pfarrstelle erledigt; sie wurde mit dem Polen Stefan besetzt, obwohl Quirini kein großes Vertrauen zu ihm hatte, da er selbst zugab, einen besseren nicht zur Hand gehabt zu haben. Und gerade in Roman war durchaus Wandel zu schaffen, da Quirini feststellen mußte, daß nach Ablauf der anläßlich des Fronleichnamsfestes stattfindenden achttägigen Prozessionen altem Herkommen gemäß die geweihte Hostie einem Laien übergeben wurde, der sie in einem unter seinem Bette stehenden Kasten aufbewahrte. Und niemand nahm Anstoß daran. In Husch hatte sich der Franziskanerobservant Giovanni, aus Siebenbürgen stammend, selbst als Priester eingesetzt, war aber dann „Apostat“ geworden und hatte sich an seinem Amtssitz verheiratet; bei Quirinis Herannahen ergriff er die Flucht; seine Stelle konnte anderweitig nicht besetzt werden, so daß, wie der Bischof bei seiner Abreise erfuhr, der Flüchtling die Absicht habe, zurückzukehren. Und Quirini traf keinerlei Maßregeln, um die weitere Wirksamkeit dieses Mannes zu verhindern. Im Jahre 1606 war er noch in Husch und war noch verheiratet. In Trotusch war der Siebenbürger Giovanni Bene tätig; auch er war verheiratet und gab an, von einem anderen Vikar in sein Amt eingesetzt zu sein; auch ihn mußte Quirini in seiner Stellung belassen. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß laut Eintragung in dem Ordinationsbuch der evangelischen Kirche Siebenbürgens³⁸⁾ nach Galatz, der schon im Mittelalter bedeutenden Handelsstadt am Unterlauf der Donau, am 8. April 1578 Johannes Draconites aus Bistriß als Pfarrer abgeordnet wurde. Quirini hat diesen Ort nicht besucht und zu Vandinis Zeiten war die Erinnerung an diesen evangelischen Geistlichen bereits erloschen, wie sich denn um die Mitte des 17. Jhs. nur noch wenige katholische Madjaren dort befanden.

Wir fassen zusammen: Nach Quirinis Bericht hat dieser in acht für unsere Frage in Betracht kommenden und von ihm besuchten Ortschaften weder seitens der Gemeinden noch der Geistlichen unter Berufung darauf, daß sie keiner katholischen Kirchenobrigkeit mehr unterständen, irgendwelchen Widerstand gefunden. Man hat ihn vielmehr bereitwillig in das Inventar der Kirchen Einblid nehmen lassen und ihm alle gewünschten Auskünfte erteilt. Kein einziger Geistlicher hat die Vorwürfe, die ihm wegen seines Ehestandes gemacht werden, als unberechtigt abgelehnt und kein einziger sich geweigert, das Verlangen nach sofortiger Ehetrennung zu erfüllen, unbekümmert um Alter der Gattin und Dauer der Ehe, um bereits vorhandene oder zu erwartende Nachkommenschaft. Etwas anderes hat Quirini nicht an ihnen auszusprechen gehabt; der Vollzug des Gottesdienstes und

der Amtshandlungen muß also keinerlei Veranlassung zu Beanstandung gegeben haben. Andernfalls ist auch nicht zu erklären, daß alle Geistlichen, nachdem sie in das Zölibat zurückgekehrt sind, an ihrem Plaze haben verbleiben können. Daß nach den festgestellten Verfehlungen Quirini sich schweren Herzens dazu entschloß, diese Priester weiterhin im Amte zu belassen, erklärt sich aus dem fast völligen Mangel von Geistlichen, die in jeder Beziehung einwandfrei waren. Der Schaden wäre nicht zu berechnen gewesen, wenn die Gemeinden ohne jede kirchliche Versorgung hätten bleiben müssen. So wählte Quirini von zwei Uebeln das kleinere.

Infolgedessen ist die bisher verbreitete Meinung, daß die Tatsache, verheiratete Priester in der Moldau zu finden, gleichbedeutend sei mit deren evangelischen Charakter,³⁹⁾ nicht gerechtfertigt. Dies wird noch deutlicher, wenn wir Quirini nunmehr nach Baslui begleiten, wo, wie er gehört hatte, ein Sachse namens Benedikt amtiere, den die dort ansässigen Katholiken nur gezwungener Weise duldeten, um nicht jedes geistlichen Beistandes entbehren zu müssen. Diesen Benedikt ließ Quirini, da Fluchtverdacht vorlag, kurzerhand verhaften und bei dem mit ihm angestellten Verhöre stellte es sich heraus, daß er von einem siebenbürgischen Bischof mit Handauflegung geweiht sei und daß er Gottesdienst und Taufe nach der Vorschrift der lutherischen Kirche vollzogen habe. Es wird in dem Visitationsbericht nicht erwähnt, ob Benedikt verheiratet gewesen ist; diese Frage spielte angesichts der Feststellung, daß er es mit einem bewußt lutherischen Pfarrer zu tun habe, für Quirini keine Rolle. Er ließ ihm die Füße in Eisen legen und in dem bescheidenen Holzhause, das ihm in Baslau als bischöfliche Residenz diente, einsperren. Es gelang dem Gefangenen jedoch, trotz aller Vorsichtsmaßnahmen zu entfliehen, und gerüchtweise hörte Quirini, daß er nach einem an der tatarischen Grenze gelegenen Orte entwichen sei, wo er wieder als Geistlicher wirke. Quirini weist schließlich in seinem Berichte darauf hin, er hoffe, mit Hilfe des Fürsten dieses Mannes noch habhaft werden zu können, um ihn streng zu bestrafen.

Dieses Vorgehen steht in vollkommenen Gegensatz zu der verhältnismäßig milden Behandlung, die die übrigen, nur der Verletzung des Zölibatsgelübdes schuldigen Geistlichen erfahren haben. Es ist auch zu bemerken, daß aus der Gemeinde Baslui sich kein Widerspruch gegen dieses Vorgehen gegen ihren Pfarrer erhoben hat; wir sind infolgedessen zu dem Schlusse genötigt, daß es sich bei diesem Pfarrer Benedikt wie übrigens auch bei dem Schulmeister Peter Elmon in Rotnar um vereinzelt in der Moldau noch vorhandene evangelisch gesinnte Menschen gehandelt hat. Und das Endurteil hat zu lauten, daß das Eindringen lutherischen Geistes in die deutschen Kolonien der Moldau nur von kurzer Dauer und von so geringer Stoßkraft war, daß es zu einer gänzlichen Umwandlung ihrer geistigen

Haltung nicht mehr gekommen ist. Diese deutschen Gemeinden sind damals schon in der Zersekung gewesen.

Diese Feststellung ist durchaus eine betrübliche; sie erklärt sich zum Teil auch aus den Eindrücken, die Quirini während seiner Visitation gewonnen hat und die er in seinem Bericht in die Worte gekleidet hat: *Trovai grandissima dissensione et scandalo in tutte le citta di Moldavia.*⁴⁰⁾

An der inneren Zersekung der deutschen Kolonien war die katholische Kirche nicht ohne Schuld. Viele Jahrzehnte hindurch war die geistliche Fürsorge dieser ihrer Kirchenfinder völlig vernachlässigt; als man mit der Ernennung Quirinis zum Bischof Wandel schaffen wollte, war bereits unberechenbarer Schaden geschehen. Und bedauerlich ist es, daß Quirini in dem Franziskanerpater Valerian Lubienieccki einen Gegenspieler hatte, der seine Maßnahmen wieder unwirksam zu machen suchte. Mehrfach mußte er sich über diesen in Rom beklagen; selbst das Wohnrecht in Bakau machte er ihm streitig, so daß der Papst selbst eingreifen mußte: „*Tua de sede Baccoviensi te dejiciet nemo*“⁴¹⁾. Alle kirchenregimentlichen Anordnungen Quirinis durchkreuzte er; „*fratres Monacos secularesque sacerdotes per me autoritate Sanctissimi Domini nostri digne et juste excommunicatos*“ wurden von ihm wieder in Amt und Würden aufgenommen,⁴²⁾ so daß es erklärlich ist, daß er unter der Priesterschaft der Moldau Anhang hatte. So richteten Stephanus Bathazaris aus Suczawa, Laurentius Demuth aus Kotnar und Jacobus Saxo aus Baia — Priester, von denen uns nur der Zweite begegnet ist — am 30. Mai 1604 eine Beschwerde über Quirini an den Papst.⁴³⁾ Am Schluß seines Visitationsberichtes führte Quirini auch darüber Beschwerde, daß „falsche Vikare“ den gutsituierten Gläubigen ohne Weiteres die Ehescheidung erlaubt hätten.

Bald darauf fand der vielgeplagte Mann bei einem Tatareneinfall seinen Tod; sein Nachfolger war Hieronimus Arsenko; im Jahre 1611 wurde Lubienieccki Bischof von Bakau. Bandini weiß allerdings Gutes von ihm zu berichten.

Der aus dem Jahre 1638 stammende Bericht des Benedikt Emanuel Remondi spricht nicht einmal andeutungsweise von Resten einer evangelischen Bewegung;⁴⁴⁾ auch in der Lebensbeschreibung des Freiherrn Peter von Parchevich,⁴⁵⁾ der Bandinis Nachfolger sowohl als Erzbischof von Marcianopolis wie auch als apostolischer Vikar der Moldau war und der an der Visitationsreise des Jahres 1646 teilgenommen hatte, lesen wir nichts mehr davon.

Nur der in der Moldau geborene und großgewordene katholische Priester Joan Baptista Bercus — er ist für das Jahr 1682 als in

Kotnar tätig nachgewiesen — erinnert in einem 1676 geschriebenen Briefe an die einstige reformatorische Bewegung in der Moldau: „Sachsen wohnen in Suczawa, Baja, Neamţ, Kotnar und Roman; diese Leute waren — es ist noch nicht allzulange her — Lutheraner und ihre Priester waren verheiratet; aber dann haben die Polen . . . Priester in das Land gebracht und sie sind [wieder] katholisch geworden“.⁴⁶⁾

Für die deutschen Siedelungen, die einst auf dem Gebiete des Fürstentums Walachei sich befanden, gibt es — bis jetzt wenigstens — leider nicht so ausführliche Berichte wie für die deutschen Siedelungen der Moldau, die es ermöglichen, einigermaßen den Gang der Entwicklung zu erkennen. Daß es eine evangelische Bewegung in der Walachei gegeben hat, dafür haben wir Zeugnis genug; ob es aber auch zu einer gegenreformatorischen gekommen ist, wie wir sie in der Moldau kennen lernten, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Der Fürst Alexander II. Mircea (1568—1577), Gemahl einer katholischen Epirotin, war zwar ein ausgesprochener Freund der katholischen Kirche, aber es ist nicht bekannt, daß er in irgendwelcher Weise gegen seine evangelischen Untertanen Maßregeln ergriffen habe.⁴⁷⁾ Die Mahnung des Papstes an den Fürsten Michael den Tapferen „Te efficaciter hortamur, ut te ad ecclesiam catholicam Romanam, quae est columna et firmamentum veritatis, toto ex animo adjungas“, war durch die Tatsache veranlaßt, daß dieser Fürst siegreiche Kämpfe gegen die Türken führte und als ein Vorkämpfer der Christenheit gegen den Islam gelten konnte.⁴⁸⁾ Es bleibt uns daher vorläufig nichts anderes übrig, als alle Nachrichten zusammenzustellen, die uns aus der Zeit der Reformation und darüber hinaus bis etwa 1650 über religiöses und kirchliches Leben in diesen deutsch-sächsischen Siedelungen überkommen sind; so spärlich sie an Zahl, besitzen sie doch meist höchsten Quellenwert.

Ehe wir jedoch dazu übergehen, sei auf die Landkarte von Siebenbürgen verwiesen, die als die erste ihrer Art Johannes Honter (Honterus), der nachmalige Reformator der Siebenbürger Sachsen, im Jahre 1532 zu Basel, wo er damals weilte, hat erscheinen lassen.⁴⁹⁾ In diese Karte sind auch zwei in Muntenien gelegene deutschbesiedelte Ortschaften mit ihren deutschen Namen eingezeichnet: Langenowe (Langenau = Campus Longus heute Câmpulung) und Terwiß (heute Tîrgovişte). Alle in dieser Karte verzeichneten Ortschaften sind nicht, wie es heute üblich ist, ihrer Größe entsprechend durch größere oder kleinere Ringe deutlich gemacht, sondern sie sind durch ihre Bauten, meist Kirchen gekennzeichnet und dementsprechend eingezeichnet. Es ist nun wohl mit Recht anzunehmen, daß diese Zeichnungen auf persönlicher Anschauung beruhen,⁵⁰⁾ und es ist daher auffallend, daß aus den an Siebenbürgen angrenzenden Gebieten zwei in

dieser Weise charakterisierte Ortschaften aufgenommen worden sind. Wir müssen daher annehmen, daß Honter sie besucht und daher ihr Stadtbild, wie es sich dem Wanderer einprägte, gekannt hat. Daß er die Moldau und Muntenien besucht hat, steht fest;⁵¹⁾ er hat dort zum Ankauf seltener Manuskripte in alten Klöstern geweiht. Wenn er nun Langenowe und Terwesch in seine Karte eingezeichnet hat und keinen andern deutschbesiedelten Ort weder der Moldau noch der Walachei, so geht daraus hervor, daß er nur diese beiden Städte bei seinen Studienreisen kennen gelernt hat. Wenn er sie in die Karte seiner siebenbürgischen Heimat aufgenommen hat, so gehörten sie seinem Empfinden nach mit zu dieser und die dazwischen liegende Grenze ließ er nicht als eine Scheidewand gelten. Er mag es bedauert haben, nicht auch die andern Städte, in denen Landsleute wohnten, mit in seine Karte aufnehmen zu können; da es ihm aber an deren persönlicher Kenntnis in Bezug auf Lage und Stadtbild fehlte, so erlaubte es ihm seine wissenschaftliche Gründlichkeit und Ehrlichkeit nicht, sie willkürlich einzuzichnen. Honter hat „großdeutsch“ gedacht,⁵²⁾ auch darin, daß er über Landesgrenzen hinausblückte, wenn es sich um Volksgenossen handelte.

*

*

*

Wie aus dem im Jahre 1573 angelegten Ordinationsbuch der evangelischen Kirche Siebenbürgens hervorgeht, sind von deren Bischof eine Reihe von Pfarrern zum Dienst in deutschen Gemeinden Munteniens ordiniert worden. Allerdings lassen sowohl der zu beobachtende rasche Pfarrerswechsel wie auch die großen Zwischenräume in den Anstellungsdaten vermuten, daß es auch hier nicht ein starkes und seiner selbst bewußtes evangelisches Christentum gegeben hat. Es müssen Schwankungen eingetreten sein, deren Ursachen wohl nicht mehr festzustellen sein werden; sie mögen in dem wirtschaftlichen Kampfe dieser Siedelungen begründet gewesen sein. Obwohl Quirini zum Bischof von Argesch ernannt war, wo sich einstmal die Hauptstadt der Walachei befand, so hat er doch deren Gebiet nicht betreten und wir wissen von keiner dort durchgeführten bischöflichen Visitation.

Wir lassen nunmehr nach Ortschaften geordnet, die uns bekannten Nachrichten folgen.

1) Rimnic-Bâlcea: Am 10. August 1574 wird Markus Ramnienensis „vocatus ad munus pastorale a comunitate Transalpini Remnik“ ordiniert. Am 5. Februar 1577 erhält Benedikt Belaham, der „Vocationem in Wlachiam Transalpinam a saxonica Eccla. Rebnykensi“ hatte, zum geistlichen Amt geweiht. Aber schon am 2. Juli 1579 wird an dessen Stelle Christianus Wolfendorfius vom sächsischen Bischof für diese Gemeinde ordiniert.⁵³⁾ Eine gelegentliche Notiz aus spä-

terer Zeit besagt, daß der letzte evangelische Pfarrer dieser Gemeinde, Ananias, im Jahre 1642 gestorben sei.⁵⁴⁾

2) Terwiß—Tirgoviste: Hier befand sich damals die Hauptstadt der Walachei. Die „comunitas possessionis Tergouistiae Transalpinae“ erhielt in Martinus Leo einen im Juli 1575 ordinierten Geistlichen. Es mag nur eine Entschuldigung für die geistliche Vernachlässigung der katholischen Gemeinden der Donaufürstentümer sein, wenn etwa zwanzig Jahre später berichtet wird,⁵⁵⁾ daß nur aus Mangel an einem katholischen Priester die Gemeinde zu Tirgoviste sich eines lutherischen Pfarrers bedient habe; denn etwa gleichzeitig wird in dem Bericht des Vater Francesco Pustis di Candia⁵⁶⁾ zugestanden, daß die etwa 30 Familien zählende sächsische Kolonie der walachischen Landeshauptstadt eine evangelische Gemeinde gebildet, habe, der sich eine Anzahl Italiener, aus Ragusa stammend, angeschlossen hätten. Diese Gemeinde habe auch ihren eigenen Pfarrer gehabt, sei aber in ihrer Gänze zum katholischen Glauben zurückgekehrt.

3) Langenowe = Câmpulung: „1537 mense Junio wird der Compulunger Pfarrer Herr Christianus Roth zum Pfarrer gegen Wolkendorf berufen“.⁵⁷⁾ Hiermit ist die Wirksamkeit eines evangelischen Geistlichen in dem genannten Ort bezeugt; ob bis 1618, als der Gemeinde in dem Madjaren Georgius Saarosi wieder ein Pfarrer von dem siebenbürgischen Bischof ordiniert wurde,⁵⁸⁾ eine Pfarrvakanz bestanden hat, bleibt eine offene Frage.

4) Bukarest: In dem Ordinationsbuch findet sich keine auf Bukarest bezügliche Eintragung; doch ist für diese Stadt das Vorhandensein einer wenn auch sehr bescheidenen Kirche und damit das Vorhandensein einer wenn auch kleinen Gemeinde durch eine aus dem Jahre 1574 stammende Reisebeschreibung bezeugt. „Le lendemain 19 de juin je me promenay par la ville, où je ne vois aucun beau bastiment. Deux églises, l'une à la grecque, l'autre des luthériens étaient de bois; toutes les couvertures de tuilles, de bois ou de chaune.“⁵⁹⁾

1) Für die vielfach notwendigen Uebersetzungen aus dem Italienischen bin ich Herrn Direktor Dr. Capesius = Bukarest zu herzlichem Dank verpflichtet.

2) Es wird daher am Platze sein, auf die wichtigste Literatur hinzuweisen. Es kommen als Vorarbeiten für diese Geschichte in Betracht: Rudolf Honigberger, Zur Geschichte des Deutschtums in Rumänien 1909. Derselbe: Alte deutsche Städte in der Moldau und Walachei (Mitteilungen zur Geschichte des Deutschtums in Großrumänien, Beilage zu „Deutsche politische Hefte aus Großrumänien“) a) Baja (Jahrgang 5 1925 Heft 1 und 2 S. 18 ff.); b) Suceava (Jahrgang 5 1925 Heft 10 S. 16 ff.); c) Sereth und die Frage der ältesten moldauischen Bistümer (Jahrg. 7 1927 Heft 3 S. 70 ff.); d) Cotnar und die reformatorischen Bewegungen in der

Moldau (Jahrgang 7, 1927 Heft 5/6 S. 124 ff.). Nikolaus Jorga, Geschichte des rumänischen Volkes im Rahmen seiner Staatsbildungen, Gotha 1905 Bd. I S. 158 ff.; Raimund Raimond, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, Gotha 1907, Band II, S. 353 ff.; Romulus Cândea, Der Katholizismus in den Donaufürstentümern (Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte, Heft 36), Leipzig 1917; Emil Fischer, Die Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien, Hermannstadt 1911. (Eine fleißige, jedoch dilettantenhafte Arbeit). Karl Kurt Klein, Beiträge zur Geschichte des Protestantismus in der Moldau. Heft 1. Bukarest 1924.

³⁾ Hurmuzaki, Documente priyitoare la istoria Românilor (Dokumente zur Geschichte der Rumänen), Band XV, Teil I, S. 570.

⁴⁾ Ureche, Codex Bandinus S. 69 (Abhandlungen der rumänischen Akademie historische Abteilung, Serie II, Band 16), Bukarest 1895.

⁵⁾ Legrand, Deux vies de Jaques Basilicos . . . par Jean Sommer Paris 1889 S. 35.

⁶⁾ Radu Rosetti, Despre Unguri și episcopille lor (Ueber die Ungarn und ihre Bistümer). Abhandlungen der rumänischen Akademie, historische Abteilung, Band 27, Heft 10, Bukarest 1905.

⁷⁾ Vgl. hierüber Radu Rosetti, a. a. D.

⁸⁾ Vgl. meine Arbeit: Jakobus Basilikos Heraklides, Fürst der Moldau, seine Beziehungen zu den Häuptern der Reformation in Deutschland wie in Polen sowie seine eigene reformatorische Tätigkeit in der Moldau: (Zeitschrift für Kirchengeschichte. Neue Folge. Band 9, 1927, 10 ff.). In erweiterter Form und rumänischer Sprache erschienen in den Abhandlungen der rumänischen Akademie historische Abteilung Serie III Band 8 Heft 1, Bukarest 1927. Die Lebensbeschreibung des Despot-Boda, verfaßt von dem als Lehrer und Bibliothekar in Kotnar angestellten Johann Sommer aus Pirna ist, von mir übersetzt und mit Anmerkungen versehen, im MSL. Band 44, S. 17 ff., Hermannstadt 1927 erschienen. Ueber Johann Sommer vgl. meine Arbeit: J. S., ein sächsischer Humanist und Theologe des 16. Jahrhunderts: Sieb. Bjschr. 1935, S. 296 ff.

⁹⁾ Rudolf Honigberger, Die Reformation unter den Rumänen (Deutsch-Evangelisch 1917) S. 344 ff. Friedrich Teutsch, Geschichte der Evangelischen Kirche in Siebenbürgen, Band I, Hermannstadt 1921, S. 334 f.

¹⁰⁾ Schreiben vom 5. April 1561. Hurmuzaki, a. a. D. Band II/5, 479 f.

¹¹⁾ Hurmuzaki, a. a. D. Band II/5, 698.

¹²⁾ Romulus Cândea, Der Katholizismus in den Donaufürstentümern. Leipzig 1917, 46.

¹³⁾ Schreiben vom 1. Januar 1588. Hurmuzaki, a. a. D. III, 98 f.

¹⁴⁾ Schreiben an Papst Sixtus V. vom 14. Januar 1588. Hurmuzaki, a. a. D. 101.

¹⁵⁾ Ghiril Karalevskij, Relațiunile între Domini Români și Sft. Scaun (Die Beziehungen zwischen den rumänischen Herrschern und dem hl. Stuhl): Revista Catolica (Bukarest), 1914, 178.

¹⁶⁾ Schreiben des Stanislaus Warczewicz an den päpstlichen Nuntius in Polen vom 7. September 1588. Hurmuzaki, a. a. D. 108.

¹⁷⁾ Bericht des Erzbischofs von Lemberg an den Kardinal Montalto vom 9. April 1589. Hurmuzaki, a. a. D. 123.

¹⁸⁾ Bericht über den am 1. Juli 1594 erfolgten Tod des Fürsten in Hurmuzaki, a. a. D. XI, 450.

¹⁹⁾ Cândea, a. a. D. S. 50.

²⁰⁾ Carl Muner, Inceputul Episcopatului de Bacau (Der Beginn des Bistums von Bafau): Revista Catolica 1912, 406 f.

²¹⁾ Căndea, a. a. D. 54 ff.

²²⁾ Abgedruckt bei Hurmuzaki, a. a. D. III/1, 545 ff.

²³⁾ (1606) Hurmuzaki, a. a. D. VIII, 5. 307 ff.

²⁴⁾ Vgl. Andreas Vereş, Scrisorile misionarului Bandini din Moldova (Annalen der rumän. Akademie, historische Abteilung, Serie III, Band 6, Heft 13. Bukarest 1926, 1, Anm. 2. Der Bericht des Remondi findet sich bei Nikolaus Jorga, Acte şi fragmente. I. Bukarest 1895. S. 78; der des Bandini ist von B. A. Ureche unter dem Titel Codex Bandinus in den Annalen der rumän. Akademie historische Abteilung Serie III Band 19 Bukarest 1895 mit einer ausführlichen Einleitung veröffentlicht. Ob die anderen von Vereş genannten Berichte, wie er es in der angeführten Notiz in Aussicht gestellt hat, im Druck erschienen sind, ist mir unbekannt geblieben.

²⁵⁾ B. A. Ureche, Codex Bandinus, 70 f.

²⁶⁾ Karl Kurt Klein, Von sächsischen Badern, Wundärzten und Apothekern in der Moldau: Sieb. Bjschr. 1936, 218.

²⁷⁾ Luther, An den Christlichen Adel.

²⁸⁾ Ueber die aus Baja stammenden Grabsteine siehe meine Anzeige von Nikolaus Jorga's Abhandlung „Pietrele de mormânt ale Saşilor din Baiá“ (Grabsteine der Sachsen in Baja): Sieb. Bjschr. 1933, 257 ff.

²⁹⁾ Ferney János, Keleti Utazás a Magyarok őshelyeinek kinyomozása végett 1844 és 1845 (Reise nach dem Osten zur Erforschung der Urheimat der Madjaren 1844 und 1845), Budapest 1851. I, 155 f.

³⁰⁾ Sommer berichtet in seiner Lebensbeschreibung des Despot-Boda, daß die Witwe Lufinski's den Leichnam ihres Gatten nach Jassy bringen und dort „in einer Kirche“ bestatten ließ. Diese Kirche kann nur die katholische gewesen sein.

³¹⁾ Vita del Padre Giulio Mancinelli, scritta da lui medesimo per ordine di Superiori. Hurmuzaki, a. a. D. XI, 116.

³²⁾ Hurmuzaki, a. a. D. XI, 688. Vgl. auch Valeriu E. Bologa, Deutsche Einflüsse auf die Entwicklung der rumänischen Medizin: EDDF. Jahrgang I (München). 1936, 133.

³³⁾ Hurmuzaki, a. a. D. XI, 688.

³⁴⁾ Ich entnehme die Beschreibung dieses Buches der Schilderung seines jetzigen Besitzers, Professors Dr. Karl Kurt Klein, a. a. D. 233 f.

³⁵⁾ Bandini gibt an, daß er Daniel Gewerth geheißen habe.

³⁶⁾ Neamţ ist der rumänische Ausdruck für: deutsch. Im Westen der Moldau gibt es einen Distrikt dieses Namens mit den Städten Piatra-Neamţ (Deutschstein) und Tîrgu-Neamţ (Deutschmarkt). In der Nähe dieser Stadt befinden sich die Ruinen einer in ihrem Ursprung wohl auf die deutschen Ritter zurückgehenden Burg, die der Gegend den Namen gegeben hat.

³⁷⁾ Schreiben des Georg Basari, Sekretär des Bischofs von Cameneş an den päpstlichen Legaten in Polen vom 20. August 1571. Hurmuzaki, a. a. D. II/5, 698.

³⁸⁾ Archiv d. Landeskonsistoriums d. ev. Landeskirche Rumäniens, Hermannstadt.

³⁹⁾ R. Honigberger, Zur Geschichte, 18, sagt von dem Priester Lorenz aus Baja: „Die Tatsache, daß er verheiratet war, zeigt deutlich, daß er und somit wohl auch seine Gemeinde evangelisch gesinnt war.“

⁴⁰⁾ Hurmuzaki, a. a. D. III/1, 550.

⁴¹⁾ Clemens VIII. an Quirini am 14. August 1604. Hurmuzaki, a. a. D. VIII, 281 f.

- ⁴²⁾ Columna lui Traian (Die Trajanssäule) VIII, 1876, 318 ff.
- ⁴³⁾ Ebenda.
- ⁴⁴⁾ Nikolaus Jorga, Acte și fragmente. I. Bukarest, 1898, 78.
- ⁴⁵⁾ Dargestellt von Julius Pejacsevich: Archiv für österreichische Geschichte. Wien 1880. 59, 339 ff.
- ⁴⁶⁾ Vladimir J. Ghika, Scrisoarea unui preot catolic pamăntean din veacul al 16-lea (Brief eines einheimischen katholischen Priesters aus dem 16. Jahrhundert): Revista Catolica 1912, 579 ff.
- ⁴⁷⁾ Căndea, a. a. O. 44.
- ⁴⁸⁾ Brief vom 12. Oktober 1598. Hurmuzaki, a. a. O. VIII, 199. — Ueber die damalige Religionspolitik der Kurie vgl. Willibald Deutschländer, Michael der Tapfere. Ein Zeit- und Charakterbild aus der Geschichte Rumäniens. Wien 1879, 33.
- ⁴⁹⁾ Nachbildung dieser Karte bei Oskar Retolida, Johannes Honterus' ausgewählte Schriften, Wien und Hermannstadt, 1898, Anhang.
- ⁵⁰⁾ Friedrich Deutsch, Drei sächsische Geographen: ABSE. N. F. XV (1889), 610 ff.
- ⁵¹⁾ Karl Kurt Klein, Der Humanist und Reformator Johannes Honter. Hermannstadt und München 1935, 74.
- ⁵²⁾ Karl Kurt Klein, Der Humanist, 81.
- ⁵³⁾ Eintragungen in dem Ordinationsbuch.
- ⁵⁴⁾ Fragmente aus des Oberstleutnants Friedrich Schwarz von Springfels Beschreibung der österreichischen Walachen (Ungarisches Magazin Band 3 Preßburg 1793, S. 201).
- ⁵⁵⁾ Le relatione universali di Giovanni Botero Benese Venetia 1597 Teil III S. 95. Emil Fischer, die Kulturarbeit, weist auf diese Stelle mit dem Zitat hin: Giovanni Boiero Relazioni universali Venezia 1600 Band 3 S. 65.
- ⁵⁶⁾ Abgedruckt bei Nikolaus Jorga, Studii si documente, Band II, Bukarest 1901. S. 416. Jorga datiert diesen keine Jahreszahl tragenden Bericht vor 1600.
- ⁵⁷⁾ Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt, Band IV, S. 101. Laut Angabe des Wolkendorfer Pfarramtes, die jedoch nicht auf gleichzeitigen Eintragungen beruht, da alle Aufzeichnungen im Jahre 1611 bei einer Erstürmung zu Grunde gingen, ist Christian Roth, alias Christian Ruffinus schon 1586 nach Wolkendorf gegangen und hat hier bis zu seinem 1591 erfolgten Tode gewirkt.
- ⁵⁸⁾ Eintragung in dem Ordinationsbuch.
- ⁵⁹⁾ Voyage fait par moy, Pierre Lescalopier, Parisien, l'an 1574 de Venise à Constantinople: Revue d'histoire diplomatique XXXV (1921), 21 ff. Vgl. auch meine Notiz: Hat es in Bukarest während des 16. Jahrhunderts eine evangelische Gemeinde und Kirche gegeben?: Sieb. Wjchr. 1934, 311 f.

Hans Ungnad, Freiherr von Sonneck, als Förderer reformatorischer Bestrebungen bei den Südslawen.

Von Bernhard Hans Zimmermann (Wien).

Lange schon ist die Forschung auf die Bestrebungen aufmerksam, die Hans III. von Ungnad zur Förderung des Protestantismus unter den Südslawen gemacht hat. Eine zusammenfassende Würdigung dessen, was Hans v. Ungnad auf diesem Gebiete geleistet hat, ist jedoch noch nicht gegeben worden. Auch hier wird dieser wichtige Gegenstand nicht erschöpfend behandelt, doch soll einem weiteren Kreise gezeigt werden, in welcher Linie sich die künftige Forschung zu bewegen hat, die den Anteil Ungnads an der Verbreitung der Reformation unter den Südslawen klarstellen will.

Hans III. von Ungnad entstammte einem uralten fränkischen Geschlecht, das schon im 10. Jhrdt. bezeugt ist. Die Herren Ungnad nannten sich damals Weißenwolf. Der Großvater Hans III., Hans I., war nach dem Zeugnis des Aneas Sylvius der einflußreichste Mann am kaiserlichen Hofe Friedrichs III. zu Graz. Er wurde 1462 in den Freiherrnstand erhoben und mit der Herrschaft Sonneck im Jauntale in Kärnten belehnt. Sein Enkel wurde am 19. November 1493 in der Steiermark geboren.¹⁾ Er war der älteste von 6 Kindern seines Vaters Hans II., eines kaiserlichen Kämmerers. Am Hofe Maximilians I. kam Hans III. mit Ferdinand I. in enge Berührung. Dieser machte ihn später auch zu seinem obersten Führschneider. Bereits in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre des Reformationsäculums tritt er auf den Schauplatz politischen Handelns, und zwar als Hauptmann und Bizedom der Grafschaft Cilli. Von dieser Stellung aus steigt er im Verlauf der Jahre zu einer Reihe bedeutender Ämter auf. So wird er 1535 Landeshauptmann der Steiermark, bald darauf Statthalter der niederösterreichischen Lande, 1540 Generalcapitän der fünf niederösterreichischen, windischen und kroatischen Lande. In all diesen Ämtern hat er zeitgenössischen Urteilen zufolge ebenso auf diplomatisch-politischem Gebiete wie als Militär im Kampf wider die Türken sich große Verdienste erworben. Für diese dem Vaterland und Herrscherhaus geleisteten Dienste wurde ihm sowie seinen Nachkommen von Ferdinand I. kurz vor dem Scheiden aus dem Amt eines obersten Feldhauptmannes die Gespannschaft Warasdin verliehen.

Mit den Ideen der Reformation scheint er bald vertraut geworden zu sein. Es ist dies spätestens 1530 geschehen, in welchem Jahre wir ihn als Teilnehmer am historisch gewordenen Augsburger Reichstag finden. Er gehörte mit Hans v. Weißpriach²⁾ und dem Truchseß Siegmund Ludwig zu jenem Kreis von österreichischen Adelligen, die auf dem Ausschußtage der niederösterreichischen Lande zu Prag am 13. November 1541 dem Landes-

herrn Ferdinand I. eine Bittschrift überreichten, in der der innige Wunsch der Landschaft ausgedrückt ist, daß das heilige Evangelium nach rechtem christlichen Verstand und die Rechtfertigungslehre verbreitet sowie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgeteilt werden möge. Doch die Antwort, die Ferdinand auf diese aus der Feder von Luthers Mitarbeiter Justus Jonas geflossene Bittschrift gab, entsprach ganz und gar nicht den Erwartungen der Stände. Über Ungnads eigene Einstellung erfahren wir aus einer hiezu verfaßten Schlußrede, daß ihm schon damals der Katholizismus als „Abgötterei“ erschien.³⁾

Da Ferdinand I. auf Grund des Prinzips cuius regio eius religio nicht gewillt war, den Protestanten in seinen Landen Zugeständnisse zu machen, deren eifriger Förderer Ungnad gewesen ist⁴⁾, sah er sich gezwungen, seine Stelle als Landeshauptmann im Jahre 1556 aufzugeben. Nachdem er seine Güter an seine älteren Söhne⁵⁾ verteilt hatte, zog er zunächst nach Sachsen, dann nach Württemberg. Wie schon Steinwenter hervorhebt, mag die Auswanderung Hans v. Ungnads dem Kaiser recht willkommen gewesen sein. Als das anerkannte Haupt des Luthertums in Innenösterreich⁶⁾ hätte er nämlich bei seinem starken Anhang und Einfluß diesseits sowohl wie auch jenseits der Leitha dem Herrscherhaus gar leicht gefährlich werden können. Solcher Sorgen wurde Ferdinand durch das freiwillige Exil Ungnads enthoben. Wenn sich hiedurch die Beziehungen zu Ferdinand I. gelockert haben, so blieb Ungnad doch mit dessen Sohn Maximilian II. auch weiterhin in Verbindung, wie wir das aus einem ziemlich regen Briefverkehr beider wissen.⁷⁾ Der Entschluß, allein um des Glaubens willen, freiwillig das Vaterland zu verlassen, erregte gerade deshalb besonderes Aufsehen, weil Ungnad persönlich wohl kaum Böses zu fürchten gehabt hätte.⁸⁾ Allerdings fand der Freiherr in der Hochburg der Reformation, wohin es ihn zunächst zog, zuviel von der bekannten „rabies theologorum“ vor, um sich dort auf die Dauer wohlfühlen, so sehr ihn der Umgang mit Männern wie Melancthon, Georg Major u. a. auch zugesagt haben mag⁹⁾ Er, der Kriegermann, wünschte nichts sehnlicher als den Frieden unter den Wortführern der reformatorischen Bewegung. Bezeichnend ist für ihn auch die Stelle eines Briefes, den Matthias Flazius Illyricus an Nikolaus Gallus richtete. In diesem vom 6. Januar 1557 an den Regensburger Superintendenten gesandten Schreiben heißt es nämlich in Bezug auf Ungnad, der sich damals gerade für die Schlichtung des Streites einsetzte, der wegen des Augsburger Interims entstanden war: „Ugnadius nunc Dresnae cum Volf. tuo¹⁰⁾ de pace adiaphoristica agit, ut res vel ad articulos vel ad iudicium deducatur.“¹¹⁾

Aus Sachsen, woher Ungnad 1555 sich die zweite Frau geholt hatte,¹²⁾ wandte er sich nach Urach. Mit Herzog Christoph scheinen ihn schon

lange allerlei Beziehungen verbunden zu haben, denn während seiner steirischen Landeshauptmannschaft weilte der junge Herzog fern von der Heimat in Leoben im unfreiwilligen Exil.¹³⁾ Herzog Christoph, der bekanntlich einer der eifrigsten Förderer der Reformation unter den deutschen Fürsten war, bestellte Ungnad, nachdem dieser die Heimat des Glaubens willen verlassen hatte, 1557 zu einem seiner Räte mit einem Gehalt von 500 Gulden und ließ ihm die Wahl, unter fünf Orten seines Landes einen Wohnsitz zu suchen. Hans v. Ungnad entschied sich für das sogenannte „Rappenhau“ oder den Mönchshof in Urach.¹⁴⁾ Es war dies ein Bau, der vier Jahrzehnte lang (1477—1517) durch Brüder vom gemeinsamen Leben bewohnt worden war und bis zur Einführung der Reformation zwei Jahrzehnte hindurch Weltgeistlichen als Behausung gedient hatte.¹⁵⁾

In diesem recht weiträumigen Bau, der in seiner Zeit als „Rappenhau“¹⁶⁾ hauptsächlich von Nordwestdeutschen bewohnt wurde, ließ sich der Freiherr entweder noch 1558 oder 1559 nieder. Die Stadt Urach selbst war damals zwar schon von ihrer einstigen Bedeutung der ersten Stadt und Residenz neben Stuttgart herabgesunken, doch galt sie immerhin noch als eine der wichtigeren Orte des Schwabenlandes. Die Einwohnerschaft war zu jener Zeit bereits mit großem Eifer der Reformation zugeneigt.¹⁷⁾ Zweifellos dürfte sie daher diesen neuen Mitbürger, durch den auch allerlei vornehmer Verkehr in ihre Mauern kam, nur freudig begrüßt haben, zumal später, als durch die Aufnahme des Druckunternehmens für die Südslawen gar manches schöne Stück Geld in die Stadt gekommen ist. Obwohl Ungnad bei seiner Niederlassung in Urach kaum daran gedacht haben mag, so war es doch nicht völlig bedeutungslos, daß er sich gerade in dieser Stadt eine neue Heimat suchte, wo seit 1477 eine Papiermühle stand, die älteste im ganzen Schwabenland. Sie wurde vom Grafen Eberhard im Bart erbaut, weil die Gebrüder vom gemeinsamen Leben ihren Unterhalt durch Abschreiben von Büchern und Handschriften, nicht aber durch Bettel verdienen wollten. Auch mag man es als symbolisch ansehen, daß Konrad Fyner von Gerhausen, der als erster sogar Hebräisch druckte, in Urach von 1479—1483 tätig war.¹⁸⁾ Daß der Freiherr v. Ungnad seine Heimat verließ, ist mit auf die Angriffe zurückzuführen, die der Laibacher Bischof Urban Textor gegen ihn gerichtet hatte, der ihr bei Ferdinand I. als Erzkleriker verdächtigte.¹⁹⁾ Nun sollten es gerade auch solche Männer sein, die dem reformationsfeindlichen Eifer des Laibacher Bischofs zum Opfer gefallen waren, die zu den bedeutendsten Förderern des slawischen Bucherdruckes und der Reformation unter ihren südslawischen Vandsleuten geworden sind, und zwar Dank der Unterstützung, welche ihnen von Seiten des Freiherrn zuteil geworden ist. Diese beiden Exulanten, mit deren Namen ebenso wie mit Ungnads der slawische Bucher-

druck engstens verbunden ist, sind Primus Truber, der „Luther der Slowenen“, und Stephan Consul Isterreicher.²⁰⁾

Truber befand sich zu der Zeit, als Ungnad in Urach Wohnung nahm, bereits seit mehreren Jahren (1553) in Rempten. Schon 1550 waren von ihm unter fingierten Namen des Verfassers, Druckers und Druckortes in Tübingen ein Katechismus und ein Abecedarium in slowenischer Sprache mit deutschen Lettern erschienen. Auf Anregung des P.P. Bergerius setzte Truber 1555 seine Bemühungen fort, deren Ziel es war, seinem Volk die Ideen der Reformation auf dem Wege der Druckschrift nahezubringen. 1577 erschien das Neue Testament I (Evangelien und Apostelgeschichte) und 1558 eine Postille. Seit Ende 1557 begann Stephan Consul Trubers slowenische Schriften (es war von ihm auch schon ein Katechismus erschienen) ins Kroatische zu übersetzen. Mit der von ihm gefertigten Teilübersetzung des Neuen Testaments machte sich Consul im Sommer von Regensburg aus nach Unterfrain auf, um sie dort in Möttling einem Kreis reformationsfreundlicher Männer, die des Kroatischen mächtig waren, vorzulegen. Die Begutachtung von Seiten dieser „Philologenkonferenz“ fiel günstig aus. Dem Consul wurde bestätigt, daß seine Uebersetzung geeignet sei, beim Volk Eingang zu finden, da sie sich „auch zu vleiß an diße landsart versuegt“. Man hoffte sogar, durch diese Uebersetzung, an die Türken heranzukommen und sie dadurch für Christus zu gewinnen.²¹⁾

Auf die Frage, wie Consul mit Hans v. Ungnad in Verbindung kam, gibt ein undatiertes, aber gewiß aus dem Jahr 1559 stammendes Schreiben Auskunft, das „einige Prediger und Beamte in Ober Crain an Herrn Hansen Ungnad erlassen haben“. In diesem Schreiben wird kurz über Consuls Person Auskunft gegeben, das Ergebnis jener „Philologenkonferenz“ mitgeteilt und der Hoffnung Ausdruck verliehen, Truber möge durch Ungnads Vermittlung nahe einer Druckerei eine Pfründe vom Herzog Christoph verliehen werden, „damit er Herrn Steffan und noch zween kroatische Priester neben ihme halten, und dieser Translation aufwerten möge.“²²⁾

Durch Trubers Vermittlung²³⁾ kam Consul mit Ungnad in persönliche Berührung. Die erste Begegnung beider fand im November 1560 in Blaubeuren statt.²⁴⁾ Das Ergebnis der Bekanntschaft beider Männer war, daß der Freiherr an Consuls Plänen großes Interesse fand und ihn sofort für das in Aussicht genommene Druckunternehmen verpflichtete. Der Freiherr fand sich auch gleich bereit, für die Bezahlung von Außenständen der Kosten aufzukommen, die der Schnitt der zum Druck notwendigen Punzen verursacht hatte. Es war dies eine Summe von 66 Fl. 5 Pfazen.²⁵⁾ Weder Consul²⁶⁾, noch der Freiherr dürfte damals eine genaue Vorstellung davon gehabt haben, wie sehr die Ausgaben für das geplante Unternehmen sich

im Laufe der Zeit steigern würden. Doch Hans v. Ungnad, der selber das allermeiste zu diesem Werk beitrug, verstand es auch, entsprechende Hilfsquellen zu erschließen. Zuerst wandte er sich in einem Schreiben vom 27. 1. 1561 an die Verordneten von Krain, denen naturgemäß die Beförderung der Verbreitung reformatorischer Schriften besonders naheliegen mußte. Jobst von Gallenberg, der damals (von 1558—1566) Landesverweser von Krain war, versprach dem Freiherrn auch, bei der Landschaft das Ansuchen um finanzielle Unterstützung befürworten zu wollen.²⁷⁾

Die Beziehungen zu König Maximilian von Böhmen benützend finden wir im April (12.) 1561 den Freiherrn von Urach aus darauf gerichtet, des Herrschers Anteilnahme am Druckunternehmen zu gewinnen. Er übersendet dem König den soeben aus der Tübinger Presse gekommenen kleinen kroatischen Katechismus Luthers, welchem Truber ein deutsches Vorwort beigelegt hatte, das eine Dedizierung dieser Übersetzung an den König darstellt. Höchstwahrscheinlich dürfte diese Dedikation an Maximilian auf den Wunsch Ungnads zurückgehen, der den König bittet, die Widmung des Katechismus anzunehmen, ferner nach einer Prüfung des Katechismus durch Sachverständige dem Herzog Christoph mitteilen zu lassen, „ob diser chroatischer getrudhter catechismus im buchstaben verstandig vnnnd auf den chrobotischen verstand wol gelesen khund werden.“ Im zutreffenden Falle „wirt man mit den anderen christlichen buechern zutrucken wie vorgemelt auch fortfahren.“²⁸⁾

Aus dem obigen Schreiben Ungnads geht u. a. hervor, daß er mit Nürnberger Ratskreisen bereits Verbindung hatte, die ihm bei dem Werk auch dadurch zur Seite standen, daß sie „zween maister, ainen puntzer-schneider vnd gießer von stund an zuschickhen wollen.“^{28a)} Natürlich versäumte es der Freiherr nicht, den König um finanzielle Hilfe anzugehen. Maximilian, der von dem Vorhaben Ungnads sowohl durch Primus Truber wie durch Scalichius²⁹⁾ informiert gewesen ist, antwortet Ungnad sozusagen postwendend. Am 5. Mai bedankt er sich für den ihm zugekommenen kroatischen Druck und ermuntert den Freiherrn, sich dieses Unternehmens, an dem er, der König, Wohlgefallen finde, „hinfürtter gleicherweise getreulich beuolchen vnnnd angelegen sein“ zu lassen. Da der König solchermaßen Interesse an dem von Ungnad betriebenen Werk findet, bekundet er sein Wohlwollen dadurch, daß er als erste Rate „zu hannden Ambrosien Frölichs allhie vierhundert gulden rheinisch erlegen vnd oberantworten“ läßt, ferner verspricht, auch in Zukunft es an seiner Unterstützung nicht fehlen zu lassen.³¹⁾ Bemerkenswert ist an Maximilians Schreiben auch die religiöse Note. Durch das Ungnadsche Unternehmen soll die Ehre des Allerhöchsten „zw zeitlicher vnnnd ewiger wolfardt der armen vnwissenden befördert vnnnd außgebreit werden“.

Obwohl wir in den zwischen König Maximilian und Hans v. Ungnad gewechselten Briefen keine Spur davon finden, dürfte es doch zutreffen, daß die Unterstützung, die das Werk des slowischen Bücherdruckes durch Maximilian II. fand,^{31a)} auch auf die Fürsprache des bekannten Wiener Gelehrten Georg Tanner zurückgeht, der als einer der „*instauratores iurisprudentiae*“ des 16. Jh. gilt. In einer dem Freiherrn gelegten Rechnung, die Ambrosius Frölich erstattete, findet sich nämlich eine diesbezügliche Eintragung, die Tanner als Fürsprecher in der Angelegenheit der Förderung des slowischen Bücherdruckes bei König Maximilian erweist.³²⁾

Ebenfalls im Mai 1561 ergeht an Ungnad ein Schreiben von dem Landesverweser in Krain, der verspricht, durch Sachverständige die kroatischen Druckwerke, welche ihm von Seiten des Freiherrn zugehen, prüfen und ihnen „alle guette befürderung thuen“ zu lassen.³³⁾ Am gleichen Tage (19. Mai) schreibt auch Mathias Alombner an Ungnad. Er macht die Mitteilung, daß „der kroatisch druck . . . gerecht vnd guet“ sei. Der Verschleiß der Bücher läßt allerdings zu wünschen übrig, die meisten Exemplare habe er verschenkt. Alombner, der einer der eifrigsten Beförderer des Protestantismus in Krain gewesen ist, weiß in diesem Briefe neben anderen Dingen davon zu berichten, daß man anfänglich „mit den puechern an mer ort fliehen“ mußte. In dem Postscriptum heißt es: „Auf Salzburg ist der straß puecherhalb nit am sichristen. Der hezig pischof wuet, An der Khrembspruckhen offnet man alles, darum ist es am pesten al auf Wienn, auf Villach vnd Pethaw zuschickhen.“ Auch teilt Alombner mit, daß er ein Exemplar des kroatischen Katechismus nach Venedig sandte, um in einer dortigen Druckerei zu erfahren, „wass sy von disen druck halten.“ Er meint: „E. g. wird pefinden, sy werden per contraband nachdruckhen vnd ganz Dalmatien anfüllen. Das ist guet, wir pegern khains gwinß, sonder das gottes eer außprait werd . . .“³⁴⁾ Diese Prophezeiung erfüllte sich zwar nicht, sie zeigt aber den Optimismus und Glaubenseifer Alombners. Daß die Kärntner 100 Taler zu den Unkosten des Druckwerkes beisteuerten,³⁵⁾ auch die Steiermärker ihre Unterstützung in Aussicht stellten, wie das Alombner's Briefwechsel mit Ungnad verrät, mag den Freiherrn angespornt haben, sich auch in weiteren Kreisen um Beihilfe für das slowische Druckunternehmen umzusehen.

Als ein Mann, dessen Name durch eine Anzahl Verdienste für das Herrscherhaus der Habsburger weithin bekannt war, um dessen Eifer für das Werk der Reformation man aber ebensosehr wußte, konnte er es ohne weiteres wagen, selbst an die Höchststehenden seiner Zeitgenossen heranzutreten.^{35a)} Er setzte mit Datum vom 14. September 1561 ein Sendschreiben auf, das er an die deutschen Kurfürsten und Fürsten richtete. In diesem Dokument wird ausführlich dargetan, welcher Art der religiöse Zustand der

Südflawen ist, es wird auf das Druckunternehmen eingegangen und der Plan geschildert, die Heilige Schrift samt wichtigen Werken der Reformation in slawischer Übersetzung mit kyrillischen und glagolischen Lettern zu drucken. Da slawische Bücher in solcher Schrift, „welche durch die Thürkei bis geen Constantinopel geth“, am ganzen Balkan Verbreitung finden können, meint der Freiherr „das also verhoffentlich die raine lehr göttliches worts werde dardurch auch in die Thürken gebracht werden mügen vnnnd sich ansehen last auch zu dem almechtigen gott verhoffennlich, als wölle der gnedige gott durch dis mittl vnnnd auf dise weiß den Thirkken mit dem schwerdt seiner almechtigen sterckh schlagen, gleich wie er durch den seligen d. Martinum Lutherum das ganz habstumb entdedht vnd geschlagen hat, vnnnd also gott der herr für sein liebe christenheit streiten vnnnd sein reich vnnnder denselben völdhern widerumb aufrichten wölle.“³⁶⁾ Um die Fürsten spendewillig zu machen, weist Ungnad darauf hin, was alles Herzog Christoph von Württemberg auf Grund seiner Fürsprache in dieser Angelegenheit getan, ferner, daß der König von Böhmen, Maximilian II., „schon ein gnedigiste hilff zu diesem werkh“ gewährte. Zur Bezeugung des Interesses, das Maximilian an dem Unternehmen hat, legt Ungnad seinem Sendschreiben an die Fürsten Maximilians erwähnten Brief vom 5. Mai 1561 abschriftlich bei, während das Original der Überbringer des Sendschreibens Hans Hoffmann, Ungnads „diener vnnnd stolmeister“ mit sich führte und auf Wunsch vorzeigte.

Der Stallmeister Hans Hoffmann lehrte mit Ehrenexemplaren der bereits gedruckten slawischen Schriften und der Bitte um eine „christliche Beysteuer“ bei fast allen evangelischen Fürstlichkeiten ein. Sein Weg führte ihn an die Höfe der Landesherren von Cassel, Weimar, Bernburg, Dessau, Torgau, Köln an der Spree (=Berlin), Cüstrin, Stettin und Königsberg in Preußen. Diese Kollektentreisen, die rund 4 Monate in Anspruch nahmen, machten das von Ungnad in Gang gesetzte Druckunternehmen an all den genannten Fürstenhöfen bekannt. Außerdem brachten sie eine finanzielle Beihilfe von 242 Talern, 100 Gulden meisniß, 200 Gulden Groschen und 100 Gulden. Einige der Fürsten sahen sich nicht in der Lage, gegenwärtig zu dem Werk beizusteuern, andere gaben einen kleinen Betrag, den sie jedoch durch weitere Spenden zu erhöhen versprachen, alle aber bezeugten ihre Teilnahme an dem Werk und wünschten ihm einen guten Fortgang. Die an Ungnad ergangenen Antworten der Fürsten sind von nicht geringem Wert für die damalige Zeitgeschichte. Vor allem der Reformationshistoriker kann aus ihnen schöpfen.

Von diesen an Ungnad ergangenen Antworten³⁷⁾ seien nur zwei hervorgehoben. Das Schreiben Philipps, des Landgrafen von Hessen, der 200 Taler für das Druckunternehmen gab und in Aussicht stellte, für den Fall, daß sich die anderen Fürsten mit entsprechender Hilfe einstellen, auch ferner sich die Sache des Bücherdruckes für die Südslawen angelegen sein zu lassen. Dem recht ausführlichen Briefe des Landgrafen, der bekanntlich religionspolitisch ganz stark interessiert war, entnehmen wir u. a., daß er in Ungnad einen Mann gesehen hat, der es verdient, über wichtige Fragen auch der deutschen Fürstenhäuser und ihre Verhältnisse untereinander am Laufenden gehalten zu werden.³⁸⁾

Der Kurfürst August von Sachsen schreibt dem Freiherrn am 7. Jänner 1562 von Torgau mit Bezug auf dessen Unterstützungsgesuch, daß er zu dem Werke 200 Gulden in Groschen in Leipzig anweisen lasse, doch begehrt er: „ir wollet mit vleiß anhalten, daß die biblia vnd doctor Lutheri haußpostil vnd nit etwa deß rottengeists Illirici tractetlein vnnnd schwermerci förderlichst möcht inn berurten sprachen vnuerfelscht gedruckt vnnnd gefertigt werdenn.“ Ferner spricht der Kurfürst den Wunsch aus, „was für bücher inn sollichen sprachen ausgehen, davon wollen vnns idesmals ein exemplar in vnser hof libere zuschicken.“³⁹⁾ Wenn ersteres Verlangen des sächsischen Kurfürsten mit Rücksicht auf die Reinerhaltung der Lutherischen Lehre erklärbar ist, so entspringt das zweite Verlangen gewiß weniger dem Zensureifer⁴⁰⁾ der den Kurfürsten beratenden Theologen als vielmehr dem Wunsch, die kurfürstliche Hofbibliothek zu vervollkommen.⁴¹⁾ Freilich, daß die Tübingen-Urachser slawischen Druck-erzeugnisse einst großen Seltenheitswert erhalten werden, wird man damals kaum geahnt haben.

Der von den evangelischen Fürsten gewährte Zuschuß zu dem südslawischen Druckunternehmen war in der Tat zur Aufrechterhaltung und Weiterführung des Werkes sehr notwendig. Es verschlang nämlich von Tag zu Tag Summen, die für jene Zeit gewiß ansehnlich genug sind. Wäre Ungnad nicht so mit Leib und Seele dahinter gewesen, das Unternehmen, das immer neue Mittel forderte, selbst aber nur ganz geringen bezahlten Absatz für seine Erzeugnisse fand, hätte aus kaufmännisch-rechnerischen Gründen niemals bestehen können. So aber konnte durch die nicht hoch genug zu rühmende Freigebigkeit Hans v. Ungnads, dem dies Werk über alles teuer war, der Druck mit erhöhtem Eifer fortgesetzt werden. Immer mehr wurde auch der Druck, der bis 1561 hauptsächlich in Tübingen geschah, nach Urach verlegt. Zum obersten Leiter des Unternehmens, das von Oktober 1561 an mit 2 Pressen arbeitete,^{41a)} wurde Stephan Consul

bestellt, der auch durch fleißigste Übersetzungsarbeit hervorragte. Er verstand es ersichtlich, mit Tatkraft und Geschicklichkeit seinen Mann in der Sache zu stellen, für die er im Auftrage Ungnads unermüdlich tätig und besonders viel auf Reisen unterwegs gewesen ist. Zu dem Meister Paul Feringer in Tübingen, der gelegentlich als Bleigießer für das Uracher Unternehmen arbeitete,⁴²⁾ gesellten sich im Herbst 1561 Simon Auer und Johann Hartwach, um in Urach die Einrichtung der Druckerei zu fördern und selbst auch als Drucker tätig zu sein. Wie sehr sich der Freiherr, der ja nicht allein mit dem südslawischen Buchdruck beschäftigt war, um diese Angelegenheit immer wieder kümmerte, verrät auch folgende Notiz: „Als die benannt Meister noch nit thomen wöllen, hat herr Hanns Ungnad ein eigen Reits knecht nach Inen geschickt, der hat sy mit einem Karreman gepraecht, sy auch vnderwegen verzert⁴³⁾, vnd Außgen Laut seiner Rantung hiebei No. 2 . . . 14 Fl. 1 Paßen 10 Kreutzer“.⁴⁴⁾ Als man die Druckerpresse von Tübingen nach Urach gebracht hatte, sorgte Ungnad dafür, daß die Drucker auch entsprechend untergebracht wurden. Da infolge genügend vorhandener Manuskripte⁴⁵⁾ die Druckerei in den beiden ersten Jahren ihres Bestandes die Tendenz nach Erweiterung zeigte, bemühte sich Hans v. Ungnad bei Herzog Christoph um Überlassung weiterer entsprechender Räumlichkeiten. Herzog Christoph gab auf Ungnads Ansuchen am 9. September 1562 Bescheid. Darin wird betont, daß die kroatischen Dolmetscher sich noch einige Zeit gedulden mögen, bis ihnen der Herzog weitere Gelegenheit schaffe, doch könne er den Stiftskeller und das Landhaus nicht abgeben. Wie sehr sich auch Herzog Christoph dieses Werkes annahm, ist daraus ersichtlich, daß bereits im Oktober desselben Jahres in dieser Angelegenheit ein herzogliches Dekret erging. Der Vogt und geistliche Verwalter in Urach wurden angewiesen, daß sie dem Freiherrn einen Teil des Kellers unter dem Marstall übergeben und in der Nähe des Stiftshauses nach einer weiteren bequemen Wohnung und Gelaß für die kroatischen Dolmetscher sich umsehen sollen.⁴⁶⁾ Ungnads Teilnahme an dem Werk der slawischen Übersetzungen und ihres Druckes erstreckte sich auf alles, was mit diesem Unternehmen nur irgendwie zusammenhing. Von den sehr zahlreichen Rechnungsbelegen, die sich auf das Uracher Druckunternehmen beziehen und in 4 großen Fassikeln im Besitz der Universität Tübingen sind, findet sich fast auf jedem einzelnen ein Vermerk, der bezeugt, daß auch dieser Beleg durch die Hände des Freiherrn ging. Das ist selbst bei ganz kleinen Beträgen der Fall.^{46a)} Da ihm zur Bestreitung der Auslagen von fremder Seite Geld anvertraut worden war, nahm er es eben auch mit der geringsten Summe genau. Allerdings mit dem, was er selber zur Förderung des Werkes beisteuerte, durch welches den Südslawen das Licht der reformatorischen Lehre gebracht werden sollte, war er alles andere als

kleinlich. So hat er dem Werk, das im Jahre 1561 zu seinem Betrieb 3109 Gulden in Anspruch nahm, einen Vorschuß von 1078 Gulden gegeben. Im Rechnungsjahr 1562 streckte er abermals 1822 Gulden vor. In der ersten der großen Rechnungslegungen, der wir obige Daten entnehmen, wird von dem Verfertiger⁴⁷⁾ der „Raittung von dem Empfang vnd Außgaben des windischen Crobatischen vnd Cirulischen Truchhs von den Zwanen Jarn 1561, bis Georgi des 62., 1562 bis Georgi des 63.“⁴⁸⁾ außerdem auch noch folgende Feststellung gemacht, die die wahrhaft großzügige Generosität des Freiherrn ins rechte Licht zu rücken vermag: „Holz, Lichter, Lagerstatt vnnnd dergleichen, so herr hans Vngnad etc. auch geraicht auch das die Personen, welche heraus zu dem werckh vnd hinein geschickt worden auf seiner gnaden schlossern Inn Kärndten vill Zeit vnd oftmals auff dem Vncosten mit Tzen Personen vnd rossen gelegen, wirdt nit angeschlagen noch eingestellt.“

Ebenso aufschlußreich ist das „Verzeichnus, welche vnd wieviel Personen der wolgeborn herr herr Hans Vngnad Frenherr zue Sonegg bey dem Christlichen werck deß windischen Crobatischen vnd Cirulischen truchhs Inn seiner behausung zu Brach mit speiß vnd trandh vnnnder halten, vnd was für Costen darauß gangen.“ Der Freiherr berechnete keinen Pfennig für Wohnung, Beleuchtung und Beheizung, für alles andere aber, das er den am südslawischen Druckunternehmen beschäftigten Personen⁴⁹⁾ bot, wurde pro Mann und Woche 1 Gulden 60 Kreuzer in Anschlag gebracht. Bezüglich dieser insgesamt 472 Gulden 3 Bagen ausmachenden Rechnung, die von Vngnad, Dalmata und Consul unterfertigt ist, heißt es: „Doch will der h. Vngnad solchs zue Erkhandtnuß der h. fürstlichen Commissarien gestellt haben ob das zuvil oder zu wenig, aber wenn mans genau wolt außreiten, wie dieser Zeit alle ding so teur vnd wz (was) anndere, die Burgersleuth, von einer Person wochenlich nemen wollen, vnd wie der herr Vngnad etc. gegen denselben zurechnen gespeist vnd trendht hatte woll mit guetter gwissen ein mehreres jha ain doppeltes geseht werden mügen. Inn ansehung deß, das der herr Vngnad noch der Zeit nit begert, solch Vncostens bezahlt zu werden, wie dann auch von der bishero geraichten hilf, nit souil fürhanden, sonnder allein da gott die gnad geb, das die bücher versilbert, vnd es füeglich one Verhinderung des Werckhs geschehen kündt.“⁵⁰⁾

So wenig den Freiherrn etwas anderes als Glaubenseifer bewog, die Schriften der Reformatoren unter den Südslawen verbreiten zu helfen, so mußte er doch um dieses Zieles willen auch darauf bedacht sein, die Uracher Druckerzeugnisse, wenn möglich „versilbern“ zu können. Daß die leitenden Prinzipien für die Verbreitung keinesfalls der Geschäftsgewinn, sondern allein der Wille, die Reformation zu fördern, und der Dienst am

Gotteswort waren, das bezeugt nicht nur der bedeutsame materielle Aufwand, den Ungnad machte. Wir haben außer diesem Tatzeugnis briefliche Äußerungen aus seiner Feder, worin er sich eindeutig dahin ausspricht, daß man um der guten Sache willen, auch davor nicht zurückscheuen dürfe, die Bücher zu verschenken.⁵¹⁾ Kulturgeschichtlich von nicht geringem Interesse ist die Begründung, die er der Tatsache gibt, daß man genötigt sei, zur Förderung der Reformation unter den Südslawen die Erzeugnisse des Uracher Unternehmens so billig wie möglich abzugeben, bezw. sie sogar zu verschenken.⁵²⁾

Wie wir aus den Rechnungslegungen des Uracher Unternehmens sehen, erhielten eine ganze Reihe von Fürsten und Städten Freiemplare der südslawischen Übersetzungen und zwar meistens in sehr kostbaren Einbänden. Auch die Universität Wittenberg wurde fast regelmäßig mit einem Ehrenexemplar bedacht, ebenso der Superintendent von Regensburg Nikolaus Gallus. Diese Maßregel Ungnads dürfte auf dem Wunsch zurückzuführen sein, die Anteilnahme an dem Werk bei diesen so einflußreichen Herren und Städten wachzuhalten und auf solche Weise zu neuen Unterstützungen zu gelangen, da man ja hoffen durfte, daß dieser Wink mit dem Zaunpfahl verstanden werde. Ein geeignetes Mittel, die Aufmerksamkeit der Fürsten auch weiterhin auf das südslawische Druckunternehmen zu lenken, erblickte der Freiherr darin, daß er einzelne Erzeugnisse der Uracher Presse namentlich dem einen oder anderen Fürsten widmen ließ. So ist, um nur einige Beispiele zu nennen, die aus dem Jahre 1562 stammende kyrillische Ausgabe der „*Loci communes*“ Melanchthons durch Truber mit einem deutschen Vorwort versehen (datiert vom 1. 3.), das an König Maximilian⁵³⁾ gerichtet ist. Die glagolische Ausgabe desselben Werkes enthält eine deutsche Vorrede an den Kurfürst August von Sachsen. Der I. Teil des kroatischen Neuen Testaments mit kyrillischen Buchstaben enthält eine deutsche Vorrede, die sich an Wolfgang „Pfalzgrafen bey Rhein“ wendet. Die Widmung geschieht, weil man des Pfalzgrafen „christlichen Opfer für die reine Lehre und deren Ausbreitung“ kenne. Die mit glagolischen Buchstaben gedruckte kroatische Ausgabe der *Confessio Augustana* hat eine deutsche Vorrede an Joh. Friedrich den Mittleren und Joh. Wilhelm Herzöge zu Sachsen, die kyrillische Ausgabe wieder ist dem Landgrafen Philipp von Hessen gewidmet. Die auf solche Art gewonnene Gunst der Fürsten mag für das Unternehmen nicht ohne Bedeutung gewesen sein; doch ersehen wir aus den Rechnungen, daß sie sich finanziell keineswegs in dem Maße ausgewirkt hat, wie das der Freiherr erhofft haben wird. Um das weitere nötige Kapital für den sich ständig vergrößernden und mit einem ansehnlichen Mitarbeiterstab^{53a)} versehenen Betrieb aufzutreiben, galt es neue Einnahmequellen zu erschließen. Der

Erlös der im Handel abgesetzten Erzeugnisse des Uracher Unternehmens war außerordentlich gering. Dies lag freilich keinesfalls daran, daß man sich nicht Mühe gegeben hätte, die Bücher an den Mann zu bringen. Trotz ihres verhältnismäßig geringen buchhändlerischen Preises⁵⁴⁾ fanden sich eben nur wenig Käufer. Selbstverständlich versäumte man es auch nicht, die Buchmessen zu besuchen und dort die Erzeugnisse der Ungnadischen Presse feilzubieten. So sandte Ungnad durch den Tübinger Buchbinder Georg Gruppenbacher, der mit zu den Männern gehörte, die das Binden der Uracher Drude besorgte⁵⁵⁾, eine Ladung Bücher auf die Frankfurter Messe, welche bekanntlich schon um 1500 „Mittelpunkt des deutschen, ja des europäischen Buchhandels“ geworden war.⁵⁶⁾ Da infolge der Nachwirkungen der Reformation die buchhändlerische Führerstellung Frankfurts im Bezug auf das Ausland nicht gelitten hatte, im Gegenteil sich sogar noch festigen konnte, ist es verständlich, daß Ungnad diesen so wichtigen Markt mit seinen Erzeugnissen beliefern wollte. Demzufolge finden wir Stephan Consul mehrere Male auf den Frankfurter Messen, wo er in Ungnads Auftrag im Dienste des Uracher Unternehmens tätig war. Es verzeichnen die von Consul geführten Rechnungsbücher, die eine höchst wertvolle Quelle zur Lebensgeschichte dieses um die südslawischen protestantischen Drude der Reformationszeit bedeutenden Mannes darstellen, im September 1563 einen einwöchigen Aufenthalt (9.—15. 9.). Im Verlaufe desselben besorgte er u. a. die Versendung eines Fasses kroatischer Bücher nach Leipzig, nahm einen Drudergefellen namens Hans Ludwig auf, der in den Rechnungen den Beinamen Siebenbürger trägt, was wohl die Bezeichnung seiner Herkunft sein wird. Auch kaufte Consul auf Befehl Ungnads 3 Alphabete, 2 lateinische und 1 deutsches für insgesamt 9 fl., da man ihrer in Urach benötigte.⁵⁷⁾ Gewiß wird er auch die Beziehungen zu den ausländischen Buchhändlern gepflogen haben, die sich dort eingefunden haben. Daß solche in Frankfurt geknüpften Beziehungen zu dem Uracher Unternehmen bestanden, wissen wir. Unter den Rechnungen der Tübinger Akten finden wir im III. Bd. nämlich auch folgende diesbezügliche Notiz: „Georg Grupenbacher hat Inn Frannthfurth einem Bennedischen Buechfuerer, Vincentio Valgrisio, geben er dern mehr vertreiben Ihundt 8 Expl.“⁵⁸⁾

Als einem der italienischen Sprache Kundigen muß es Consul ein Leichtes gewesen sein, mit den italienischen Buchhändlern in Verbindung zu treten. Schon 1561 hatte Klombner von Laibach aus dem Freiherrn von Ungnad vorgeschlagen, den Weg des Bücherverkaufes über Venedig zu beachten.⁵⁹⁾ Für Consul wird es aber keines besonderen Auftrages seines Herrn bedurft haben, anläßlich des Frankfurter Aufenthaltes, die durch Klombner angeregte Beziehung zu den Buchhändlern aus Italien nicht zu vergessen. Mit Venedig scheinen ihn ohnedies leider uns nicht mehr recht

klare Bande verknüpft zu haben. Angeblich soll seine Familie, die Consoli, venetianischen Ursprunges sein. Das ließe es auch erklärlich erscheinen, daß einer der allerersten, der dem Consul einen Beitrag zu dem geplanten Werk der Verbreitung der Reformation unter den Südslawen gab, ein Venetianer war.⁶⁰⁾ Der schon mehrfach erwähnte Seyrle in Laibach erhielt 1563 auf Consuls Weisung 15 Exemplare der italienischen Ausgabe der Confessio Augustana, wahrscheinlich um sie nach Italien oder in das Küstengebiet an der Adria, das ja zum großen Teil im Besitz der Venetianer gewesen ist, weiterzubefördern. Ob auf Grund der durch Consul in Frankfurt getätigten Verhandlungen, wissen wir nicht genau, immerhin aber ist uns bekannt, daß am 19. Oktober 1563 eine größere Probeseendung aller bis dahin erschienenen Uracher Druckerzeugnisse von Laibach nach Venedig abging. Der Empfänger dieser Sendung war ein gewisser Lucas Burl.^{60a)} Er erhielt diese Sendung auf dem Umwege über Fabian Kirchperger, landschaftlicher Kriegssekretär von Krain, den wir aus mehreren (5) an Ungnad in Sachen des südslawischen Bücherdruckes geschriebenen Briefen kennen.⁶¹⁾ Ihn hatte im Frühjahr 1562 die Landschaft beauftragt, „gegen gebürlicher ergeßlichkeit seiner bemühueng“ den Vertrieb der nach Laibach gesandten kroatischen Bücher zu übernehmen sowie über den Erlös getreue Rechenschaft zu legen.⁶²⁾

Die Verordneten von Krain, die teils aus wirklichem Interesse an der Sache, teils um ihres hochgeschätzten Freundes Ungnad willen, sich die Förderung der Reformation unter den Südslawen angelegen sein ließen, berichteten dem Freiherrn am 9. Dezember 1563 darüber, weshalb der Absatz jener ihrem Kriegssekretär anvertrauten Bücher sendungen so geringen materiellen Erfolg gebracht habe. Schuld daran sei die vom Türken verursachte Verwüstung Kroatiens und der windischen Lande, wodurch, wie der Freiherr selbst wohl wissen dürfte, alles verarmt ist: „Derhalben sich die buecher an denen ortten nicht so baldt wie in Teutschlandt vnd anndern besetzten reichern ortten verschließen lassen, aber mit der weyl vnnnd zeyt möchten dieselben, wann man deren gewon wirdt, haß abgehen.“

Dieses Schreiben der Verordneten Krains an Ungnad ist aber vor allem dadurch für uns bedeutungsvoll, daß in ihm erklärt wird, daß die Uracher Druckerzeugnisse in der Tat den Anforderungen, die man an sie stellen kann, genügen, indem es ja noch keine einheitliche kroatische Schriftsprache gibt. „Was aber das deutlich lesen solcher chrabbatischen buecher vnd buechstaben betrifft, befinden wir souil, nachdem die Oesterreicher, Dalmatiner, Chrabbaten, Wosjakhen, Bosnakhen inn irer sprach in terrenis vnder schidliche pronuntiation vnd aussprechen haben, vnnnd doch durch ain kurze gewonhait vnnnd fleißigs aufmerkhen ainander verstehen (wie dann in teutlicher nation faßt ain yedes lanndt sein vnnnder schidliche pronuntiation

vonnnd aussprechen bis auf die Sachsen vnnnd Niderlennder hat), also ist den Österreichern vnnnd derselben ainrainern solcher crabatisher truch leichter vnnnd deutlicher als den Bosiakhen und Chrabbaten vnnnd entgegen den Bosiakhen vnnnd Chrabbaten, die nicht wol geuebt seindt, denker zu lesen. Es ist aber vnnsers erachtens nur vnnb ain gewonhait zu thun, nachdem wir glaublich erfragt haben, das etlich crabbatische phaffen kaumb ir bräuiarium nach dem alltvätterischem truch, wie man in zum ersten für gepuchstabt hat, lesen thonnen.“⁶³⁾

Wir haben diesen Passus des Schreibens der krainischen Verordneten deshalb ausführlich zitiert, weil er sozusagen eine amtliche Beglaubigung⁶⁴⁾ der Uracher Druckerzeugnisse darstellt, um deren sprachliche und orthographische Richtigkeit aus Gründen, die vielfach im persönlichen Zwist Trubers mit Consul und Alombner wurzeln, ein erbitterter Streit ausgebrochen war, der dem Freiherrn viel Kummer, aber auch ebenso viel Hin- und Wider-Korrespondierens^{64a)} verursacht hat, das dazu angetan war, ihm die Lust an dem ganzen Werk rauben zu können. Glücklicherweise war das doch nicht der Fall, sodaß Ungnad diese ihm nach seinem Rücktritt von allen öffentlichen Ämtern im engeren Vaterland Österreich erwachsene Lebensaufgabe nunmehr nach wie vor eifrig, ja sogar mit wachsender Freude und Energie weiter betrieb.

Wenn auch der Verkauf der Uracher Presseerzeugnisse sehr zu wünschen übrig ließ, so brachte das Jahr 1563 doch eine nicht zu unterschätzende finanzielle Hilfe. Ungnad hatte nämlich Stephan Consul mit einem Sendschreiben dedato 4. April 1563 an die deutschen Städte ausgesandt, um von ihnen Hilfe für das Uracher Werk zur Verbreitung der Reformation bei den Südslawen zu erlangen. So weit es die Zeit und die Überwachung des Fortganges der Druckarbeiten in Urach erlaubten, war Consul vom April 1563 bis zum Winter sozusagen ständig in dieser Sache unterwegs. Er überbrachte, wie dies auch 1561 geschehen war, als Ungnad seinen Stallmeister Hoffmann zu den Fürsten ausgesandt hatte, an die Städte Ehrenexemplare der Uracher Presse samt der ausführlichen Schilderung dessen, was bisher schon in dieser Angelegenheit geschehen sei, wie groß die Schwierigkeiten sind, die es zu überwinden gilt, mit der Bitte, die „frey vnnnd reichsstedten“ mögen ihre „christliche hülff zu diesem hohenn, nuzlichenn, vnerhörten vnnnd gottseligen wergdß des windischen, crabatishen vnnnd cyrulischen truchß miltiglich raichen wöllen“. Die „milde Gabe“ der Städte brachte 500 Taler und 1230 Gulden.⁶⁵⁾ Hieraus ist ersichtlich, daß das frei- und reichsstädtische Bürgertum Süd-, West- und Mitteldeutschlands mindestens in dem selben Maße, wenn nicht sogar stärker als die Fürsten sich dessen bewußt war, daß es glaubensbrüderliche Pflicht sei, die Verbreitung der Reformation durch das Mittel des Druckes südsla-

wischer Bücher evangelischen Inhaltes zu fördern. Dank der auch auf diese Weise erschlossenen Hilfe konnte das Uracher Unternehmen für das Rechnungsjahr 1563 Einnahmen in der Höhe von 5170 Gulden verzeichnen. In der „Raitung Vonn dem Empfang vnnnd Außgab des Crabatischen Cirulischen vnnnd wellschen Trudhs vonn dem Jar 1563“ wird daher in dem Vorwort auch hervorgehoben, daß es hoch anzuschlagen sei, was von den „Christlichen der Augspurgischen Confession Verwandten hoch und Nideren Staenden gereichte hilff“ ausmache. Freilich ist es auch diesmal so, daß trotz des von Ungnad geleisteten „getreuen vnd Christlichen darstredhen“ die Ausgaben „vil mehr als die empfangene hilff“ ausmachten. Man weiß aber und ist davon vollauf überzeugt, daß diese „Vncosten nit allain nit vergeblich abgangen, sondern gott Lob ann villen Orthen, vil guets geschafft vnnnd aus der gnade gottes Inn derselben menschen herzen zue einem Anfanng vnnnd Inn dieser thurzen Zeit der Zwaier Jar reichlich gewürdht.“ Wenn auch die „Versilberung“ noch viel zu wünschen übrig läßt und die Bücher sich keineswegs „selbs verlegten“, so ist man doch der Zuversicht, daß „gott der Herr die Zent wird schidhen, welchs vnzweiflig vnd Vnangesehen Aller deß teuffels vnnnd seiner Anhenger der Baals Pfaffer ver hinderung zu hoffen, das man dise büeher frey offentlich lesen, fail haben, vnd verkhauffen wirdt dürffen, man nit gnueg dem büeher wirdt thunden nachtrudhen vnd vnaussprechlichen nuß würdhen.“⁶⁶⁾

Der Freiherr, der für die Jahre 1561—1563 nicht weniger als 2445 Gulden an Betriebskapital vorgestreckt hatte, erbot sich auch weiterhin, „die notturft fürzustredhen, bis der libe gott mehrere hilff schidht, welche Er Herr Vngnad zu erlangen alles Bleiß will nachdendhen.“⁶⁷⁾

Wegen der Unterbindung des Vertriebes der Erzeugnisse der Uracher Presse von Seiten der kaiserlichen Behörden und der katholischen Geistlichkeit war auch die Maßnahme nötig, die Ungnad im Dezember 1563 treffen mußte. Aus dem Postscriptum zu Ungnads Brief⁶⁸⁾ an den Landesverweser von Krain geht nämlich hervor, daß Ungnad genötigt war, die in Laibach bei Klombner liegenden Bücher auf das Cillier Schloß und „an andere sichere Orte zu legen.“ Mit der Durchführung dieser Maßnahme wurde Ungnads Verwalter Christoph Savenig in Wolfsberg (Kärnten) betraut.⁶⁹⁾ Diese Vorsichtsmaßregel, die das Laibacher Lager bis auf einen geringen Rest räumen ließ, war von Ungnad deshalb angeordnet worden, weil sein Wiener Sekretär Kaspar Wenzler ihm gemeldet hatte „die kai. mt. habe zu Wien bei allen buchführern und buchbindern inquirieren lassen, wobei auch crabatische und cirulische bücher gefunden und verboten worden seien.“⁷⁰⁾ Die gar mancherlei Hemmungen, die sich der Verbreitung der Uracher Druckwerke entgegenstellten, machten dem Freiherrn in den folgenden Monaten gegen Truber und die Krainer Berordneten einge-

nommen, da er meinte, sie nähmen sich der Sache mit geringerem Eifer an, als sie es verdiente.⁷¹⁾ Auch die Rivalität zwischen Truber und Consul, wobei sich der Freiherr ganz auf des letzteren Seite stellte, spielt betrüblicherweise in die Mißstimmung hinein, die zwischen den Männern in Urach und den hinter Truber stehenden Laibacher Kreisen ausgebrochen war.⁷²⁾ Zu der immer ablehnenderen Haltung, die der Freiherr Truber gegenüber einnahm,⁷³⁾ trug auch so manches die Tatsache bei, daß Trubers Ruf als Zwinglianer gerade in jenen kritischen Jahren der Spannung zwischen Urach und Laibach immer häufiger erscholl.⁷⁴⁾ In dieser Ansicht wurde Ungnad auch von dem damals sehr angesehenen Tübinger Theologen Jacob Andrea⁷⁵⁾ bestärkt, mit dem er gute Beziehungen aufrecht erhielt, zumal Andrea nicht bloß als Leuchte der protestantischen Gottesgelahrtheit seiner Zeit galt, sondern auch ein ganz eifriger Vorkämpfer des streng rechtgläubigen Luthertums war, zu welcher theologischen Richtung der Freiherr sich entschieden hingezogen fühlte. Andrea hat in Angelegenheit des slowischen Bücherdruckes, insbesondere in der der slowenischen Kirchenordnung⁷⁶⁾ mit Ungnad, Truber und den Berordneten von Krain in mancherlei Briefwechsel und Gedankenaustausch gestanden.⁷⁷⁾ Da Truber und die Berordneten von Krain bezüglich der Vorrede zur slowenischen Kirchenordnung anderer Ansicht waren als Andrea, Ungnad und Herzog Christoph, kam es zwischen dem Freiherrn und Truber zu dem endgültigen Abbruch der ohnedies schon sehr gespannten Beziehungen. Der Scheidebrief, den Ungnad am 20. September 1564 an Truber richtete,⁷⁸⁾ gehört mit zu den letzten Briefen überhaupt, die der Freiherr geschrieben hat. Aus diesem Schreiben ist u. a. ersichtlich, daß Ungnads Eifer um die Verbreitung der Reformation auf dem Wege der Schriftenmission nicht nachgelassen hat, obwohl durch die Krankheit der beiden hauptsächlichsten Übersetzer Anton Dalmata und Stephan Consul⁷⁹⁾ wenigstens bezüglich der slowenischen Übersetzungen, deren Korrektur ihnen anscheinend besondere Schwierigkeiten machte, ein Stillstand eingetreten war. Außerdem vernehmen wir, daß der Freiherr sich damals neben der Verbreitung südslawischer Übersetzungen reformatorischer Schriften mit solcher in italienischer Sprache ebenfalls stark beschäftigt. Dies tat Ungnad, obwohl der Herzog von Württemberg gar nicht für den italienischen Druck eingenommen war,⁸⁰⁾ sodaß er es vorzog, den weiteren Druck der wälschen Übersetzungen in Basel herstellen zu lassen.⁸¹⁾

Als nach dem Tod Ferdinands II. († 15. Juli 1564) Maximilian Kaiser wurde, hoffte Ungnad mit vielen anderen auf einen gewaltigen Umschwung in der Religionspolitik des habsburgischen Herrscherhauses. Er spricht sich hierüber in einem wegen der darin enthaltenen zeitgeschichtlichen Nachrichten wertvollen Schreiben vom 12. November 1564

an Herzog Christoph aus.⁸²⁾ Bald nach diesem Brief verließ er das Schwabenland, um in Böhmen seinen Gönner Kaiser Maximilian aufzusuchen, von dem er eine Entschädigung erwartete für Dienste, die er noch vor seinem freiwilligen Exil dem Herrscherhause geleistet hatte. Unterwegs kehrte er bei seiner Schwester, einer Gräfin Schlid, in Winternitz ein. Hier erkrankte er gefährlich. Gefaßt auf sein Ende, verstarb er nach selbstgesprochenem Gebet, Lobgesang und Empfang des Abendmahles am dritten Tag des Christfestes. Wie aus der am 1. Januar 1565 an Herzog Christoph gerichteten Todesanzeige der Witwe hervorgeht, gehörte zu den letzten Sorgen, die sich der Freiherr gemacht hatte, das südslawische Druckunternehmen in Urach. „Endlich habe er (Ungnad) ihr auf dem Totenbett noch weiter aufgegeben, daß sie dem Herzog das große christliche Werk des croatischen Drucks mit höchster Bitte unterthänigst empfehlen solle, worüber ihm die Dollmetscher Antonius Dalmata und Stephanus Consul, wie auch ihr Sekretarius Gurger lautren und gründlichen Bericht geben können.“⁸³⁾

In seinem Kondolenzschreiben vom 12. 1. 1565 äußerte der Herzog, daß er dem kroatischen Druck als ein gottgefälliges Werk möglichst zu befördern suchen werde.⁸⁴⁾

Am selben Tage, an dem Herzog Christoph seinem Beileid über den Tod Ungnads dessen Witwe gegenüber zum Ausdruck brachte, erstattete Stephan Consul von Tübingen aus einen weitläufigen Bericht darüber, was für Übersetzungen gerade in Arbeit stünden und in welcher bedauerlichen Lage sie durch den Tod des Freiherrn geraten seien, indem sie keinen Pfennig Barschaft hätten, auch die kroatischen Drucktypen gänzlich abgenützt seien, sowie, daß solche bei J. Chr. Zeng in Nürnberg frisch gegossen werden sollten.⁸⁵⁾ Consuls Appell an den Herzog, das Druckunternehmen zu unterstützen, wurde von diesem nicht ungehört gelassen. Schon am 15. Januar berichtete der geistliche Verwalter von Urach, Konrad Engel, daß von Georgi 1560 bis 1565 auf Befehl des Herzogs 1200 Fl. auf den Uracher Bücherdruck bar ausgezahlt wurden und jetzt, nach dem neuesten Befehl, für das Jahr 1565 weitere 300 Gulden bewilligt sind.⁸⁶⁾ Trotz dieser Unterstützung von Seiten des Herzogs von Württemberg und der Absicht der Söhne Ungnads, das Uracher Werk fortzuführen,⁸⁷⁾ kam es zum baldigen Stillstand dieser ersten protestantischen „Bibelanstalt“, wie man unser Unternehmen mit nicht ganz vollem Rechte genannt hat.⁸⁸⁾

Wenn auch das große Ziel, das Ungnad vor Augen schwebte, durch die Verbreitung reformatorischer Schriften die Südslawen, ja selbst die Türken, zum Protestantismus zu bekehren, nur in ganz geringem Maße verwirklicht wurde, so hat das von ihm und seinen Mitarbeitern betriebene Werk dennoch hohe Bedeutung gewonnen, indem nämlich das durch Un-

gnads gewaltigen Opferwillen ermöglichte Druckunternehmen einen entscheidenden Anlaß zur Entwicklung des kroatischen wie auch des slowenischen Schrifttums gegeben hat. Den ihm hiefür gebührenden Dank in entsprechender Weise abzustatten, ist eine Aufgabe, die dem südslawischen Forscher zusteht.⁸⁹⁾

¹⁾ Jo. Fecht: *Historiae ecclesiasticae Seculi a. m. C. XVI. Supplementum etc.* Durlach 1584, S. 8 schreibt irrtümlich 1496 als das Geburtsjahr Ungnads.

A. Steinwenter nimmt in seiner Abhandlung: „Aus dem Leben des steirischen Landeshauptmannes Hans III. Ungnad-Weißentwolf“ (Jahresbericht des Gymnasiums in Marburg 1884) Krain als Geburtsland an.

²⁾ Vgl. B. H. Zimmermann: „Das Luthertum in Eisenstadt“ 2. Aufl. 1935, S. 16.

³⁾ Vgl. E. Böhl: „Beiträge zur Geschichte der Reformation in Oesterreich“, Jena 1902 S. 110 f.

⁴⁾ Vgl. das Kapitel „Der Sturz des Landeshauptmanns Hans von Ungnad“ in Johann Loserth's: „Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern“, Stuttgart 1898 S. 105—114.

⁵⁾ Ungnad hatte aus erster Ehe mit Anna Gräfin von Thurn 20 Söhne und 4 Töchter, von denen haben 5 Söhne und 3 Töchter des Vaters Tod erlebt.

⁶⁾ Loserth, a. a. D. S. 106 nennt Ungnad „die Seele aller auf die Verbreitung und Erstarkung des Protestantismus in den innerösterreichischen Ländern abzielenden Bestrebungen“. Zu diesem Urteil über Ungnad kommt man auch, wenn man u. a. Karl Eder's „Studien zur Reformationsgeschichte Oberösterreichs“, Linz 1936, Bd. II, S. 65 u. 69 zu Rate zieht.

⁷⁾ Dieser Briefwechsel ist z. T. gedruckt, teilweise noch unveröffentlicht, wäre es aber wert, wenn auch gekürzt, herausgegeben zu werden. Aus den Beständen der Wiener und Stuttgarter Archive ist noch allerlei über Ungnads und Maximilians Beziehungen zu erheben.

⁸⁾ Daß es Ungnad allein um das Seelenheil ging, weswegen er die Heimat verließ, legt u. a. auch das Schreiber dar, daß er am 3. Mai 1557 von Dresden an Maximilian richtete. Cf. Loserth, a. a. D. S. 575 ff.

⁹⁾ Georg Major gibt seiner Bewunderung über Ungnads Schritt Ausdruck durch Widmung einer seiner 1556 erschienenen Schriften. Vgl. Chr. Friedrich Schnurrer „Slawischer Bücherdruck in Württemberg im 16. Jahrhundert“, Tübingen 1799, S. 45, Anm. 6.

¹⁰⁾ Gemeint ist der Herzog Wolfgang von Anhalt der ehemalige Landesherr des Nikolaus Gallus.

¹¹⁾ Vgl. Böhl, a. a. D. S. 474.

¹²⁾ Es war dies die Gräfin Magdalena von Barby, eine ehemalige Nonne, nicht weniger denn 37 Jahre jünger als ihr Gatte, dem sie zwei Söhne schenkte. Vgl. Matthaeus Dresser, „Ungnadische Chronika etc.“ Leipzig 1602 S. 95.

¹³⁾ Stefan Leube, „Im Zeichen von Saint Christoph — Eine Denkschrift des Evang. Kirchenbezirks Urach“, Urach 1928, S. 89.

¹⁴⁾ Staatsarchiv Stuttgart, Kasten LXI. Fach 8, Büschel 6.

¹⁵⁾ Ueber den „Mönchshof“ in Urach cf. Leube, a. a. D. S. 78 ff.

¹⁶⁾ Die Brüder vom gemeinsamen Leben hatten statt der Kapuze graue, hohe Rappen, weshalb sie beim Volk „Rappenherren“ genannt wurden.

- 17) Leube, a. a. D. S. 88.
- 18) Leube, a. a. D. S. 79.
- 19) Loserth, a. a. D. S. 110.
- 20) Ueber Trubers Leben und Werk sind wir durch die Arbeiten Theodor Elzes unterrichtet, vor allem ist der von E. herausgegebene Band „Primus Trubers Briefe“, Tübingen 1897 wichtig. Ueber Consul ist bislang am ausführlichsten gehandelt in des Verfassers Buch „Das Luthertum in Eisenstadt“, S. 70—79.
- 21) Ivan Rostrenčič Urkundliche Beiträge zur Geschichte der protestantischen Literatur der Südslaven. Wien 1874 S. 1 ff.
- 22) Schurrer, a. a. D. S. 41.
- 23) Elze, Primus Trubers Briefe S. 70 ff.
- 24) Elze a. a. D. S. 293.
- 25) Acta Univ. Tübing. Slavischer Bücherdruck Vol. III. Rechnungen. Mein Stephani Consulis Histriani ordentliche Beschreibung Vnd ausführliche Rehtung, was ich auff den Crobatischen Truckh Eingenommen vnd Aufgeben.
- 26) Aus der Nachschrift zu einem Brief Trubers an Ungnad vom 25. Nov. 1562 ist nämlich ersichtlich, daß Consul „ein ganz crobatische druckerey nur mit 50 gulden anrichten“ wollte. Cf. Rostrenčič, a. a. D. S. 126.
- 27) Rostrenčič, a. a. D. S. 12 f.
- 28) Derselbe, a. a. D. S. 17.
- 28a) In Nürnberg war Stephan Consul seit dem Frühjahr 1560 zur Ueberwachung der Herstellung der kroatischen Lettern tätig. Die von Joh. Hartwach geschnitten, von Simon Auer aber gegossen wurden. Hier in Nürnberg wurde auch ein „Probzettel“ gedruckt. Die kleine Schrift erhielt das glagolische Alphabet in verschiedener Größe, ferner das Vater Unser, das 1. Kapitel des Römerbriefes und den 117. Psalm kroatisch.
- 29) Rostrenčič, a. a. D. S. 18. Ueber Scalichins cf. Elze a. a. D. S. 62.
- 30) Derselbe, a. a. D. S. 29.
- 31) A. a. D. S. 30.
- 31a) Aus einem Brief Ambros Frölichs an Georg Seherle geht hervor, daß Maximilian nicht wollte, daß man von der Unterstützung, die er gewährte, spreche. Cf. Rostrenčič a. a. D. S. 27. Dieser Wunsch wurde höchstwahrscheinlich mit Rücksicht auf Kaiser Ferdinands Einstellung den Protestanten gegenüber geäußert.
- 32) „Ambrosien Frölichs Rehtung Seines Empfangs vnd ausgebens Ann gelt vnnnd Büchern“, wo es u. a. heißt: „Dem Herrn Doctor Georgen Tanner Christlichen freunden und befürderer, der auch das Wort gegen der Rh. M. gethan von wegen einer hilff, auch bey der frauen von Zinkendorff die sach anbracht vnd gab erlangt, der Buech jedes ain Ex. verehrt.“ Acta Univ. Tübing. Bd. III. Nr. 165. Ueber Tanner vgl. R. v. Schinzling. Georg Tannes Briefe an Bonifazius u. Basilius Amerbach, Bonn 1879.
- 33) Rostrenčič, a. a. D. S. 32.
- 34) Derselbe, a. a. D. S. 33 f.
- 35) Um die Erlangung der Unterstützung von Seiten der Kärntner Landschaft machte sich Ambrosius Frölich sowie der Laibacher Bürger und ehemalige Stadtrichter Georg Seherle verdient. Vgl. Rostrenčič a. a. D. S. 39 u. Elze, a. a. D. S. 67.
- 35a) Daß Hans v. Ungnad mit zu den bekanntesten Menschen seiner Zeit im In- und Ausland gehörte, war ihm selber wohlbewußt. Dies geht aus einem jener drei Briefe hervor, welche er an den Nachfolger Kaspar Hedios im Straßburger

Kirchenkonvent gerichtet hat. Vgl. Jo. Fecht: „Historiae Ecclesiasticae Supplementum“, Frankfurt a. M. 1684, Pars II. S. 92 f., wo der Satz steht: „Ich bin von Ruem zu melden, vermaßen nicht allein in mein Vatterlanden, sonder in Wellischen und teutschen Königreichen und Landen, bekant . . .“ Ueber den Nachfolger Hedios, Joh. Marbach, vgl. Realenzyklopädie für protest. Theologie I. Aufl. Bd. IX. S. 266 ff.

³⁶⁾ Kofrenčič a. a. D. S. 49: Der Gedanke, daß durch den südslawischen Bücherdruck sogar die Türken für das Evangelium gewonnen werden könnten, war Hans v. Ungnad sehr lieb, denn er äußert ihn mehreremale. So auch dem Vorkämpfer des Luthertums in Straßburg Johann Marbach gegenüber in einem Brief vom 20. Februar 1561. Cf. Jo. Fectii: Historiae Ecclesiasticae Supplementum, Pars III. 125 f., Frankfurt 1684. Diesen Missionswillen unter den Türken kann man mit Recht als den „ersten ernsthaften Versuch des Protestantismus zur Heidenmission“ bezeichnen. Diese Türkenmission will „das große außenpolitische Problem des christlichen Abendlandes, die Türkengefahr, auf religiösem Wege lösen.“ Vgl. Gerhard May: „Evangelischer Glaube und Volkstum in Slowenien“, „Zeitwende“, April 1936. S. 2.

³⁷⁾ Sie sind bei Kofrenčič, nur auszugsweise mitgeteilt.

³⁸⁾ Dieser wichtige Brief findet sich bei Schnurrer, a. a. D. S. 55 f., abgedruckt.

³⁹⁾ Kofrenčič, a. a. D. S. 68.

⁴⁰⁾ Das Verlangen nach unbedingter Rechtgläubigkeit der von Tübingen-Urach ausgehenden südslawischen Druckerzeugnisse mag auch darauf zurückgehen, daß Primus Trubers diesbezüglicher Ruf nicht makellos war. Truber fühlte sich deshalb auch veranlaßt, seine Orthodoxie in der 1561 in Tübingen erschienenen Schrift „Register vnd summarischer Inhalt, aller der Windischen Bücher, die von Primo Trubero, biß auf dieß 1561 Jar in Truck geben seind etc.“ öffentlich zu bezeugen, da er den Vorwurf von sich weisen mußte, zwinglisch, calvinisch, schwenkfeldisch oder dergleichen zu sein, den man im Herbst 1560 in Nürnberg gegen ihn erhoben hatte. Vgl. Schnurrer, a. a. D. S. 47; Elze, a. a. D. S. 44 u. 50.

⁴¹⁾ Wie Friedrich Rapp in seiner „Geschichte des deutschen Buchhandels“ ausführt, war man besonders in Wien sehr darauf aus, für die Hofbibliothek Freirexemplare aller Neuerscheinungen zu erhalten. Man forderte sie sogar mit unnachsichtiger Strenge ein. A. a. D. Bd. I., S. 611, Leipzig 1886.

^{41a)} Kofrenčič, a. a. D. S. 56.

⁴²⁾ Acta Univ. Tübing. Slawischer Bücherdruck Vol. III., Rechnungen.

⁴³⁾ verzert = verköstigt.

⁴⁴⁾ Aus der Rechnung Ungnads für das Jahr 1561. Acta etc. Vol. III.

⁴⁵⁾ Außer Primus Truber, Stephan Consul und Anton Dalmata befanden sich 1561 auch zwei uns dem Namen nach unbekannte uskokische Priester in Urach, die neben ihrer Tätigkeit als Drucker sich auch als Uebersetzer verdienstlich machten. Allerdings hielten sie es nur 20 Wochen im Schwabenlande aus, wo ihnen die Klische Ungnads eine besondere Kost liefern mußte. Als sie die Heimreise antraten, schenkte ihnen der Freiherr je einen „Klepper“. Vgl. Acta etc. Quittungen vom dem Empfang vnd Ausgaben . . ., der Zwahen Jare 1561 bis Georgi des 63. Bl. 14, Elze, a. a. D. S. 240.

⁴⁶⁾ Staatsarchiv Stuttgart Kasten LXI. Fach 8, Büschel 6.

^{46a)} Der Freiherr beglich die eingelaufenen Rechnungen entweder selbst oder gab seinem Sekretär die Anweisung: „Phillip wellest bezalen“ oder „Filipp bezall“, „Filipp zall“. Vgl. Acta Univ. etc. Rechnungen.

⁴⁷⁾ Anfänglich stand Gabriel Palderstein, ein Diener Ungnads, als Mittelsperson zwischen der Druckerei und dem Freiherrn. 1652 wurde Philipp Gugger dazu aufgenommen mit dem Zweck „vmb das Ich die Rachtung des gannzen wercks halten vnd beschreiben solle“. Dafür erhielt er 24 Taler. Vgl. Acta etc. Bd. 4. Ueber Gugger vgl. Elze, a. a. D. S. 144.

⁴⁸⁾ A. a. D. Blatt 14.

⁴⁹⁾ Es waren das: Consul, Dalmata, Auer, Hartwach, Feringer, Oswald Gruppenbacher aus Tübingen, die Druckergesellen Anton Wassermann aus Istrien, Alexander Gaubisch und Martin Riedling, ferner Georg Juritschitsch, Mathias Pomazich, Georg Zwehisch sowie die zwei Ustoken. Ueber die meisten hier genannten Personen geben Elze u. Kostrenčič Auskunft. — Oswald Gruppenbacher, der 1559 eine Uracherin zur Frau nahm, war nach Steiffs Mitteilungen der technische Leiter des Unternehmens. Vgl. Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels, Bd. VII. S. 73 (Leipzig 1882).

⁵⁰⁾ Acta etc. Bd. III.

⁵¹⁾ „So man auch will, das das Fundament christlicher lehr vnnnder obgenannte böldher thome vnd einwurckle mueß man innen die buecher nicht allein gar wolfeil vnd umb halbgelt verkhauffen, sonnder auch zum theil verschenken“. Kostrenčič a. a. D. S. 49.

⁵²⁾ „Dann sy weder truckher, buecher noch buchbinder habenn, auch der mehrer theil als arme vertribne vnnnd von den Thürkhen, auch iren eigen herrn, sonnderlich von denen, die sich geistlich nenen, hart belesigte leuth solche zu kauffen nit vermegen vnnnd also erarmet, das sy sich kaum zu vnderhalten haben; auch die pfarrherr vnnnd priester so arm, daß sy selbst zue pflueg geen vnnnd sich mit dem adherpau ernehren muessen“. Kostrenčič a. a. D. S. 50.

⁵³⁾ Schon die kroatische Uebersetzung des kleinen Katechismus Luthers enthielt eine Widmung an König Maximilian. Diese Vorrede mußte aber auf den Wunsch des Herzogs Christoph gekürzt und sein Name durfte darin nicht genannt werden. Vgl. den Brief Ungnads an den Herzog vom 29. III. 1561. Stuttgarter Staatsarchiv, a. a. D.

^{53a)} Im Frühjahr 1563 war die Zahl der an der Uracher Druckerei Beschäftigten laut Ungnads Sendschreiben an die deutschen Städte bereits auf 9 Mann gestiegen. Kostrenčič a. a. D. S. 176. 7

⁵⁴⁾ Kostrenčič, a. a. D. S. 5 f., 98 u. 99.

⁵⁵⁾ In den Tübinger Universitätsakten über den slawischen Bücherdruck finden sich zahlreiche Quittungen Georg Gruppenbachers, mit denen er den Empfang von zum Teil ansehnlichen Summen bestätigt, die er für gelieferte Buchbinderarbeiten erhielt.

⁵⁶⁾ Rapp, a. a. D. S. 448.

⁵⁷⁾ Acta etc. Bd. 4.

⁵⁸⁾ Der hier genannte Valgrisio dürfte ein Verwandter des Pietro Valgrisi sein, der schon seit 1564 eine stehende Kommandite in Leipzig errichtet und dort das Bürgerrecht erworben hatte. Vgl. Rapp, a. a. D. S. 478.

⁵⁹⁾ Kostrenčič, a. a. D. S. 65.

⁶⁰⁾ Leonhard Beyerlsteiner Bürger zu Venedig gab am 4. November 1559 3 Gulden. Vgl. „Mein Stephani Consulis Histriani ordentliche Beschreibung vnd außfürliche Rachtung, was ich auff den Croatischen Glagolischen Druckh Eingenommen und Aufgeben“. Acta etc. Bd. III.

^{60a)} Elze, a. a. D. S. 382.

⁶¹⁾ Kostrenčič, a. a. D. S. 100 f., 108—9, 128 ff., 141 ff., 211 ff.

⁶²⁾ Kostrenčič, a. a. D. 89. Aus dem Brief Kirchbergers an Ungnad vom 8. Dezember 1563 geht hervor, daß er recht eifrig für die ihm aufgetragene Sache bemüht ist, jedoch mit dem „Versilbern“ nicht viel Glück hat. A. a. D. S. 214. In seiner „Rechtung“ für 1562 u. 1563 weist er nur 12 Gulden, 24 Kreuzer Einnahmen gegenüber mehr als 91 Gulden Ausgaben aus. Die Anzahl der verschenkten Bücher war nicht weniger als 688. Unter den wenigen Käufern finden sich neben Abtlichen und Bürgern auch mehrere kroatische Priester. Vgl. Acta etc. IV. „Fabian Kirchbergers Rahdung vom 62 vnd 63 Jar.“

⁶³⁾ Kostrenčič, a. a. D. S. 215 f.

⁶⁴⁾ Eine ganze Reihe von verschiedenen Persönlichkeiten ausgestellter Zeugnisse über die Brauchbarkeit der in Urach gedruckten kroatischen Uebersetzungen findet sich bei Kostrenčič, a. a. D. S. 157—169.

⁶⁴⁾ Neben den mancherlei auf diesen Streit bezüglichen Schreiben, die bei Elze und Kostrenčič abgedruckt sind, ist noch der auf Herzog Christophs Wunsch angefertigte Faszikel wichtig, der in dem Stuttgarter Staatsarchiv unter folgendem Titel ausliegt: „Allerlei hin und wider ergangne schriften von wegen des Croatischen vnnnd Winndischen Truds ettlicher Theologischer Bücher 1559/65“. In seinem geplanten Werk über Consul hofft der Verfasser diesen Faszikel auswerten zu können, wodurch manch neues Licht auf den unleidlichen Streit geworfen wird. Jedenfalls sei aber schon hier gesagt, daß Elzes einseitig Truber verteidigender Standpunkt unhaltbar ist.

⁶⁵⁾ Es gaben an Gulden: Nürnberg 400, Ulm 300, Frankfurt 200, Meiningen und Rothenburg v. d. T. je 100, Rempten und Regensburg je 50, Reutlingen 30. An Talern gaben: Straßburg 400, Lindau 60, Kaufbeuren 40. Das an die Städte ergangene Sendschreiben wurde mutatis mutandis auch den Fürsten zugesandt, von denen Philipp von Hessen sich mit 100 Talern Unterstützung einstellte. Vgl. Kostrenčič, a. a. D. S. 179—190.

⁶⁶⁾ Acta etc. Bd. IV.

⁶⁷⁾ A. a. D.

⁶⁸⁾ De dato 21. XII. 1563.

⁶⁹⁾ Elze, a. a. D. S. 365.

⁷⁰⁾ Ebenda. — Der erwähnte Brief Kaspar Wenzlers findet sich unter den auf Ungnad bezüglichen Akten nicht, jedoch sind wir über das im Dezember 1563 auf Kaiser Ferdinands Befehl hin vorgenommene Fahren nach den Uracher Druckwerken unterrichtet aus Ambrosius Frölichs Brief an Hans v. Ungnad. Vgl. Kostrenčič, a. a. D. S. 206 f.

⁷¹⁾ Elze, a. a. D. S. 396 ff.

⁷²⁾ Vg. Ungnads Brief vom 6. VI. 1564 bei Elze, S. 405 ff.

⁷³⁾ Kostrenčič, a. a. D. S. 131. Dieses von Kostrenčic als aus dem November 1562 datierte Schreiben Ungnads kann aus inneren Gründen, auf die wir hier nicht näher eingehen können, frühestens aus dem Winter 1563 auf 1564 stammen.

⁷⁴⁾ Elze, a. a. D. S. 404.

⁷⁵⁾ Elze, a. a. D. S. 411.

⁷⁶⁾ Franz Kidrič: Die protestantische Kirchenordnung der Slowenen im XVI. Jahrhundert. Slavica I. Heidelberg 1919. Ueber Trubers „Cerkovna ordnunga“ vgl. auch M. Murko: Die Bedeutung der Reformation und Gegenreformation für das geistige Leben der Südslaven. Heidelberg 1927. S. 159 f.

⁷⁷⁾ Elze, a. a. D. S. 408—421.

⁷⁸⁾ Elze, a. a. D. S. 423.

⁷⁹⁾ Consul befand sich gerade damals wieder im Auftrage seines Herrn auf der Frankfurter Herbstmesse, um dort im Interesse des Absatzes der Uracher Druckwerke tätig zu sein.

⁸⁰⁾ Schnurrer, a. a. D. S. 67.

⁸¹⁾ Ueber Ungnads Beziehungen zur Schweiz, besonders aber zu Basel, hofft der Verfasser gelegentlich auf Grund neuen Archivmaterials eingehend berichten zu können.

⁸²⁾ Ungnad macht u. a. die Mitteilung, er wisse aus Wien, daß der Kaiser gegenüber Hans v. Weißpriach geäußert habe, man solle nur Geduld haben, die Mönche würden bald auch solche Predigten tun, mit denen man wohl zufrieden sein werde. Ferner, daß der Kaiser nur seiner Gemahlin willen zur Messe gehe, die von diesem und anderen Artikeln in der heiligen Religion keine richtigen Begriffe habe. — In seiner Antwort vom 22. XI. 1564 nimmt Herzog Christoph darauf Bezug. Er zweifelt keineswegs an der guten Gesinnung des Kaisers in Religions- sachen, „daß aber Ihre Majestät nit gleich auf ein Sturz die Reformation für handen nehmen thut, achten wir wohl, das geschehe von Ihre Maj. nit ohne sonder erhebliche Ursachen, sonderlich aber darum, daß dieselbig hierin nit auf Ihre Königreich und Lande, sondern auch andere ausländische Potentaten bis zu der Zeit sehen müssen.“ Stuttgarter Staatsarchiv, Repertorium Ungnad.

⁸³⁾ Stuttg. St.-A. Büschel 7, Faszikel III.

⁸⁴⁾ Ebda.

⁸⁵⁾ Stuttg. St. A. a. a. D.

⁸⁶⁾ Stuttg. St. A. a. a. D.

⁸⁷⁾ Kofrenčič, a. a. D. S. 229 f. — Die Druckerei wurde in der zweiten Hälfte der Sechziger Jahre von Ungnads Söhnen nach Waldenstein in Kärnten, wo die Ungnads ein Schloß hatten, gebracht und verblieb dort bis 1580. Vgl. F. Bučar: „Die jugoslawische protestantische Literatur zur Zeit der Reformation“ in „Festbuch der Evang. Kirchengemeinde A. B. in Zagreb“ 1931, S. 13 ff.

⁸⁸⁾ Murko, a. a. D. S. 177.

⁸⁹⁾ In wiefern dies in slowenischer und kroatischer Sprache veröffentlichten Werken Bučar's und Ribrič's bereits geschehen ist, entzieht sich leider der Kenntnis des Verfassers, da ihm diese Werke unzugänglich waren.

Die ersten deutschen Ansiedler Fünfkirchens nach der türkischen Herrschaft.

Von Andreas Babics (Fünfkirchen u. Pécs).

Die in den letzten Jahrzehnten im Deutschen Reich so aufblühende Siedlungsforschung hat ihre Leser mit den Gebieten Ungarns bekannt gemacht. Auf diesen Gebieten haben in verschiedenen Zeitaltern bedeutende deutsche Ansiedlungen und deutsche Ansiedler ihr Fortkommen und ihre Heimat gefunden. Dieser Umstand machte es mir möglich, weder von der Landschaft, noch von der alten Bevölkerung und deren Verfall sprechen zu müssen.

Die Besiedlung Fünfkirchens war hauptsächlich durch die Verheerungen der Türken notwendig gemacht. Die Stadt ist gerade in dem Gebiet gelegen, wo die Verheerung am schrecklichsten gewütet hatte. Deshalb konnte sich in der Ede der Drau und Donau, hauptsächlich in dem südlichen Teil des Komitats Baranya, ein gänzlich zusammenhängendes deutsches Sprachgebiet herausbilden, das sich auch auf den südlichen Teil des Komitats Tolnau und sogar auf Somogy ausbreitete.¹⁾

In der unteren Baranya haben sich die deutschen Ansiedlungen nicht bis an die Drau ausgedehnt, weil hier in der Ebene sich die Kroaten schon vorher angesiedelt hatten und deswegen dort die Ansiedlungsmöglichkeiten weniger günstig waren.²⁾

Nach der Befreiung Wiens im Jahre 1683 wurden auch die von den Türken besetzten Gebiete, Städte und Dörfer zurückerobert und kamen so wieder zum alten Königreich zurück. Die Stadt Fünfkirchen wurde am 21. Oktober 1686 von dem Markgrafen Ludwig von Baden und General Scherffenberg zurückerobert.

In den Jahrzehnten der Befreiung geriet nicht nur die Stadt, sondern auch das ganze anliegende Gebiet in die traurigsten Verhältnisse. Die Ausbeutung war nämlich auf diesem Gebiet während der ganzen türkischen Eroberung ständig. Die Truppen von den benachbarten königlichen Grenzfestungen drangen oft in das türkische Gebiet ein, um sich ihren Lebensbedarf vom Feind zu verschaffen. Nebenbei war es alter Grundsatz der Kriegstaktik, den Etappenraum und das Aufmarschgebiet des Feindes gänzlich zu Grunde zu richten. So hatte im Jahre 1664 die erfolglose Bestürmung Fünfkirchens und später, gerade einen Monat vor der Befreiung, der Einbruch der Truppen von der Grenzfestung Kapronca den größten Teil der Stadt und die ganze Umgegend verwüstet. Die Truppen des Markgrafen von Baden zogen durch ein gänzlich verwildertes, mit hohem Gras bewachsenes Gebiet, gegen Fünfkirchen. Unterwegs erstattete dieser seine Kriegsberichte zwischen den Ruinen des Dorfes Gerence, dessen Name nur mehr in der Erinnerung weiter lebt. Er be-

richtet, daß er bisher nichts anderes als grassbewachsene Ruinen der Dörfer gefunden habe,³⁾ obwohl die damaligen Landkarten viele Siedlungen angeben. Der Engländer Brown, der zu der Zeit durch Ungarn reiste, fand auf seiner Fahrt im Donau-Drauwinkel kaum einige Siedlungen.⁴⁾ Dieses Gebiet erwartete mit ausgeruhter Erde und unbebauten Feldern die neuen Ansiedler.

Ueber die Verhältnisse der Stadt Fünfkirchen stehen uns verschiedene Angaben zur Verfügung. Die frühesten stammen von einem ausgesandten Beamten der Hofkammer, Cristian von Vincens, nach dessen Feststellungen nur 300 Häuser unverfehrt geblieben waren. „Fünfkirchen bestehe annoch in 300 Häuser, aber außer aller bürgerchaft, allein von Soldaten, deutsch, ungarischer und croatischer nation bewohnt.“⁵⁾ Die Angaben Vincens müssen wir aber für oberflächlich halten. Das Gebiet, wo sich der Krieg abspielte, zeigte immer eine rege Bewegung der Bevölkerung. Die Bewohner der ungeschützten Dörfer lebten nie in Sicherheit und zogen sich gerne in die Befestigungen zurück und wurden auch ansässig, wenn sie dort ihr Fortkommen gefunden hatten. Dies hatte auch zu der Entvölkerung der Gegend beigetragen. Man darf nicht annehmen, daß die Bevölkerung der verwüsteten Gegend ausschließlich den Kämpfen zum Opfer gefallen war. Daß die Bevölkerung sich auf solche Weise verteidigt hat, sieht man aus den Dorf-Städten der ungarischen Tiefebene, die ihre, vom landwirtschaftlichen Gesichtspunkt gesehen, unvorteilhaft große Ausdehnung der türkischen Herrschaft verdanken. Während in der Tiefebene die Möglichkeit der Verteidigung durch die Vereinigung mehrerer Siedlungen zu einer gegeben war, so gaben auf dem Gebiete jenseits der Donau wo auch das Komitat Baranya und die Stadt Fünfkirchen liegt — im Falle der Not die dort liegenden Befestigungen der Bevölkerung die notwendige Sicherheit.

Andere Quellen aus dem 17. Jh. geben die Zahl der in die Stadt geflüchteten Bevölkerung beiläufig auf 10 000 an.⁶⁾ Nach der Einnahme der Stadt hätte ein Detachement der Besatzungstruppen von diesen Flüchtlingen 4000 Türken über die Grenze, auf türkisches Gebiet gesetzt. Es ist überhaupt jedoch kein Grund vorhanden, irgend einem der widersprechenden Berichte Glauben zu schenken. Vertrauenswürdige Angaben empfehlen uns den Mittelweg zu beschreiten. Auf Grund meiner Quellenforschungen kann ich im Jahre 1687 die Zahl der Bevölkerung auf 400—500 schätzen. Mit Rücksicht auf die damaligen Kriegsverhältnisse schätze ich eine Familie auf drei Personen.

Daß die Einwanderer nicht eine unbewohnte und verwüstete Stadt vorfanden, bezeugen die Berichte und Schreiben des ersten Bischofs der befreiten Stadt, Radanay. Obzwar er schreibt: „Gott weiß, mit welcher

Mühe und Unkosten ich die Bevölkerung aus den Gestrüppen und aus den Höhlen der Berge in ihr Heim zurückgeführt habe," war es in Wirklichkeit so, daß die noch vorhandene Bevölkerung sich in das nahe Mecsekgebirge flüchtete. Nicht nur vor dem Lärm und den Gefahren des Krieges, sondern auch vor den Ausgesandten der Kammer, vor deren Steuerzusammenstellung, sie sie gerade so fürchteten, wie die türkischen Horden, oder vor den Verwüstungen der fremden Söldner.⁷⁾

Aus einer späteren Zusammenschreibung kann man feststellen, daß im Jahre 1686 unter der alten Bevölkerung nur eine einzige deutsche Familie sich befand.⁸⁾ Neben den hiergebliebenen Türken⁹⁾ bestand die Bevölkerung aus Madjaren, Kroaten und Raizen, welche unter der türkischen Herrschaft unbehelligt ihr Leben führten. Das völlige Fehlen deutscher Bevölkerung muß ich deswegen betonen, weil einzelne aus gewissen Zeichen darauf schließen, daß in der Stadt bereits im 16. Jh. bedeutende deutsche Siedlungen zu finden waren. Sie pflegen sich auf den Schutzbrief König Ferdinands des I. aus dem Jahre 1528 zu berufen. Dieser fußt auf dem Referat des Stadtrichters Wolfgang Schweiler. Der Name Schweiler ist nun zwar tatsächlich deutsch, doch kann man aus dieser Tatsache noch nicht folgern, daß die Bevölkerung deutscher Nationalität gewesen sei. Wie auch aus der Tatsache, das am Ende des 17. Jh.s, der Deutsche Martini Stadtrichter war, nicht die zahlenmäßigen Ueberlegenheit der deutschen Bevölkerung hervorgeht. Zu dieser Zeit existierte die Nationalitätenfrage nicht in der Form, daß die Volkszugehörigkeit bei Besetzung einer Amtsstelle eine ausschlaggebende Rolle gespielt hätte.

Wir können mit größter Sicherheit behaupten, daß die Grundlage des Fünfkirchner Deutschtums in den letzten 15 Jahren des 17. Jh.s geschaffen wurde.

Es wäre schwer zu behaupten, daß während der türkischen Herrschaft eine bedeutendere deutsche Einwanderung nach Fünfkirchen erfolgte.

Der schon erwähnte einzige deutsche Einwohner, der sich während der Türkenzeit im Jahre 1685 ansiedelt, ist auch aus der westungarischen Stadt Dedenburg, das heißt aus einer ungarländischen Stadt, nach Fünfkirchen gekommen, die dem türkischen Gebiet nahe lag. Wahrscheinlich kam er um Handel zu treiben, oder weil es bekannt war, daß der Türke gerne gewerbetreibende Ansiedler aufnahm.

Wir sehen übrigens, daß in den ersten Jahren nach der Zurückeroberung der Stadt die Einwanderung sehr sporadisch war. Dies war auch natürlich, da der Befreiungskrieg seinen Höhepunkt erst nach der Eroberung von Ofen erreicht hat. Die deutschen Ansiedler suchten mit Vorliebe Plätze auf, die schon geschützt und der militärischen Befehlsgewalt der Hofkammer oder der Ofener Kameraladministration überantwortet waren.

Diese Kämpfe des Kriegsrates und der Hofkammer um die Vorherrschaft gehören nicht zu unseren Erörterungen; soviel müssen wir aber doch bemerken, daß der Hofkriegsrat seinen Platz nur sehr zögernd und umständlich der Kameralorganisation übergab. Sein Verhalten war dadurch begründet, daß das kaum 35 km entfernt gelegene Szigetvár zu den stärksten Befestigungen der Türken gehörte, und erst Ende des Jahres 1689 erobert werden konnte. Der militärische Oberkommandant des umliegenden Gebietes, General Graf Vecchi, hielt sich in Fünfkirchen auf, und leitete von hier die Blockade Szigetvárs. Der Kommandant von Fünfkirchen entwöhnte sich schwer der Ausübung der Gerichtsbarkeit, weil in den militärischen Kreisen die Ansicht verbreitet war, daß die Gerichtsbarkeit der noch nicht geordneten Gebiete zu den Befugnissen der Kriegsbehörden gehöre. Sie hatte die Absicht, der Hofkammer nur den Teil der Rechtsprechung zu überlassen, welcher sich auf die Besitzangelegenheiten der Bürger bezog. Die Militärverwaltung war auch unter den Bürgern der Stadt wenig beliebt, noch weniger aber bei den deutschen Ansiedlern, die schon mit einem gewissen Streben nach Unabhängigkeit aus dem Westen gekommen waren. Daß die Deutschen in Fünfkirchen nicht weiter anwuchsen, wurde gerade durch diesen Umstand verursacht.

Der erste Militärkommandant war Graf Karl Thüngen. Nach ihm regierte General Graf Gabriel Vecchi mit energischer Faust die Bewohner. Die Stadt Fünfkirchen, die noch damals madjarische, kroatische, raizische und türkische Bewohner hatte, wollte sich von der Regierung Vecchis befreien und hatte ihn deswegen bei der Hofkammer angeklagt. Der wesentliche Inhalt der Anklage ist, daß die deutschen Ansiedler die Stadt vermeiden, weil sie nicht unter der militärischen Gewaltherrschaft leiden wollen. Die Stadt sei unlängst — schreiben sie — von 200 deutschen Familien aufgesucht worden, die sich ansiedeln wollten. Als sie von der militärischen Willkür hörten, machten sie sich auf, um sich wo anders anzusiedeln. Ob diese Angabe der Wahrheit entspricht, kann uns einerlei sein. Diese Stelle der Eingabe ist jedenfalls so zu verstehen, daß die ursprüngliche Bevölkerung wohl die Ansiedlungspolitik des Wiener Hofes zu ihrem Vorteil ausnützen und anderseits eingesehen hatte, daß zum Wiederaufbau der Landwirtschaft neue Bevölkerungsschichten nötig seien. Während die oben erwähnten, in größeren Gruppen kommenden Deutschen die Vorteile und Nachteile der Fünfkirchner Verwaltung in Erwägung zogen, waren die kleineren Gruppen der Einwanderer froh, sich endlich niederlassen zu können und mit Hilfe der Staatskasse oder einer weltlichen Grundherrschaft die Bebauung der Aeder, Wiesen und Weinberge in Angriff zu nehmen oder ihr Gewerbe anzufangen.

Die deutschen Einwohner von Fünfkirchen sind in solchen kleineren Gruppen oder familienweise in die Stadt eingewandert. Die Einwanderung

war zu dieser Zeit noch nicht planmäßig und die in Deutschland herumreisenden Werber des Staates und der Grundherrschaften haben größere Erfolge erst in der späteren Zeit erreicht, als sie schon mit positiven Angaben die Vorteile der Einwanderung darlegen konnten. Das Ergebnis der hier geschilderten Einwanderungsverhältnisse war, daß die ersten Einwanderer zu der ärmeren Schichte des deutschen Bauernstandes gehörten. Von den Gewerbetreibenden haben sich gleichfalls die meisten — ausgenommen die von dem Drang nach Abenteuern getriebenen — beinahe alle ohne nennenswerte Mittel nach dem „unbekannten Ungarlande“ begeben.

Nach ihr betrug die Zahl der Familien also 86. Dabei sind auch zwei Witwen eingerechnet. Es ergibt sich also für die Zahl der Eheleute $84 \times 2 = 168 + 2 = 170$. Die Zahl der Kinder ist 127. Somit betrug die Zahl der deutschen Einwohner 297 Seelen. Dazu müssen wir noch beiläufig 10% dazurechnen, die auf das Gesinde der Familie fallen. Mit dieser Rechnung können wir die Zahl der deutschen Einwohner von Fünffkirchen auf 327 ansetzen.

Die am 28. Dezember 1698 von den Beauftragten der Hofkammer zusammengestellte Konfektion enthält die Namen von 637 Familien. Darin wird bemerkt, daß etwa 40 Familien aus den Vororten nicht zusammengeschrieben werden konnten, weil sie vor der Konfektionskommission nicht erschienen. Unter ihnen hätten sich nur wenige Deutsche befunden, da die Vorstädte größtenteils von den Madjaren, Kroaten und Raizen bewohnt wurden, während sich die Deutschen lieber in der inneren Stadt ansiedelten.

Die Einwanderer stammen aus sehr verschiedenen Gegenden:

Bayern	8 Familien	Polen	1 Familie
Böhmen	1 Familie	Schlesien	1 Familie
Deutschland ¹⁰⁾	1 Familie	Steiermark	5 Familien
Elfaß	1 Familie	Schwaben ¹¹⁾	7 Familien
Frankreich	2 Familien	Schweiz	1 Familie
Närnten	8 Familien	Tirol	5 Familien
Mähren	2 Familien	Ungarn ¹²⁾	4 Familien
Oesterreich	8 Familien	Unbekannte Orte ¹³⁾	4 Familien

Aus den genannten Städten und Dörfern:

Eger	1 Familie	Luzern	1 Familie
Felbburg	2 Familien	Nikolsburg	1 Familie
Feldkirchen	2 Familien	Nürnberg	1 Familie
Frankfurt	1 Familie	Pinzfeld ¹⁴⁾	1 Familie
Graz	1 Familie	Radkersburg	1 Familie
Hamburg	1 Familie	Salzburg ¹⁵⁾	1 Familie
Laibach	2 Familien	Steier-Gaden ¹⁶⁾	1 Familie

Aus allen Teilen des Deutschen Reiches begann also schon die Einwanderung. Aber auch die in anderen Staaten lebenden Deutschen rüsteten sich auf die Nachricht von den neuen Möglichkeiten. Aus Frankreich und Polen kamen schon zu dieser Zeit zerstreut zum Deutschtum gehörige Einwanderer. Die meisten stammen natürlich aus den Ungarn näherliegenden Gebieten, aus den österreichischen Erbländern, aber auch aus Bayern und Württemberg. Die ersten Einwanderer waren größtenteils Aderbauer. Eig. Stadtbewohner waren unter ihnen nur 21 Personen. Dies aber bedeutete in den ersten Jahrzehnten nach der Türkenbefreiung im Leben der Stadt keinen Nachteil, weil die Bewohner größtenteils von Wein- und Aderbau lebten. Die Stadt wurde erst in den späteren Jahren gewerbetreibend.

Aus dem Verzeichnis, das uns auch die Familienverhältnisse veranschaulicht, ist noch die kleine Zahl der Kinder bemerkenswert und auffallend: auf drei Familien fallen vier Kinder. Die Ursache davon war wahrscheinlich, daß die Familien mit vielen Kindern sich auf einen langen, qualvollen und unsicheren Weg nicht wagten, besonders in den ersten Zeiten, da sie noch nicht einmal sichere Nachrichten von den ungarischen Verhältnissen hatten.

Nicht weniger interessant ist die Aufstellung, die die Vermögensverhältnisse veranschaulicht. Wer mit den damaligen ungarischen Verhältnissen und mit der Geschichte der Einwanderung vertraut ist, weiß, daß die neuen Einwanderer mit irdischen Gütern nicht reich bedacht waren, einerlei welchem Volksstamm sie angehörten. Diese Einwanderung nach Ungarn am Ende des 17. Jh.s ähnelte der großen ungarischen Auswanderung nach Amerika in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. In beiden Fällen ist nur von den ärmsten Schichten des Volkes die Rede.

Die auf der Liste dargestellten Vermögensverhältnisse der Einwanderer stimmen mit ihrer Lage in der Heimat wohl kaum überein. Außer den wenigen mitgebrachten oder hier gekauften Haustieren und ökonomischen Geräten und dem wenigen Bargeld, nannten sie nichts ihr eigen. In den meisten Fällen haben sie auch die nötigsten Geräte und Tiere zum Aderbau erst von den Grundherrschaften bekommen. Nach der türkischen Oberherrschaft war nicht nur Fünfkirchen und Umgegend, sondern das ganze befreite ungarische Gebiet so arm an arbeitstüchtigen Händen, daß die neuen Gutsherrn, besonders die Hofkammer, die „jure belli“ in den Besitz mächtiger Güter gekommen war, mit Freuden die Zuwanderer mit Grund, Feld, Haus und Weinberg beschenkten.

In dieser Zeit sind auch die Einwanderer nicht in so großer Zahl gekommen, daß die Gutsherren zwischen ihnen wählen konnten, wie das schon im 18. Jh. Gebrauch wurde. Die ersten nach Fünfkirchen kommenden deutschen Ansiedler brauchten nur einen Besitzbrief für Grund, Haus und

die übrige Habe auszulösen, wofür sie eine Gebühr von 1 Gulden 60 Denare bis 5 Gulden dem Administratoren (dem Verwalter der kaiserlichen Güter) oder dem Stadtpräsidenten einzahlen mußten. Diese Güter, für die sie im ersten Jahr nicht einmal Steuer gezahlt hatten, gingen schon am Ende des 17. Jh.s mit vollem Eigentumsrecht in die Hände der Ansiedler über. Die Ansiedler konnten ihre Güter verschenken, verkaufen, verpfänden und über sie testamentarisch frei verfügen. So wurden die Einwanderer größtenteils vollberechtigte Bürger, ausgenommen einige Insassen, die weder Bürger, noch Hausbesitzer waren. Daß wir aber von dem verhältnismäßigen Reichtum der deutschen Ansiedler sprechen können, hatte seinen Grund in der Armut der Siedler der anderen Völker. Die einheimischen Bewohner besaßen überdies den Fehler, daß sie bei den ewigen Kämpfen und Kriegen nicht an intensive landwirtschaftliche Arbeit gewohnt waren, da sie davon sowieso keinen Nutzen gehabt hätten. Ihre Erzeugnisse richteten die hin und her ziehenden Scharen gänzlich zugrunde, das eingeführte Getreide aber wurde von den feindlichen Parteien als Beute angesehen. Die Landwirtschaft blieb weit hinter den westlichen Staaten zurück. Die Deutschen haben mit ihren Kenntnissen gerade in dieser Hinsicht sehr fruchtbar gewirkt und dabei zur Bedung der Arbeitsfreude beigetragen. Ihre Erfolge haben bereits vorhandene Bevölkerung zur Nachahmung angeeifert, aber zugleich zwischen den Deutschen und ihnen einen gewissen gespannten Zustand hervorgerufen.

Die Nationalitätenfrage ist in ihrer heutigen Form in ganz Europa erst im 19. Jh. entstanden, aber es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß diese Frage nicht auch schon vorher dort bestanden hätte, wo verschiedene Völker nebeneinander lebten. Der Sprachenunterschied, der verschiedene Rechtsstand, die anderen Interessentkreise, der Glaubensverschiedenheit mußte gewisse Gegensätze hervorbringen, die sich in Fünfkirchen erst im vergangenen Jahrhundert endgültig ausglühten.

Die Entscheidung der Frage, was eigentlich den Gegensatz zwischen Madjaren und Deutschen verursacht hat — der zwischen ihnen noch unter der kaiserlichen Herrschaft zu Tage gekommen ist — ist überaus verwickelt. Hinsichtlich der Verwaltung hatten die Deutschen überhaupt keinen Grund zur Klage. Auf den Wunsch des General Becchi, des militärischen Kommandanten der ganzen Umgegend, hatten die Deutschen einen Richter für sich bekommen, der im Rat Stimmrecht besaß und außerdem mit drei Abgesandten die Interessen der Einwanderer vertreten konnte. Diese Einrichtung bestand schon im Jahre 1692, das heißt, zu einer Zeit, in welcher in der Stadt nicht mehr als 30 deutsche Familien angesiedelt waren. Zu gleicher Zeit hatten auch die anderen Nationen ihre Abgeordneten entsandt, aber an ihrer Spitze stand kein „judex nationalis“, sondern der

sogenannte Fürmender, Vormunder (madjarisch szószóló, lateinisch tribunus plebis). Das Vorhandensein eines deutschen Richters — obwohl er nicht über denselben Wirkungskreis verfügte, wie der Stadtrichter — zeigt uns, was für eine Bedeutung die deutschen Einwanderer gehabt hatten. Ihre Bedeutung und ihr Ansehen kommt noch besser darin zum Ausdruck, daß neben dem „judex nationalis“ auch der Stadtrichter ein Deutscher war. Der in dem Konstriptionsausweis mit der Zahl 44 bezeichnete Jakob Martini war nacheinander zwei Jahre Stadtrichter von Gnaden der Kameralverwaltung, obwohl nach alter Sitte der Stadtrichter immer nur für ein Jahr gewählt wurde. Dies alles deutet auf den mächtigen Einfluß der Deutschen, besonders in der Zeit, als neben den 86 deutschen Familien 551 madjarische, kroatische und raizische Familien in der Stadt lebten. Wie in den Städten des Westens, kam auch in Fünfkirchen zur Zeit der kameralen Verwaltung, aber auch zu der Zeit der königlichen Freistadt, die Stadtverwaltung immer in die Hände der wohlhabendsten und einflußreichsten Personen.

Fünfkirchen konnte unter der Verwaltung der Hofkammer von 1686 bis 1703 danach trachten, seine Autonomie nicht nur formal, sondern auch tatsächlich vorzubereiten. Die Deutschen hatten eine sozial so bedeutende Rolle gespielt, weil sie wirtschaftlich eine große Rolle spielten, aber auch gefühlsmäßig den Organen der Hofkammer zu Fünfkirchen nahegestanden hatten. Als Minderheit hätten sie nicht diese Bedeutung gehabt, wenn Fünfkirchen zufällig eine grundherrschaftliche Stadt gewesen wäre, wie z. B. v. J. 1703 bis 1780. Daß während der grundherrschaftlichen Zeit der regierende Geist der deutsche geblieben ist, war dadurch begründet, daß die Deutschen zahlenmäßig stark zugenommen hatten und die späteren deutschen Einwanderer Vermögen, Ansehen und Können mit sich brachten. Dies hatten sie auch nötig, nachdem im 18. Jh. die Einwanderung und Ansiedlung nicht mehr so leicht war, wie in den vorangehenden Jahren. Die ersten Ansiedler von Fünfkirchen hatten sich beinahe alle als führendes Element, in das Leben der Stadt eingefügt. Die Madjaren und die Deutschen bildeten eine gemeinsame Front, um freistädtische Rechte zu gewinnen. Auf die Nachricht aber, daß Fünfkirchen eine bischöfliche Stadt werde, wollten sie aber doch lieber unter der Verwaltung der Kammer bleiben. Gelangt die Herrschaft der Stadt in die Hände der früheren Besitzer, des Bischofs zu Fünfkirchen und des Domkapitels zurück und wird sie dadurch eine grundherrschaftliche Stadt so hat das Deutschtum seinen Gönner, die Hofkammer, verloren. Ohne Unterschied der Volkszugehörigkeit wollten die Bürger dem niederen Rechtsstand der grundherrschaftlichen Stadt entgegen. Eben deswegen spielte sich auf die Nachricht, daß die Stadt wieder grundherrschaftlich würde, ein eigenartiger Vorgang ab. Es hat den An-

schein, als ob die Deutschen unterdrückt gewesen wären, und daß sie ihre Dienste der Kammer gegen die Madjaren angeboten hätten. Die Triebfeder dieses Schrittes war jedoch nichts anderes, als mit gemeinsamer Kraft der Grundherrschaft zu entrinnen.

Im Juni 1701, als schon die Restauration bekannt geworden war, hatte sich das deutsche Bürgertum mit einem Gesuch an den Herrscher gewandt. „Euer kaiserlichen Majestät — schreiben sie — muß die gesambte in der Stadt 5 kirchen befindliche deutsche Nation unthertänigst Behölligen, mit wehmütigster Repraesentierung, daß es nunmehr das ansehen gänzlich Gewinnen will, ob sollten wir von Haus und Hoff, ja wohl gar aus den Königreich Hungarn verjaget und ausgerottet werden; welches zu bewerkställigen, die Hungarische Nation mit sambt, und nebst den Hiesigen Klerum Zwenyerlen weys, und Weeg ersinnen; deren ersterer ist, ipso facto et praevalente potentia uns Deutsche Bürgersleuthe hinwegzuschaffen, der anderte aber, daß so fern sich ein, oder mehreres das Ihriges zuverlassen und von denen Zuweisen nicht also gleich Bequemen würden, so lang zudrücken und zu peinigen, bis sie endlich gahr gehrne das Ihrige Quittiren und die Stadt und Königreich Ihumben müssen; . . . der Anfang ist schon bereits gemacht; in dem der Clerus allhier mit austrüclichen Worten schon bedrohen lasset, daß selbiger denen deutschen Bürgern ein Stäbl in die Handt geben, und bey dem Stadtthor hinaus schaffen wolle. Ja soferhn dem meisten Teil der hiesigen Kapitular-Geistlichkeit nur etwa ein von uns armen deutschen Leutthen durch Unser Schweiß und Bluet, auch gering gehabt mit uns dahingebracht.“⁽¹⁷⁾

Die Wurzel des deutsch-madjarischen Konfliktes ist damit schon angedeutet. Und wenn die Deutschen die madjarische Bürgerschaft als Verfolger hinstellen, müssen wir dies nur als Politik betrachten, da das mit Zustimmung der Madjaren geschah. Die Deutschen spielten dabei im Interesse des gemeinsamen Zieles die Rolle der Wortspreeher. Die Ansprüche des Klerus mußte im Hintergrund gedrängt werden. Die Madjaren hatten vor der österreichischen Verwaltung keine große Bedeutung und deswegen konnten sie auch keine solchen Erfolge erreichen, wie die Deutschen. Dies hatten die Madjaren gefühlt, erfahren, vielleicht sich auch eingebildet. Diese Beweggründe haben das Verfahren der Nationalitäten in Fünfkirchen bestimmt. Man mußte die Unterdrückung der Deutschen bezeugen, die in noch gesteigertem Maße unter der grundherrschaftlichen Macht eintreten würde. Ihre Bitten konnten auch durch ihre Verdienste um das Herrscherhaus begründet werden. Die ungarische Bevölkerung hätte wohl umsonst erwähnt, daß sie 150 Jahre lang mit ihrem Blut das Land gegen die Türken beschützte. Das war einfach ihre Pflicht. Die deutschen Einwanderer dagegen wurden hierher gerufen oder sind freiwillig hierher

gekommen, haben aber in jedem Falle dem Staate einen Nutzen bereitet, wodurch sie das Aufblühen des entvölkerten und heruntergekommenen Landes begünstigten.

In ihrem Gesuch erwähnen sie auch „Wie schwehr nun diese so Unverantwortlich mit dieser teutschen Nation vorhabende proceduren, uns armen Leuthen fallen und in was für Bestürzung unseres gemüths, wir tag und stündlich wegen der, sowohl von dem Herrn Bischofen, als verschiedenen Caplaribus maistes aber von der Hungarischen Nation uns intendirenten Commination und Bedrohungen gerathen müssen. Ein solches können Euer kaiserlichen Majestät von selbstn gnädigst ermessen, die wir aus anderen Landen auf die in Euer kaiserlichen Majestät allerhöchsten Nahmen, zu repopulier und reflorescirung diser Neuconquistirten Landen ausgesendt gewesen.“ In den weiteren berufen sie sich, daß sie die Stadt, „die ganz desolirt darnider gelegen, emporgebracht und in Etwelchem Standt gesetzt haben; es machet aber weder der Herr Bischof selbst, und zwar in Capite noch auch die übrige diser deutschen Nation ganz contrairrende Herr Geistliche, hierauf wenig reflexiren.“

Am Ende ihres Gesuches bitten sie, daß „die hiesige Fünffkircherische Burgerschaft, und deutsche getreue Nation, weder vom hiesigen Herr Bischof, noch der anderer Geistlichkeit absonderlich aber von der Hungarischen Nation dergestalten Gedrückt, sondern alles, sowohl was das Grundbuch, und alles anderes betrifft dazumahl, und bey übergebung der Güter in statu quo gelassen werde, damit Euer kaiserliche Majestät stetts hin im Fall sich etwas widriges im Königreich ereignen sollte, sich unserer, sowohl als auch aller anderen deutschen treue Zuversichert haben möge.“

Dieses Anerbieten der deutschen Bürger kann als zielbewußt angesehen werden, da die Vorstellung der damaligen Politiker besonders die des Kardinals Kollonich bekannt war: den „rebellischen Geist“ der Madjaren durch die kaisertreuen Deutschen auszugleichen. Der Erfolg des Gesuches war die Uebersendung einer Abschrift des Gesuches durch die Hofkanzlei, an die Ofner Kammer, damit diese die Sache prüfe. „ . . . Gleich wie nun die solcher gestalten beträngte Burgerschaft, mit gesambter Hand zu schützen ganz nöthig und billich sein will . . . den hiesigen Praefekten der Kamera aber anweisen soll: daß er mehr berührte Burgerschaft wider dergleichen eigenmächtige und Unbefugte Unternehmungen der dasselbstigen Bischofen und Kapittl nach möglichkeit zu schützen, und einen jeden bey den seinig so vill, das Grund buch und seine Gewähre in sich halten, und geträcht zu manutenieren Ihne Angelegen seyn lasse.“

Als am 19. April 1703, die unter der Verwaltung der Kammer gewesenen Güter in das Eigentum des wiederhergestellten Bistums von Fünf-

kirchen übergangen, wurden die Bürger in ihrem Güterrecht nicht beeinträchtigt. Nur die Rechte der Stadt wurden vermindert, das heißt, grundherrschaftlich. Die Einwanderung der Deutschen dauerte auch unter den neuen Verhältnissen fort. Allmählich wurden sie für Mehrheit. Um die Mitte des 18. Jh.s wurde die Verwaltung und Kultur der Stadt deutsch. Die Protokolle wurden deutsch geschrieben, die Verhandlungen in deutscher Sprache geführt. Nur manchmal kam ein Schriftstück in magyarischer, kroatischer oder raizischer Sprache vor dem Magistrat.

¹⁾ G. Holder: Das Deutschtum in der unteren Baranya. Stuttgart 1931. — R. Hartmann: Die schwäbische Türkei im 18. Jahrhundert. Budapest 1935.

²⁾ Pál Karay-Szabó: A térszin befolyása a Duna, Dráva és a Kapos közt terület népsűrűségére és településének alakjára. (Der Einfluß der Oberfläche auf die Bevölkerungsdichte und Ansiedlung des Gebietes zwischen der Donau, Drau und Kapos.) Pécs, 1926.

Georg Papanek: Geographica descriptio comitatus Baranyensis et liberae Urbis Quinque ecclesiensis. Quinque-Ecclesiis, 1783.

³⁾ Die Eroberung von Ofen und der Feldzug gegen die Türkei in Ungarn im Jahre 1686. Wien, 1886. Generalstab, 107—8.

⁴⁾ Durch Niederland, Teutschland, Ungarn, Serbien... gethane ganz sonderbare Reisen. Nürnberg, 1686.

⁵⁾ Hofkammerarchiv, Wien: 1. Juli 1687. Register E, S. 480 [Cristian von Vincenz... pref. zu Fünfkirchen].

⁶⁾ Martin Zeiller in: Neue Beschreibung des Königreichs Ungarn. Leipzig 1690. 209, 927.

⁷⁾ A. Babics: A kamarai igazgatás Pécs városában. (Die Kameraladministration in der Stadt Fünfkirchen), 1686—1703. Pécs 1937.

⁸⁾ Hofkammerarchiv, Wien: Fasc. 3, 1698. Conscriptio Quinque-Ecclesiarum.

⁹⁾ Die erste Konfektion der Stadt, die im Sommer des Jahres 1687 zusammengestellt wurde, weist etwa 50% der Weinbergbesitzer als Türken (den Namen nach) aus. (Staatsarchiv, Budapest: Urbaria et Conscriptiones [Kammerarchiv] Fasc. 56. Nr. 41). Und zwar sind unter diesen gewiß viele als Türken bezeichnet, die eigentlich nicht türkischer Nationalität waren. Im Jahre 1698 erwähnt die Konfektion 13 türkische Familien (Hofkammerarchiv, Wien 1698. Fasc. 3). Wir können die Zahl der türkischen Familien auf 25—30 schätzen.

¹⁰⁾ Nur im allgemeinen bekannt.

¹¹⁾ Die Konfektion nennt sie nur einfach suevus (Schwaben).

¹²⁾ Aus Ungarns drei westlichen Ansiedlungen: Dedenburg, Sankt Gotthard und Rapronca.

¹³⁾ Unter Einbezug von „Welden“, einem nicht zu bestimmaren Ort.

¹⁴⁾ Pinkafeld?

¹⁵⁾ Salzburg?

¹⁶⁾ Wohl Steingaden.

¹⁷⁾ Staatsarchiv, Budapest: Ofner Kameraladministration: Hofbefehle, 1701. junii. Nr. 16.

Die ersten deutschen Einwanderer nach Fünfkirchen veranschaulicht die im Anhang veröffentlichte Konfektionsliste v. J. 1698.

Die ersten Ansiedler (1685—

Nummer	Name	Eingewandert		Mitglieder der Familie		Religion
		Woher?	Wann?	Kna- ben	Mäd- chen	
1	Anger, Bernhard	Schwaben	1689	2	2	r. f.
2	Cardinal, Jakob	Schwaben	1689	2	2	r. f.
3	Cavano, Johann	Schweiz	1697	—	—	r. f.
4	Ebner, Joseph	Kärnten	1692	—	1	r. f.
5	Ehler, Christian	?	1697	—	—	?
6	Ewaldt, Heinrich	Belden	1693	1	1	?
7	Fix, Johann Ferdinand	Feldkirchen	1697	4	1	r. f.
8	Frisch, Peter	St. Gotthard	1698	1	1	r. f.
9	Frumer, Johann Georg	Nürnberg	1698	—	—	?
10	Fürst, Johann Matth.	Frankfurt	1692	2	2	r. f.
11	Goedenperger, Johann	?	1690	—	1	r. f.
12	Göttner, Johann Georg	?	1689	—	3	?
13	Grueber, Jakob	Steiermark	1689	—	3	r. f.
14	Habinger, Johann	Bayern	1697	—	—	r. f.
15	Haimberger, Leonard	Steiermark	1689	1	3	r. f.
16	Hajos, Gabriel	?	1694	—	—	r. f.
17	Hart, Paul	Kärnten	1689	4	—	r. f.
18	Haimolt, Heinrich	Odenburg	1696	1	1	r. f.
19	Ingliz, Johann Georg	Laißbach	1695	1	1	r. f.
20	Jager, Katharina (Witwe)	Österreich	1690	—	1	r. f.
21	Jordan, Urban	Steiermark	1694	3	—	r. f.
22	Kajoiczky, Georg	Kärnten	1697	—	—	r. f.
23	Karanez, Vanhaz	Kärnten	1695	—	—	r. f.
24	Kastner, Johann Jak.	Deutschland	1698	—	—	?
25	Keller, Benedikt	Bayern	1689	1	—	r. f.
26	Keller, Joseph	?	1692	—	—	r. f.
27	Kiesmüller, Matthias	Bayern	1694	1	—	r. f.
28	Kild, Georg	Mähren	1691	2	2	r. f.
29	Kinigh, Johann	Österreich	1698	—	—	r. f.
30	Kohinger, Joseph	Schwaben	1697	1	—	?
31	Kolb, Johann	Frankreich	1689	1	1	r. f.
32	Koriko, Johann Georg	Feldburg	?	2	—	?
33	Kranabether, Franz	Tirol	1698	—	1	r. f.
34	Krex, Jakob	Graz	1693	—	1	r. f.
35	Kremmer, Johann	Radfersburg	?	—	1	r. f.
36	Krenner, Friedrich	Schwaben	1686	1	1	?
37	Krull, Johann Peter	Odenburg	1685	—	2	r. f.
38	Ladiffenz, Johann	?	1698	—	—	?
39	Lajzmilller	Bayern	1694	1	1	r. f.
40	Lenner, Jakob	Bayern	1698	1	3	?
41	Leppe, Matthias	Steiermark	1698	—	1	r. f.
42	Lörincz, Franz Frdr.	Böhmen	1693	1	2	r. f.
43	Luz, Matthias	Tirol	1695	—	—	r. f.
44	Martini, Jakob	Tirol	1691	1	—	r. f.
45	Martiniß, Georg	Laißbach	1696	—	1	r. f.
46	Mayer, Johann	Bayern	1695	1	—	r. f.

1) Insaße = inquilinus.

2) Ertrag in Gulden.

der Stadt Fünfkirchen
1698).

Vermögensverhältnisse										Steuer ²⁾		Nummer in der Kon- stription	Anmerkung
Häuser	Gründe	Wein- gärten	Wiesen	Äcker	Pferde	Schäfen	Kühe	Kälber	Schweine	Staats.	Verzeh- rungs-		
1	—	3	8	—	1	—	1	2	1	8.—	—	34	
1	—	3	8	—	1	—	1	2	1	8.—	—	34	
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	26	
1	1	—	7	2	—	—	1	1	—	4.—	—	51	
—	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	56	
1	1	6	8	—	—	—	2	1	—	12.—	1.12	—	
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	78	
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	63	Inasse ¹⁾
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	32	
—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	7.—	39.25	38	
1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	54	
1	—	10	10	—	—	—	2	1	—	—	1.20	4	
1	—	11	8	—	—	—	5	2	—	15.—	8.84	41	
1	1	16	30	30	1	6	—	—	—	10.50	3.20	74	
1	—	6	12	5	1	6	1	1	—	12.—	1.20	39	
1	—	30	—	14	—	—	—	—	—	—	—	633	Provisorisch
1	—	12	8	—	—	—	2	2	—	10.—	—	58	
1	1	4	—	15	4	6	10	10	—	18.—	—	624	
1	—	6	—	—	—	—	1	1	—	—	—	25	Hat 1 Inassen
—	—	7	6	—	—	—	—	—	—	—	—	22	
1	—	—	—	—	—	—	—	—	2	1.50	—	49	
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4.—	—	17	
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8.—	22.80	12	
—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	76	Inasse
1	—	13	8	6	—	—	3	1	—	13.—	—	48	
1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	13	
—	1	5	—	—	—	—	—	—	—	3.—	—	29	
1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7.—	—	57	Hat 2 Inassen
1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	55	Hat 1 Inassen
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2.—	—	71	
1	—	10	8	—	—	—	—	—	—	13.50	24.50	72	
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	61	Inasse
1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	36	
1	—	7	—	—	—	—	2	1	3	—	—	67	
1	—	—	—	—	—	—	—	—	2	3.—	—30	23	
1	2	25	34	18	—	6	8	4	15	—	—	6	Postmeister
1	—	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	77	
—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	18	
1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3.—	—	27	
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	62	Inasse
1	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	3	
1	—	12	—	?	—	2	1	1	—	—	—	9	
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	6.—	—	37	
2	1	18	16	16	4	6	—	—	3	—	—	1	
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3.50	—	75	Inasse
—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	5.25	—	47	

Nummer	Name	Eingewandert		Mitglieder der Familie		Religion
		Woher?	Wann?	Knaben	Mädchen	
47	Mayer, Nikolaus	Bayern	?	—	—	r. f.
48	Mayer, Nikolaus	Bayern	1696	—	—	r. f.
49	Melbik, Paul	Österreich	1686	2	1	?
50	Mesner, Georg	Kärnten	1689	1	1	r. f.
51	Miczy, Nikolaus	Elßaß	1695	—	1	?
52	Müller, Lukas	?	1694	—	—	r. f.
53	Ostner, Johann	Schwaben	1695	—	1	r. f.
54	Pamhoffer, Johann	Tirol	1688	3	—	r. f.
55	Pamhoffer, Joseph	Tirol	1689	1	—	r. f.
56	Baumon Urban	?	1698	—	1	r. f.
57	Belzer, Georg	Luzern	1692	1	—	r. f.
58	Verhandinger, Franz	Salzburg ³⁾	1694	—	—	r. f.
59	Viz, Kaspar	Kranfreich	1694	3	1	r. f.
60	Brukt, Johann	Österreich	1696	—	—	r. f.
61	Bucht, Matthias	Polen	1695	—	—	r. f.
62	Reichart Schwizelbaum, J.	Österreich	1698	—	—	r. f.
63	Rohrholfer, Zacharias	Steier-Gaden ⁴⁾	1698	—	2	r. f.
64	Schambolt, Gaud. Joh.	Österreich	1695	—	—	r. f.
65	Schaller, Joseph	?	1697	—	—	r. f.
66	Schünpell, Michael	Pinkfeld ⁵⁾	1693	1	—	?
67	Schniger, Thomas	Schwaben	1689	2	2	?
68	Seller, Georg's Witwe	?	1690	1	1	r. f.
69	Simberger, Sebastian	Kärnten	1694	—	2	?
70	Solderer, Thomas	?	1698	—	—	r. f.
71	Sommer, Christian	Feldkirchen	1690	1	1	r. f.
72	Sontner, Johann	Steiermark	1693	—	—	r. f.
73	Sprung, Jerg Frajudin	Rapronca	1693	—	—	r. f.
74	Streber, Thomas	?	1694	—	—	r. f.
75	Strobl, Johann Mich.	Schwaben	1696	—	2	r. f.
76	Tegn, Johann	Schlesien	1698	—	—	r. f.
77	Telesny, Ignaz Edm.	?	1694	—	1	?
78	Thomassin, Andreas	Kärnten	1695	—	1	r. f.
79	Wardfeld, Johann Friedr.	Hamburg	1697	—	—	r. f.
80	Wagner, Johann Georg	Nikolsburg	1697	3	—	r. f.
81	Walter, Johann	Mähren	1691	—	—	r. f.
82	Weiler, Johann Jakob	Eger	1698	—	2	r. f.
83	Weiß, Matthias	Feldburg	1698	3	—	?
84	Werl, Johann Wenzel	Kärnten	1691	1	1	r. f.
85	Wieser, Johann Kaspar	Österreich	1691	—	—	r. f.
86	Zwener, Jakob	Österreich	1698	1	3	r. f.

³⁾ Salzburg?⁴⁾ Wohl Steingaden.⁵⁾ Pinkafeld?

Begriff und Erforschung der nationalen Kunst.

Von Coriolan Petranu (Klausenburg=Cluj).*)

Die nationalen Eigentümlichkeiten der Kunst interessierten von Anfang an die genetische Kunstgeschichte. Winkelmann behandelt in seiner „Geschichte der Kunst des Altertums“ unter den Ursachen der Verschiedenheit der Kunst unter den Völkern auch den „nationalen Charakter.“ Waagen, Rügler, aber besonders Schnaase sind diesbezüglich von Bedeutung. Bei diesem letzteren steht der „Geist der Nation“, d. h. die geistige Eigentümlichkeit sogar an erster Stelle. Ihm gegenüber bleibt auch Winkelmann zurück. Das Problem interessierte immer wieder die Kunsthistoriker der nachfolgenden Generationen, ohne daß der Begriff der nationalen Kunst sich geklärt oder die Methode der Erforschung sich ausgebildet hätte. Die nationale Idee beherrscht die heutige Welt wie kaum zuvor, sie war der Leitgedanke des Weltfriedens,¹⁾ es ist also kein Wunder, wenn die Kunstgeschichte nach einer Jahrzehnte dauernden, durch die Naturwissenschaftler beeinflussten formalanalysierenden Periode sich wieder der Erforschung der nationalen Kunst zugewendet hat. Wir sind uns heute dessen bewußt, daß „das Nationale zu verflüchtigen eine Verflüchtigung an der Menschheit wäre und an der Natur, die es geschaffen hat.“²⁾

Eine besondere Förderung erhielt die Forschung der nationalen Kunst durch die Arbeiten des 13. Kunstgeschichtlichen Kongresses von Stockholm.³⁾ Die nationalen Merkmale der Kunst verschiedener Nationen wurden herausgearbeitet, wobei auch Methodisches zum Ausdruck kam. Bogelsang unterwarf diese Arbeiten einer Kritik, die von prinzipieller Bedeutung ist; er fordert vor allem eine einheitliche, klare Formulierung der „Nationalkunst“. Versuchen wir auf diesem Wege weiterzubauen! Nationale Kunst ist die Kunst einer Nation und zwar eine solche, die bestimmte unterscheidende Merkmale der Kunst anderer Nationen gegenüber besitzt. Nun ist es aber nötig, den Nationsbegriff klarzulegen, d. h. aus der unübersehbaren Fülle sich einer für uns brauchbaren Definitionsgruppe anzuschließen. Wir brauchen prinzipiell eine Definition, die keiner Nation Unrecht bezüglich ihrer Nationalkunst tut. Wir sind uns darüber einig, daß die Grenzen der nationalen Kunst nicht zugleich den Staatsgrenzen von einst und jetzt entsprechen müssen. Daher dürfen wir nicht den politischen Staat und die politische Nation, sondern das Völkische, das Ethnische als naturgegebene Einheit als Ausgangspunkt und „Schwerpunkt“ betrachten, oder im Sinne Meinedes⁴⁾ die „Kulturnation“, welcher ein gemeinsam erlebter Kulturbesitz eigen ist, dessen wichtigste Elemente gemeinsame Sprache, gemeinsame Literatur und gemeinsame Religion ist. Die in der jüngsten innerdeutschen Gegenwart stark her-

vorgetretene Auffassung, die uns auch bei den Slawen begegnet, geht dahin, daß zur Bestimmung der Volkszugehörigkeit auch das Bekenntnis zusammen mit der Sprache nicht genügt, wenn die Abstammung nicht dazu kommt. Erwähnen wir nun die Verfasser der verwandten nach uns besten Definitionen: Bluntschli⁵⁾ Br. Bauch,⁶⁾ B. Cathrein,⁷⁾ J. Seipel,⁸⁾ J. Fels,⁹⁾ P. Mancini,¹⁰⁾ P. Fiore,¹¹⁾ P. Roquette-Buisson¹²⁾, Pradier-Fodéré,¹³⁾ A. Weiß,¹⁴⁾ Encyclopédie Française 1935.¹⁵⁾

Br. Bauch sieht in der Nation eine Naturgegebenheit und Kulturgegebenheit. Letztere ruht ebenso auf den natürlichen Bedingungen des Ursprungs- und Blutzusammenhanges, wie die körperliche Struktur. Leibliche und seelische Ursprungsgemeinschaft finden ihren Ausdruck in der Gemeinschaft der Sprache. Nach B. Cathrein versteht man „das gesamte geistig-leibliche Gepräge, welches einer größeren, durch dieselbe Sprache verbundenen Menschenmenge infolge längerer geschichtlicher Entwicklung eigentümlich ist und sie von anderen Menschengruppen unterscheidet“. J. Seipel sieht in der Nation eine „vom Schicksal bis zur Kultur und Spracheinheit zusammengeschweißte Menschenmasse“. J. Fels „die innige Vereinigung und gegenseitige Durchdringung von Kulturgemeinschaft und Staatsgemeinschaft in einem Volke“. Bluntschli, Rautschk, Lazarus, Wassermann, Boeckh sehen die Sprache als das eigentliche Kennzeichen der Nation an. Die alte französische Auffassung kennzeichnet „Dictionnaire de l'Académie française“ von 1740 (Montesquieu und Voltaires Ansichten). Von den neueren fordert P. Fiore Rasse, Sprache, Charakter, Traditionen, Gewohnheiten, P. de Roquette-Buisson Gemeinsamkeit der Rasse, der Sprache, der Religion und wirtschaftlichen Interessen, Pradier-Fodéré dieselbe Religion, Sprache, Herkunft, Moralität. Die Encyclopédie Française von 1935, T. 10. meint: „La race écartée, les éléments objectifs qui comptent vraiment pour la formation d'une nation sont la langue, la religion, les mœurs et les traditions communes.“ Ähnlich auch A. Weiß. Der Italiener P. Mancini fordert territoriale, Ursprungs-, Gewohnheits-, Spracheinheit, Lebensgemeinschaft und Gemeinschaft des sozialen Bewußtseins.

Die Begriffsbestimmung der Nation war uns deshalb nötig um die große Ungerechtigkeit zu vermeiden, alle Kunstprodukte eines Völkerstaates mit Hilfe des Begriffs der „politischen“ Nation für ein einziges Volk in Anspruch zu nehmen. Solches ist z. B. in der ungarischen Kunstgeschichte leider noch immer nicht vorhanden.¹⁶⁾

Wenn wir als nationale Kunst die Kunst einer Nation bezeichnet und den Nationsbegriff geklärt haben, bemerken wir, daß nicht jede Nation ihre nationale Kunst haben muß; eine solche kann nur in dem Falle beansprucht werden, wenn sie eigene, von der Kunst anderer Nationen sich unterscheidende Merkmale besitzt. So verneint z. B. L. Réau¹⁷⁾ eine nationale Kunst der Polen und Ungarn vor dem 19. Jh., P. Paris eine nationale portugiesische Kunst im 19. Jh. Die nationalen Merkmale sollen

aber in der Kunst nicht regional durch Boden und Klima bedingte, sondern tatsächlich aus dem Nationalwesen abgeleitet sein. „Aus den nationalen Möglichkeiten solch letzte Konsequenzen ziehen zu können, ist niemals Sache des Willens, sondern ist Gnade, wie alles Schöpfungstum“ sagt H. Wölfflin. Es gehört zu den schwierigsten Aufgaben die nationalen Eigentümlichkeiten der Kunst, d. h. die besondere Art des Sehens, Denkens und Empfindens begrifflich zu formulieren oder zu beschreiben. Man vergleiche z. B. die Feststellungen von Laine¹⁸⁾, Bredt¹⁹⁾ und Puvveldo²⁰⁾ über das Flämische, die der Wahrheit so nahe und untereinander doch so verschieden sind; es bleibt dahingestellt, ob die charakteristischen Merkmale derselben nationalen Kunst bei den verschiedenen Forschern die annähernd gleichen sind. H. Tietze's Ansicht²¹⁾, daß die Feststellung der Grundtendenzen eines nationalen Kunsttemperaments sich auf Allgemeinheiten beschränke, die praktisch nicht sehr viel bedeuten, weil sie durch eine große Anzahl von Grenztypen, Zwischenstufen, individueller Ausnahmen fast völlig paralysiert werden — scheint zu pessimistisch zu sein. Eine Frage ist es weiter: ob das Nationale sich in den Werken aller Epochen wiederfindet, oder nur in Blütezeiten, oder in einer Epoche stärker als in der anderen? C. Neumann²²⁾ glaubt, daß das, was deutsche Kunst ist und vermag, man am eindringlichsten aus ihrer mittelalterlichen Gestalt erfahre. „Der Quell mag nicht immer gleichmäßig fließen“, doch liegt der Folge der verschiedenen Stile ein Gemeinsames zugrunde — meint Wölfflin.

Eine weitere Frage ist es, ob die künstlerischen Eigentümlichkeiten einer Nation in ihren Blüteperioden die gleichen bleiben, oder ob sie eine Entwicklung mitmachen. Sind diese z. B. in der deutschen Renaissance die gleichen, wie in der deutschen Romantik? Haben dann alle Kunstwerke einer Nation eine gemeinsame „völkische Handschrift“, wie sich Vogelsang treffend ausdrückt,²³⁾ oder nur eine Anzahl, in welcher sie vollkommen zum Ausdruck gelangt?

Die nationale Kunst erfordert nicht unbedingte Originalität ihrer Komponenten, ihrer Einzelheiten, sondern der Gesamterscheinung, der Verschmelzung der Teile; national kann auch ein Mischstil sein. Wenn A. L. Mayer²⁴⁾ in der Mudéjarkunst die echte spanische Nationalkunst des Mittelalters sieht, die eben dieser Mischung und der Assimilierung der gemischten Bestandteile ihren Hauptreiz verdankt, so können wir auf der entgegengesetzten Seite Europas bei dem Schwestervolk der Rumänen eine ähnliche Gabe feststellen, die auch zu einer nationalen Kunst führte.²⁵⁾ Ob ein Kunstwerk deutsch oder französisch oder italienisch sei, wird nicht durch die Herkunft seiner Einzelheiten bewiesen, sondern nur durch die Art ihrer Verwendung, ihre Beseelung.²⁶⁾

Die Gefahr des subjektiven Hineintragens wird durch Vergleiche mit der Kunst anderer Nationen, mit den anderen Kunstgattungen, sowie durch Mithilfe anderer Forscher auf dem Gebiete der Poesie, Geschichte und anderer Manifestationen des Lebens eingedämmt. Spricht man über bestimmte künstlerische Eigentümlichkeiten einer Nation, so kann das nicht anders geschehen, als auf Grund einer mehr oder weniger vollkommenen Kenntnis möglichst ihrer ganzen Entwicklung²⁷⁾. Nationale Kunst fordert auch nationales Bewußtsein als Voraussetzung. Tieze kennt eine amerikanische bildende Kunst, keine aber, die dem noch unklar flutenden Volksgebilde dort die klare Form prägen könnte.²⁸⁾

Wir sprachen bisher über nationale, unterscheidende Merkmale, die den Wesenseigentümlichkeiten der Nation entsprechen müssen. Die relative Häufigkeit eines Motivs nationalisiert ebensowenig eine Kunst, wie die Rustifizierung, d. h. die verarmte Ausführung eines fremden Stils. Aber auch nur das bloße Vorhandensein bestimmter nationaler Merkmale berechtigt uns noch nicht, echte nationale Kunst anzunehmen, wofür wir ein eklatantes Beispiel in manchen Kirchen, Palästen und Mauern des Kremls von Moskau²⁹⁾ besitzen, die mit Berücksichtigung der Tradition zum großen Teil von Fremden ausgeführt worden sind. Ein anderes Beispiel haben wir in dem so spanisch anmutenden Palast de l'Infantado in Guadalajara, welcher von einem Flamen: Juan Guas erbaut wurde. Die nationale Kunst erfordert außer den ausgesprochenen nationalen Merkmalen auch nationale Künstler. Der bloße Besitz, oder die Einwirkung des Bestellers allein, auch die Berücksichtigung der Tradition allein, nationalisiert nicht die Kunst eines fremden Künstlers in dem Maße, daß sie Musterbeispiel der nationalen Kunst wird. Die „Denkmäler einer Nation“ sind nicht identisch mit den „nationalen Denkmälern“. Alle Nationen, auch die größten, besitzen Kunstdenkmäler, die von fremden, d. h. Künstlern anderer Nationalität ausgeführt wurden, diese müssen aber, wenn die Quintessenz der nationalen Kunst festgestellt werden soll, eliminiert werden. Auch dann wenn sie bestimmte nationale Merkmale wiederholen, kommen sie nur in zweiter Linie in Betracht: das nachgemachte darf nicht mit dem aus der Natur gewachsenen verwechselt werden, denn sie haben ihre Wurzeln in den tiefsten Gründen des nationalen Lebensgefühls, der nationalen Weltbegreifung (Wölfflin). E. Grosse³⁰⁾ fordert, um die Eigenart der japanischen Kunst zu gewinnen, die Werke der fremden Künstler: der Chinesen und Koreaner, die sich dort niedergelassen haben, zu eliminieren. Armstrong³¹⁾ schließt die Grabmäler Heinrich VII. und VIII. von Torrigiano und Rovezzano aus von der nationalen Entwicklung. Heidrich³²⁾ leugnet den flämischen Charakter des Architekturbildes von Antwerpen aus dem Grunde, daß die

führenden Künstler nicht Flamen waren: Bredeman de Bries ist in Friesland geboren als Sohn eines Deutschen und die zwei Steenwijfs sind ausgewanderte Holländer. Bei der Behandlung der spanischen Kunst des 18. Jh.s findet es P. Paris³³⁾ nicht nötig, den Madrider Königspalast näher zu behandeln, „weil er kein Werk eines Spaniers war.“ Die Monumente von Susa und Persopolis nennt Grosse³⁴⁾ nur zur Hälfte persisch, da sie als Künstler ägyptische, durch die Achämeniden gerufene gehabt haben. Clerc³⁵⁾ und Studniczka³⁶⁾ heben auf Grund der Namensuntersuchung die starke Vertretung des semitischen Elementes unter den Töpfern und Metallarbeitern der Metöken von Attika hervor. — Der ideale Fall bleibt, wenn starke nationale Eigentümlichkeiten durch nationale Künstler in den Kunstwerken erzeugt werden und wenn auch der künstlerisch maßgebende, einflußreiche Besteller derselben Nation angehört. Aber die Zahl solcher Kunstwerke ist, besonders in der entfernteren Vergangenheit, nicht eben groß, oft ist die Kunstgeschichte nicht im Besitze der Kenntnis der Künstlernamen, geschweige denn der Nationalität der Künstler, manchmal nicht einmal der Besteller. In solchen Fällen muß man sich mit dem Gegenüberstellen der Proportion der bekannten nationalen und fremden Künstler begnügen, vor allem der führenden, oder man ist auf Analogien und Hypothesen angewiesen. J. Neuwirth³⁷⁾ versucht z. B. den deutschen Charakter der Prager Kunst des 14. Jh.'s durch das Zahlenverhältnis von 5:1 von deutschen und tschechischen Steinmetzen, dann durch die deutschen Sagen der Goldschmiede- und Malerzехе, endlich durch die deutsche Benennung der Stücke, in den böhmischen Rechnungen zu beweisen. In Rumänien kennen wir in fünf Jahrhunderten nicht einmal 100 fremde Künstler,³⁸⁾ während nur in der Malerei 640 sicher rumänische bekannt sind. Auf Grund dieser Proportion, der von allen Seiten anerkannten nationalen Eigentümlichkeiten³⁹⁾ und dazu noch der nationalen Besteller können wir mit Recht von einer nationalrumänischen Kunst sprechen. Die nationale Kunst ist nicht immer an einen nationalen Staat gebunden, es hat im 19. Jh. eine nationalpolnische Kunst gegeben ohne einen polnischen Staat, vorher war es umgekehrt. In einen polyethnischen Staat kann die eine Nation, von der anderen sich künstlerisch stark unterscheiden trotz des jahrhundertelangen Zusammenlebens, z. B. die Siebenbürger Sachsen mit ihrer abendländischen Kunst und die Siebenbürger Rumänen mit ihrer byzantinisierenden Kunst. Die letzteren orientierten sich trotz der Staatsgrenze nach der rumänischen Kunst der Moldau und der Wallachei. Ebenso wie die Kunstgeographie, kennt die nationale Kunst keine politische Grenzen.

Wenden wir uns der Feststellung der nationalen Zugehörigkeit der einzelnen ausgewanderten Künstler zu, so betreten wir ein vielumstrittenes Gebiet und es fragt sich da, ob wir allgemeine Richtlinien zur Lösung aufstellen können, oder ob es ratsamer ist, von Fall zu Fall zu urteilen. Soll die Kunstgeschichte nur mit eigenen Mitteln und Methoden arbeiten oder soll sie Soziologie, Vererbungslehre und Rassenkunde berücksichtigen? Am schwierigsten ist es über solche Kunstwerke zu entscheiden, deren Künstler, Ursprungsland und Besteller unbekannt sind, nicht minder schwer ist aber die Bestimmung nationaler Zugehörigkeit solcher Künstler, über deren Werke und Lebenslauf wir genau unterrichtet sind. Spaniens Kunstgeschichte beansprucht für sich den Kreteraner Griechen Teotokopuli, Frankreich die Holländer Claus Sluter, Jongkind und van Gogh, den Brüsseler Philippe de Champaigne, den Schweden Roslin und den Engländer Sisley, die flämische Schule den Mainzer Hans Memling, Italien den Franzosen Jean Bologne, den Spanier Ribera, Rußland die Italiener Quarenghi, Rastrelli, Rossi. Diese Künstler schufen in ihrer neuen Heimat Werke, die mehr oder weniger abweichend von denen sind, die sie in ihrem Ursprungslande geschaffen hätten. Nach diesen gehöre ein Künstler der Kunstgeschichte der Nation an, für welche und in deren Land er am meisten tätig war und nicht seiner eigenen Nation.⁴⁰⁾ Die Kunstgeschichte urteilt aber nicht immer mit gleichem Maßstab. Den Maler Munkácsi, der mit 21 Jahren sein Vaterland Ungarn verließ und nach sechs Jahren Studium und Aufenthalt an den Kunstakademien von Wien und München, dann in Düsseldorf, ununterbrochen 25 Jahre in Paris gelebt und gewirkt hat, finden wir allgemein der ungarischen Kunstgeschichte zugeteilt; seine Zugehörigkeit wird noch durch die deutsche Abstammung seiner Familie (eigentlich Lieb) kompliziert.⁴¹⁾ G. Knüttel⁴²⁾ suchte beim vorigen Kongreß die Kunst van Gogh's wieder für die holländische Nation in Anspruch zu nehmen und zwar durch Untersuchung und Beantwortung dieser Fragen: 1. Was hat er schon in seinen holländischen Jahren erreicht? 2. Warum zieht er nach Frankreich? 3. Was gibt ihm Frankreich? 4. Wie verhält er sich geistig zu den Kunstsphären beider Länder? Solche und ähnliche gründlich durchgeführte Untersuchungen von Fall zu Fall als Hauptproblem der Analyse und nicht als sekundäres Problem einer allgemeinen Künstlermonographie und ohne nationale Voreingenommenheit, könnten ungemein viel helfen, die nationale Zugehörigkeit der einzelnen ausgewanderten Künstler klarzulegen. Knüttels Untersuchung beweist, daß die Kunstgeschichte mit eigenen Mitteln noch sehr viel erreichen kann.

Die größte Vorsicht ist eben bei den sogenannten akklimatisierten, absorbierten, assimilierten, nationalisierten Künstlern nötig. Und diese ist um

so mehr berechtigt, als eine beträchtliche Anzahl von Soziologen und Historikern als Merkmal der Nation die gemeinsame Abstammung bezeichnen und als die Vererbungslehre nicht mehr daran glaubt, daß Erziehung und Umwelteinflüsse imstande wären, die eingeborenen Eigenschaften an sich zu ändern. Die maßlose Überschätzung der Erziehung und die dementprechende Verkenennung der Erbanlagen gehört nun einmal mit zu dem Evangelium des 19. Jahrhunderts und zu seinen grundlegenden Irrtümern. Die Veränderungen, die die Umwelt hervorbringt (Modifikationen genannt), sind, im Gegensatz zu den Lehren Lamarck's nicht erblich.⁴³⁾ Montesquieus Auffassung, daß der größte Anteil der Differenzierung der einzelnen Völker auf das Klima fällt, ist durch Gobineau, Souffret, Matiegka und andere bestritten.⁴⁴⁾ Schon Taine nahm für die Völker beharrende Rasseigenschaften an, leider lassen sich Werturteile über diese in allgemeingültiger Prägung überhaupt nicht gewinnen.⁴⁵⁾ Meinede und Seipel kennen zwar Assimilationen, es ist aber zu fragen, durch wieviel Generationen Blutmischung erforderlich ist, um jemanden als absorbiert ansehen zu können, anderseits wissen wir aber, daß die Rassen durch Mischung nicht verloren gehen, sondern nur neue Kombinationen erzeugen⁴⁶⁾ und daß der Nationalisierte nicht den Geschmack, das Temperament, die Instinkte und affektive Vorlieben seines Ethnikums verliert.⁴⁷⁾ Aus diesen Gründen kann die Kunst des nationalisierten Künstlers nicht als Schulbeispiel echt nationaler Kunst angesehen werden.

Die Erforschung nationaler Eigenschaften in der Architektur stellt uns vor besondere Fragen. Zuerst ist hier häufig die Verwechslung von nationalem und regionalem⁴⁸⁾ Kunstcharakter. Aus der Tatsache, daß gewisse Dachformen und Materialien in den Bauten eines Landes angewendet werden, kann man eher auf das Klima und auf die Bodenbeschaffenheit als auf nationale Eigentümlichkeiten schließen. Auch aus der durch die Liturgie genau vorgeschriebenen Form und Einteilung eines Kirchengebäudes läßt sich nicht auf nationale Merkmale schließen, weil diese nicht auf einer besonderen Art des künstlerischen Sehens und Auffassens beruhen, die letzteren liegen in der subjektiven Freiheit und nicht in der objektiven Gebundenheit. Ein anderes Problem bietet die Tatsache, daß in der Baukunst an demselben Werke eine Anzahl von Künstlern teilnehmen, die auch von verschiedener Nationalität sein können. Nationale Züge lassen sich hier ebenso in dem Ganzen, wie in den Einzelheiten feststellen, doch entscheidet hier die Nationalität und Arbeit des Schöpfers und Entwerfers des Ganzen, also in Mittelalter der „magister lapicida“ der Werkmeister (in Österreich der Kirchenmeister) später der „architectus“ dem alle anderen untergeordnet sind. Der ideale Fall ist freilich, wenn nationale Künstler

ationale Eigentümlichkeiten in ihren Bauten erzeugen, wobei auch der künstlerisch mitsprechende Besteller derselben Nation angehört. Ein Bauwerk als Ganzes kann aber auch dann als national angesehen werden, wenn die untergeordneten, ausführenden Künstler fremden Ursprungs sind. Der nationale Charakter des Heidelberger Schlosses wurde nie bezweifelt, ob zwar hier Colin de Malines mitgewirkt hat. Ebenso beim Schloß von Fontainebleau. Der Besteller allein nationalisiert kein Kunstwerk, manchmal ist aber die Kunstgeschichte geneigt, auch ohne Kenntnis des Baukünstlers auf Grund der zweifellosen Eigentümlichkeiten und des nationalen Bestellers ein Werk als national anzunehmen.

In dem gegenwärtigen Stand der Forschung kann keine ausgebildete Methode der Erforschung nationaler Kunst geboten werden, nur Gedanken und Anregungen zu einer solchen. Unsere Absicht war, das Problem möglichst vielseitig nach gewissen leitenden Prinzipien zu schildern um uns zu vergegenwärtigen, wieviel nüchterne Arbeit noch nötig ist, damit wir dem Ziele näherkommen.

*) Die vorliegende Arbeit wurde vom Verfasser auf dem 14. Internationalen Kunstgeschichtlichen Kongreß in Bern am 5. September 1936 vorgelesen. Der Anhang ist neu.

1) J. Fels, Begriff und Wesen der Nation. Münster i. W. 1927, S. 132, 1, 2.

2) Ebenda, S. 139. — Selbst H. Wölfflin, der in seinen Werken der Formanalyse eine so überragende Rolle zuweist, schreibt: „Für den Historiker sind es Fragen ersten Ranges und sie dürfen nicht als unkünstlerisch diskreditiert werden.“ Das nationale Formgefühl „spielt in der Kunstgeschichte heutzutage eine beträchtliche Rolle“. Neue Zürcher Zeitung, 1. Sept. 1936.

3) XIII^e Congrès International d'histoire de l'art. Résumés. Stockholm, 1933. — Actes du Congrès. Ebenda, 1933.

4) Fr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. 8. Aufl. München-Berlin, 1922, S. 1.

5) J. C. Bluntschli, Allgemeine Staatslehre. 6. Aufl. Stuttgart, 1886.

6) Br. Bauch, Vom Begriff der Nation. Kantstudien, Bd. 21, Berlin, 1917.

7) B. Cathrein, Staatslexikon der Görresgesellschaft: Nation. 4. Auflage. Freiburg, 1921.

8) J. Seipel, Nation und Staat. Wien—Leipzig, 1916.

9) J. Fels, a. a. O.

10) P. Mancini, Prelezioni, Napoli, 1851.

11) P. Fiore, Nouveau Droit International Publique. Paris, 1855, t. I.

12) P. de Roquette-Vuissin: Du Principe des Nationalités. Paris, 1895.

13) Pradier-Fodéré, Précis de Droit politique et d'économie sociale.

14) A. Weiß, Manuel de Droit International privé. Paris, 1925.

15) Encyclopédie Française, 1935, Tome X.

16) S. die Universitätsrede von B. Pósta, Klausenburg, 1911. — A. Hefler: A magyar művészet története (Geschichte der ungarischen Kunst). Budapest, 1934, S. 15.

- 17) L. Réau in: Michel, Histoire de l'art. Tome VIII. I. 270 und II, 1002.
- 18) H. Taine, Philosophie de l'art. 17^e Édition. Paris, 1921, Tome I, 225.
- 19) E. W. Bredt, Belgiens Volkscharakter, Belgiens Kunst. München, 1915.
- 20) L. v. Puhvelde, Actes du Congrès. Stockholm, 1933, S. 80—90.
- 21) H. Tietze, Methode der Kunstgeschichte, Leipzig, 1913, S. 439.
- 22) E. Neumann in: J. Jahn, Die Kunstwissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen. Leipzig, 1924, 41—42.
- 23) W. Bogelsang in: Actes du Congrès. Stockholm, S. 95.
- 24) A. L. Mayer: Der spanische Nationalstil des Mittelalters. Leipzig, 1922, Seite 3.
- 25) E. Petranu in: „Rhrios“. Königsberg Pr. 1936. H. 4, S. 374.
- 26) L. Bruhns: Die deutsche Seele der rheinischen Gotik. Freiburg i. B. 1924, S. 8.
- 27) E. Heidrich, Beiträge zur Geschichte und Methode der Kunstgeschichte. Basel, 1917. S. 97.
- 28) H. Tietze in: Résumés. Stockholm, 1933. 190. — H. Wölfflin a. a. D.
- 29) L. Réau in: A. Michel, Histoire de l'art. Tome VII. I S. 318—19. Paris, 1925.
- 30) E. Grosse, Kunstwissenschaftliche Studien, Tübingen, 1900. S. 159.
- 31) W. Armstrong: G^{de} Bretagne & Irland. Ars Una. 2^e Edition. Paris o. J., S. 70.
- 32) E. Heidrich, a. a. D. S. 99.
- 33) P. Paris in: A. Michel: Histoire de l'art. Tome VII. II, 734.
- 34) E. Grosse, a. a. D. 150.
- 35) Clerc, Les Métèques Athéniens. Paris, 1893, 382, 393.
- 36) Fr. Studniczka, Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts. 1887, 144.
- 37) J. Neuwirth, Prag, 2. Aufl. Leipzig 1912. 28.
- 38) St. Metes: Zugravii bisericilor române. Cluj, 1929. — M. Lapedatu in Bulet. Com. Monum. Ist. V. 20, București, 1912, 177—83. — G. Balș: Bisericile lui Stefan cel Mare. București, 1926, S. 314. Derf., Bisericile și mănăstirile moldovenesti din veacul al XVI-lea. București, 1928, S. 379—80.
- 39) G. Millet in: Michel, Histoire de l'art. Tome III/II, 339—41. Paris, 1908. Ch. Diehl, „Revue des deux mondes“, 15. Juni 1924, 832—46. Derf., Manuel d'art byzantin. Paris, 1926, 753, 765. H. Focillon, „Revue des deux mondes“, 1925, 164—8. „L'illustration“, Juli, 1925. „Revue de l'art“ XLII, 15—29, 287—298. L. Bréhier, „Journal des Savants“, 1923. P. Henry, „Byzantion“, 1921. I, 291—303. Von rumänischer Seite die genannten Arbeiten von G. Balș und N. Ghika-Budești: Evoluția arhitecturii în Muntenia. București, 1927—33.
- 40) L. Réau: L'art Russe. Paris, 1921, S. 12.
- 41) Malonhai, Munkácsi Mihály. Budapest, 1907. R. Rós schreibt in der ungarischen Kunstzeitschrift „Magyar Iparművészet“ XIII, 152, 1910: „Er wollte Ungar sein, konnte aber nicht. Er wurde ein internationaler Künstler in Paris. Seine Seele war fremd von diesem Boden. Nur sein Name, seine Herkunft, besser gesagt seine Heimat war ungarisch, nicht seine Malerei.“
- 42) G. Knüttel in: Actes du Congrès, Stockholm, S. 223—27.
- 43) Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblchkeitslehre. München, I. 1927, II, 1931. P. Schülke-Raumburg, Kunst und Rasse, München, 1935, 13, 15, 16, 154.

⁴⁴⁾ Matiegka in: Die Gleichwertigkeit der europäischen Rassen. Prag, 1935. 13—27, 49—66, 87—108.

⁴⁵⁾ P. Schulze-Naumburg, a. a. O. 36, 156.

⁴⁶⁾ H. Hoffmann, Charakter und Umwelt. Tübingen, 1928. — Ders. Ueber Temperamentvererbung. München, 1923.

⁴⁷⁾ J. Jăcsoaru, Soziale Auslese, Cluj, 1933.

⁴⁸⁾ H. Swiencickij in: Actes du Congrès, Stockholm, 92.

Anhang.

Bemerkungen zur nationalen Kunst der Ungarn.

Nachdem wir bisher das Problem der nationalen Kunst grundsätzlich behandelt haben, wählen wir nun zum Gegenstand der Behandlung eben die Kunst einer Nation, deren Beurteilung oft die größten Widersprüche und Verwirrungen hervorgerufen hat: die ungarische Kunst. Die kunsttheoretischen Aufsätze über „nationale Kunst“ der ungarischen Schriftsteller Ferenczi¹⁾, Alexander²⁾, Dyla³⁾, Kos⁴⁾, Somogyi⁵⁾ und der Kunstzeitschrift „Művészet“⁶⁾ sind vollkommen in unserem Sinne, weil sie das Ethnische, manchmal sogar die Rasse zum Ausgangspunkt wählen. Auch die größten ungarischen Kunsthistoriker der Vorkriegszeit: Henszlmann⁷⁾, Pastiner⁸⁾, Marczali⁹⁾, Frafnói¹⁰⁾, Pulszky¹¹⁾, Mhskovszky¹²⁾, Eber¹³⁾, Szana¹⁴⁾ vertreten dieselbe Auffassung: sie verneinen ausdrücklich die Existenz einer nationalen ungarischen Kunst im allgemeinen oder in den einzelnen Perioden, weil sie nicht Ausdruck der nationalen Seele, sondern zumeist das Produkt der völkisch fremden Künstler ist. L. Réau ist auch derselben Ansicht.¹⁵⁾ Die allgemeinen kunstgeschichtlichen Darstellungen tragen in der Zeit zumeist nicht den Titel: „Geschichte der ungarischen Kunst“, sondern fast immer „Geschichte der Kunst in Ungarn“ oder „Ungarns kunsthistorische Denkmäler“ oder „Die Archäologie Ungarns“, „Die bildende Kunst Ungarns“, so bei Pastiner, Czobor-Szalah, Henszlmann, Forster, Mhskovszky, Divald, Pulszky. Es ist uns hier nicht möglich, ihre klare Stellungnahme anzuführen; wir beschränken uns auf einige von ihnen. Pastiner schreibt: „Von wirklich nationaler Kunst bezüglich der Architektur und des Kunstgewerbes kann keine Rede sein.“ Fr. Pulszky: „Die reine ungarische Rasse hatte nie Sinn für bildende Kunst; der ungarische Edelmann war immer ein Herr; er verstand zu befehlen, heldenhaft zu streiten, zu politisieren und das Feld bebauen zu lassen, überließ dagegen den Handel und die Wissenschaft, die Kunst und das Gewerbe dem Bürgertum, d. h. den eingewanderten und im Ungartum eingeschmolzenen Elementen.“ In ähnlichem Sinne urteilt auch Fr. Jrmei.¹⁶⁾ L. Eber: „Es ist eine längst anerkannte Tatsache, daß man von einer Geschichte der ungarischen Kunst nicht sprechen kann, denn in den bei uns bestehenden Schöpfungen der bildenden Kunst sind es keine solchen speziellen charakteristischen einheitlichen Züge, welche wir wirklich als unsere bezeichnen könnten. Inmitten der von mehreren Seiten, von näher und weiter kommenden internationalen Einflüssen war das Ungartum nicht fähig, aus den fremden Elementen Neues zu schaffen, das seine nationalen Eigentümlichkeiten zum Ausdruck bringe.“ B. Alexander „Von einer spezifisch ungarischen bildenden Kunst vor dem 19. Jh. kann überhaupt nicht gesprochen werden.“ „Wir haben weder eine spezifisch ungarische Baukunst, noch auch eine bodenständige Malerei und Skulptur, wenn auch Verheißungen auf solche, besonders in der Malerei, nicht fehlen.“

In derselben Zeit aber gab es auch eine Minderheit ungarischer Schriftsteller, die an die Möglichkeit einer „ungarischen“ Kunst glaubten, ihr Ausgangspunkt war eben nicht das Ethnische, sondern das Geographisch-Politische, manchmal sogar noch mehr: „der ungarische Besitz und die ungarische historische oder private Beziehung“¹⁷⁾ (das war der Gesichtspunkt der Ausstellung ungarischer historischer Goldschmiedekunst 1884). Die bekannte Monographie Szendrői¹⁸⁾: „Magyar Műincsek“ (= Ungarische Kunstschätze) behandelt zusammen die Kunstdenkmäler der Sachsen und Ungarn, ohne die nationale Zugehörigkeit der einzelnen Denkmäler streng zu scheiden, vielleicht mit der stillen Begründung, daß Siebenbürgen damals (1901) zu Ungarn gehörte. B. Pósta¹⁹⁾ hat sich in seiner Universitätsrede von 1911 klar ausgedrückt: „Da die ungarische Nation die Gesamtheit der das ungarische Land bewohnenden Völker ist, bildet die Kunst, deren Denkmäler auf diesem Boden aufbewahrt sind, die Kunst dieser Nation.“ Wir sehen also: der Begriff der politischen Nation wird bewußt auf die Kunst der nichtungarischen Völker, welche mehr als die Hälfte der Bevölkerung Ungarns ausmachten, angewendet.

Der Friedensvertrag von Trianon zerstückelte Ungarn zugunsten der Nationalstaaten. Die natürliche Folge davon wäre gewesen, daß die ungarische Kunstgeschichtsschreibung aufgehört hätte, die Kunst der verschiedenen Völker, die nicht einmal politisch mehr zu ihnen gehören, in ihren Bereich aufzunehmen, mit Ausnahme freilich der ungarischen Minderheiten der Nachfolgerstaaten. Wir können aber gerade das Gegenteil davon wahrnehmen: jene oben geschilderte Auffassung der früheren Minderheit ist jetzt vorherrschend geworden. Alles ist ungarische Kunst, was im Ungarlande von gestern geschaffen wurde, gleichgültig, welcher Nationalität die schaffenden Künstler angehört haben, und gleichgültig, ob das Gebiet, auf welchem die Kunstdenkmäler entstanden, heute zu Ungarn gehört oder nicht. T. Gerevich ist der maßgebendste ungarische Kunsthistoriker, als Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität Budapest, als Präses der Landesdenkmalkommission und des Ungarischen Instituts von Rom. Seine Auffassung der ungarisch-nationalen Kunst kommt am besten in seinem, auf dem XIII. Kunsthistorischen Kongreß von Stockholm gehaltenen Vortrag²⁰⁾ wie auch in seinen Schriften zum Ausdruck. Er hält es „vom Standpunkte der ungarischen Kunst für irrelevant, ob ein Künstler, welcher in der ungarischen historischen und kulturellen Gemeinschaft gelebt und geschaffen hat, tatsächlich ungarischer Abstammung war“ oder nicht²¹⁾ und gelangt zur Formel: fremder Pflug — ungarische Aehre.²²⁾ Der andere Professor für Kunstgeschichte an der Universität Budapest A. Heßler schreibt 1934 in der Einleitung seiner „Geschichte der ungarischen Kunst“²³⁾ „Wenn wir von ungarischer Kunst sprechen, so tun wir das nicht im Sinne der Rasse oder Sprache, sondern in nationalem Sinne, indem wir darunter die Gesamtheit aller auf dem Gebiete unseres Vaterlandes lebenden Völker, welche die historische und geographische Schicksalsgemeinschaft in eine höhere Einheit zusammengeschweißt hat, verstehen.“ Sein „nationaler“ Begriff beseitigt also die Rasse und Sprache; unter „Vaterland“ versteht er aber nicht das jetzige Ungarn, sondern jenes der Vorkriegszeit. Es ist nur zu verwundern, daß er nicht das (noch größere) Ungarn Ludwig des Großen meint. Es überrascht uns nicht, wenn unter solchen geistigen Führern die jüngere Generation Werke erscheinen läßt, die solche Titel führen: „Die alte ungarische Malkunst“, „Geschichte der ungarischen Kunst“, „Die ungarische Holzsulptur des Mittelalters“, in welchen die Kunstdenkmäler der Zipser, der Siebenbürger Sachsen und sonstiger Deutschen, massenhaft angeführt werden. In diesen Veröffentlichungen finden wir hier und da ihre vermeinte Rechtfertigung dieses Verfahrens, so bei Rámpis²⁴⁾: „Wir wollen nicht mit strenger

Genauigkeit die Rationalität dieser mittelalterlichen Meister nachprüfen...“ „wenn auch der Großteil unserer Meister deutscher Rationalität war...“ und nun die Begründung: „Sogar die deutschen Meister verdanken ihre Formensprache jenem Kulturmilieu.“ Wir lesen bei Genthon²⁵⁾: „Unter den Malern gab es auch solche deutscher Zunge, es ist auch möglich, daß diese die Mehrzahl ausmachten. Für uns ist das nicht wichtig.“ Seine Begründung: Der größte Teil der Denkmäler entstand auf ungarischem Boden durch die Hand des lokalen Meisters! Wir könnten diese Serie fortsetzen, es ist aber nicht nötig.

Kurzum: In der Nachkriegszeit ist die allgemeine ungarische Auffassung der Kunstgeschichtsschreibung jene von Gerevich und Heller, die sich auf die Definition der politischen ungarischen Nation stützt. Es sind dies keine vereinzelt Fälle, sondern allgemein verbreitete Ansichten. Was ist die Folge davon? Der ausländische Forscher entdeckt mit Staunen dieselben Kunstdenkmäler einmal in den Handbüchern der ungarischen, ein andersmal der deutschen Kunstgeschichte, wie auch in der Tschechoslowakischen Kunstgeschichte. Denken wir nur an die Georgstatue der Brüder Martin und Georg von Clussenberch! Wir finden sie ebenso gut in den deutschen, wie in den ungarischen und tschechischen Handbüchern abgebildet.²⁶⁾ Die Kronstädter „schwarze Kirche“ und die Kirchenburgen der Siebenbürger Sachsen finden wir ebenso gut in den deutschen, wie in den ungarischen Handbüchern abgebildet und erläutert. Es ist aber klar, daß dieselben Denkmäler nicht zu gleicher Zeit der nationalen Kunst von zwei oder mehreren Nationen angehören können, sondern nur einer einzigen. Die Ursache dieser Tatsache kann nur auf der Ungerechtigkeit der einen Seite oder auf der Verschiedenheit des leitenden Prinzips beruhen. Es ist nun unsere Aufgabe, diesen leitenden Grundsatz ungarischer Kunsthistoriker einer Kritik zu unterwerfen.

Es fällt auf den ersten Augenblick auf, daß die ungarische offizielle Definition der Nation in einem merkwürdigen Gegensatz zu der großen Mehrzahl der allgemein anerkannten Definitionen der Welt steht, da sie Herkunft, Sprache, Religion, mißachtet. Wie J. Fels dargelegt hat, hat sich der Nationsbegriff überall ständig weiterentwickelt; nur Ungarn hält auch heute noch fest an den Begriff der „politischen Nation“, der „Staatsnation“, des „Machtstaates“, des „Völkerstaates“ von gestern nach dem Deák'schen Grundgesetz (Landesgesetzsammlung von 1868, XLVI, 270) usw. heute mit der Begründung J. Szekfűs,²⁷⁾ daß „Ungarn sonst das Zeugnis von einem Niedergang ablegen würde, seine Vergangenheit und Zukunft verraten würde“, obwohl das Ungarn von heute kein Nationalitätenstaat ist wie früher, sondern — trotz seiner ansehnlichen Minderheiten — ein Nationalstaat. Die neue Sachlage, die geschichtlich bedingt ist, kann aber nicht durch Festhalten an einer veralteten Definition der ungarischen Nation, die nicht mehr der Wirklichkeit entspricht, verschleiert werden. Die ungarische Definition ist ein Anachronismus in der heutigen, von der nationalen Idee beherrschten Welt.

Das Vorkriegsungarn war tatsächlich kein Nationalstaat, sondern ein Völkerstaat, von dessen Landbevölkerung zur Zeit Joseph II. nur 29% madjarisch waren.²⁸⁾ Noch knapp vor dem Weltkrieg hatte sich, trotz der seit dem ausgehenden 18. Jh. stets zunehmenden Madjarisierung, nur etwa die Hälfte als madjarisch bekannt.²⁹⁾ Der Staat hat also — um mit Spann zu sprechen — aus seinen Bewohnern keine eigentliche Nation gebildet, da dieser Staat von seinen Nationalitäten von innen heraus bekämpft wurde. Vollkommen ist eine Nation nur da, wo Staat und Nation zusammenfallen — sagt Vierkandt; in seinem Sinne konnte Ungarn auch aus dem Mangel an kultureller Einheit keine vollkommene Nation sein: die Rumänen

mit ihren separatistischen, dako-rumänischen Bestrebungen und byzantinischer Kirchenskultur, die Siebenbürger Sachsen mit ihrer deutschen Kultur, Gesinnung, Sprache, evangelischer Religion und Absonderung den Ungarn gegenüber, usw. — alles beweist, daß Ungarn Bruchteile verschiedener Nationen umfaßte, aber keine wirkliche Nation gebildet hat, ebenso wie das *Mausbach* von Oesterreich behauptete. Auch im Sinne *Seipels* hat Ungarn keine „Nation“ gebildet: es war keine „bis zur Kultur und Spracheinheit zusammengeschweißte Menschenmasse“, denn der größte Teil der Bevölkerung konnte nicht ungarisch, von gemeinsamer Kultur gar nicht zu reden. Die Nationalitäten verloren als Masse gar nicht ihre Sprache, Sitten, ihr Volksbewußtsein; im Gegenteil: die große Mehrzahl isolierte sich von den Ungarn, lebte ihr Eigenleben, wie das besonders auf die Siebenbürger Sachsen und Rumänen zutrifft. Die „kulturelle Gemeinschaft“, die „höhere Einheit“, „das ungarische Kulturmilieu“ sind leere Worte. Die ungarischen Historiker geben gerne zu, daß die meisten Stadtgründungen in Ungarn und Siebenbürgen, dann die Einführung des städtischen Lebens, des Gewerbes, der Künste hauptsächlich auf die deutschen Einwanderer zurückzuführen sind, die das Eindringen der Ungarn, (ob sie adelig oder nur Lehrlinge waren), in ihre Städte verhindert haben. Es ist bezeichnend, daß ein Landtagsartikel von 1608 den ungarischen Adelligen den Ankauf von Häusern in den Städten ermöglichen mußte.³⁰⁾ „Die Behauptung, daß die Sachsen in den siebenbürgischen Städten durch acht Jahrhunderte mit den Ungarn vermischt gelebt hätten und daher ihre Kunstbetätigung mit der der Ungarn in engster Wechselbeziehung gestanden hätte, erledigt sich für den Kenner der Geschichte der sächsischen Städte als unzutreffend von selbst“ schreibt *J. Bielz*.³¹⁾ Eine der größten Ungerechtigkeiten und zugleich Undankbarkeiten ist es, diese hervorragenden Kulturträger als vom ungarischen Kulturmilieu beeinflusst hinzustellen, da gerade die Ungarn ihnen so außerordentlich viel verdanken. *L. Szádeczky* schreibt: „Das, was in Siebenbürgen im Laufe der Jahrhunderte im Kunstgewerbe und in der Kunst geschaffen wurde, ist unleugbar in erster Linie die Arbeit der Sachsen, dieses bürgerlichen stadtbildenden Elementes.“³²⁾

Wir sahen, wie unhaltbar der ungarische Begriff der Nation ist, auf welchen sich die heutigen ungarischen Kunsthistoriker stützen. Die Folgen dieses Standpunktes sind: Verwirrungen, Ungerechtigkeiten durch zwei- oder dreimaliges Vorkommen desselben Denkmals in der Kunstgeschichte verschiedener Nationen, zu gleicher Zeit aber Unzufriedenheiten, Reklamationen, Proteste seitens der Nachfolgestaaten und anderer, die die Kunsthistoriker Ungarns damit beschuldigen, daß sie ihr Land und Volk mit fremden Federn schmücken. Man denke nur an den Streit der deutschen und ungarischen Zeitungen und Zeitschriften über die Nationalität von *Martha Eggerth*³³⁾ und *Franz Liszt*³⁴⁾. Wohin würde es führen, wenn die Nachfolgestaaten alle ungarischen Kunstdenkmäler und Künstler von Siebenbürgen, Banat, Slowakei in ihre nationale Kunstgeschichte aufnehmen würden? Jeder ernste Gelehrte wird doch zugeben müssen, daß durch einen künstlichen, veralteten Nationsbegriff das Kunstwerk seine ursprüngliche Nationalität nicht verliert und daß die bloß. historische oder private Beziehung, der Besitz von einst oder jetzt ein Kunstdenkmal noch gar nicht nationalisiert. Der sächsische, so sehr verdienstvolle Kunsthistoriker *Viktor Roth* erhob 1931 und 1935 sein autorisiertes Wort³⁵⁾, der Verfasser öfters, vor allem durch zwei Proteste auf dem XIII. Internationalen Kongreß der Kunsthistoriker in Stockholm.³⁶⁾ Es folgte darauf nach dem Kongreß eine ungarische Erwiderung mit persönlichen Angriffen von *T. Gerevich*³⁷⁾, dem wieder durch eine Broschüre geantwortet wurde.³⁸⁾ Auch andere nahmen teil an der Dis-

kussion in verschiedenen Zeitschriften, zwei von der jüngsten ungarischen Generation: A. R a m p i s und besonders J. B i r ó (B r a u n) gingen soweit, daß sie von unwürdigen, die wissenschaftliche Ethik tief verletzenden Mitteln in der Diskussion Gebrauch machten (sinnverändernde Verstrümmelung von Zitaten, Zuschreibung und Bekämpfung von nie getanen absurden Behauptungen usw.), die freilich vom Verfasser bloßgelegt wurden.³⁹⁾ Sehen wir von dieser bedauerlichen Entartung der Diskussion von ungarischer Seite ab (die löblicherweise von keinem maßgebenden ungarischen Gelehrten öffentlich aufgegriffen wurde), so ist doch zu bemerken, daß die genannte Auffassung der „ungarischen“ Kunst nicht nur anderen Nationen unrecht tut, sondern auch die Auswahl der Denkmäler für die Feststellung des Nationalcharakters der ungarischen Kunst unmöglich macht, weil sie eben die Berücksichtigung des Völkischen mißachtet, oder ausschließt. Wenn die ungarische Kunstgeschichtsschreibung weiterhin das Schloß von Hunedoara (Vajdahunyad) für ein nationales Kunstwerk hält (der Entwurf ist Werk eines Franzosen, die Ausführung ist deutschen Händen zu verdanken, der Besteller war völkisch ein Rumäne), so kann sie nie zu einem befriedigenden Resultat gelangen. Die nationale ungarische Kunstgeschichte darf sich nur oder in erster Linie nur auf sicher völkisch-ungarische Kunstprodukte beschränken. Es ist wahr: die Zahl solcher Werke ist nicht eben groß (während in anderen Ländern die fremden, d. h. nichtnationalen Künstler nur ausnahmsweise arbeiten, ist es in Ungarn umgekehrt gewesen). Durch Heranziehung der ungarischen Volkskunst könnte man aber das Untersuchungsmaterial vermehren; diese berücksichtigen aber die ungarischen Kunsthistoriker zu wenig, einige sind der alten Ansicht, daß die Volkskunst sie nicht angehe, sondern die Ethnographen. Erst nach Untersuchung dieses selektionierten Materials könnte man feststellen, ob die ungarischen Autoritäten der Vorkriegszeit und der Franzose L. Réau, die die Existenz einer nationalen ungarischen Kunst leugneten, recht haben oder nicht. Freilich darf das Nationale nicht mit dem Regionalen verwechselt werden, auch nicht mit Außerselbstlichkeiten wie: Nationaltracht und Umgebung (wie S z a n a richtig bemerkt hat).

Der Historiker, der den Ursachen einer neuen Wandlung nachgehen muß, fragt sich mit Recht: Welches sind die Gründe dieser allgemeinen und strengen Durchführung einer falschen Auffassung der ungarischen Kunst, die vorher mehr eine Ausnahme war und welche jetzt eben den besten Kunsthistorikern von einst widerspricht? Leider müssen wir zu unserem Bedauern feststellen, daß hier nicht so sehr neues Tatsachenmaterial, als Bestrebungen maßgebend sind, die (um mit N i e b s c h e zu sprechen), die Vergangenheit der zeitgemäßen Trivialität anzupassen versuchen: die ungarischen Ansprüche auf die durch den Trianoner Vertrag abgetretenen Gebiete sollen auch durch die Ueberlegenheit der Ungarn in der Kunst und Kultur dieser Gebiete begründet werden. Diese Ueberlegenheit ist freilich nur durch die Erfindung einer Formel, die die Annexion der deutschen, slowakischen, rumänischen Kunst erlaubt, möglich gemacht — wenn auch auf Kosten der Wahrheit.⁴⁰⁾

¹⁾ J. F e r e n c z i, Nemzeti jellemvonás a szépművészetekben: Erdélyi Múzeum. 1900. XVII. S. 125.

²⁾ B. A l e x a n d e r: Die bildenden Künste: „Ungarn“ Budapest, 1918.

³⁾ R. G y f a, Kis könyv a művészetről. Bp. o. J. S. 241.

⁴⁾ R. R o s, Nemzeti Művészet: „Magyar Iparművészet“ 1910. XIII, 150.

⁵⁾ N. S o m o g y i, A fajok harca és a művészet „Művészet“ 1914, XIII, 392—99.

⁶⁾ 1903, II, 71.

⁷⁾ E. S e n s i m a n n, Magyarország ókeresztyén, román és átmeneti stilű műemlékeinek rövid ismertetése. Budapest, 1876, 5.

- 8) J. Pastener, Nemzeti elem a régi hazai művészetben: Művészi Ipar. 1885/6.
- 9) S. Marczali, Magyarország az Arpádok korában. Budapest, 1896, 636, 638.
- 10) B. Fraňó, A Hunyadiak és Jagellók kora. Bp. 1896, S. 634.
- 11) J. Pulszky: Magyarország Archaeológiája. Bp. 1897, II. S. 138—9, 147.
- 12) E. Myszócsky, A magyar képzőművészet története. Bp. 1906, 37.
- 13) L. Eber, Erdélyi szobrászati emlékek „Művészet“ 1909, 171.
- 14) I. Szana, Száz év a magyar művészet történetéből. Budapest, 1901, 372.
- 15) L. Réau in: A. Michel, Histoire de l'art T. VIII/3, 1002.
- 16) Fr. Jrmel „Archaeológiai értesítő. II. F.“ 1886, VI, 160—1.
- 17) Fr. Jrmel. Ebda.
- 18) J. Szendrei, Magyar Műkincsek. Budapest, 1901.
- 19) B. Póta: A magyar nemzet és a művészetek. Jahrbuch der Universität Klausenburg 1911—12.
- 20) XIII. Congrès international d'histoire de l'art. Actes. Stockholm, 1933, 49.
- 21) T. Gerevich, Von der älteren ungarischen Kunst „Ungarische Jahrbücher“ 1925, V, 175.
- 22) Ders., A magyar művészet jelentősége: „Magyar Szemle“ 1927 I/3, 252.
- 23) A. Hefler, A magyar művészet története. Bp., 1934, 14.
- 24) A. Rampaš, A középkori magyar faszobrászat. Bp. 1932. S. 71, 72, 20.
- 25) St. Genthon, Régi Magyar Festőművészet. Vác, 1932, S. 17.
- 26) Siehe die ung. Handbücher von Diváld, Péter, Hefler, Szönhi usw., wie das Werk „Die deutsche Kunst in Siebenbürgen“, herausgegeben von B. Roth, Berlin, 1934, und „L'art Tchecoslovaque“ Prag, 1926.
- 27) Ungarische Jahrbücher. XIV, (1934), 351.
- 28) D. A. Jsbert, Ebenda S. 177.
- 29) J. Bud, Ungarns Bevölkerung: „Wirtschaftliches und Kulturelles aus Ungarn“. Vorträge des VII. Internationalen Wirtschaftskurses. Budapest, 1913. Vgl. auch R. Schünemann: Die Entstehung des Städtewesens in Südosteuropa, Oppeln, 1929. I.
- 30) L. Szádeczky, Iparfejlődés és a céhek története Magyarországon. Budapest, 1913, S. 22—23. Vgl. auch R. Schünemann: a. a. D.
- 31) J. Bielz, „Siebenbürgische Vierteljahrschrift“. 59, S. 148—15, 1936.
- 32) L. Szádeczky in „Erdély“ 1903.
- 33) „Erdélyi Hírlap“ vom 12. IV. 1933.
- 34) „Zeitschrift für Musik“ 1935. — „Burgenländische Heimatblätter“ 25. Jahrg. Nr. 2, S. 21—67. — H. Engel: 25. Jahrg. Potsdam, 1936.
- 35) B. Roth, in „Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt“ vom 5. V. 1931 und in „Siebenbürg. Vierteljahrschrift“ 58, S. 183, 1935.
- 36) XIII. Congrès international d'histoire de l'art. Actes du Congrès. Stockholm, 1933, S. 52, 133 u. 293. — C. Petranu, Die siebenbürgische Kunstgeschichte und die Forschungen Strzygowskis. „Strzygowski Festschrift“. Klagenfurt, 1932. Ders., Les églises de bois du département d'Arad. Sibiu, 1927. — Ders. in der „Zeitschrift für Kunstgeschichte“ Berlin. 1935. Bd. 4 H. 3, S. 154—6.
- 37) T. Gerevich, Erdélyi Művészet. „Magyar Szemle“ XXII. 2. S. 225—41. Bp. 1934.
- 38) C. Petranu, Discuții asupra sintezei artei ardelenene. Răspuns dlui T. Gerevich. Cluj, 1935.
- 39) C. Petranu in: „Gând Românesc“. Cluj, 1934, II. 5 und 1936, IV. 2., auch in der ungarischen Zeitung „Ellenzék“ vom 22. III. 1936.
- 40) C. Petranu, L'histoire de l'art hongrois au service du révisionnisme. Bucarest, 1934. — Diese Auseinandersetzung hat ihren Widerhall in der Wissenschaft gehabt, wir verweisen nur auf B. Henry's Besprechung in der „Revue Historique“ Paris, 1935, S. 502—3. Ausführlichere Angaben in „Revue de Transylvanie“, Tome III, Nr. 2, S. 235—241. Cluj, 1937.

Streben und Leistungen deutscher Aerzte in den rumänischen Ländern.

Von G. B. Petrescu (Bukarest).

Seit dem späteren Mittelalter, gab es, wie schon manchmal erwähnt, zu allen Zeiten mehr oder weniger deutsche Aerzte in den rumänischen Gebieten. Freilich waren dies selten Doktoren, mochten sie auch öffentlich geprüft sein, und nicht nur ursprünglich, sondern bis in die erste Hälfte des 19. Jh.s, begegnen uns genug Quacksalber und Kurpfuscher, die nicht vergeblich ihr Glück in diesen Gegenden suchten. Gewöhnlich kamen hier Staarstecher, Bruch- und Steinschneider, oder auch Zahnbrecher,¹⁾ deren Niederlassung in eine bestimmte Ortschaft, entweder niemals oder nur ganz ausnahmsweise und für sehr kurze Zeit, stattfand. Ihre Fähigkeit übten sie hauptsächlich auf Wochen- oder Jahrmärkten aus, und ihr Erfolg gestaltete sich abwechselnd, aber stets von der lärmendsten Reklame abhängig. Heftig war die Mitbewerbung allerdings, denn außer dem Gemengsel durchziehender Griechen, Italiener, Polen (fast ausschließlich Juden) und einiger anderen vorgeblichen Heilkünstler, trafen die deutschen Periodenteiler auch einheimische Empiriker, deren sowohl Siebenbürgen, als auch die Donaufürstentümer gar nicht bedurften.

Die Wege, die sich dem immer erneuten und immer offener erscheinenden „Drang nach Osten“ boten, waren durchaus nicht verschieden. Die Schar deutscher Auswanderer aller Berufe, die ihm folgten, beförderte nach den Ufern der unteren Donau nur einer, und zwar über Ungarn und Siebenbürgen. Letzteren haben von jeher alle Heilkundigen, die von Deutschland nach Rumänien kamen, zurückgelegt. Ein Beweis davon ist, daß, viel früher als in den Donaufürstentümern, deutsche Aerzte in Siebenbürgen, wo sich doch auch Landesfinder für den Beruf ausbildeten, vorkommen. Weiter, daß gleichzeitig mit den ersten eingeborenen Siebenbürger Deutschen, die sich als Aerzte in der Moldau und Walachei betätigten, hier auch westdeutsche Schüler höherer Fachschulen auftraten, ja sogar sich ansiedeln. Höchstwahrscheinlich hielten sich diese erst in den zu durchreisenden Gebieten auf, bevor sie sich auf rumänischem Boden wagten. Daß sich einstweilen die Mehrzahl, entweder im Grenzgebiet oder in den sächsischen Burgen des Karpatenlandes endgültig niederließen, ist unzweifelhaft; drohte doch bis gegen Ende des 17. Jh.s unaufhörlich noch die Türkengefahr. Uebrigens war wohl, dem verhältnismäßig überlegenen Stand der Kultur entsprechend, auch die Nachfrage in Siebenbürgen eine größere. Für den hochfliegenden Sinn eines unternehmenden Mannes mußten damals die sächsischen Städte Siebenbürgens, wo auf allen Gebieten des Lebens sich ein frischer Pulsschlag bemerkbar machte, ein verlockendes Ziel bilden. Dort

im äußersten Osten abendländischer Kultur, wo deutscher Gewerbefleiß keinen ebenbürtigen Nebenbuhler fand, war in kürzerer Zeit ein größerer Erfolg der Arbeit zu erwarten.²⁾ Da sich hier früh genug, auf deutschen Hochschulen promovierte Aerzte fanden, dürfte auch schon die Bevölkerung den Unterschied zwischen geschulten Sachkundigen und Empirikern wahrgenommen haben.

Dazu kam es aber nicht vor Mitte des 16. Jh.s. Es sind ja erst nach 1550 deutsche Medizinschulen in beträchtlicher Anzahl errichtet gewesen und selbstverständlich wirkten noch eine gewisse Zeit nachher solche Anstalten nicht in die Ferne. Schon 1418 gab es einen Siebenbürger, der im Auslande Medizin studierte: Johannes Megirling de Cibinio (in Padua), welcher, obwohl *medicinae et artium doctor*³⁾, in sein Vaterland zurückgekehrt, den geistlichen vor dem ärztlichen Stand bevorzugte und die Stelle eines Plebans in Hammersdorf (Villa Humperti) antrat.⁴⁾ Vermutlich hatte er Theologie in Deutschland studiert.

Erst 1635 erscheint ein wirklicher deutscher Arzt in Kronstadt (Braşov), Friedrich Monavius aus Breslau, mit dem Tübinger Doktordiplom von 1622. Der früher erwähnte Dr. Theobald Griffius (1533) scheint, in Verbindung mit Johannes Honterus, als Buchdrucker und nicht als Arzt, nach Siebenbürgen gekommen zu sein.⁵⁾

Ob es in Hermannstadt (Sibiu), schon vor dem vom Ausland stammende deutsche Aerzte gab, ist nicht feststellbar, doch dem Namen nach wahrscheinlich.⁶⁾ Bestimmt ist nur, daß 1625 Dr. Matthias Erbinäus aus Brandau, als „*civitatis Cibiniensis et universitatis Saxonicae medicus ordinarius*“, wie er sich selbst bezeichnete, angestellt war.⁷⁾ Dieser Gelehrte, „welcher sich mit Alchymie bemengte“, wie seine Werke uns zeigen,⁸⁾ hatte für einige Zeit im selben Jahre, auch den Auftrag den Leibarzt des Fürsten von Siebenbürgen, in Weißenburg (Alba-Julia), zu vertreten. Ueber letzteren Würdenträger, Dr. phil. und med. Weidard Schuliß (Scul-tetus) wissen wir nur, daß auch er ein Ausländer war, der sich seit 1621 in Siebenbürgen aufgehalten hatte, und nach seinem 1625 in Schlesien zugebrachten Urlaub sich scheinbar nicht mehr zu Hofe einstellte.⁹⁾

Auch 1650 begegnet uns ein deutscher Chirurg, als Leib- und Hofbarbier (des Fürsten Georg Rákóczy II.). Derselbe hieß Philipp Biener (Byner), war aus Burglengensfeld (Oberpfalz) und ließ sich, nach der Entthronung seines Herren (1657), zu Hermannstadt endgültig nieder.¹⁰⁾

Übermals tritt 1655 ein deutscher Arzt, Wolfgang Bauer aus Ulm in die Dienste der Stadt Hermannstadt und der Sächsischen Universität. Es wurden ihm ein beträchtlicher Lohn und besonders auszeichnende Vorrechte zuerkannt.¹¹⁾

Später noch erlangt ein deutscher Arzt die Stelle des Hermannstädter Stadt-Physikus. Dies war 1675, ein aus Danzig stammender Dr. med. et phil. Johann Möller, den der Hermannstädter Rat, „auf geschehene Recommendation“ des Danziger Physikus Georg Seger, unter ganz außerordentlichen Bedingungen, aus seiner Heimat kommen ließ.¹²⁾

Obwohl nach J. Möller Auslandsdeutsche in Stadtämter kaum noch gelangen, jedenfalls in größeren Ortschaften, wie Hermannstadt, gar nicht mehr auffindbar sind, da sich von da an für den ärztlichen Beruf ausgebildete Eingeborene, in fortwährend steigender Menge vorfinden, hält die Einwanderung fremder Ärzte dennoch an. Aber unter diesen veränderten Umständen, bedeutet dies für den Nachwuchs schon mit Ausgang des 17. Jh.s eine übermäßige Mitbewerbung, als deren Folge ein erneuerter Schub der Broterwerbsnot gegen Südosten, nach weiter gelegenen, wenig betretenen Gebieten, einsetzt. Jetzt erscheint ein starker und immer weitläufigerer Zufluß Heilkundiger aus Siebenbürgen in die Walachei und die Moldau, der mit der österreichischen Herrschaft in ersterem Lande beginnt und mit ihr, aber aus verschiedenen Ursachen, aufhören wird.

Nach dem Frieden von Karlowitz (1699) war die Türkengefahr einigermaßen beseitigt. Die zunehmende Macht der Habsburger führt im Laufe des 18. Jh.s zur häufigen Einmischung Oesterreichs in die Wirren der Donaufürstentümer. Wiederholte Feldzüge, wie auch Besetzung eines größeren oder geringeren Teiles dieser Länder von wechselnder Dauer zogen die Niederlassung einer Anzahl Mediziner des fremden Militärwesens nach sich, meistens Wundärzte und auch Feldscherer. Ihrem Volkstum nach waren es, außer wenigen Italienern und Madjaren, hauptsächlich Siebenbürger Sachsen, deren Vorfahren auch in früheren Zeiten hier eingewandert waren. Als richtige Pfadfinder sind diese letzteren zu betrachten. Auf ihren Spuren und nach ihrem Beispiel, vielleicht sogar ihrem Antrieb folgend, wagten sich bald auch andere Deutsche, für die das Grenzland keine Anstellungsmöglichkeit mehr bot, in die rumänischen Fürstentümer.

Es kann nur langweilig sein und stellt überhaupt eine müßige Beschäftigung dar, wenn man wiederholt nach vorhergehenden Druckschriften, ob richtig oder falsch, die Aufzählung einiger Ärztenamen, die sehr wenig für die Geschichte bedeuten, unternimmt. Besonders wenn man nur „die wichtigeren“ hervorhebt, wie es gewöhnlich geschieht.

Auf diese Art und Weise kommt es eben, wie Baljavec schreibt,¹³⁾ zur dogmatischen Geltung der unglaublichsten Irrtümer. Denn vor einiger Zeit erschienene Abhandlungen, manchmal völlig kritiklose Stoppelwerke, aber von vielen als grundlegend aufgenommen, werden „immer und immer wieder flott abgeschrieben und aufgewärmt“. Hier taugt die Quellen-

angabe nicht das geringste; es handelt sich ja ausschließlich um Zitate aus zweiter oder dritter Hand, und ursprüngliche Fehler sind in keiner der Abschriften berichtigt, da jedwede Nachprüfung ganz ausbleibt. Es würde sich doch verlohnen, womöglich stets auf die wahren Quellen, nämlich die eigenen Akten der älteren Sammlungen, wie *Jonescu Gions*, *Jorgas* oder *Urechias*, zurückzugehen. Ratsam ist es auf alle Fälle, keine der Bemerkungen, Erläuterungen oder gar durch Einbildungskraft erzeugten Ausschmückungen, die, als Einführung und Fußnoten, diese Akten häufig begleiten, ohne die strengste kritische Prüfung zu bestätigen. Man darf wohl selbst treffende Vermutungen wagen, aber was nützt es, jeden Unsinn von anderen zu übernehmen und, wenn auch nur mit einem angehängten Fragezeichen, wiederzugeben? Wozu den ungereimtesten Auslegungen Glauben verschaffen und sie verewigen? ... Eine derartige Geschichtsschreibung entspricht nicht den Forderungen ernster Wissenschaft.

Es ist nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes eine Kritik aller oder irgend einer der vorhergehenden Arbeiten rumänischen medico-historischen Inhalts, darzubringen. Da aber dasselbe Thema, über das ich mich äußere, *B. Bologa*, im I. Jahrgang dieser Zeitschrift, von einem besonderen Gesichtspunkt schon erörtert hat, so muß ich zur Rechtfertigung meiner obigen Behauptungen, auf einige große Irrtümer die der Verfasser den obengedachten Aktenansammlungen entnommen hat, hinweisen. Es führen ihn solche Angaben schlechtweg zur falschen Auffassung der zeitgenössischen Zustände, besonders, und desto unvermeidlicher, wenn *Bologa* seine Darstellung auf *Gomoius* Gräbeleienansammlung stützt.

Bologa gesteht gleichwohl, daß sein „sicherster Wegweiser“ „einige“ Fehler enthält. Diese entschuldigt er als „erklärbar bei einer so groß angelegten Arbeit“, schätzt sie „in Bezug auf belanglose Einzelheiten“ und meint, sie wären „von der Fachkritik rechtzeitig aufgezeigt und verbessert worden“.

Ja, gewiß ist die Arbeit sehr groß angelegt, aber ihr Plan rührt von keiner haltbaren Vorstellung her, und ihre Einteilung ist überaus willkürlich. Was die Fehler betrifft, die ich hier in Augenschein nehmen will, sind es freilich nicht solche, die sich auf belanglose Einzelheiten beziehen.

Bezeichnend für den ganzen *Gomoius*chen Durcheinander ist die Nachricht, zwei sächsische Barbieri, *Stephan* und *Georg* des Fürsten der Moldau, *Peter Karesch*, betreffend. Diese Einzelheit wäre, wenn wahr, natürlich belanglos. Es beruht aber die an sich unrichtige Angabe auf zwei sonst belanglosen Fehlern. Der eine bezieht sich auf den mehrmals in Akten erwähnten Hofbarbier *Stephan* und mag dem Abschreiber der betreffenden Urkunde¹⁴⁾ zuzuschreiben sein. Es heißt dort, „hominem vestrum,

nomine Stephanum Barbitonsorem“, statt richtig „hominem nostrum“ was dem Barbier irgend welche Nationalität freigelassen hätte.

Den anderen Fehler hat Jorga begangen, indem er den Namen des Wundarztes Gregorius in Georg umgewandelt hat. Ein Barbier Georg hat es nirgends gegeben; dagegen haben wir die Regeſte einer Urkunde, in der es ſich um einen Gregorius handelt.¹⁵⁾

Bologa läßt (und hier können wir ſeine Vorſicht billigen) Georg gänzlich weg. Dafür aber kennt er nur einen Gregorius, der 1534—36 mehrmals aus Kronſtadt, ſowohl in die Walachei als in die Moldau kam, und vernachlässigt den Namensvetter aus der angegebenen Urkunde. Sehr geneigt wäre er, an deſſen Stelle den öfters gedachten „hominem nostrum Stephanum“, den er bereitwillig als „hominem vestrum“ übernimmt, zu ſetzen.¹⁶⁾ Sonderbar iſt nur, daß es einem ſo klugen Forſcher wie Bologa nicht aufgefallen iſt, daß Peter Rareſch dem Biſtritzer Räte, an den er ſich ſonſt nur mit den Verehrungsformeln „Dominaciones Vestrae“ „Vestras Dominaciones“ wandte, keineswegs nur ein ſchroffes „vestrum“ hätte ſchreiben können, ſtatt dem üblichen „vestrum Dominacionum“.

Iſt Gomoius Irrtum, die 1577 (recte 1575), unter der Regierung Peter des Lahmen in der Moldau entſtandene Peſt, in die Zeit des Fürſten Alexander Lapusneanu zu ſetzen¹⁷⁾, auch ohne Belang? Die Erfindung vom Kronſtädter Arzt, den angeblich Fürſt Alexander zur Behandlung ſeiner Untertanen berufen habe, als ſich noch niemand in den Donaufürſtentümern um die Geſundheit des Volkes kümmerte, iſt das allerdings nicht. Bologa, der doch ſo eine Vorſehrung unter Stephan dem Großen als zweifelhaft (weil nicht genau bewieſen!?), anſieht, nimmt ſie für 1577 an, um ſie, ohne die Zeitangabe in Betracht zu ziehen, gleichfalls Alexander Lapusneanu zuzuſchreiben.¹⁸⁾

Tatſächlich hatte der Fürſt der Moldau, ſeinerzeit, nach gehörigem Erſuchen, den Kronſtädter Physicus einſtweilen zur Verfügung gehabt. Als der Kronſtädter Rat ein Rückberufungsſchreiben an den Fürſten gerichtet hatte, antwortete Lehterer, er verabschiede den Herrn Doctor „ob egrotancium civium“¹⁹⁾, nämlich zum Beſten der kranken Kronſtädter. Dieſen Brief haben unſere Medizinhistoriker nach Jorgas falſcher Deutung²⁰⁾ benützt, um die Angelegenheit unrichtig ſo darzuſtellen, als ob der Arzt nach Jaſi „ob egrotancium civium“ berufen worden ſei. Dabei geſchah dies garnicht während der 1575er Seuche, ſondern im Auguſt 1564, als keine Peſt in der Moldau herrſchte. Doch iſt bewieſen, daß Aerzte aus dem Nachbarlande, bis gegen Ausgang des 18. Jh.s — von Berufungen an die Fürſtenhöfe abgeſehen — excluſiv bei heftigen Sterben, Peſt erfolgte nicht durch ärztliche Mittel.²¹⁾

Belanglos ist das Geschichtchen vom walachischen Fürsten Petrascu dem Guten, dem seine Aerzte (!?) empfahlen, zur Erholung in einen Gebirgsluftkurort, und zwar aus Târgoviște nach Râmnicul-Balcea, zu reisen.²²⁾ — Belanglos, aber lächerlich! — Daß Hermannstädter Barbieri im 16. Jh. Luftkuren rühmen vermochten, ist unbehauptbar, und wie wäre der Zweck der Empfehlung im gegebenen Falle durch den Umzug erfüllt gewesen? Râmnicul-Balcea liegt doch nicht nur tiefer in der Ebene (234 gegen 300 ü. d. M.), sondern auch nicht näher am Gebirge als Târgoviște. Dabei ist die Erklärung des Umzugs überflüssig, da sie ganz genau, aus den damaligen politischen Umständen erhellt: Petrascu hatte sich dem Rotenturmpasse genähert, da er, wie bereits früher, zur Unterstützung der Fürstin Isabella, Witwe des Johann Zápolya, einen kleinen bewaffneten Haufen über die Grenze Siebenbürgens zu werfen beabsichtigte und ihm von Râmnicul-Balcea aus die Beaufsichtigung seiner Mannschaft viel leichter war. Uebrigens führt Jorga selbst, der das ganze Stückchen Roman erdichtet hat, im gleichen Zusammenhang, wiewohl nur nebenher als zufälliges Gerücht, auch den unumgehbaren obigen Schluß an. Weiter fügt Jorga noch hinzu, daß Petrascu, in Anbetracht der Ueberlegenheit der Aerzte Hermannstadts gegenüber den Kronstädter Aerzten sich aus der ersteren Stadt einen Heilkünstler erbeten hatte. — Erstens ist der angegebene Grund der fürstlichen Bevorzugung in keiner Urkunde aufzufinden, bildet folglich nur Jorgas persönliche Vermutung. Zweitens, wenn Johann Evangelista wirklich der aus Hermannstadt entsandte Arzt sein müßte, so ist es ein Rätsel, auf dessen Lösung wir verzichten, warum der Mann, statt geradewegs über den Rotenturmpaß einen Eintagsweg anzutreten, einen Umweg (über Kronstadt) wählte, der vier bis fünf Tage erfordert. Drittens aber stimmt ja die Zeitangabe der nächsten Urkunde²³⁾, die Johann Evangelista erwähnt und auf die sich Jorga beruft, garnicht mit der ganzen Geschichte überein. Die Nachricht der Abreise des Arztes aus Hermannstadt ist vom 5. Oktober 1558, zehn Monate nach Petrascus Tod! . . . Und jetzt einige Fragen an Bologna: Ergibt sich aus jener unbeholfenen Zusammensetzung, daß wir 1559 (sic!) am Fürstenhof in der Walachei den Dr. Johannes Evangelista, der den Fürsten Petrascu behandelte, finden?²⁴⁾ Ist das eine der Verbesserungen der Fachkritik, die rechtzeitig aufgezeigt gelten soll? Welche Kritik mein Bologna eigentlich?

Eine weitere Uebersicht von Derartigem wäre hier nicht angebracht. Die obige Auseinandersetzung mit unserer wahrhaften und vermeintlichen medizinisch-geschichtlichen Forschung erachte ich aber als nicht überflüssig zur Verteidigung meiner Anschauungen, die wiederholt denen Bologas widersprechen. Sie begründet auch meinen Entschluß, keinen der ungewissen Aerztenamen mehr zu erwähnen; Namen solcher Persönlichkeiten, die näher zu bezeichnen

nichts ermöglicht und über deren Wirken wir auch keine Auskunft bekommen können. Sie kamen an die Fürstenhöfe und gingen wieder, meistens nach sehr kurzer Weile, ohne daß ihr Dasein im Lande jemals eine andere Auswirkung gezeitigt hätte, als eine unsichere Genesung oder einen sicheren Tod ihrer Patienten. Selbstverständlich war unter solchen Umständen jedweder Einfluß dieser fremden Besuche, sowohl auf die Heilkunde als auf sonstigem Kulturgebiet, ausgeschlossen.

*

*

*

Bologas Bemerkung, daß im Zeitalter, in dem es in den Fürstentümern Moldau und Walachei nur fremde Ärzte gab, fast gar keine fremde Einflüsse vorhanden sind, kann selbst uneingeschränkt bestätigt werden. Es sind ja die dafür angeführten Gründe gänzlich berechtigt. Nur muß man den Zeitpunkt, mit welchem die rumänische Schulmedizin aufgeht, viel näher an die Gegenwart heranrücken. Die Periode der fremden Ärzte ist nicht bis gegen 1700 zu rechnen, sondern bis gegen 1820. Von einer rumänischen Schulmedizin vor dem Erscheinen des ersten gedruckten medizinischen Werkes in rumänischer Sprache,²⁵⁾ kann nicht die Rede sein.

Verfasser bekräftigt seine Meinung, daß sich bald nach 1700 Söhne des Landes selbst dem Medizinstudium gewidmet hätten, durch keine genaue Angabe. Wenn man die Sache mit Bedacht prüft, sind die wahren walachischen Ärzte bis in die erste Hälfte des 19. Jh.s an den Fingern zu zählen, auch nicht vor 1785 nachweisbar; die moldauischen treten viel später in Erscheinung. Aromunische Ärzte, die hier im Laufe des 18. Jh.s vorkommen (durchaus nicht „vorherrschend“), sind nicht in die Geschichte der Medizin einzufügen, da sie nicht zur Ausübung ihres Berufes, sondern zur Verbreitung der griechischen Kultur in Mittelschulen in beiden Donaufürstentümern angestellt waren. Sie gehören in die Geschichte des Schulwesens.²⁶⁾

Etliche Ärztenamen am Ausgang des 18. oder am Anfang des 19. Jh.s, die einen rumänischen Klang haben, weisen keineswegs auf mazedo-rumänischer Herkunft. Sie gehören echt griechischen Familien, deren Nachkommen, als sich die Phanarioten in den Donaufürstentümern verabscheut sahen, die ursprüngliche Endung ihrer Familiennamen der rumänischen Sprache anpaßten. Die Angabe, daß ihnen rühmliche Taten zuzuschreiben sind, daß sie sich um Gesundheitsprobleme des Landes kümmerten und sich den leiblichen Nöten des Volkes annahmen,²⁷⁾ beruht nur auf Familienüberlieferungen. Aktenmäßig belegt ist im Gegenteil, daß sie niemals „weit über den Rahmen einer praxis aurea gewirkt“ haben, auch keine

erhabeneren Sorgen hegten, als jene einer steinreichen Vermählung, auf die der Ankauf von Gütern und Sklaven folgte, um sich das bequemste unnütze Leber zu sichern, dann die Sorge, sich in jedem Falle drohender Gefahr, so rasch wie möglich davonzumachen.²⁸⁾

Hinsichtlich der wenigen wahren Mazedorumänen, die sich gleichzeitig mit den letzten eingewanderten Griechen zwischen 1790 und 1821 hier ärztlich betätigten, ist nicht zu verkennen, daß sie alle durch und durch graezisiert waren, wie übrigens auch ihre Vorgänger.²⁹⁾ Folglich wäre „der Stempel ihres Wirkens, den sie den Anfängen der rumänischen Medizingeschichte aufdrückten“, durch garnichts von dem bisher über ein Jahrhundert aufgeprägten griechischen Stempel zu unterscheiden.

Daß aus solchen Elementen, mitten unter einer überwältigenden Mehrheit Fremder, „sich der Kern einer rumänischen Ärzteschaft zu bilden“ begonnen hätte, ist ausgeschlossen. Wie konnte denn in dem ungleichartigen vielsprachigen Kreis, die rumänische Schulmedizin, sei es auch nur „in völliger Abhängigkeit von der westeuropäischen“, im Werden begriffen sein? Gab es doch zur Zeit der wahren und vermeinten Mazedorumänen noch keine höhere Bildungsanstalt, kein Fachschrifttum. Eine Ärzteschaft bestand überhaupt nur durch periodischem Zufluß neuer Zuwandernden ungebetener Kollegen. Diese waren vorwiegend immer wieder Griechen, in großer Anzahl Deutsche (meistens Siebenbürger), vereinzelt Italiener oder Madjaren und ausnahmsweise Franzosen. Sie bedeuten garnichts für die Entwicklung einer rumänischen wissenschaftlichen Medizin. „Es handelt sich um Leute der Praxis, die höfische Ehren und Gelderwerb in die ihnen an sich völlig gleichgültigen Länder ziehen. Sie dienen ihren Herren, abenteuernd herum, kümmern sich fast niemals um die eigentlichen medizinischen Fragen des Landes und sind fast immer (von einigen Ausnahmen abgesehen) unbedeutende, oft sogar sehr zweifelhafte Heilkünstler“. So schreibt B o l o g a³⁰⁾ ganz prägnant, doch indem er dies nur für das 16. und das 17. Jh. gelten läßt. Es liegt aber am Tage, daß auch im bunten heilkundigen Haufen, welcher sich, auf die oben geschilderte Weise, gegen 1790 in den Donaufürstentümern gebildet hatte, noch keine Spur eines in nationalem Sinne einheitlichen tätigen Geistes des Gewerbes, seiner wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Aufgaben beflissen, anzutreffen ist.³¹⁾

Was die besondere Wissenschaft dieses Gemengels eigentlich sein konnte, wo der Unterricht dieser Zeit an den meisten Universitäten noch auf dem Galenismus, mit den Kommentaren einiger Hippokratistischer Bücher verziert, ruhte, das Ganze nach der literargeschichtlichen Methode der Scholastik behandelt,³²⁾ das kann man sich leicht vorstellen, wenn man dazu berücksichtigt, daß sich Fürst Mikolaus Mavrocordat in der Walachei

(1719—1730) mit Theriak, Bezoard und Bernstein kurieren ließ;³³⁾ daß aber, sooft die Pest hier wütete, noch bis 1796 keine tüchtigere Maßnahme üblich war, als das sehr kostspielige Herbringen wundertätiger Reliquien verschiedener Heiligen aus griechischen Klöstern,³⁴⁾ mit denen feierliche Prozessionen veranstaltet wurden. Wie sich gleichzeitig die moldauischen Zustände auf medizinalem Boden gestalteten, ist aus folgenden Zeilen zu entnehmen: „Charlatane, Quacksalber, allerhand herumvagierende medizinische Betrüger, alte Weiber, finden hier im ganzen Lande ihren reichlichen Unterhalt. Niemand von diesen Menschenverwüstern wird jemals gefragt: Wer er sei? Woher er komme? Ob er ein Zeugnis oder Diplom aufzuweisen habe“.³⁵⁾

Unter solchen Umständen ist es zweck- und gegenstandslos, von fremden Einflüssen auf etwas, das es noch nicht gab, oder von einer „Fühlungnahme“ dieses Nichtvorhandenen mit der Wissenschaft des Abendlandes zu reden. B o l o g a scheint übrigens im Laufe seines Aufsatzes die Unhaltbarkeit seiner ersten Ansicht gewahr zu werden und kommt einmal auf dieselben Punkte, mit einer besseren Einteilung, zurück (S. 122). Hier heißt es, daß die rumänische Schulmedizin „um das Jahr 1825 herum“ sich zu bilden anfängt und in der Fortsetzung, daß die Periode 1825—1855 „die Zeit der Einschmelzung westlicher Schulmedizin“ wäre. Schade nur, daß, etwas weiter, die rumänische Schulmedizin des doch so entschieden fremdgefärbten 18. Jh.s wieder auftaucht (S. 134)!

„Nur nach einer Richtung hin“, will B o l o g a einen gewissen Einfluß der fremden Ärzte erkennen. Er meint, daß die ersten Söhne des Landes, die den ärztlichen Beruf antraten, sich zum Studium „natürlicherweise“ denjenigen Universitäten zugewandt hätten, an denen die im Lande tätigen „bedeutenderen“ fremden Ärzte ausgebildet waren. Das stimmt aber wieder garnicht, denn die ersten Landesfinder die Medizin studierten, waren Schüler deutscher Universitäten, während die „bedeutenderen“ (darunter verstehe ich die öffentlich angestellten) fremden Ärzte, ihre Diplome in Rom, Neapel, Padua, Bologna, Pavia oder Siena sich erworben hatten.³⁶⁾ Das war bei sämtlichen Griechen und Mazedorumänen bis in die 80er Jahre des 18. Jh.s der Fall. Erst nachher kommen einige Ausnahmen vor.

Bologna kennt diesen Zustand ganz genau, denn er schreibt ja ausdrücklich (S. 127): „Im Großen und Ganzen verebbte der italienische Einfluß gegen Ende des 18. Jh.s immer mehr“. Nur ist das mit der auf der vorigen Seite ausgesprochenen Meinung in Verbindung zu bringen, daß sich das italienische Gepräge, auf die ersten rumänischen Ärzte stark ausgewirkt hätte (!?), und doch behauptet der Verfasser nur einige Zeilen weiter, daß im 18. Jh. die Ärzte deutscher Mut-

tersprache an Boden und Achtung vorgeschritten, zu einem Ueberwiegen über die anderen Fremden gelangen, und dies sich auch auf die rumänischen Aerzte auswirkte. — Also entweder oder?... Tatsach ist, daß die italienische Strömung gegen Ende des 18. Jh.s durchaus nicht abnimmt, sondern noch weit nach 1800 fortbauert.³⁷⁾ Zufluß bedeutet aber nicht Einfluß. Davon kann keine Rede sein. Nur die griechischen Einwirkungen lassen sich bei der Aerzteschaft, wie überhaupt in den Sitten und allen Erscheinungen des geistigen Lebens nachweisen. Als Belege dafür dienen die in der gemeinen rumänischen Sprache bis in unseren Tagen erhaltenen sehr zahlreichen griechischen Ausdrücke mit ärztlichem Sinn. Dagegen gibt es kein einziges italienisches Wort, weder in der Schul- noch in der Volksmedizin. Die Bemerkung, daß im 18. Jh. die lateinische Sprache noch zum Unterricht diente, bringt keine Erklärung der Frage.

Tatsache ist es weiter, daß schon in der ersten Hälfte des 18. Jh.s, trotz der überwältigenden Zahl von Griechen, sich die Erfolge einer emsigen Tätigkeit deutscher Aerzte geltend machen. Um aber bestimmte Einflüsse aufzudecken, genügt es nicht, biographisch zu berichten und statistisch-volkstümliche Vorgänge in Betracht zu ziehen. Man muß auf sozial-kulturellem Gebiet vielmehr pragmatisch verfahren, womöglich vergleichend, ohne die wichtigeren politischen Ereignisse mit allen ihren Folgen zu verkennen, besonders wo Beziehungen von Land zu Land in Frage stehen.

Die neue Strömung, die nach 1870 die Söhne des Landes an die deutschen Universitäten treibt, ist unschwer erklärbar. Die Beziehungen der rumänischen Länder zum Abendlande haben durch die seit 1774 geschlossenen Verträge Gewährleistungen, deren sie bis dahin bedurften, gewonnen. Infolge der veränderten wirtschaftlichen Lage, kommen zahlreiche Arbeiter aller Berufe, hauptsächlich Deutsche auf der Suche nach Erwerb, in die Fürstentümer.³⁸⁾ Es folgten überaus rege Handelsbeziehungen mit den bedeutendsten deutschen Wirtschaftsmittelpunkten. Diese Beziehungen wurden noch durch die Anstellung eines Oesterreichischen Konsular-Agenten in Bukarest, als erstem mitteleuropäischen Gesandten, gefestigt. Die verhältnismäßig beträchtliche Anzahl von Kaufleuten, welche sich jetzt zu gewissen Zeitpunkten immer wieder nach den deutschen Städten begaben, zog größere oder kleinere Gruppen der Jugend nach sich, die sich dem Studium widmete, und die eben nur aus Söhnen jenes Standes bestand.

Doch eine weit wichtigere Folge der politischen Ereignisse war die Förderung des Aerztestandes durch eine erhöhte gesellschaftliche Geltung, die ihm von Seiten der Gesandten zuteil wurde. Das feierliche Mitfahren eines Arztes im Hofwagen, sowohl der Oesterreichischen als der Russischen Agentie, beim Erscheinen der betreffenden Agenten vor dem Fürsten mit ihren Beglaubigungsbriefen,³⁹⁾ war gewiß eine ungewöhnliche Auszeichnung.

Dies hob das Ansehen derjenigen Heilkundigen, welche berechtigt waren, den Namen Arzt oder Chirurg zu führen, wozu sich der Dokortitel gesellte, so selten es auch vorkam, daß letzterer bewiesen gewesen wäre. Eine aufgeklärte Unterscheidung und eine scharfe Trennung zwischen den geschulten Praktikern und dem Schlag der Empiriker, Abenteurer und Charlatane tritt jedenfalls jetzt auf. Es sollte auch nicht mehr lange dauern, bis es zu einer behördlichen Regelung kam, nach welcher eine ärztliche Praxis, nur promovierten Ärzten und Wundärzten gestattet ward (1795)⁴⁰⁾.

Gewiß, auf dem Leben und Schaffen des größten Teiles unserer Ärzteschaft im 18. Jh. lastete ein griechisches Gepräge. Aber von der Tätigkeit dieser Schicht war, auch wenn sie nicht ganz untätig blieb, nichts dauerhaftes, nichts entscheidendes zu erwarten. Diese Heilkünstler kamen — darauf werde ich weiter ausführlicher zurückkommen — nur mit den oberen Schichten der Bevölkerung in Berührung. Ihren Einfluß wird man vergebens suchen.

Dagegen ist eine sehr deutliche westliche Färbung der nicht „immer sehr konservativen Volksmedizin“ wahrnehmbar, die ganz entschieden dem kleineren Teil der fremden Praktiker, nämlich Deutschen, zuzuschreiben ist. So geht in unserem Hausmittelschatz, die Salben- und Pflaster schmierung⁴¹⁾ die bis gegen Ausgang des 18. Jh.s das ganze Abendland zur Behandlung aller Verletzungen anwandte und einen wichtigen Abschnitt der Volksarznei bedeutete, bestimmt nicht auf die Griechen zurück. Das ist Paracelsische Heilmittellehre, die wir nur den Wundärzten aus Siebenbürgens sächsischen Städten, wahrscheinlich noch vor dem Beginn des 18. Jh.s verdanken.⁴²⁾

Ein charakteristisches Merkmal, zugleich ein fester Anhaltspunkt und Beweis deutschen Einflusses auf die rumänische Volksmedizin, bildet die sehr verbreitete, wenigstens in einem Teil der Walachei (Oltenien), in Händen der Dorfbader und Schmiede vorkommende Zahnzange. Dieses Instrument ist meistens ein Selbsterzeugnis und eine vollkommene Nachahmung in etlichen, voneinander wenig verschiedenen Ausführungen, der Zange für untere Molaren, mit gebogenen Armen, wie sie schon vor dem Ende des 16. Jh.s Walter Ryff in seiner „Großen Chirurgie“, darstellt.⁴³⁾ Das war die Zange, die, scheinbar am meisten in allen Ländern deutscher Kultur während des 17. und 18. Jh.s, gebraucht wurde. In Betracht dieses Umstandes und ihres zahlreichen Vorkommens auf dem Boden der von Oesterreich 1716 bis 1739 besetzten Gebiete müssen wir unbedingt annehmen, daß sie in diesem Zeitraum von Praktikern gleicher Herkunft, also von deutschen Militär-Wundärzten und Feldscherern in die kleine Walachei eingeführt worden ist.⁴⁴⁾

Hier ist es am Platz, einige Vorkehrungen zu erwähnen, die zum ersten Mal in rumänischem Gebiet in Anwendung kommen. Es handelt sich nämlich im Frühling 1721, um „die nothige Besorgung der Sanitet, tam quoad publicum quam quoad privatos“, nach Vernehmen und Einverständnis der Hofkammer mit dem Hofkriegsrat. Diese wichtige Maßnahme sollte der drohenden Gefahr einer Pestverschleppung vorbeugen, und es wurde beschlossen, „auf denen Eingängen beeder Provinzien Siebenbürgen und Wallachen zu einer Fürsichtigkeit pro publico“ Kontumaz-Häuser zu errichten.⁴⁵⁾

Die zeitgenössischen Protokolle der Bekanntmachungen der Militärverwaltung⁴⁶⁾ enthalten zahlreiche Anweisungen in gesundheitspolizeilicher Hinsicht, nicht nur was die Gesundheit der Bevölkerung anbetrifft, sondern auch in tierärztlichen Fragen. Ist das nicht eigentlich der „erste Anstoß“, ja sogar der Anfang einer Gesundheitspolitik?

In diesem Abschnitt gehört auch der starke Einfluß auf die Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse der Donaufürstentümer, der zuerst durch das Beispiel der Oesterreichischen Medizinal-Verwaltung in Siebenbürgen und Oltenien, nachher aber auch durch die vom Nachbarlande eigens berufenen Aerzte bewirkt wurde. Es wurden nämlich zur Vorbeugung der wiederholten Pestseuchen die zweckmäßigsten Maßnahmen, die in den sächsischen Städten üblich waren, eingeführt, was nur durch das Eingreifen der sächsischen Aerzte selbst erklärbar ist. Natürlich bot der Anfang wegen dem Mangel an einem inländischen berufsmäßig ausgebildeten Personal undenkbare Schwierigkeiten. Die Pflicht, den Schutz der Volksgesundheit zu sichern, wie auch die der Krankenausscheidung und Pflege, war ursprünglich notwendigerweise Laien aufgezwungen, während die griechischen Aerzte sich mit ihrer vornehmen Kundschaft bei den ersten Anzeichen einer Gefahr zurückzogen. Solche Zustände dauerten bis nach 1780⁴⁷⁾, als sich der regierende Fürst der Walachei Michael Suțu auf Veranlassung des österreichischen Hof-Agenten Raitschewich entschloß, ausländische Hilfskräfte in ärztliche Dienste aufzunehmen, anfangs nur zur Erforschung der Ansteckung, nachher aber auch als Pestärzte und Feldscherer der Lazarette. Die Erfolge der neuen Einrichtung, die sich bei Gelegenheit neuer Ausbrüche der Pest noch entwickelte und verbesserte, wurden sehr bald sichtbar. Das ganze Verdienst dieses Vorganges kommt ausschließlich deutschen Aerzten zu. Es sind hier zu nennen die Chirurgen Franz en au, v. Br ünn, Ghudin, Schaffend t, Bruckner, Gutter, L öhr, Saamüller, Beck, Czif ardt, Friedrich Mayer und noch einige, die später auch in anderen Dienstleistungen auftreten.⁴⁸⁾

Alle diese Wundärzte, deren Mehrheit siebenbürgischer Herkunft, eine Anzahl aber auch aus binnendeutschen Ländern war, haben zu Pestzeiten

höchst anerkennenswert gewirkt. Sie waren die einzigen, die sich der Gefahr aussetzten und eine Behandlung der Kranken, statt der bisher üblichen einfachen Absonderung und Verwahrlosung derselben, durchführten. Die Gefahr, der sie trohten, sollte sie auch nicht immer verschonen. So raffte der schwarze Tod den österreichischen Wundarzt Morocutti in Bukarest schon 1792 weg, als er erst einige Wochen da gewesen war. Als nächstes Opfer folgte ihm der kränkliche Chirurgus der Hof-Agentie Joseph Weidinger 1795⁴⁹⁾. Dann starb 1829 an der Pest die damals zum letzten Male die Walachei verheerte, der 33 Jahre alte Chirurg Wilh. Fried. Froelich aus Augustsburg, wie auch Johann Mecsits, ein deutscher Wundarzt aus Ungarn (St. Lászlo), der seit 1792 in Bukarest tätig war, sich aber nur 1813 nicht isolieren lassen hatte. Das Beispiel dieser Pflichterfüllung wirkte dermaßen, daß die Regierung, als die Seuche 1813 wiederum wütete, die Beteiligung aller Aerzte zur Bekämpfung forderte und diejenigen, die sich dem Auftrag entzogen, mit zeitweiliger Entziehung ihrer Besoldung bestrafte.⁵⁰⁾ Es hatten sich aber bei dieser Gelegenheit, neue Ankömmlinge, als Helfer angeboten, darunter auch zwei Doktoren der Medizin, J. Fr. Reinhold Grohmann aus Quedlinburg (Thüringen) und J. Adam von Reider aus Wien, beide später schriftstellerisch bekannt. Ferner traten noch in Dienst als Pestärzte die Chirurgen Christian Wehnert aus Elbing, der während dem Russisch-Türkischen Kriege (1811—1812) in russischen Spitälern gedient hatte, und Georg Andreas Grunau aus Göttingen, dann auch die Siebenbürger Andreas Gebauer und J. Wieler.⁵¹⁾

In der Moldau zur selben Zeit und in gleichen Zuständen, machten sich brauchbar die Chirurgen Schmelz (seit 1784), Walther, Carl Fröhlich, Clemens Settele, Philipp Neumann, sowie die Doktoren Andr. Wolff, Georg Mez, von Scheik (Vinz) und Basilius Bürger (aus Hildesheim). Meistens zeichneten sie sich mehr durch ihren Eifer als durch ihre Kenntnisse aus. Immerhin wirkte auch hier ihr Benehmen beispielgebend.

Hier ist noch zu erwähnen, daß bis in die fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, als die Quarantänen aufgehoben wurden, sich in Donauhäfen als Kontumazärzte, eine Anzahl deutscher Praktiker betätigten, die durch ihre Ergebenheit zur Pflichterfüllung bald in höhere Stellungen aufrückten. Nennenswert ist besonders der gelehrte Jacob Felix aus Horschitz in Mähren (Dr. med. Wien), der 1858 als Quarantäne-Arzt in den Dienst trat und bereits 1869 zum ordentlichen Professor der Hygiene an der neugegründeten Bukarester Fakultät ernannt wurde, nachdem er schon etliche Semester in der militärärztlichen Nationalschule gelesen hatte.

*

*

*

Betrachten wir nun aber die ökonomische Seite der Aerzte-Einwanderung!

„Es muß wiederholt werden“, schreibt B o l o g a (S. 134), indem er sich auf das irreführende Werk Emil F i s c h e r s⁵²⁾ beruft, „daß die deutschen Apotheker, die, in den Städten beider Länder, in immer größerer Anzahl auftraten, gewissermaßen die Wegmacher für den deutschen Arzt waren“.⁵³⁾

Ja warum denn? — Aerzte deutscher Herkunft gibt es genug in rumänischen Gebieten, auch kurz nach Anfang des 18. Jh.s, während Apotheker überhaupt, erst in der zweiten Hälfte desselben erscheinen, und es sind gewöhnlich Oesterreicher oder Siebenbürger Sachsen, die als Magister der Chirurgie, sowohl Medizin als Pharmazeutik ausüben, dann auch eine Offizin die sie mitgebracht haben, führen. So bestand gegen 1730 in Craiova die Apotheke des Wundarztes Raimund Magrath.⁵⁴⁾ Um 1740 ist, in Bukarest, die erste öffentliche Apotheke von Dr. (?) J. Traugott Seuler v. Seulen bezeugt⁵⁵⁾, die aber wahrscheinlich sehr bald in fremden Besitz kam. Es sind jedenfalls gegen 1750 nur zwei Apotheken in Bukarest, da nur zwei Magisternamen aufweisbar sind, Martin Lange, Hofapotheker und Christian Richter de Leo (aus Eperjes, Ungarn).⁵⁶⁾ Daß es auch andere fremde Besitzer von Offizinen schon damals gab, ist zweifelhaft. Als aber 1776 der armenische Kaufmann Hagi Arbut die Apotheke, die kurz vorher sein Eigentum geworden war, verkaufte⁵⁷⁾, so kam diese auch in den Besitz eines Arztes, Johann Martin Schaffendt aus Mediasch, der sie bis gegen 1802 führte.

In Craiova erscheint 1779 wieder eine Apotheke. Ihr Gründer ist Ludwig Lorenz Langendorf, Magister der Chirurgie, früherer Provisor der Dr. Fronius'schen Offizin in Kronstadt.⁵⁸⁾ Langendorf diente zeitweilig auch als Physikus der Stadt Craiova, übersiedelte aber 1792 nach Bukarest, wo er eine zweite Apotheke errichtete und sie seinem Schwager, J. v. Waradi, der auch Chirurg war, übergab. Waradi verkaufte sein Geschäft schon 1796, begab sich dann nach Nikopolis, wo er als Leibarzt des Mussa Pascha in Dienst trat.⁵⁹⁾

Eine zweite Apotheke in Craiova wurde um 1790 von Friedrich Alexander, Wundarzt mit Zeugnis der Ofener Hochschule, eröffnet.⁶⁰⁾ In Buzau bestand gegen 1780 eine Apotheke, deren Gründer auch ein Ofener Chirurg war. Er hieß Simeon Rohanni, hatte in seiner Jugend Glasfabrikation getrieben und spielte in der Walachei die Rolle eines Rundschäfers des kaiserlichen Internuntius.⁶¹⁾

Auch in der Moldau sind öffentliche Apotheken später als deutsche Aerzte nachweisbar. Jedenfalls gab es bis 1740 außer der J. Teutsch'schen Offizin, die zwischen 1710 und 1724 in Galatz bestanden hat, keine

andere deutsche Apotheke. Dann kam Martin Flaigner aus Kronstadt nach Jassy⁶²⁾ mit einer Apotheke, die er kurz nachher, wie es scheint, an Johann Lochmann, Chirurg am St. Spiridon⁶³⁾ Spital, verkaufte. Diese war noch 1782 die einzige in der ganzen Moldau.⁶⁴⁾ Die zweite wurde in Botosani 1794 vom Kronstädter Johann Ziegler (Dr. med. Erfurt 1764), errichtet, und blieb das Eigentum seines Schwiegersohnes Johann Gorgias (Georgiu), ab 1806 bis 1830.⁶⁵⁾

Durch alle diese Einzelheiten scheint mir bewiesen, daß es richtiger wäre, Bologas Behauptung umgekehrt zu „wiederholen“: Die Wegmacher für die deutsche Apothekerschaft in der Walachei und der Moldau waren die deutschen Ärzte, die plötzlich in so großer Anzahl auftraten, daß sie zwischen 1790 und 1865 die Vorherrschaft im Medizinalwesen innehatten.

Außer der Wirkung, die wie oben erwähnt, die Ernennung des kaiserlichen Hof-Agenten gehabt hatte, wurde bald darauf der Zustrom deutscher Ärzte dadurch verstärkt, daß eine Anzahl aus der Armee des Feldmarschallen Prinzen von Coburg verabschiedeter Chirurgen und Feldscherer, die sich nach dem Frieden von Schischtowo (1791) hier niederließen, ein leichtes und gutes Fortkommen fanden. Einige erlangten sehr bald auch öffentliche Anstellungen.⁶⁶⁾

Aber gleich vom Anfang des angegebenen Zeitraumes einen Einfluß der deutschen Schule, auf die etwa 40 Jahre später entstehende rumänische wissenschaftliche Medizin ableiten zu wollen, wäre falsch. Natürlich folgten italienische Ärzte in ihrer Praxis der Lehre und Methodik italienischer Schulen, dagegen Deutsche der deutschen Schulmedizin. Da aber weder die einen noch die anderen Schüler heranzogen („famuli“ hat es in Rumänien nur bei Empirikern gegeben) und auch garnicht schriftstellerisch tätig waren, blieb ihr Vorbild sehr lange beinahe unfruchtbar.

Worauf sich Bologas Meinung (S. 127) stützt, daß schon gegen Ende des 18. Jh.s sich der Wiener Einfluß immer stärker spüren ließe, ist aus des Verfassers weiteren Äußerungen leider nicht ersichtlich, denn die einfache Aufzählung der Wiener Diplome, die bis 1866 in Rumänien auffindbar sind, berechtigt nicht zu diesem Schluß. Aus einer genauen Verteilung der Wiener Ärzte auf die Jahre ihrer Promotion geht nämlich hervor, daß von 1780 bis 1810 kein ganzes Duzend in beiden Fürstentümern vorkommt. Uebrigens sind vor 1792 gar keine zu finden; von da an erscheinen der Mailänder Luigi Vicini, der Hermannstädter Demeter Marco und der Deutsche aus Ungarn Michael Raphael von Geller, die sich niederließen, der erste in Buzau, der zweite in Craiova und der dritte an einem Ort, der nicht zu bestimmen ist, denn außer der Erwähnung seiner Ankunft gibt es keine Nachricht über ihn.⁶⁷⁾

Im Zeitraum von 1810 bis 1840 gibt es kaum mehr Wiener Graduierte als im vorangehenden Zeitabschnitt. Nach 1840 kommen sie dagegen in so großer Menge vor, daß bis 1865 schon über fünfzig⁶⁸⁾ gezählt werden können, und zwar fast alle aus den 25 vorangegangenen Jahren, um nachher immer mehr abzunehmen.

Die Zeit des Wiener Einflusses, wenn sie überhaupt beweisbar ist, muß also höchstens auf diese Jahre eingeschränkt werden. Jetzt gab es auch schon eine rumänische Schulmedizin, auf die sich Einflüsse geltend machen vermochten. Nur muß hervorgehoben werden, daß die Zahl der Wiener Ärzte im Verhältnis zur Summe der aus allen anderen deutschen Fakultäten herkommenden Kollegen (nahe an 100)⁶⁹⁾, und mit der gesamten Ärzteschaft Rumäniens zu selbiger Zeit (ungefähr 330), wirklich gering ist. Es kann folglich nicht gesagt werden, daß schon „gegen Ende des 19. Jh.s der deutsche, besonders der Wiener Einfluß, sich geltend machte“, wie auch nicht, daß der (nach 1840!) den Anfängen rumänischer Schulmedizin aufgedrückte deutsche Stempel, etwas spezifisch der Wiener Schule eigenes aufwies. Es war der deutsche Einfluß überhaupt, mit einer leichten siebenbürgisch-sächsischen Färbung, die sich aber nicht mehr zur Geltung kommend offenbarte, als nach einer regen Wirkung bis 1865 und einer Erstarrung zwischen diesem Zeitpunkt und 1885, der deutsche Einfluß wiederum auflebte, um seit Ende des 19. Jahrhunderts sich in immer stärkerem Wettstreit dem französischen entgegenzusetzen. Die Ursache dieses seit nunmehr fünfzig Jahren eingetretenen Vorgangs lag in der unsterblichen Meisterschaft eines Virchow, Koch, Ehrlich, Behring, v. Leyden und ihrer Zöglinge, in den wunderbaren Entdeckungen von Männern wie Helmholtz, Abbe, Röntgen mit ihren vielseitigen Anwendungen, sowie im Ausbau vortrefflicher Forschungsstätten, die der Heilkunde eine kräftige Befruchtung verschaffen, und noch vor Ausgang des 19. Jh.s den reichsdeutschen Hochschuler die Führung gesichert haben. Sie wurden der natürliche medizinische Mittelpunkt, der die ausbildungswilligen, fleißigen Ärzte von Rumänien in aller erster Linie herbeizog.

Wenn ich oben den Wiener Einfluß auf die Anfänge rumänischer Medizin gering schätze, so ist das wegen der sehr bescheidenen Rolle, die — mit wenig Ausnahmen —, die eingewanderten Wiener Ärzte gespielt haben. Wenn man von Meyer, Felix, Pазelt und Fabricius,⁷⁰⁾ dazu noch einmal so viele, die nicht Deutsche waren, genannt hat, so bleiben nur solche übrig, die gar nichts für die wissenschaftliche Bildung ihres Kreises und ihrer Nachfolger bedeuten. Den nicht schriftstellerisch und nicht im Lehrwesen Tätigen hat die rumänische Schulmedizin nicht viel zu verdanken.

Dafür verdankt das Land eine der wichtigsten und segensreichsten Leistungen einem Wiener Arzt. Es war dies die Einführung des Jenner'schen Impfstoffes, eine Wohltat, durch die Dr. Johann de Carro, der Wiener Praktiker und langjährige Kurarzt in Karlsbad, sich den Dank des Landes verdiente. Sie erfolgte 1803 nachdem de Carro auch in Siebenbürgen den Impfstoff eingeführt hatte.⁷¹⁾ Er war übrigens auch in Wien der erste, der von Jenner selbst Impfstoff erhielt.⁷²⁾

Die Fürsten Konstantin Ipsilanti (Walachei) und Alexander Moruzi (Moldau) beschenkten de Carro, wie er selbst berichtet, glänzend.⁷³⁾ Die Impfung wurde nachher verbreitet und weiter geführt, besonders durch deutsche Aerzte wie Hesse, Frölich, Johann Stehrer, Friedrich Mayer und einigermaßen vielleicht auch durch die Griechen, die später, wie C. Karakassis in seiner „Topographie der Walachei“, sich das Verdienst dieser heilsamen Neuerung ganz ausschließlich vorbehalten wollten. Ja sie leugneten sogar das Dasein anderer berechtigten Heilkünstler als die ihrer Sippschaft, und doch waren zu ihrer Zeit in fast allen Städten Wundärzte oder Chirurgen, die keine Griechen, sondern Deutsche, Italiener oder Polen waren. Diesen warfen sie vor, daß sie den Dokortitel nicht führen konnten und doch haben diese, wenn sie auch nur Klausenburger Promovierte waren, erhebliche Dienste in allen Krankenhäusern, wo sie angestellt waren, geleistet, sowohl auf dem Gebiete der praktischen Medizin als in der Verwaltung. In letzterer Hinsicht besonders waren die deutschen Magister den griechischen Doktoren schon vor 1820 weit überlegen; später aber bald in beiden. Sie waren tüchtige, kühne Operateure und traten auf in diesem Fache, durch ihren Eifer und ihre Vorliebe für alles was Neuerung hieß, als Muster für die einheimischen jungen Aerzte. Es handelt sich um: Georg Andreas Grunau, Christian Wehnert,⁷⁴⁾ Joseph Sporer, Joseph Oert, Franz Kholmeyer, Ludwig Kraus, Karl Klein, Johann Haener, J. Franz Rißdörfer und eine große Schar fleißiger Patrone. In der Moldau waren tätig: Joseph Schmidt, Jos. Goering, Franz Müller, Hermann Wagner, Ludwig Ruß⁷⁵⁾ und viele andere.

Eine der schönsten Neuerungen bildeten die ersten Schwefelaether-Narkosen, die im Bukarester Colşa-Spital im Frühjahr 1847 auf Anregung deutscher Chirurgen und bei Gelegenheit von ihnen ausgeführter Operationen angestellt wurden.⁷⁶⁾ Nach einem Bericht vom 16. März⁷⁷⁾ wurden erst Versuche an Kranken, die nur kleine Operationen benötigten, gemacht, und zwar mit gutem Erfolg. Nachher schritt man mit vollkommener Sicherheit zu einer größeren sehr schmerzhaften Operation, nämlich zur Amputation eines Unterschenkels. Diese fand statt in Gegenwart der Primärärzte Dr. Warthiades und Dr. Karazisso, wie auch einiger deutscher

Wundärzte und Apotheker. Operateur war Franz Rißdörfer, der eigentliche Neuerer, und zufällig war auch der Patient ein Deutscher.⁷⁸⁾ Wie mitgeteilt wurde, ist die Operation „herrlich gelungen“, so daß die Aetherinhalationen eingeführt und, da der Stadt-Accoucheur Joseph Sporer den Versuchen Rißdörfers auch beigewohnt hatte, gleich in geburtshülflichen Operationen, bei Wendungen und Zangengeburt, vorgenommen wurden.

Selbstverständlich brachte die schmerzlose Methode in allen Spitalern eine ungemeine erhöhte Tätigkeit der chirurgischen Abteilungen und einen ganz besonders erhöhten Krankenverkehr. Alle diese Abteilungen außer der im Brancovanschen Spital waren damals von deutschen Chirurgen geleitet.

Das Wirken deutscher Doktoren mit neuen Methoden und verbesserten Mitteln an Stelle der Magister steigerte die Nachfrage derart, daß es notwendig war, nach und nach und verhältnismäßig rasch die Zahl der Betten, die ganz unentgeltlich zur Verfügung des bedürftigen Volkes standen, zu erhöhen, was in den fünfziger Jahren in befriedigendem Maß vollbracht wurde.

Im Brancovanschen Spital erreichte die Chirurgie mit Dr. Joseph August P a z e l t (1852—1897), ihre volle Blüte.⁷⁹⁾ In dieser Zeit hatte sich die ursprüngliche Bettenzahl der Anstalt fast verdoppelt. Gleicher Fortschritt ergab sich in der chirurgischen Sektion des Colhaer Spitals unter Leitung des Adolf Grunau (Dr. med. Göttingen), in „Filantropia“ auch unter demselben und etwas später unter Ludwig Fialla (Dr. med. Wien), endlich in „Panteleimon“ zur Zeit G. Schramms (Dr. med. Erlangen) und Georg Groß (Dr. med. München).

Eine auffallende Umgestaltung hatte sich bald in den Krankensälen ereignet: Der üble Geruch, bis dahin unausstehlich, war beinahe verschwunden. Die neuzeitlichen Chirurgen, die eine allgemeine medizinische Fortbildung besaßen, hatten die Desinfizierung, diese Antisepsis vor Aufkommen der Bakteriologie, mit ihren richtigen Folgen eingeführt. Nunmehr wurde ein großer Teil der Salben- und Pflasterbehandlung durch die Priznißsche Wassermethode, schon überall bekannt, ersetzt, und an Stelle der schmierigen Charpie trat des öfteren der kalte Umschlag oder der feuchte Verband. In Tassy hat Ludwig Ruß im zweiten Abschnitt seiner Laufbahn dieselbe Wirksamkeit entfaltet.

Weiter stellten sich sämtliche Doktoren der deutschen Universitäten als Neuerer ihren Vorgängern in den Spitalern gegenüber, indem sie vorzugsweise eine mehr konservative Chirurgie übten. Ihre guten Erfolge ließen sich in der abnehmenden Sterblichkeit nachweisen.

Auch in den Abteilungen für innere Leiden war ein besonderer, der Zeit entsprechender Wandel zu bemerken. Die Aerzte sind nicht mehr irgendwelche Praktiker, sondern Wissenschaftler, die gründliche Kenntnisse nutzbringend anwenden. Sie haben im allgemeinen auch eine genügende Ausbildung, was die Wundarznei betrifft, und können in gleichem Maße die Chirurgen beraten, in dem letztere ihnen ihren Beistand bieten. Es sind einige auch in gemischten Sektionen als Leiter tätig. Ich nenne Adolf Grunau, den viel zu früh verbliebenen Friedrich Albert Wehnert (Dr. med. München) und den Stabsarzt, Leiter des Militärlazarets, Carl Widmann (Dr. med. Wien). Gleichbedeutend sind die Sekundärärzte Constantin Amandus Leibl aus Mannheim (Baden), Dr. med. Würzburg, und Richard Alex. Kobik aus Merseburg, Dr. med. Berlin.

Aerzte und Chirurgen arbeiten nicht mehr feindselig geschieden, sondern gemeinsam, wie es im Westen jetzt üblich ist. Alle Doktoren trachten, in ihrem Fach als Kliniker und als Lehrkräfte aufzutreten. Also belehrt ein Fachmann den anderen und gemeinsam bereiten sie auf wissenschaftlicher Grundlage die Tätigkeit ihrer zukünftigen Nachfolger vor. Es sind somit alle Krankenhäuser zu Bildungsanstalten umgewandelt worden.

So entstand gleichzeitig mit der Gründung der ersten medizinischen Hochschule in Rumänien (1857), dem unsterblichen Werk eines genialen Franzosen, notwendigerweise anfangs rein theoretisch, eine zweite unabhängige, aber zuweilen kräftig mitwirkende, hauptsächlich praktisch gerichtete Schule, in der die Erfahrung und das Beispiel die wichtigsten Rollen spielten. Wie dargestellt, waren die treibenden Kräfte dieser im stillen wirkenden, aber tätigen Anstalt die deutschen Spitalärzte, Doktoren und Magister. Fleißige, hartnädige Vorläufer der heranwachsenden einheimischen Ärzteschaft, die sie zu bilden beitrugen. Ihr Werk bedeutet den höchsten Punkt des deutschen Einflusses in seiner ersten Etappe und mochte, obwohl bald verschollen, auch für die zweite, nach 1885 kommende vorbestimmend wirken.

Es waren ihrer nur eine Hand voll und doch war ihr tätiger Geist wunderbar. Was haben die übrigen, ob achtzig weniger, wie sie Fischer aufgezählt hatte, oder achtzig mehr, wie Bologna (S. 137) behauptet, für die Geschichte zu bedeuten? Auch ohne sie war der deutsche Einfluß tatsächlich vorhanden!

*

*

*

Eine weitere, gleichfalls sehr wichtige Leistung deutscher Aerzte des 19. Jhs stellt ihre Anteilnahme an der Gründung der rumänischen medizinischen Presse dar.

Es ist kein Wunder, wenn bei den vielen Mängeln der inneren Organisation der Donaufürstentümer vor ihrer Vereinigung (1859), die Publizistik

hier noch keine bedeutende Rolle im Dienste der medizinischen Erfahrung und Forschung spielte. War doch bis 1821 infolge der verwickelten politischen Lage beider Länder, wie auch ihrer kümmerlichen kulturellen Zustände, eine wissenschaftliche Tätigkeit kaum vorhanden. Anders konnte es ja garnicht sein; erstens wegen des Fehlens einer genügend fortgeschrittenen volkstümlichen allgemeinen Bildung in breiteren Kreisen. Zweitens und hauptsächlich infolge der ungemein heterogenen Beschaffenheit des sonst beschränkten Gemenges wirkender geistiger Kräfte, dessen nur geringsten Teil Landesfinder (*rari nantes*) einschließlich der ständigen Landesinsassen, dagegen den weitaus größten Fremde verschiedener Herkunft, Richtung und Gesinnung bildeten.

Viele waren da, Griechen und Deutsche, dann Italiener, Juden und Magjaren. Alle waren wenig geneigt, sich von dem Geist der Landessprache durchdringen zu lassen. In höheren Schichten der Gesellschaft sprach man ja infolge der phanariotischen Herrschaft griechisch; rumänisch drückte sich nur das „rohe“ Volk aus, mit dem der bedeutendste Teil unserer früheren Praktiker gar nicht zu tun haben wollte. Es war ja eine zu geringe Einkommensquelle und auch gewöhnt, sich selbst oder durch Ackerärzte zu kurieren.

Eine Zusammenarbeit solcher Fachgenossen, die allmählich auch das Aufkommen einer Schriftstellerei bewirken hätte können, war von vornherein ausgeschlossen, da es an einer dazu nötigen gewissen Entwicklung der literarischen Sprache, sowohl in der Walachei wie in der Moldau, bedurfte, und am Ausbilden oder Bereichern ihres Wortschatzes einen wesentlichen Anteil zu nehmen, durchziehende meistens nur einige Zeit hier weilende sachkundige Ausländer sich kaum bemühten. Entscheidend ist diese Tatsache auch in anderen Gebieten gewesen; umso mehr in der Heilkunde, wo sie jeglichen Fortschritt geradezu hemmen mußte. Hier war allerdings zügelloser Wettstreit in der Praxis mitbestimmend, der sich mit chauvinistischen Tendenzen noch verschlimmerte, ohne den ungeheuren Nachteil eines solchen Verfahrens für die eigene Fortbildung und Hebung des allgemeinen Ansehens zu berücksichtigen.

Solange in der Ausübung amtlicher Pflichten, bloß materielle Interessen vorherrschen, ist der ärztliche Beruf wenig angesehen und mit einem gewöhnlichen Gewerbe vergleichbar. Von der wissenschaftlichen Forschung abgelenkt, erstarrt die Medizin in ihrem von jeher erhaltenen Umfang. Der ärztliche Stand selbst erleidet eine Einbuße in seiner ethischen Auffassung und das nur auserlesenem Rufe gebührende Zutrauen der Laien eine beträchtliche Verminderung. Dies ist, kurz geschildert, die Lage, in der sich bis Ende des 18. Jh.s Medizin und Praktiker auf rumänischem Boden befanden. Von Seiten der Patrizier und übrigen Wohlhabenden, die ihn

schlechterdings als ihren Mietling betrachteten, hatte der Arzt nur sehr geringe Schätzung zu erwarten. Dem Volke aber gegenüber war seine Stellung eine viel peinlichere, da er als unbarmherziger Feind galt. Man sah ihn ja mit armen Leuten meistens nur in Pestseuchen oder anderen, quälenden Vorkehrungen erfordernden Fällen in Berührung kommen.

Wofür hätte so ein Mensch als Verfasser wissenschaftlicher Schriften eintreten sollen? Hätte er sich ein Verdienst dadurch erworben? Wer hätte ihn denn verstanden, wenn auch nur gelesen? Aerzte allerdings, wenigstens aus Kritiklust, dabei aber mit einem vermutlichen Nutzen, und das hieße ja schreiben und den Kollegen zur Hand gehen. Dazu eben war keiner geneigt. Es sollte kein Deutscher für Griechen, kein Grieche für Juden oder umgekehrt, als Mitarbeiter gelten. Ueberdies wäre es auch ein „den Wagen vor die Pferde stellen“ gewesen, wenn ein Arzt damals für Aerzte geschrieben hätte, anstatt sich eher weiteren Kreisen zuzuwenden. Kommt doch diesem Berufe in rückständigen Gebieten als Eigentümer einer vielseitigen Bildung, in erster Reihe die Aufgabe eines Volkserziehers zu und durch das Verbreiten seines mehr oder minder reichen Wissens die Ausfüllung einer auch noch so kleinen Lücke der volkstümlichen Kultur. Aus diesen Gründen entschieden sich anfangs des 19. Jh.s, ja sogar schon zu Ende des 18., einzelne klarsehende, leistungsfähige Köpfe der hervorragenden Aerzte, zur Feder zu greifen und einige bescheidene Beiträge zur geschichtlichen oder schöngeistigen Literatur herauszugeben. Der Anfang war ein schöner Versuch und mußte auch einigermaßen wirken, doch war die Bahn dadurch noch lange nicht frei.

Das Erscheinen einiger Uebersetzungen in griechischer Sprache von fremden, überwiegend französischen Werken, konnte nur dem Bedürfnis nach Lesestoff der höheren Bürgerschaft (Bojaren-Klasse) entgegenkommen. Es brachte aber den Nachweis, daß ein ziemlich dringendes Bildungsbedürfnis vorhanden war und daß Wege zu seiner Befriedigung bestanden. Es erforderte tiefe politische Umwälzungen, deren allerersten und wichtigsten Folgen, das Erwachen des Nationalbewußtseins und mit ihm das Aufblühen eines fruchtbaren volkstümlichen Schulwesens waren, um die Entstehung geistiger Bedürfnisse auch in breiteren Schichten zu ermöglichen. Das war gewissermaßen der Erfolg der Sluger Tudorschen Revolution (1821), die eine verhältnismäßige Gewährleistung der Sicherheit aller öffentlichen Anstalten und Unternehmungen nach sich zog. Bei weitem mächtiger wirkte aber die kleine Schar kluger, wahrhaftiger Patrioten, deren Tatkraft und unermüdlige Tätigkeit sich auf angedeutetem Gebiet, sowohl vor als nach dem großen politischen Wendepunkt zur Geltung kam. Dies waren die Băcărescu, Lazar, Eliade, Assafi, Rogalniceanu u. a.

Der Begeisterung dieser verdienstvollen Männer, wie auch ihrem festen Willen, ihrem Land zu helfen, gelang es, technische Schwierigkeiten an denen ihre Vorgänger gescheitert waren, zu überwinden. Ihnen verdankten die Fürstentümer nicht nur ihre bereits im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ziemlich entwickelte und verbesserte literarische Sprache, sondern auch ein junges aber mutiges Buchdruckerwesen, das zu gleicher Zeit unter ihrer Leitung sehr fleißig rumänische Schriften herausgab.

So erschienen von da an nicht mehr wie früher in den eigens dafür errichteten Druckereien fast ausschließlich kirchliche Bücher, sondern eben so viele andere, geschichtliche, philosophische und dichterische Werke, öfters Uebersetzungen; ferner verschiedene Elementarbücher für Schulen, wie auch volkstümliche Belletristik; endlich gemeinverständliche kurze wissenschaftliche Aufsätze, gelegentlich über Gesundheits- und Krankenpflege. Die frühesten Erzeugnisse erschienen als Teile einiger Sammelwerke, ja auch in Kalendern, deren Inhalt aus nutzbringenden Vorschriften für das praktische Alltagsleben bestand und einem jeden dienen konnte. So brachte man es einmal fertig, auch außer durch die Elementarschule, auf den Volksgeist zu wirken.

Die von 1806 bis 1831 sich überstürzenden Ereignisse hatten, im Wirken aller Anstalten der Donaufürstentümer, eine Wandlung vollbracht, und zwar in sehr günstiger Richtung. Die Ausbreitung der allgemeinen Bildung im Laufe des verfloffenen Jahrhunderts drittel erleichterte die Aufgabe des Arztes in beträchtlichem Maße. Andererseits war seit der „Organischen Anordnung“ (1832) der Aufbau der ärztlichen Körperschaft sorgfältig durchdacht, und ihre Beziehungen zu den niedrigen Stufen der Gesellschaft viel lebhafter, weil gesetzmäßig festgesetzt. Der günstigste Umstand war aber die bedeutende Zunahme der einheimischen Ärzte und die jetzt fast immer bleibende Niederlassung der Ausländer, besonders Deutscher, mochten dieselben als fremde Untertanen oder als rumänische Staatsbürger wirken. Zu diesem Zeitpunkt meisterte bereits die Mehrzahl die Volkssprache und es war ihr nicht nur möglich, sondern auch lieb, ihre Lehrpflicht in dieser auszuüben; ein vorzügliches Mittel für die Angleichung der Ansichten zwischen Arzt und dem Mann aus dem Volk.

Zwar ließen Ärzte schon seit langem kleine medizinische Schriften drucken. Einfacher war jedoch, zur Vermeidung von Verlagsorgen sich den literarischen Kreisen, die Arbeiten veröffentlichten, anzuschließen. Es traten also einige flinke Mediziner als Mitarbeiter der belletristischen Blätter hervor, und zwar als Lieferanten des wissenschaftlichen Teiles. Hier gingen deutsche und deutsch gebildete Ärzte den Verlegern ganz vorzüglich an die Hand.

Druckschriften allgemeinen Inhalts, die bald nach dem Adrianopler Friedenabschluß sowohl in Bukarest als in Jassy zu erscheinen anfangen,

vermehrten sich rasch genug und alle weisen eine Verbindung mit ärztlichen Kreisen auf. Viel Talent war zu dieser Mitarbeit nicht erforderlich, nur guter Wille und Freigebigkeit, etwas, das den Ärzten schon damals nicht fehlte. Eine derartige Arbeit, war für ihre eigene Fortbildung freilich wenig geeignet. Dafür konnte als Ausgleich das Beziehen fremder Zeitschriften dienen. Damals waren die beliebtesten Fachblätter „Annalen der Arzneimittellehre“ (Leipzig), die „Grazer“ und die „Salzburger medicinische Zeitung“, die „Medizinische National-Zeitung“, das „Allgemeine Repertorium der gesamten medizinisch-chirurgischen Journalistik“ (Leipzig) und andere, fast ausschließlich deutsche periodische Drücke.

Das schuf, außer der wissenschaftlichen Weiterbildung auch Muster für eigene Fachzeitschriften. Diese Epoche kann allerdings als eine Uebergangszeit betrachtet werden und, trotz ihrer etwas langen Dauer sollte es zu selbständigen, eigenen Archiven der ärztlichen Gelehrsamkeit noch kommen. Nach einer solchen strebten etliche rührige, jüngere Ärzte, besonders in der Moldau, seit 1830. In erster Linie gewiß diejenigen, welche in Ermangelung einer einheimischen Fachzeitschrift bedeutsame Beiträge ausländischen (mehrmals deutschen), lieferten. Zur Gründung und Leitung eines eigenen Organs waren aber noch bestimmte Voraussetzungen notwendig: ärztliche Gesellschaften und medizinisches Lehrwesen.

In Jassy wurde eine solche Vereinigung von Fachgenossen verwirklicht bevor sie in Bukarest möglich war. Es bildete sich erst ein bescheidener Lesekreis aus einigen Ärzten, Apothekern und Naturforscher, der sich nachher durch Anschluß einer größeren Anzahl Fachmänner erweiterte und in eine wissenschaftliche Gesellschaft umwandelte: „Societatea medico naturalistă din Moldova“ (1833), deren Sitzungen im Hause ihres Gründers stattfanden. Solche regelmäßige Zusammenkünfte waren nur Nachahmungen der auf anderen Arbeitsfeldern früher entstandenen gleichen Vereine, die aber eine vollkommene Regelung erst später erreichen konnten.

Die junge rumänische Gesellschaft,⁸⁰⁾ deren Stifter und Leiter Oberstabsarzt J. Chr. Czihak aus Aschaffenburg in Nieder-Franken (Dr. med. Heidelberg 1824) und Michael Zotta (Dr. med. Wien 1826) waren,⁸¹⁾ hatte großzügige Satzungen abgefaßt und entfaltete eine ungemein rührige Tätigkeit, die ihr bald ein großes Ansehen, sowohl im Inlande als in der Fremde erwarb. Da sie aber mit der Herstellung einer reichhaltigen Bücherei und verschiedener Sammlungen sehr eifrig beschäftigt war, verzögerte sie lange genug die Veröffentlichung der Berichte, die ihr einliefen und der regelmäßigen Sitzungen ihrer Mitglieder. Dazu kam es erst im Jahre 1851.

Damals erschien als Erzeugnis der ersten medizinischen Gesellschaft die erste medizinische Zeitschrift Rumäniens unter dem Titel: „Foia

Soțietății de medici și naturaliști din Prințipatul Moldovei“ (Blatt der Aerzte und Naturforscher-Gesellschaft des Fürstentums Moldau).

Dieses Blatt, das im Verlag der seit 1829 erscheinenden politisch-literarischen Zeitung, „Albina românească“ gedruckt wurde, erschien als eine nicht sehr umfangreiche Wochenschrift in zwei verschiedenen Formaten (groß und klein 8^o). Redaktionsleiter war ein fleißiger Moldauer C. Barnav, Dr. med. der Ofener Universität. Der kenntnisreiche Mann gab sich große Mühe, das weitläufige Programm zur Erfüllung zu bringen. Er bot seinen Lesern außer den Sitzungsberichten der Gesellschaft allerhand kleine Aufsätze, menschliche und tierärztliche Heilkunde, Naturgeschichte, Ackerbau, Handel und Gewerbe, Viehzucht und sogar hauswirtschaftliche Rezepte, alles gemeinverständlich und in ratgeberischer Form.

Zwei Jahre nur waren leider dem mühsam hergestellten Blatte beschieden. Sowohl Leser als Mitarbeiter erwiesen sich untreu. Spätere Versuche, es wieder aufzubringen, scheiterten und es wurde bis zum Jahre 1886 durch nichts ähnliches ersetzt. Die Gesellschaft blieb jedoch bestehen.

In der Walachei kamen die Dinge anders. Hier war der Gründung eines Vereins eine Lehrtätigkeit vorausgegangen. Schulen für Feldscherer und Hebammen hatte die Regierung schon im Jahre 1842 eröffnet. Zu diesem Zweck wurden einige Fachschriften verfaßt. Daneben wurden medizinische Vorträge, wie schon erwähnt in Zeitschriften veröffentlicht. Die Zweckmäßigkeit einer eigenen medizinischen Zeitschrift erwies sich immer mehr. Es mußte aber erst zur Gründung einer medizinischen Hochschule kommen (1855), bevor in Bukarest das gute Beispiel der Jassyer Aerzte wirkte und sich eine ärztliche Vereinigung bildete, die alsdann auch ihr eigenes Blatt schaffen konnte. Im Jahre 1857 entstand die erste ärztliche Vereinigung in Bukarest, unter dem Namen: „Societatea medicală științifică din București“ (Wissenschaftliche medizinische Gesellschaft aus Bukarest). Zum Vorstand war Dr. N. Arădulescu und zum Sekretär Dr. C. Davila erwählt. Das entsprechende Blatt erschien aber hier auch nicht gleichzeitig mit Anfang der Zusammenkünfte, sondern war erst zwei Jahre später hergestellt, und befand sich sehr kurze Zeit in vollem Gange. Es hieß: „Mediculă Română“ (Der rumänische Arzt). In beiden Zeitschriften war die Mitwirkung deutscher Gelehrter überwiegend und auch musterhaft. Genannt seien von ihnen A. Wehnert, J. Felix, E. Bagelt, A. Hoffmann, Eichenbaum und Wilhelm Gaudi.

Vom 15. November 1859 bis Ende März 1861 erschienen 20 Nummern, Format groß 4^o, anfangs zweimal im Monat; später einmal. Der erste verantwortliche Schriftleiter war der Regimentsarzt E. Severin (Dr. med. Konstantinopel 1843). Nach dem 15. April 1860 folgte ihm

Albert Wehnert (Dr. med. München 1843). Zwischen dieser zweiten Zeitschrift und der ersten gab es einen wesentlichen Unterschied. Die Moldauische war ein Volksblatt, die Walachische dagegen ein Blatt für Ärzte, da erste richtige wissenschaftliche Facharchiv. Nebensächlich, jedoch bemerkenswert — damals noch etwas seltenes — das lateinische Alphabet in der Bukarester Zeitschrift, statt den cyrillischen, bis dahin in allen wissenschaftlichen Drucken gebrauchten Buchstaben. Die erste Nummer liefert den Lesern einen „Prospect“, in dem der Schriftleiter die hauptsächlichsten Ursachen des verspäteten Erscheinens dieser unumgänglich notwendigen Veröffentlichung schildert, und die vielseitige Aufgabe, die ihr zukommt, mitteilt: 1. Mit der medizinischen Hochschule und der medizinischen Gesellschaft zur Beförderung der Heilkunde und Verbreitung ihrer Literatur im Lande zu wirken. 2. In allem was die praktische Hygiene betrifft, dem Stande des Landes angemessenen Rat zu erteilen. 3. Die unter Einfluß unseres Klimas vorkommenden Aenderungen der Krankheitsbilder zu beschreiben. Die endemischen Krankheiten und die Seuchen, die zu Zeiten im Lande herrschen zu studieren. 4. Durch Wiedergabe der interessanten Tatsachen, über denen in der ausländischen medizinischen Presse geschritten wird, die Leser über den Gang der europäischen Wissenschaft zu unterrichten. 5. Endlich die Fortschritte des Militär- und Zivilsanitätswesens und die Arbeiten des Gesundheits-Komitee, denen ein höheres Interesse beiliegt, anzuzeigen.

Es war zu schön! Mit Mühe und Not ging es einige Zeit. Die Schwierigkeiten, die der Bukarester Zeitschrift begegneten, waren dieselben, wie die, welchen sechs Jahre früher die Moldauische hatte unterliegen müssen. Doch auch nach dem Aufhören des „Mediculă Română“ war der Schwung der ihn ausgelöst hatte, noch wirksam und führte im selben Kreis noch Ende des gleichen Jahres, zu einer Neugründung unter dem Namen: „Monitorul Medical“. Schriftleiter A. Wehnert übte seinen Auftrag bis 15. September 1862 aus, dann folgte ihm Konstantin Ziegler (Dr. med. Erlangen 1854), der vom 25. Januar 1863 an durch J. Poljsu (Dr. med. Wien), ersetzt wurde.

Man arbeitete jetzt auf viel festeren Grundlagen. Das Blatt hatte sich einen officiösen Charakter angeeignet und auf diese Weise sich die Unterstützung der Regierung der seit kurzem zusammengeschlossenen Fürstentümer gesichert. Ferner unterstützten sie alle in öffentlichen Stellungen befindlichen Ärzte nicht nur durch bereitwilligen Besuch, sondern auch durch Entgegenkommen in Verwaltungsangelegenheiten. So waren der Zeitschrift in einem Maße Wirkungsmöglichkeiten verliehen, die ihren Vorgängern versagt gewesen blieben.

Mit der Aufschrift „zweimal monatlich“ erschien der Monitor noch öfter als er versprach. Es wurden eigentlich herausgegeben: 32 Nummern 1862, 41 1863, 46 1864, 37 1865, 33 1866 und 21 1867. Mannigfach war Inhalt: Originalaufsätze, Uebersetzungen aus der ausländischen medizinischen Literatur, Vorträge, Krankengeschichten, Statistik, Spitalberichte und Anzeigen der verschiedenen Aenderungen, die periodisch im ärztlichen Staatsdienst-Schematismus vorkamen.

Ob diese mit unermüdbarem Eifer geleitete Zeitschrift auch tatsächlich viel gelesen wurde, ist fraglich, da sie, zwei Jahre nach Entzug der Beihilfe des Gesundheitsamtes, ihr Erscheinen einstellen mußte.

Ihren Vorgängern jedenfalls sehr überlegen, war sie nicht nur eine Merkwürdigkeit im Fache, sondern ein in jeder Hinsicht wichtiges Organ für die gesamte Ärzteschaft. Heutzutage bildet sie eine reichhaltige Fundgrube zur Beurteilung des medizinischen Lebens und Denkens jener Zeit.

Noch fünf Zeitschriften, die vor dem Türkentrieg 1877—78 erschienen, hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Unter den Leitern, oder im Kreis der Mitarbeiter sind immer wieder deutsche Namen auffindbar. Dann kommt ein glücklicherweise nicht zu langer Stillstand, nach welchem mit erneuten Kräften eine Tätigkeit auch auf dem Gebiet des medizinischen Zeitschriftenwesens wieder einsetzt. Jetzt sorgen die veränderten Umstände, daß für jede Zeitschrift, die eingeht, eine oder auch mehrere neue entstehen. Jetzt werden aber die deutschen Mitarbeiter immer seltener. Durch das stete Anwachsen der Ärzteschaft, fast ausschließlich aus dem Kreise der Landeskinder, die sie heranzubilden geholfen hatten, verringert sich ihre Zahl. Im Verhältnis mit ihrer früheren Menge waren überhaupt nur noch wenige im Lande.

Dagegen kommen seit Ausgang des 19. Jh.s so viele deutsche Monatshefte, Wochenschriften, Archive, Zentralblätter und Zeitschriften, um von der Menge deutscher Sammelwerke, Hand- und Lehrbücher zu schweigen, die fast in allen ärztlichen Kreisen Rumäniens zu finden sind, so daß es für jedes Spezialfach eine befriedigende Auswahl gibt. Das ist der gegenwärtige, sicher wirksame, deutsche Einfluß.

Den außerberuflichen Leistungen deutscher Ärzte in Rumänien nachzugehen muß hier unterbleiben. Es würde uns das zu weit führen. Erwähnen will ich nur die Gründung einer Gewerbeschule in Bukarest (1837), durch Heinrich Zuder aus Regensburg, Dr. med. Jena (1778—1848), dem vielseitig beschäftigten Leibarzt des Fürsten Alexander Ghika, eines „Wohltäters vieler Menschen aus der arbeitenden Klasse“. ⁸²⁾

¹⁾ G. J. Petrescu, *Inceputurile dentistice in țările românești*. București, 1934.
²⁾ Richard Schuller, *Bistritzer Stadtgeschichten aus dem Anfang des 16. Jhs.* Hermannstadt 1890.

³⁾ *Fontes Rerum Hungaric.*, I, 7.

⁴⁾ Wessprémi, *Succincta Medicorum Hungariae et Transilvaniae biographia*, cont. II, Viennae 1781, stellt ihn uns weiter als Besitzer, noch lange vor 1440, eines großen Hauses in Hermannstadt (Sibiu) vor. Ein im Jahre 1440 hier geschlossener Vertrag zwischen dem Stolzenburger und Salzburger Kapitel, legt selbiges Haus in die Reispergergasse an! Der Akt wird im Bruckenthalischen Museum (Sibiu) aufbewahrt.

Auch in Stolzenburg, wie Heinrich Herbert, schreibt (*WBL*. XX, 7), verweilte 1495 ein Doktor der Medizin, welcher, zugleich Doktor der schönen Künste und des kanonischen Rechtes, den Beruf des Geistlichen, dem des Arztes vorgezogen hatte.

⁵⁾ Gusbeth, *Zur Geschichte der Sanitätsverhältnisse in Kronstadt*. Kronstadt 1884.

⁶⁾ Vgl. Herbert, a. a. O. 8 und 9.

⁷⁾ M. Szilághi, *WBL*. 1885, Nr. 11.

⁸⁾ Chr. Gottlieb Jöcher, *Allgem. Gelehrten-Lexikon*, Leipzig 1751.

⁹⁾ Wessprémi, a. a. O. I S. 425. — Vgl. G. J. Petrescu, *Cine a fost Dr. Scultet*, *Rev. Stiintelor Medicale*, Buc. 1929, Nr. 9.

¹⁰⁾ H. Herbert, *WBL*. XVII, 445.

¹¹⁾ Karl Albrich, *Ibid.*, 271.

¹²⁾ Der bei dieser Gelegenheit zwischen Dr. Möller und dem Bevollmächtigten des Rates, Dietrich Bette, geschlossene Vertrag, enthält einige Punkte, deren Interesse unbestreitbar ist. So: 1, 3 und 4. Das Original des Vertrages („Capitulation“) befindet sich im Sächsischen National-Archiv, Hermannstadt, unter Nr. 1218/675.

¹³⁾ *SDJ*. (1936), 9.

¹⁴⁾ Hurmuzaki, *Documente* XV/1, 427.

¹⁵⁾ Ebenda, 502.

¹⁶⁾ Bologa, a. a. O. S. 132. Ueber das Thema der Bistritzer Herkunft des Barbiers Stephan, hat neulich auch Karl Kurt Klein geschrieben. (Sieh. *Bischr.* 1936, 224). Die Gründe, aus welchen ein mächtiger Silbergrubenbesitzer und ein angesehenener ehemaliger Richter „aus der Stadt, zu den Walachen entrunnen“ waren, sind ausführlich behandelt worden. Es bringt diese Begebenheit durchaus keinen Beweis vor, daß Peter Raresch „unter den Bistritzern offenen Anhang hatte“ (Vgl. Richard Schuller, „Wolfgang Forster“: Programm des Evang. Gymn. in Schäßburg. Hermannstadt 1890. Derf., „Anderas Beuchel“: *WBL*. XXIII, S. 1. — Wittstock, „Nösner Zustände unter Vladislaus II. und Ludwig II., 1490—1526“: *WBL*. IV, S. 3). Es kann weiter der Zufall der zwei Patrizier, nicht als Rechtfertigung für den „armen Bader“ gelten, wenn dieser ohne die gleichen Gründe „auch während der feindlichen Handlungen Peters gegen die Nösner in moldauischen Diensten stand“; alle Beziehungen zu seiner vermeintlichen Vaterstadt also gebrochen hatte und als ihr Verräter betrachtet sein mag. Es dient endlich dieser Zufall, nicht im geringsten zur Befräftigung des Gedankens an ein unbegrenztes Vertrauen Peters in einen Mann, den, wäre es ein Nösner gewesen, alle Umstände doch mindestens als verdächtig vorstellen mußten.

Klein empfiehlt die Ueberprüfung seiner Datensammlung, wie auch den Vergleich der bibliographischen Angaben. Darin hat er Recht, besonders weil es sich um schon gedruckten (außer den Sterbe-, Tauf- und Trauregister) Stoff, folglich solchem aus zweiter oder dritter Hand handelt. Aber warum hat er es nicht selbst getan,

statt die Literatur mit noch einer, wenn auch unschuldigen, jedoch teilweise sinnfälschenden, Abschrift zu belasten? Warum empfiehlt Verfasser noch den längst verurteilten historischen Wirrwarr Gomoiu und das Gemisch kümmerlicher Auszüge Samaritans, die ihm scheinbar niemals in die Hände gekommen, zur Ergänzung seiner Arbeit? Der wahrhaftig grundlegenden Werken, wie Felix (Istoria Igienei în România), Crăinicianu (Literatura medicală română) und Cazacu-Frunza (Material documentar p. rezolv. chest. farmaciilor în România), erweist er sich dagegen total unfundig. Urechias „Istoria Românilor“, 13 Bde. und Jorga, „Studii și documente“, 23 Bde., die so viel medizingeschichtliche Angaben enthalten, sind Klein gleichfalls fremd geblieben.

17) B. Gomoiu, Din Istoria Medicinii, București 1923. — Wenn Jorga in einer Fußnote diese Seuche auch erwähnt, so ist es garnicht um sie mit der folgenden Zwischenhandlung zu verbinden, wie es Gomoiu leichtfertig getan hat.

18) Bologa, a. a. O. 133, Anm. 16.

19) Hurmuzaki, Documente Vol. XV/1, 604.

20) Jorga, Istoria Românilor în Chipuri și Icoane. Craiova 1921, 319.

21) G. B. Petresco, Les dernières épidémies de peste dans les pays roumains. Bucarest 1934.

22) Gomoiu, a. a. O. S. 45. — Vgl. Jorga, Einführung in Bd. XI der Sammlung Hurmuzaki, VIII und „Ist. Rom. în Chipuri și Icoane“, 318.

23) Hurmuzaki, Documente XI, 868.

24) Bologa, „Südostb. Forschungen“, Bd. I, S. 133.

25) St. Episcopescu, Mijloace și leacuri de ocrotirea ciumii. București 1824.

26) Hier sind einzuordnen: Demeter Procopiu (Pamperis), Manassis Iliadis, Lazarus Skriba, Constantin Karajoannis, Nicolaus Tzertzulis (Cercel) und noch einige weniger bekannte in unbeträchtlicher Anzahl.

27) Siehe: B. Bologa, a. a. O. 121. — Eine kleine Berichtigung sei hier angebracht: Von den ersten fünf, die B. als mazedo-rumänische Ärzte angibt, ist nur Darvari als solcher zu bestätigen. Die anderen vier waren echte Griechen. (vgl. C. Urbiceanu, Bărbați culti greci și români din epoca fanariotă, in An. Acad. Rom. 1905. — J. C. Filitti, Așezământul cultural Dositei Filitti, Bucarest 1910. — Gion, Portrete istorice, Buf. 1894, S. 31). Keiner, auch nicht der nach seinem Eigenlob viel gerühmte C. Karakassis hat weder an der Gründung noch am Ausbau der Spitäler in Bucarest den kleinsten Anteil gehabt. (Vgl. G. Grunau's Zeugnis, in Gălătescu, Eforia Spit. civile, București, 1899, S. 656). Die von Bologa erwähnten „im Auslande publizierten medizinischen Arbeiten“ dieser kleinen Schar Mediziner, sind nur einige Inaugural-Disputationen in lateinischer Sprache, die auch später im medizinischen Schrifttum der Rumänen gar keinen Anklang fanden, also nicht als Grundstein der hiesigen Literatur betrachtet werden können.

28) Vgl. B. A. Urechia, Istoria Românilor. X, 1060. — G. B. Petresco, Les dernières épidémies, 148.

29) Vgl. Ion Ghica, Scrisori către V. Alexandri. București 1884, S. 125.

30) Bologa, a. a. O. 120.

31) Vgl. Sulzer, Das transalpinische Dazien, Wien 1782, I—III, 54. — And. Wolff, Beschreibung der Moldau, Hermannstadt 1805, I, 208. — Zimmerer mann'sche Sammlung, Akten der R. R. Consular-Agentie in Bucarest, Bibliothek der Rumänischen Akademie (B. A. R.).

32) Theodor Buschmann, Gesch. des Mediz. Unterrichts, Leipzig 1889, Seite 329.

- ³³⁾ C. Giurescu, Material p. Ist. Olteniei supt Austriaci. București 1913, S. 124.
 — Hurmuzachi, Documente, XIV/2, 800.
- ³⁴⁾ Vgl. G. B. Petrescu, Les dernières épidémies, 19, 25, 28, 101, 113.
- ³⁵⁾ And. Wolff, a. a. D. 210.
- ³⁶⁾ C. Erbiceanu, Cronicarii greci cari au scris despre Români, București 1888.
 — Derfelbe, Bărbați culti greci și români din epoca fanariotică, in An. Acad. Rom. 1905.
- ³⁷⁾ So gab es im ersten Viertel des 19. Jh.s mehr italienische Aerzte in den Donaufürstentümern als es im ganzen 18. gegeben hatte. Hier sind zu nennen in der Walachei: Mario Perini, Valentin degli Onofrio, Carlo Sallumonte, Domenico Caldano, Albineri, vielleicht auch Em. Persiani, der nicht ohne dem Titel: „Archiatro de S. A. S. il Principe de Vallachia“, unterzeichnete. Er war nämlich Leibarzt des Fürsten Const. Ipsilanti (1802—1807). In der Moldau waren tätig: Frangoli, Lorenzo, Pezzoni, Burelli, Anton Caruso, Marciss, Citadino, ganz zu schweigen von den italienisch geschulten Griechen, die auch noch vorkommen. Alle diese bleiben unbekannt, wenn man die Geschichte aus Gomolius Sammlung kennen lernen will. — Wenn nach 1860 keine bedeutende Anzahl Rumänen ihre Doktordiplome an italienischen Universitäten erwerben, so ist das aber keineswegs von der früheren Einwanderung italienischer Praktiker abhängig.
- ³⁸⁾ N. Jorga, in „Literatura și Arta Română“, Sept. 1900.
- ³⁹⁾ Briefwechsel der k. k. Oesterr. Hof-Agentie, Sammlung „Fr. Zimmermann“, Bruckenthal — Museum, Hermannstadt.
- ⁴⁰⁾ B. A. Urechia, Istoria Românilor, V, 422.
- ⁴¹⁾ G. Fischer, Chirurgie vor 100 Jahren. Leipzig 1876, 392.
- ⁴²⁾ Vgl. G. B. Petrescu, Ultima boală a lui Matei Basarab. Bucuresti 1929.
- ⁴³⁾ Vgl. Geist-Jacobi, Geschichte der Zahnheilkunde. Tübingen 1896.
- ⁴⁴⁾ Vgl. G. B. Petrescu, Inceputurile dentistice în țările românești. Bucuresti 1934.
- ⁴⁵⁾ C. Giurescu, Material p. Istoria Olteniei sub Austriaci. Buc. 1913. I, 515 und 531.
- ⁴⁶⁾ Nr. 75 der Benignischen Sammlung, im Bruckenth. Museum, Hermannstadt.
- ⁴⁷⁾ Vgl. G. B. Petrescu, Les dernières épidémies de peste, 67 ff.
- ⁴⁸⁾ Briefwechsel der k. k. Hof-Agentie in Bukarest, Zimmermannsche Sammlung, B.A.N., Bukarest. — Nichts davon in Gomolius „Wegweiser“ zu finden.
- ⁴⁹⁾ Sammlung „Franz Zimmermann“, Bruckenth. Museum, Hermannstadt.
- ⁵⁰⁾ Fürstliches Decretenbuch LXXIX, Staatsarchiv, Bukarest.
- ⁵¹⁾ Vgl. G. B. Petrescu, Les dernières épidémies de peste, 149.
- ⁵²⁾ Deutsche Kulturarbeit in Rumänien. Hermannstadt 1911.
- ⁵³⁾ Verfasser gibt nicht an, wer als Wegbereiter für die im 18. Jh. ungleich zahlreicheren Heilkünstler anderer Herkunft anzunehmen wäre.
- ⁵⁴⁾ C. Giurescu, a. a. D. S. 633. — Vgl. Jorga, Studii și Documente, V, 146.
- ⁵⁵⁾ W. S. Deutschländer, Geschichte der evangelischen Gemeinde, Bukarest 1869. — E. Gusbeth, Zur Geschichte der Sanitätsverhältnisse in Kronstadt. Kronstadt 1884. — Dapontes (Uebersetzt v. Legrand), Ephémérides Daces. Paris, 1880—88. T. 2.
- ⁵⁶⁾ Archiv der Evangelischen Gemeinde in Bukarest.
- ⁵⁷⁾ N. Angelescu, Acte si documente din trecutul farmaciei în țările românești. Bucuresti 1904.

- 58) G u s s b e t h, a. a. D. S. 131.
- 59) Z i m m e r m a n n s c h e S a m m l u n g B. A. R., Bukarest, P. CX₂.
- 60) Briefwechsel der k. k. Hof-Agentie. Samml. „Franz Zimmermann“, Bruckenthal. Museum, Hermannstadt.
- 61) Ebenda, Nr. 141.
- 62) G u s s b e t h, a. a. D. 121 und 146.
- 63) J o r g a, Documentele fam. Callimah, Buc. 1902.
- 64) Andreas W o l f f, a. a. D. 213 (Note).
- 65) Vgl. G u s s b e t h, a. a. D. 102, 140. — R. Angelescu, Acte și Documente din trecutul farmaciei, 176. — Căzacu-Frunză, Material documentar p. cheștiunea farmaciilor, Buc. 1916, 66 (9).
- 66) Z i m m e r m a n n s c h e S a m m l u n g e n in Bukarest (B. A. R.) und Hermannstadt, Bruckenthal — Museum.
- 67) Ebenda, wie auch „Magistrats Einreichungs Protocolle“ und „Hermannst. Theilamtsbücher“, im Sächsischen National Archiv, Hermannstadt.
- 68) Darunter waren nur 10 Landesöhne.
- 69) Ihre Zahl hatte sich nach 1830 sehr schnell vergrößert.
- 70) B o l o g a s Angaben erfordern eine kleine Berichtigung: Professoren waren nur F e l i x und P a g e l t, niemals F a b r i c i u s (G u s s b e t h irrt!). J. N. von M e h e r war Armeehesarzt; der an dieser Stelle angegebene G. G r u n a u (weder Dr. noch von) war nur Regimentsarzt (Infant. Reg. Nr. 1).
- 71) J. de Carro, Histoire de la vaccination en Turquie, en Grèce et aux Indes. Vienne 1804. — Burggraeve, Histoire générale de la vaccine. Bruxelles 1875, 59. G u s s b e t h, a. a. D., 91.
- 72) Eugen S t r a n s k y, Beiträge zur Geschichte der Pockenimpfung in Wien. Wien 1937.
- 73) Chevalier Jean de Carro, Almanach de Carlsbad. Carlsbad 1852, 202. — (Enthält auch nicht uninteressante autobiographische Angaben des Verfassers.)
- 74) Auch nicht Doktor, wie B o l o g a meint.
- 75) Dieser hervorragende Wundarzt war 1841 nur Magister und erwarb sich erst 1852 ein Doktordiplom in Halle.
- 76) Das Beispiel wirkte in Kronstadt, wo Friedrich K r a f t, einige Wochen nachher, auch mit Aether, Unempfindlichkeit erzeugte („Siebenbürger Wochenblatt“, 1847, Nr. 22).
- 77) „Siebenbürger Wochenblatt“, Kronstadt 1847, Nr. 24.
- 78) Ein 40jähriger Tischler, Johann M e h e r aus Thun (Schweiz).
- 79) Als P a g e l t nach Bukarest an Stelle des Italieners Franz Nisato berufen ward (August 1851), hatte er bereits anderthalb Jahre Dienst als provisorischer ordinierender Arzt im Bezirkskrankenhaus Wieden getan. Bei seiner Entlassung erhielt er ein lobreiches Zeugnis, dessen Schlusssatz folgendermaßen lautete: „Die Anstalt verliert einen der ausgezeichnetesten Aerzte!“
- 80) Von den 21 Mitgliedern, die den Gründungsbeschluss unterzeichnet haben, sind ihren Namen nach 9 Deutsche.
- 81) Vgl. G. J. Petrescu, Medicina publică în Moldova acum o sută de ani. București, 1931.
- 82) W. St. Teutschländer, Gesch. der evangelischen Kirchengemeinde in Bukarest. Bukarest 1869, 107. — Almanachul Statului, Buc. (Walbaum) 1838.

Bairische Unterlagerung und bairischer Adel in Nordsiebenbürgen.

II. Nösner Land.

Von Richard Huß (Debrecin).

Wie die Gruppen um Sächsisch-Regen und Tedenndorf bairisch unterlagert sind^{101a}), gibt sich Gleiches auch für die starke Bistritzer [d. i. Nösner] Gruppe zu erkennen. Dieselbe umschließt auch das einstige Schogener Kapitel im Gebiete des Sajó-Flusses [Sajó < madj. Sav-jó, d. i. „Salz-Wasser“: > mundartlich Šögng].

Es ist offensichtlich, daß die Besiedlung dieser Gruppe mit der Tedenndorf-Regener Gruppe in Zusammenhang steht, wenn auch nicht klar ist, wie und wo die große Wasserscheide zwischen Sajó-Tal und Mieresch-Tal, die die beiden Gruppen scheidet, überwunden worden ist. Am einfachsten wäre es, an eine Verbindung zwischen dem Burghallner und Weher römischen Castrum zu denken, was sich aber nicht genügend erweisen läßt.¹⁰²⁾

In der Schogener Gruppe läuft die aus dem Szamostal kommende Römerstraße im Sajó- und Budaftale aufwärts nach Burghallen.¹⁰³⁾ Bei Knyrieis [> madj. Kerlés], das in seinem Wallfahrtsnamen noch an das ker'bleš'č [gr. Κύρις ἐλέηρον, kirchenslawisch kjuriye eliison'č¹⁰⁴⁾ > [äch]. kirjələš] slawischer Ursiedlung gemahnt, nimmt der Sajó den Dürrbach auf, in dessen Gebiet wir Wermesch [i. u.] zu erwähnen haben werden.

Die Römerstraße läuft an Kallesdorf vorbei über Reußen zunächst nach Attelsdorf hin, wobei Kallesdorf = rum. Arcalia uns vorher noch bekundet, daß es sich hier um moselfränkische Ursiedlung vielleicht der Ritter von der Arden¹⁰⁵⁾ handeln dürfte und daß somit alle bisherigen Etymologien [wie madj. Arok-alja, d. i. „unter dem Graben“: < rum. Arcălia]¹⁰⁶⁾ nur der Situation angepaßte Volksetymologien sind. Mit solcher moselfränkischen Nachwanderung und Ueberlagerung bairischer Unterschicht haben wir hier überall zu rechnen,¹⁰⁷⁾ wenn allerdings auch moselfränkische Urgründungen entstanden sind, wie das hier der Fall sein könnte: weshalb dieser Fall auch angeführt sei, ohne uns im Hauptprinzip hier mit dem rheinischen Adel siebenbürgischer Einwanderung beschäftigen zu wollen.¹⁰⁸⁾ Die Ritter von Arden saßen in Coblenz.¹⁰⁹⁾ Doch darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß sich gerade in Baiern verschiedene Kal- und Kall-Orte finden: Kaldorf im bairischen Mittelfranken und der Oberpfalz, Calbach in der Bairischen Oberpfalz. Allerdings gibt es auch ein Kall bei Euskirchen in der Eifel. Doch ist immerhin anzunehmen, daß bairische Ursiedlung als Kall-es-Ort eines bairischen Kal[I] durch Nachzügler unter einem moselländischen Ritter von der Arden überlagert wurde. Urfundlich erscheint der siebenbürgische Ort zuerst nur in

ungarischer Form: anno 1355 Arukalia in comitatu de Doboka und possessio Arukalya¹¹⁰).

In Reußen [= madj. Szeretfalva < slav. sreda-, „Mittel“-dorf, nach dem Szeretberg als Wasserscheide = „Mittelberg“ benannt] sind von den einziehenden Deutschen sicher Slawen angetroffen worden, die als „Russen“ [Ruthenen] anzusprechen sind.¹¹¹) Reußen war aber mit dem heutigen Szeretfalva nicht identisch, wie aus der Urkunde vom 30. Juli 1414 hervorgeht, in der der Szeklergraf vom König beauftragt wird,¹¹²) die Streitsache zwischen Baierdorf [possessio in vulgo Hungarico Nempty, Theutonico vero Beyerdorff] und Thomas Farkas de Monyoros [= Ungersdorf] zu schlichten und Baierdorf in den ihm zukommenden Landbesitz versus possessiones filiorum quondam Konyae bani Orozvalu [d. i. Reußen] et Zereth einzuführen.

Das alte Reußen ist also untergegangen und später mit Szeretfalva, in das wohl die Reußener Deutschen eingezogen, identifiziert worden. Es dürfte wohl auf der rechten Seite des Sajó gegen Salz [ung. Sófalva, rum. Sărată] zu gelegen haben, da 1412¹¹³) der Bistrizer Distrikt das Fischereirecht im Szamos [Samusch Theotunice Thumesch et Bistricza] und dem Bistritzfluß, sowie in den Gewässern circa Rodnam und besonders circa possessiones Salcz et Rewsyndorff zugesprochen erhält.¹¹⁴)

Somit ist es auch schwer, hier auf ein Adelsgeschlecht zu stoßen, um damit in sicherer, lebensvoller Linie an bairische Herleitung heranzutreten. Es ist aber bekannt, daß das Reußische Fürstenhaus schon im 13. Jahrhundert [ob auch vorher?] viele Schlösser in Baiern und, durch Ausgreifen in der Ostkolonisation, auch in Sachsen besaß.¹¹⁵) So erscheint auch ein Reußendorf im bairischen Unterfranken bei Rißingen und Reußendorf mit Rittergut in Schlesien in den Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz, sowie Reußen in der Provinz Sachsen, Kreis Delitzsch, und mit Rittergut bei Theißen. Zu verweisen ist auf Reißing in Niederbaiern bei Regensburg und bei Straubing, wozu aus 1336 anzuführen ist: her Eberhart der pfarrer von Raeuzzing.¹¹⁶)

Es liegt also nahe, daß die einwandernden Baiern beim Vorfinden slawischer Reußen — mindestens an das urheimatliche Reußengeschlecht gedacht.¹¹⁷) Die moselfränkische Ueberlagerung fand natürlich auch Anknüpfung an so viele urheimatlichen Ortsnamen gleichen Lautflanges.

Attelsdorf, auch Zelt genannt, [madj. Bilák, rum. Bilacu] war ursprünglich im Besitze des siebenbürgischen Bischofs Gallus und slawisch benannt: 1246 Byolokol de comitatu Dobica.¹¹⁸) Als solches hatte es bereits seine deutschen hospites, hatte aber im Mongolensturm sehr gelitten: hostili persecutione Thartarorum ad tantam inhabitantium devenerit raritatem, von der es sich niemals recht erholt hat. 1268

erschieden daselbst schon ungarische *servientes regales*, Söhne Laurentii de villa Bylok, wie es ungarisch bereits heißt. Der mundartliche Name Attelsdräf erscheint freilich nirgend urkundlich, dürfte aber doch der ursprünglichste deutsche Name des Ortes sein und als solcher an Attelsdorf bei Höchstadt a./Misch im bairischen Oberfranken anzuknüpfen sein. Dazu gehört Kloster Attel [1315].¹¹⁹⁾

Ist nun ein Adelsgeschlecht „von Attelsdorf“ nicht gerade feststellbar, so erscheint doch 1388 als Zeuge in Regensburg: Wolther von A^etel,¹²⁰⁾ ja schon 1342 S. Walther von A^edel.¹²¹⁾ Es wäre möglich, daß es sich hier um eine klösterliche Gründung handelt, wobei aber ein Adels Herr nicht ausgeschlossen ist,¹²²⁾ insbesondere da im siebenbürgischen Attelsdorf niemals ein Kloster bestanden hat. Diese Erwägungen berechtigen uns auch, an den weit größeren Ort Attel in Oberbayern zu denken, in dessen unmittelbarer Nähe die Stadt Wasserburg am Inn liegt.

Dies alles tritt in eine ganz besondere Beleuchtung, wenn wir bedenken, daß der tapfere Streiter des ungarischen Fürsten Stephan¹²³⁾ Wenzelin von Wasserburg¹²⁴⁾ wohl aus diesem bairischen Wasserburg herstammte. Und dies wäre ein deutlicher Hinweis darauf, daß tatsächlich schon am Anfang der Regierung Stephans des Heiligen bairische Besiedlung in Siebenbürgen vorgenommen worden sein dürfte: — denn es darf doch wohl vermutet werden, daß aus dem bei Wasserburg liegenden Attel [oder jenem Attelsdorf mit Kloster Attel?] in dieser Zeit bairische Kolonisten bereits auf königlichem Boden in Siebenbürgen angesiedelt wurden. — Wie der Name Zelt [mdartl. Zielt, Ziält] zu beurteilen sei, entzieht sich vorläufig noch jeder Möglichkeit. Jedenfalls handelt es sich auch hier um Doppelsiedlung, oder Ueberlagerung, denn es kann sowohl an das bairische Zeltendorf bei Straubing wie an Zeltingen-Rachtig rechts der Mosel im Rgbez. Trier [1182: Celtan, 1185: Zeltanc] angeknüpft werden. Die moselfränkische Ueberlagerung könnte sich auch in dem nur ungarisch noch bestehenden Namen Bilaf verraten, da nicht einzusehen ist, wie anders aus slaw. Bholokol (1246)¹²⁵⁾ Bhol (1268) hätte werden können: — als über Auslösung eines urheimatlich deutschen Namens [Billach] durch jenes Bholokol, der dann im ungarischen Munde verblieb.¹²⁶⁾

Zwischen Rallesdorf und Reußen liegt das für uns hochbedeutende Baierdorf [madj. Király-Németi > rum. Cranimătu], urföhl. als königliche Besizung Querali 1264¹²⁷⁾, im districtus Kyrali¹²⁸⁾ überliefert. Auch hier hat noch niemand daran gedacht, slawische Grundlage zu vermuten, auf der sich zunächst Baiern niederließen. Baierdorf liegt an einer starken Flußkrümmung des Sajó, der sich um das Plateau herumschlängelt,

auf dem Kirchhof stehen. Diese Flußkrümmung aber ist in Querali festgehalten: < bulg. krívuľ „Biegung des Flusses, Weges“, slowen. krivúlja „Kurve“, woraus mit Metathese und [mdartl.] i > e Queralia wurde. Die Ungarn aber faßten dies volksetymologisch als „königlich“ auf und machten daraus kirali = „királyi“¹²⁹⁾

Ob bei dieser Namensgestaltung noch irgendein bairischer Ortsname eine Rolle gespielt hat, wie etwa Kirrweiler in der bairischen Pfalz, bleibe dahingestellt.¹³⁰⁾

Leider ist hier kein Adelsgeschlecht feststellbar. Baierdorf ist zweifellos ursprünglich bairische Siedlung, wie aus urfdl. villa Bavarica, 1414 Bejersdorff und baierstorf auf der Honteruskarte deutlich hervorgeht. Die mundartliche Aussprache Bâ'drof (mit Ausstoßung des einen r) erklärt sich aus der Häufung der r [r vor dr!].¹³¹⁾ Zu bemerken ist noch, daß auch die ungarische Zubenennung als Király-Németi [wie Szatmár-Németi] auf Baiern deutet, denn alle übrigen Deutschen wurden als Sachsen [madj. szász-ok] benannt.¹³²⁾ Und so sind wir befugt, auch auf Baiersdorf a./Regnitz [bei Erlangen] wie in der Oberpfalz zu verweisen.¹³³⁾ Moselfränkische Ueberlagerung konnte wieder an Beyren an der Mittelmosel und bei Syr in Luxemburg anknüpfen [=? Biveren 852].¹³⁴⁾ In der Nähe von Baierdorf findet sich noch das im 17. Jh. entdeutschte Wallachisch-Baierdorf, das ungarisch ebenfalls [Oláh-Németi] heißt.¹³⁵⁾ Auch am unteren Mieresch befindet sich ein Bayernsdorf = Mieresch-Deutschdorf.¹³⁶⁾

Bei Attelsdorf mündet in den Sajó der Budakbach. In dessen Tale aufwärts führt die Römerstraße zu dem einst römischen Castrum Arcobadara [Arcobadava?], in dessen Bereich sich wieder bairische Siedlungen feststellen lassen, die in diesem Tale vorgetragen worden sind.

Zunächst Radelisdorf [mdartl. Râ'delsdröf, R^uâdêldröf, R^uârl-dref], maj. = Râglâ > rum. Raglâ [-d-l > -gl-]. Im Jahre 1319 wird Magister Symon in den Besitz dieser possessio Radla vom König eingesetzt.¹³⁷⁾ In Nordsiebenbürgen ist ein Geschlecht Ratold bekannt, das in dieser Form [< Rad-wald-] bairischer Herkunft sein kann.¹³⁸⁾ — In Baiern ist mir allerdings ein solches Geschlecht nicht vorgekommen. Aber in Radldorf westlich Straubing, das 1339 als Raeteldorf erscheint,¹³⁹⁾ wird von einem Herrn Heinrich dem Raedlein von Tekendorf Erwähnung getan.¹⁴⁰⁾

Gegenüber von Radelisdorf, auf der rechten Seite des Budakbaches, liegt Waltersdorf [mdartl. Wâ'dersdröf, Wâldêstrof; maj. Kis-Demeter, rum. Dumitrița],¹⁴¹⁾ urf. Cleynwaldersdorf 1432, Waldersdorf 1532 auf der Honteruskarte. Wichtig ist hier die Erweichung des t > d nach l wie im bairischen Waltersdorf [bei Deggendorf. Rgb. Nd.]

Bayern], wozu aus dem Jahre 1263 Ortlibus de Walder [testis] angeführt werden kann¹⁴²⁾ und auch Walderbach am Regen wie Waldershof im Fichtelgebirge sprechende Zeugnisse abgeben.¹⁴³⁾ — Moselfränkische Ueberlagerung ändert nichts an der mundartlichen Form: vgl. Waltersdorf 1220 hinter Ehrenbreitstein bei Koblenz, das zu Niederberg gehörte.¹⁴⁴⁾ — Auf dem Einwanderungswege nach Siebenbürgen findet sich Waltersdorf a./Bober und Kreis Schönau, wie Kr. Sprottau in Schlesien, sowie im Lausitzer Erzgebirge und Elbsandsteingebirge; schließlich auch Waltersdorf [mdartl. Walterstorf, tschech. Balterice]¹⁴⁵⁾ in Nordmähren.

Außerst charakteristisch für die bairische Siedlungstheorie in Nordsiebenbürgen ist das südlich von Radeltsdorf gelegene Scherling [mdartl. Šîarlänk, rum. Sirlingu > madj. Serling] urf. 1319 villa seu possessio Serleng im Besitze des Magisters Symon.¹⁴⁶⁾ Die mundartliche wie die rumänische Form zeigen deutlich, daß an bairisch Schierling bei Regensburg angeknüpft werden darf, das urföhl. Scirilinga heißt¹⁴⁷⁾ und vielleicht ein Skiren-Ort war. — Zwar ist auch hier kein bairischer Adel geltend zu machen, doch bietet folgendes wohl lebendigen Anhalt genug: 1263 Wolfkangus de Schirling [testis]¹⁴⁸⁾, sowie 1302 Vreich der Schirlingaer von prüfling [d. i. Prüfening bei Stadthof in der bairischen Ober-Pfalz], der ebenfalls als tzeuge erscheint;¹⁴⁹⁾ ferner: bereits 1229 Perhtoldus de Schirlingen als Zeuge in der Verzichtsurkunde des Konrad von Hohenfels;¹⁵⁰⁾ und schließlich 1325—50 die Nachricht: Symon des Albr. chnecht in der Grüb sol ein w. umb Heinr. den hantschuster von Scherling etc.¹⁵¹⁾ wie auch 1314 Hainr. Schierlinger.¹⁵²⁾ — Moselfränkisch-luxemburgische Ueberdachung konnte sich hier ebenfalls zurechtfinden wie folgendes Johannisberger Weistum 1575 bezeugt: jusque au prez appelle Scherlingen, situé au ban de Dudlingen.¹⁵³⁾

Charakteristisch ist auch das nördlich von Walderdorf gelegene Petersdorf in seiner höchst wichtigen mundartlichen Form Päterstorf, die deutlich dartut, daß dieser Ort mit dem Personennamen Peter nicht das geringste zu tun hat.¹⁵⁴⁾ König Karl vergab 1311 diese villam Petresfolua vocatam in districtu Kyrali existentem seinem magistro Moyus filio Moyus magistro pincernarum.¹⁵⁵⁾ Das zu vergleichende bairische Patersdorf liegt in der Nähe der oben behandelten Deggendorf und Regen. Daneben stellt sich bekräftigend auch Patersbach im bairischen Rgb. Pfalz.

Vor dem Eintritt in das Bistritztal blieb uns noch Sanct-Georgen [mundartl. Zänt-Gergng im Tale des Lechnitzbaches¹⁵⁶⁾] liegen. Dasselbe heißt urföhl. 1320 S. Georgius, 1332—37 villa Sancti Georgii¹⁵⁷⁾, 1317—20 ecclesia de sancto Georgio, 1387 Johannes filius Michaelis

de sancto Georgio¹⁵⁸). Die Ortsbenennung ist wohl nicht von dem Heiligen Georg herrührend¹⁵⁹), wie *Georgenau, mndartl. Gergnā [auch Ssant-Joriz] im oberen Szamostale [madj. Oláh-Szent-György, rum. Sânt-Georgiu] nahelegt, sondern hängt wohl mit einem süddeutschen Gründergeschlechte von Sanct-Georgen im Breisgau [bei Freiburg] zusammen. Dasselbst wurde schon Ende des 11. Jh.s eine Benediktinerabtei gegründet. Von St. Georgen und aus Bösing in Württemberg¹⁶⁰) stammten die mit Hunt und Pazmann [madj. Hont, daher der Honter Komitat; und Pázmány] schon unter dem Fürsten Geisa [etwa 983] eingewanderten Grafen von Bösing und St.-Georgen¹⁶¹). Es ist bekannt, welche große Rolle diese Geschlechter seinerzeit in Oberungarn spielten.¹⁶²) Aber auch nach Siebenbürgen griffen sie wahrscheinlich aus. Der siebenbürgische Reformator Honter entstammt sicher dem Geschlechte Hunt. [Die mundartl. Aussprache entspricht auch der madjarischen Form Hont.] Und so läßt sich wohl annehmen, daß auch die Sanct-Georgener schon vor der Geisaniischen Deutschbesiedlung nach Siebenbürgen gelangten. Sie mögen bereits als madjarische Adlige bis in das Szeklerland ausgegriffen haben, wo die Stadt Sepsi-Szent-György von ihnen zeugen dürfte. Leider fehlen bis 1322 alle Nachrichten über diesen Ort [seit 1461 Stadt], dessen Gründung aber — als szeklerischer Ort u. zw. auf vorgeschichtlicher Siedlung — bereits in die Zeit Stephans d. H. verlegt wird.¹⁶³) Die Zusammenhänge mit ursprünglich bairisch-schwäbischer Siedlerchaft wird noch wahrscheinlicher dadurch, daß auch Rugonfalva [= Rugendorf] am Westrande des Szeklergebietes ebenfalls mit dem Orte Rugendorf in Oberfranken bei Benreuth in Zusammenhang gebracht werden darf.¹⁶⁴)

Zwischen Sanct-Georgen und Lechnitz liegt die ebenfalls sächsische Gemeinde Wermesch [madj. Vermes, rum. Vermis]. Der Name ist von G. Risch, da die Gemeinde [an dem Lechnitzbach] tatsächlich gleichsam in einem grubenhaften Gelände liegt, von dem ung. verem = „Grube“, madj. vermes „grubig“ aus erklärt worden.¹⁶⁵) Abgesehen davon, daß lautliche Schwierigkeiten von hier aus zu der mundartlichen Form Wärmös bestehen,¹⁶⁶) ist man auch aus anderen Gründen versucht, hierbei an Volksetymologie zu glauben. Urfundlich erscheint Jacobus plebanus de Vermus 1332—37¹⁶⁷), Wermes 1439, Vermusch 1508,¹⁶⁸) in Kapitularprotokollen Vermoschia und ecclesia Vermosiensis.¹⁶⁹) Wäre aber die madj. Benennung ursprünglicher, so hätte diese für einen urheimatlich [bairischen] mitgebrachten Namen mindestens auslösend wirken können. Eigentümlicherweise erscheint uns in den Niederaltaiher Denkmälern¹⁷⁰) 1273 ein Heinricus Chunradus fridericus Vermes.¹⁷¹) Ferner 1248: Diepoldus Vernis [testis]¹⁷²) und 1213 Wolframms Wurm¹⁷³). — Im bair.

Reg. Bezirk Schwaben gibt es auch ein Warmisried, das lautlich verdächtig ist.¹⁷⁴⁾ Moselfränkische Ueberlagerung konnte urheimatliche Anknüpfung finden an Warmstrotz, Rgb. Koblenz, und ähnliche.¹⁷⁵⁾ Auch für Worms erscheint lautlich wichtig 1158 Warmacensis ecclesia. Auf dem Einwanderungsweg zeigt sich Wermisdorf bei Leipzig. Außerst wichtig erscheint Varmos [im Komitat Borsod], sonst Szent-Jván genannt: 1409 Zenthestfan al. nom. Warmas, 1476 Zenth Istwan a. n. Warmus¹⁷⁶⁾. Die siebenbürgische Gemeinde Wermesch ist wahrscheinlich auf slawischer Grundlage erwachsen: vgl. slow. vir „Abgrund, Schlund“ + etwa moč „Nässe“.

Hienach treten wir nun völlig in das Bistriker, d. i. Nösner Gelände ein, wo wir den stärksten bairischen Anhaltspunkt in den nördlich von Bistritz, in nächster Nähe desselben verschwundenen Ortschaften Faten-dorf, Batshendorf und Ziegendorf finden.

Diese Orte gehörten nach urkundlichen Zeugnissen dem Grafen [comes] Lentenk und seinem Bruder Hermann. Zweifellos stammte dies Grafengeschlecht von Lenting in Oberbayern, bei Ingolstadt, her. Es liegt nur wenige Kilometer nördlich der Donau und ebenso nicht weit ab von der Limesstraße oder Nibelungenstraße, die nach dem Karpathenbecken hereinführt. Es ist wohl anzunehmen, daß dies Lentinger Geschlecht schon vor dem Mongolensturm hier begütert gewesen sei, denn 1243 stellt König Béla IV. den Lentingern eine Urkunde aus, in der es heißt: Hinc est quod universorum notitiae tam praesentium quam posterorum volumus fieri manifestum, quod cum fidelem nostrum Laurencium vaivodam post conflictum Tartarorum ad partes Transsiluanas misissemus, ut populos nostros recolligeret et ea quae sibi viderentur in terra illa nobis et regno nostro utilia vice nostra et auctoritate ordinaret, dictus Laurencius vaivoda, considerans servitium ac fidelitatem per quosdam Theotonicos¹⁷⁷⁾ Lentenk¹⁷⁸⁾ videlicet comitem et Hermannum fratres nobis exhibitam, eisdem quasdam terras castri nostri de Doboka, Fatateleke [d. i. Fatendorf] videlicet Bachunateleke [d. i. Batshendorf] et Chegeteleke [d. i. Ziegendorf] contulit perpetuo possidendas, Christiano vero sponso dictorum Lentenk et Hermanni quandam terram villae Nogjfolu [d. i. Großendorf] existentem ad viginta aratra ad nos pertinentem contulit etiam ob remunerationem servitii sui et fidelitatis perpetuo possidendam et . . . ¹⁷⁹⁾

Zum Lentingergeschlechte gehörten noch 1344 [4. Juli] die im Besitz von Chegetheleke durch den Bizwojwoden Ladislaus von Siebenbürgen bestätigten nobiles de Fatha: Michael filius Nicolai und Nicolaus filius Michaelis, deren Recht auf diese Possessio contra Johannem, Ladislaum et Paulum filios Johannis filii Welken [wohl slawischer Herkunft] de Kayla

[d. i. > Röllendorf] item Johannem et Petrum [filios Petri] filii Henneyng [= Henning, die wohl moselfränkischen Adels waren]¹⁸⁰⁾ de Bystricia damit anerkannt wird: ut ipsa possessio Chegetheleke nominata ab antiquo avo ipsorum fuisset et nunc esset hereditaria.¹⁸¹⁾ Der Bizewojwode schaltet denn auch die vorhergehenden Privilegien König Belas IV. mit der Begründung ein, daß: — ... super donationem quarundam terrarum seu possessionum Bachanateleke, Fathateleke et Chegeteleke nuncupatarum, quas Lentingo et Hermannno avis praedictorum Michaelis et Nicolai et quandam terram Nogfolu vocatam sub agriculturam ad viginti aratra sufficientem Christiano sponso dictorum Lentheng et Hermanni pro fidelibus servitiis eorundem post conflictum Tartarorum donatarum.

Nach der Urkunde von 1366¹⁸²⁾ des König Ludwig I. gehörte den nobiles de Fata auch die ebenfalls verschwundene possessio seu villa Tukas intra terminos metales eiusdem possessionis Fata habita, worauf auch die benachbarte possessio regalis Noghdemeter [d. i. Mettersdorf] Anspruch erhob. Deren Gattert grenzte auch an Treppen [wie auch an den Szamos], dem wieder in Oberfranken zwei Orte Treppendorf zu vergleichen sind¹⁸³⁾. Der Grenzstreit zwischen den nobiles viri de Fatha, de Bachana et de Chege einerseits, sowie den possessiones villa Naghdemeter et Triping¹⁸⁴⁾ dauert noch 1412¹⁸⁵⁾ ja 1414 an, in welchem letzteren Jahre König Sigismund dem Comes Siculorum Michael Salomonis de Nadasd befiehlt, die hospites der villae Naghdemeter et Tripping gegenüber den Bedrohungen und Besitzstörungen der nobiles de Faata, de Bachna et de Chege zu schützen.¹⁸⁶⁾ Diese Streitigkeiten scheinen schließlich zur Vernichtung dieser Adelsgüter geführt zu haben, womit das schon lange in den nobiles von Fattendorf = Fata magnatisierte Geschlecht der Lenting verschwindet.

Die bairische Herkunft dieses Geschlechtes wird erhärtet durch die bairischen Dörfer Fattendorf bei Kellberg¹⁸⁷⁾ und Passau in Niederbayern: urf. Vetendorf 1250, Vakendorf 1317.¹⁸⁸⁾

Weiters ist auch ein Ziegenburg zu unserem Chegetelke = „Ziegenendorf“ [eigtl. „Ziegengrund“] im bairischen Rgb. Oberfranken, sowie Ziegenbach in Mittelfranken hier heranziehbar.^{188a)} Bachunatelke = Batschendorf [eigtl. „Batschengrund“] hinwieder ist anknüpfbar an Batschenhof, Weiler bei Eschbach in Württemberg.¹⁸⁹⁾ Lautlich kann aber von der nur ungarisch überlieferten Form auch an Bakenhofen im bairischen Rgb. Schwaben angeknüpft werden; ebenso an Bakhäusen im bairischen Rgb. Pfalz.

Mit dem Lentinger Hermann dürfte die 1319 zuerst erwähnte possessio Hermantelke zusammenhängen, die — falls sie nicht untergegangen — in

dem heutigen Walachisch-Budaf [Budaful de Sus] zu erkennen wäre. König Karl setzt in diesem Jahre Magister Simon filius Mychaelis comes de Somlou et de Karasou für seine treuen Dienste wieder in den Besitz der villae seu possessiones Nogsoyou [Groß-Schogen], Pozbus [Paßbusch], Barla [Biereldsdorf]¹⁹⁰⁾, Serleng [Scherling f. o.], Symonteluke [Simonsdorf], Varhel [Burghallen], Radla [Rodelsdorf f. o.], Hermanteleke, Jordanfolua [Gorden], Sebus, Greseph [Freisendorf]¹⁹¹⁾, Solmus [madj. Solymos], Sarpataka [Sarpataf n. M-Básárhely], Sarumberg [Scharberg]¹⁹²⁾, Pinar, Knezeg [= „Knesenort“], Vnkateluke [Unofa bei S.-Regen], Kurtuelkopu [Birntor¹⁹³⁾, auch Birndorf genannt], Nogfilpus [Gläpsdorf, Philippsdorf], Kysebfilpus [Klein-Gläpsdorf], Zentushaza [Szászandrás n. S.-Regen, auch Szentandrás]¹⁹⁴⁾, Haraztus [Harasztos nw. S.-Regen]¹⁹⁵⁾ et Bartaleusvyfolva¹⁹⁶⁾.

Die meisten dieser Orte sind bairisch unterlagert [freilich meistens auf slawischer Grundlage]. Dies zeigt aber, daß auch bei Hermanteleke, dem heutigen Román-Budaf,¹⁹⁷⁾ daran zu glauben ist. Deutsch muß es als „Hermannsdorf“ angesprochen werden.

Dieser Umstand eröffnet einen eigentümlichen Ausblick. Thuróczy's Chronik berichtet¹⁹⁸⁾, daß mit Gisella, der Schwester des deutschen Königs Heinrich II., in deren großem Gefolge „auch ein armer Freiherr Hermann von Nürnberg mit seiner Familie nach Ungarn“ kam. „Hier baute er, und zwar in Siebenbürgen¹⁹⁹⁾, den Ort Hermannsdorf, welcher später ansehnlich und bevölkert geworden, und jetzt Hermannstadt heißt.“ Wenn auf diese Nachricht — obwohl sie deutlich den Charakter allerdings recht alter Buchsage trägt — etwas zu geben ist, so würde sich die eigentümliche Geschichte von dem Nürnberger Ritter Hermann von hier aus endlich einmal aus dem sagenhaften Dunkel herausheben lassen. Hermannsdorf, die alte villa Hermanni [1223]²⁰⁰⁾ könnte recht gut mit diesem bairischen Ritter Hermann ursprünglich in Zusammenhang stehen. Die flandrische Ueberlagerung hätte das Land um diesen Ort, wohin die ersten deutschen Einwanderer aus der flandrischen Grafschaft Zevenbergen einwanderten — umso eher Siebenbürgen [d. h. in pfäffischer Uebersetzung septem castra] nennen können, als dieser Ort Hermannsdorf am Zibinsbach lag.²⁰¹⁾ Villa Hermanni muß nach seiner mundartlichen Aussprache [Härmə-statt = Hermannstadt] beurteilt werden²⁰²⁾ und kann dann bei der moselfränkischen Ueberlagerung wohl mit Hermesdorf im Kreiße Bitburg in Zusammenhang gebracht worden sein. Damals gehörte diese Landschaft zu Luxemburg. Anders wäre es kaum begreiflich, daß seine Zerstörung im Mongolensturm 1241 an das Kloster in Echter nach gemeldet worden wäre.²⁰³⁾

Es ist also leicht begreiflich, daß die Sage von dem „Nürnberger Hermann“ als Gründer Hermannstadts nicht ganz grundlos sein dürfte; denn „Hermann“ kann zwar mundartlich [namentlich in Zusammensetzungen] lautlich nicht anders vorgestellt werden, als wie es in Hãrmə-štatt [bei Vacius: *Hermeštatt*] lautet. Dazu ist aber eben moselfränkisch-eiflerische Aussprache notwendig [-mann > -mâ, unbetont -mə], was eben auch das moselfränkische *Hermesdorf* der moselfränkischen Einwanderer auslösen mußte.²⁰⁴⁾ — Schließlich ist es noch wichtig anzumerken, daß auch Rastenholz östl. Hermannstadt madj. *Hermány* heißt.²⁰⁵⁾ Doch auch Seben, das ja zweifellos der Latinisierung *Cibinium* zu Grunde liegt, läßt sich bairisch ansprechen. Eine Regensburger Urkunde aus dem Jahre 1002 meldet, daß König Heinrich dem Bischof Albin von Seben [Brixen; bei Klausen in Tirol] *curtiferum unum in provincia Baioarum in civitate Radespona* geschenkt habe.²⁰⁶⁾ So würde auch dies zur Erhärtung der ursprünglich bairischen Benennung Hermannstadts beitragen.²⁰⁷⁾

Nach der Urkunde von 1242 [f. o.] erhält Christianus [sponsus dictorum Lentenk et Hermanni], ebenfalls von Béla IV., *terram et villam Nogjfolu*²⁰⁸⁾. Zu deutsch heißt dieser Ort Großendorf. *Nagjfolu* wäre die magyarische Uebersetzung davon. Und in Großendorf [mundartl. etwa *Grüssndorf] kann mit dem gleichen Rechte wie in Großau bei Hermannstadt [mundartl. *Grissâ* < *Christiani insula* 1329]²⁰⁹⁾ volksetymologische Umdeutung gesehen werden. Bei Banreuth aber gibt es ein *Christanz*, woher jenes Christianus Ahnen stammen könnten.

Östlich von Bistritz ist eine Gemeinde Bettendorf zwischen Jaad und Burgau verschwunden, die wohl auch bairischen Ursprungs war. Im Jahre 1311 verleiht König Karl diese *possessio Pettendorf vocata inter Jaad et alpes* dem Johannes, *filius Geubul* [d. i. Göbbel]²¹⁰⁾ de Bezterce: *propter fidelitates et servitia meritoria* desselben. Im Jahre 1328 nimmt der siebenbürgische Wojwode Thomas, Comes von Bonuf [Szolnok] die *universitas iobagionum Johannis dicti Henul*²¹¹⁾, *fili Johannis filii Geubul*, in *possessionibus suis Neppundorph et Purgo*²¹²⁾ in seinen Schutz. Bettendorf erscheint hier also bereits als Neppendorf, — ein Beweis, daß es sich um Doppelsiedlung handelt. Neppendorf ist aber aus „ze-N-Eppendorf“ entstanden, wie die Urkunde von 1331 beweist, in der der Wojwode Thomas die Einführung der *populi de Byztricia* [magister Thomas comes de Bystricia] in die *possessio Ependorph* zu Gunsten des Adligen Johannes *filius Johannis de Byztricia* verbietet.²¹³⁾ Die Hennels sind bis nach 1367 im Besitze von Epyndorf, um das viel gestritten wird, bis 1386 Gregorius, *filius Johannis de Bethleem* [d. i. Bethlen am Szamos] etc. in den Besitz von Ench [Entsch], Borgo et Epinauoh [= *Epenbach = Ependorf] eingeführt werden²¹⁴⁾. — Damit wird

es nicht nur entdeutscht, sondern verschwindet überhaupt: — indem es wahr-
scheinlich von den darum Streitenden zerstört wurde.

In Bayern finden wir verschiedene Betten-Orte: 1. Betten-
dorf in Oberfranken²¹⁵⁾, wie Pettendorf in der Oberpfalz; 2. Pet-
tenhof²¹⁶⁾; 3. Bettenhofen in Oberbayern wie in der Oberpfalz;
4. Bettenreuth in der Oberpfalz; 5. Pettenriedel in Oberfranken
und 6. Petting in Oberbayern. Ein August Ritter von Pettenhofen
[Genremaler, geb. 1821] lebte noch um die Mitte des 19. Jhs in Wien.
In der Zips erscheint auch ein Petendorf = Betendorf [madj.
Mindszenth: 1349 Mindzenth, 1352 Villa Omn. Sanctorum, 1452
Petendorf], — ein Beweis, daß auch Oberungarn von dieser Siedlungs-
welle getroffen wurde²¹⁷⁾.

Der Name Pettendorf wird schon um 1320 von Eppendorf abgelöst.²¹⁸⁾
Jedenfalls handelt es sich aber auch hier um Doppelsiedlung. Denn auch
Eppendorf scheint bairischer Herkunft zu sein. Im Jahre 1247 erscheint
Chunradus de Eppnstorf. Derselbe: habet decimas de omnibus agris
maioris curiae qui dicuntur Praitten.²¹⁹⁾ Ob damit Preith in Mittel-
franken gemeint ist [womit vielleicht das obige Pettendorf in Oberfranken
näher bestimmt wäre], ist nicht erweisbar.

Zimmerhin läßt sich dazu geltend machen, daß es eine „Breitau“
mundartl. Brêto, urf. Berethe 1329, Alsow Brethe 1392 [woher die
Bredt, mundartl. Brêt in Nordsiebenbürgen stammen] auch in Nord-
siebenbürgen am Szamos bei Retteg gibt: urf. 1364 Brête pusztá [also
Heide] Sajó-Udvarhely körül: — d. i. „um S.-U. herum.“²²⁰⁾ — Vgl. hiezu
auch Breitenau in Mittelfranken.

In Bayern läßt sich obiges Eppnstorf nicht aufdecken. Es gibt da-
selbst einen Weiler Eppendorf bei Passau; dagegen Eppenbrunn
im Rgb. Pfalz, sowie Eppenreuth in Oberfranken und in der Ober-
pfalz. Moselfränkisch-riparische Ueberlagerung konnte Anknüpfung an
Eppenberg, Rgb. Koblenz, Kr. Cochem, finden.

Neppendorf bei Hermanustadt [villa Epponis 1327²²¹⁾ Michael ac
Paulus filii comitis Nycolai de Eppendorfh 1336²²²⁾ steht wohl in sied-
lungsgeschichtlichem Zusammenhang mit Eppendorf in Nordsiebenbürgen,²²³⁾
[wie wir ähnliches schon oben beobachteten].²²⁴⁾

(Fortsetzung folgt.)

^{215a)} Nach dem S. 147—159 in Band I dieser Zeitschrift Dargelegten.

²¹⁶⁾ Vgl. m. „Besiedlung des Sachsenlandes in Siebenbürgen“. Wrede-Fest-
schrift, Zf. f. d. Maa. Jedenfalls ist kaum anzunehmen, daß die Regen-Deckendorfer
Gruppe nach dem Ueberschreiten des Meszes-Gebirges von der Szamostallinie auf
die Römerstraße zur Mieresch-Linie übergetreten und die Miereschstraße hinauf-
gezogen sei.

¹⁰³⁾ f. Heft I. S. 150.

¹⁰⁴⁾ Berner, Slav. WB. I. 502.

¹⁰⁵⁾ Günther, Cod. Rheno-Mosellanus II. 51.

¹⁰⁶⁾ Im rumänischen Munde wurde anscheinend Arken > *Arcania > Arcalia, woraus erst madj. Arok-alja entstehen konnte. [Vgl. Risch, Ebbgen i. d. Sprache.]

¹⁰⁷⁾ Nur so ist das Zustandekommen dieses eigentümlichen nordsiebenbürgischen Dialektes zu verstehen.

¹⁰⁸⁾ Diese Frage bleibt der eingehenden Darstellung des rheinischen Adels in Siebenbürgen vorbehalten.

¹⁰⁹⁾ Sie waren daselbst zunächst Ritter von Coblenz. [f. Günther, a. a. O.] Da nun aber nicht anzunehmen ist, daß der deutsche Name Kallesdorf aus rum. Ar-cal-ia, oder gar erst madj. Aro-kal-[j]a (d. i. „unterer Grabenteil“) entstanden wäre, so ist auch daran zu denken, daß es sich hier um ein Geschlecht von Kalle in der Grafschaft Bentheim [Prov. Hannover] handeln könne, wo ein Dorfteil von Kalle den Namen Arkel führt. Damit käme erstere Herleitung von den Rittern von Arken wohl zu Falle, oder es dürften beide nebeneinander bestehen, wie ja solche Doppelsiedlungen in Siebenbürgen häufig genug sind. Dann wäre hier auch einmal niederdeutsches Element vermutbar, wie solches ja für die primi hospites regni in der Gruppe von Krapendorf, Karakow und Rams überhaupt feststeht. [f. m. Arbeit: Der Name der Siebenbürger Sachsen. Zugbg. Jhb. 1926]. Man vgl. übrigens auch Fluß und Ort Kalle im Auerland in Westfalen, sowie Arkel bei Gorinchem östl. Dordrecht im Brabantischen, östl. der Grafschaft van Strijen en Zevenberghen [worauf der Landesname „Siebenbürgen“ beruht, wie ich in m. Arbeit „Die flandrische Kolonisation...“ (Deutsches Vaterland, 1927) dargetan habe.] Manche derartigen Zusammenhänge bedürfen auch in urheimatlichen Landschaften noch der Klärung.

¹¹⁰⁾ Ufb., Nr. 689, S. 107—8. Als Auslöser für die deutsche, bairische Namensgebung „Kallesdorf“ könnte ein slavisch-altbulgarisches kaluza „Sache, Pfüge“ [zu kal’o „Rot, Morast“] wohl geltend gemacht werden, ohne daß an irgendwelchen adligen Führer „von Kall“ gedacht werden müßte. Dieses Prinzip der Ortsnamengebung, wobei ein fremder vorgefundener Name urheimatlichen Namensklang auslöst, drängt sich der Wissenschaft immer mehr auf. Das Ortsgelände unterstützt hier solche Annahme gerade in der Mitte des Ortes bei der Kirche.

¹¹¹⁾ So heißt Reussen auch villa Ruscorum [Risch, Siebenbg. 264] und 1529 villa Ruscinorum.

¹¹²⁾ Ufb. II. Nr. 1748, 623.

¹¹³⁾ Ufb. Nr. 1680, S. 529—30.

¹¹⁴⁾ Ufb. I, 529—30, Nr. 1688. — Urf. Zereth 1296.

¹¹⁵⁾ Vgl. Maier, Chronik d. fürstl. Hauses der Reußen von Plauen [Weimar 1811].

¹¹⁶⁾ Mon. Boica S. LIII, Nr. 769. [Regensburg]. Zur Unterstützung der Vermutung in Bezug auf Reussendorf im bairischen Unterfranken sei noch Salz, ebenfalls bei Kissingen, an dem fränkischen Salzfluß Saale, angeführt.

¹¹⁷⁾ Nicht verschwiegen werden soll allerdings, daß es auch in moselfränkischen Landen Ruß- und Reiß- Orte gibt: 1. Rusdorf, Mutterkirche von Sirl [1145, das aber lautlich nicht stimmt]; ebenso Roisdorf [Curtis Ruzenthorp, 1131] bei Bonn, Rosenbergs 1328. — 2. Reisdorf bei Wallendorf in Luxemburg. — 3. Rüs Dorf in Lothringen. — 4. Reissweiler, Nr. Saarlouis. — Die moselfränkische Ueberlagerung durch eine Mundart, der Reiß- geläufig war, ist verständlich. Man vgl. hierzu: 1. Reußen, mundartl. Reissen [madj. Rűsz, rum.

Ruši = „Russen“ bei Markttschellen, urf. 1494 Rewssen Rwz Rwzen. — 2. Neußmarkt, mundartl. Reissmuert, urf. Rußmarkt 1290—95, Sedes Ruthenica [madj. Szerdahely, rum. Mercurea]. — 3. Neußdorf, mundartl. Reis-, Roistorf bei Elisabethstadt, madj. Kund, rum. Cund. Auch hier handelt es sich offensichtlich um Doppelbenennung, denn urfdl. possessio Kund 1376 ist urheimatliche Benennung: Vgl. Kond bei Cochem a. Mosel, urf. Cond [Lacomblet, Ufb. d. mhr. Terr. 1051]. Vgl. auch die Flurbezeichnung Kond bei S-Regen: zu [mhd.] kond „Steinbruch“. Auslöser dieser Bezeichnung kann ein slav.-abulg. kamy, ka[me]ni „Stein“, russ. kameni gewesen sein. [Risch setzt falsch an madj. kán „Kumane“ + loc. —d]. Bei Neußdorf auch ein Kunderg und Kunderbach. — 4. Neußdorf, mdartl. Reisdraf, war auch ein im Mongolensturm [1241] untergegangenes Dorf bei Jaad; ebenso bei Weisau. — 5. Neußdörfchen, mdartl. Reisdirkön [madj. Rosz-Csür = etwa „schlechte Scheune“, urfdl. Russidava, in der Volksethymologie: rum. Ruşior < slav. Rus + čuri „Grenze“, also „Neußengrenze“, urfdl. 1380 Ruthenica villa, 1465 Rwzdorffchen — Vgl. hier Roesberg [Dotation für die Hl. Georgskapelle in Köln]; urfdl. Ruethenesberch 1067; ebenso uilla Ruzenthorp 1117 zur Abtei Siegburg gehörig [Lac. I. Nr. 283]. Ethm. zu germ. rusan „toben“, vgl. Neuß, Abfl. der Mar: Riusa, 9. Jhdt. [Förstemann II 605], oder Riusiava, 8. Jhdt. bei Blaubeuren: zu rius[k]an „rauschen“ oder rīs, ahd. hrīs „Reis, Gesträuch“: Rispach, 8. Jhdt. = Reißbach a. Bils. — 6. Neußen, madj.: Drosz Borgo, rum. Borgo rusu [verrät sich als bairische Ueberlagerung: Bургau, f. u.] — 7. Neußischdorf, mdartl. Reißn bei R.-Eidisch im S.-Regener Bezirk, madj. Görgény-Droszsalu, rum. Ruşii. — 8. Neußenau, mdartl. Reissnā: urf. 1510 villa Rewssenewra [= rum. Reşinar?] seu Reotel dicta, wo 1204 Johannes Latinus wohnte. [Sonst ist Ruettel = Heltau. Vgl. Rbl. XLVI, 60]. — Vgl. SEWB. V. 159—161.

¹¹⁸⁾ Ufb. I. 72, Nr. 81.

¹¹⁹⁾ Mon. Boica: 1255, 2. II ex transsumpto 1315. RM. Attel Kloster, Fasc. 3, [Paul Ruf, Stud. 3. Urfdw. d. Bish. v. Freising i. 12./13. Jhdt. S. 92, Nr. 117. Deutinger, Beiträge XII.]

¹²⁰⁾ Mon. Boica S. LIII, Nr. 806.

¹²¹⁾ Mon. Boica S. LIII, Nr. 982. — Der Umlaut [ä] ist in dem Namen freilich bedenklich, aber nicht unerklärlich. Die Form Adal kann an [ahd. adal „Adel“, adj. adali—, eher aber an] bair. adel „Feuchtigkeit“ [zu germ. adela „Sauche“] angeknüpft werden. Die Gegend ist ja wässerig. [f. o.]

¹²²⁾ Jedenfalls kommt das siebenbürgische Attelsdorf urf. als Adelsdorf vor, was aber auch nur Volksethymologie sein kann. [Vgl. Adelsdorf nw. Erlangen, Adelsdorf a. Nisch in Oberfranken, sowie bei Neustadt a. Nisch in Mittelfranken.] Und auf östlichem Kolonisationsboden: Adelsdorf im Kreis Goldberg—Haynau, sowie an der Gr. Röder bei Dresden in Schlesien. — Wie die Flurnamen Attels Hill und Attelsloch bei Schäßburg zu beurteilen sind, wird sich erst herausstellen, wenn die Siedlungsgeschichte Südsiebenbürgens ebenfalls herausgearbeitet werden wird.

¹²³⁾ Fürst Stephan hatte 995 Gisella, die Tochter des bairischen Herzogs Heinrich II. geheiratet und war 997 ungarischer König geworden. Es ist bekannt, wie viele deutschen [bairischen] Edelinges im Gefolge Gisellas nach Ungarn gekommen waren.

¹²⁴⁾ Vgl. Rézai, Chron. Hung. — Wenzelins Urenkel, der irgendwie auch mit der Báthory- und Gutkeled-Familie verwandt war, war als Dpos [Apos] bereits völlig madjarisiert. [11. Jh.]. Vgl. Thuróczi, Chron. Cap. 48, 50, 52, 54.

¹²⁵⁾ Byoloſol kann ſlaw. [poln.] byalo = „weiß“ [die Umgebung iſt fahl: ein ſonnebeſtrahlter Felsberg in der Nähe: vgl. ai. bhalam „Glanz“] + okol „Umfreis [kaum bialo-kol „weißer Flock“, alſo Ort dabei] ſein.

¹²⁶⁾ Uebrigens leitet ein urſ. Waldbillach geradezu auf lux. Waldbillig [1273, 1290 Bilke, 1250 Bylke] hin, dem ſich Weiſchbillig im Eiſler Bidgau [uilla Billiaco, 797—814, 768—814; Billike, 622—38; Billiche, 992, 1023, 1056] und Waſſerbillig in Luxemburg [Billiche, 1227, 1257, Pilliche, 1231, feſt. Billiacum] ſowie Billig bei Cuſkirchen [Billich, 1337] und evtl. Bilt bei Dülſeldorf [Bylck, Bylk, 1384, uilla que dicitur bilici 799. Lac. I. 8; In Bilka curtem 1147] an die Seite ſtellen. Doch iſt auch Billigheim im bayr. Rgbz. Pfalz zu erwähnen! — Es iſt keine Frage, daß in dieſen Namen das feſt. -ac-um „Waſſer, Ache“ drinſteckt und Billi-acum vielleicht „Weiſſwaſſer“ bedeutet [vgl. kymr. bal „bläſſig“, air. bān „weiß“, gr. φαλός „glänzend“. — Wie alſo Bilal — Billich ein Waſſername iſt, ſo auch Attel, wobei wohl an germ. adel a „Jauche“ und nhd. bair. adel „garſtige Feuchtigkeiſt, anzuknüpfen iſt, was mit „Adel“, „edel“ nichts zu tun hat. Adelsdorf iſt ſomit volksethymologiſch! [Vgl. Fick, Jdg. WB. III. 10]. Ebenſowenig iſt aber an ein altung. überliefertes atil „Waſſer“ zu denken [Vgl. Atel-kuzu = Atelköz bei griechiſchen Schriftſtellern, Etelköz in madj. Munde = „Zwiſchen den Waſſern“, 887—895 Land der Ungarn zwiſchen Seret und Dnjeſter, der ſelbſt Etel genannt wurde, oder zwiſchen Seret und Don], worin aber wohl ein idg. Wort ſteckt. Inwieweit Ettelbrück in Luxemburg (1492 und 1589 Wt. 242) und Etteldorf [urſchl. Edelendorf, Nr. Brüm-Bitburg] ſolcher Ethymologie bedürftig ſei, gehört nicht her. [Vgl. auch Ettelfried bei Augsburg].

¹²⁷⁾ Uff. I. 92, Nr. 106.

¹²⁸⁾ Uff. I. 300, Nr. 326.

¹²⁹⁾ Hierauf beruht die Anſicht, in Király-Németi „Königsdeutſche“ vermuten zu müſſen, was ja geſchichtlich ſtimmt. — Das erſchloſſene *quirulja *quiruli konnte im Madjarischen umſomehr zu Kirali werden, als das Madjarische kein kw kennt. Im Deutſchen [mhd.] iſt kw ~ k geläufig: quirneſtein ~ kurneſtein „Mühlſtein“, queln ~ keln „quälen“, uſw.

¹³⁰⁾ Man vgl. im obigen Sinne noch Quirnbach, Quirnheim im bairiſchen Regbez. Pfalz, Querenbach im bairiſchen Oberfranken und Oberpfalz, ſowie Quirl bei Siegniß in Schleſien, Quirla in St. Altenburg.

¹³¹⁾ Alſo iſt jede Ethymologie als „Dorf des Bai“ [Riſch] oder Anknüpfung an Badorf [1285, Badorf] im Ebt. Köln abzulehnen.

¹³²⁾ R. Huß, Der Name der Siebenbürger Sachſen 1926.

¹³³⁾ Die vielen Baier-, Bayer- und Beher-Orte in Baiern kommen nicht in Betracht. Verwieſen ſei nur wegen des benachbarten Köllendorf [madj. Rajla, rum. Cajla] auf Bayerfeld-Kölln in der bairiſchen Pfalz. Ferner liegt bei einem Baierdorf in der Oberpfalz Haindorf, das dem ſbbg. mundartl. Heindorf [lat. villa pagana = Heidendorf] entſpricht.

¹³⁴⁾ Meherz, Siedlungsgesch. v. Luxemburg, 128.

¹³⁵⁾ urſ. poſs. Nemeth, 1380. Uff. II. 514 uſw. — Bei den Bezeichnungen als Német- wird wohl kaum das Kloſter Namedy unter Andernach [1270: Günther, Cod. Rheno-Mosell. II 64] eine Rolle ſpielen.

¹³⁶⁾ Ein Beweis, daß die bairiſchen Siedlungen auch nach Südfiebenbürgen ausgegriffen, was noch geſondert zu unterſuchen iſt.

¹³⁷⁾ Uff. I. 339, Nr. 365 und I. 375, Nr. 405. Auch SEWB. V. S. 15. (ſ. auch Fußnote 33).

¹³⁸⁾ Vgl. G. Risch, Nordföb. Namenbuch, 103. — Etymologisch ist mit Risch [Ebbg. im Lichte der Sprache, 182] der ahd. PN. Rabilo, Dem. zu Rado rado „rasch, flink“ anzusehen. Doch ist zu beachten das Geschlecht Ratold in Nordföbenbürgen. Im Jahre 1283 [Ufb. I. 145, Nr. 204] bestätigt König Ladislaus IV. die zwischen einigen Sprossen de genere Ratold hinsichtlich der Teilung der Güter getroffene Uebereinkunft, nach der nebst anderem Besitz die possessiones Chycho et Retheag [Castrum Ccicsó und Räkntäk = Retteg] vocatae den magistris Rorando et Deseu filiis Leustachii, Dominico et Ladizlao filiis Stephani, Reynoldo et Nicolao filiis Olyuerii zugeteilt worden sind.

¹³⁹⁾ Mon. Boica LIII. Nr. 833.

¹⁴⁰⁾ Ebenda 1309 I (Vgl. Anm. 33).

¹⁴¹⁾ Zweifellos eine Doppelsiedlung [Vgl. Risch, Namenbuch, 140]. Die madj. Benennung, die mit Mettersdorf [madj. Nagh-Demeter, rum. Dumitru, urf. Demetrii villa 1317, Noghdemeter, Demeter 1366–80] in Zusammenhang steht, beruht auf einem Gründer Demetrius: > da-Mettars-trof. [Risch, Namenb. 88]. — Zu erwähnen ist hier jedoch immerhin der Fluß Metter in Württemberg, an dem Metterzimmern liegt. [Vgl. auch Metterich, Rgb. Trier].

¹⁴²⁾ Mon. Boica XI 65, Num. LII: Compensatio damnorum. — Mon. N-Altac. Cod. Trad.

¹⁴³⁾ Slawische Unterlagerung [etwa vladár „Richter“, also Sitz eines solchen] ist wohl möglich, aber unwahrscheinlich, auch im Auslösprinzip vladár > Walder. Immerhin sei aufmerksam gemacht auf das Fehlen des Genetiv-s in Cleywalderdorf 1432 und Walderbach am Regen [f. v.] — Der PN. Walter erscheint in Siebenbürgen urkundlich stets mit t: 1283 Walterus decanus de villa Echelini [Urb. I. S. 145], 1357 Waltherus comes de Busdz [ebenda II. S. 146].

¹⁴⁴⁾ Vgl. auch Walter in Luxemburg [Wilzgebiet]: urfö. Watrenge 1469 [Meyers, a. a. O. 83: Nr. Ufb. I. 762].

¹⁴⁵⁾ Pfishner, D. Feste III, 178. Er bemerkt aber zu Groß-Waltersdorf im Oderquellgebiet, daß dasselbe 1320 noch als „Einöde und großer Wald, der gew. Strelna genannt wird“, erscheine. [Ebda. III, 176].

¹⁴⁶⁾ Ufb. I. 339, Nr. 365. Allerdings erscheint 1372 auch ein Bach = potok Serleng bei Baassen, also ein „Schierlingsbach“, was aber begrifflich mit unserem Ortsnamen nichts zu tun hat, obwohl rum. auch Cacuteni pe Sieu übersetzt wurde. Vgl. Bürgesch < madj. Bürkös [zu bürök „Schierling“], dessen ung. Name aber seinerseits durch urheimatisches Birgis burias 762 [= Birresborn Nr. Prüm] aufgelöst worden. Die Bedeutung ist etwa „Bergbrunnen“ [Vgl. Bürgesch a. Saar]. Bürgesch lautet urfö. 1357 B y r g e s.

¹⁴⁷⁾ R. Huß, Der Familienname Huß, S. 20, Anm. 104. — Volksetymologische Anknüpfung an ahd. sceriling, mhd. scherling, schirling „Schierling“ ist verständlich. Risch, Siebenbürgen, 129, denkt unberechtigt an PN. Scarling.

¹⁴⁸⁾ Mon. Boica XI 62, Nr. XLIX: Concessio Emphyteuseos etc.

¹⁴⁹⁾ Ebda. 380, Nr. XLI: Vitalitium.

¹⁵⁰⁾ Ebda. LIII, 55 A.

¹⁵¹⁾ Ebda. S. 741, Nr. 31.

¹⁵²⁾ Ebda. Nr. 290 [Regensburg].

¹⁵³⁾ Luxemburger Weistümer, hsg. v. Hardt S. 387.

¹⁵⁴⁾ Worauf schon G. Risch [Nföb. Namenb., 99] hingewiesen hat. Die beiden anderen Petersdorf: in der Tefendörfer Gegend auf der Heide, wie bei Neumarkt, [madj. Básfárhely, rum. Tărgu-Murăs] heißen dementsprechend deutlich genug nach Peter: Pittörströf [ebda.]

¹⁵⁵⁾ Petresfolua ist auch urkundlich volksethnologisch deutlich unterschieden von zwei anderen Petersdorf: Petri villa [1317—20] bei Mühlbach und Peturfolua [1336] bei Marktschellen in Südbienbürgen. — Uebrigens ist dennoch auch auf Petersdorf neben Radersdorf [vgl. v. Radeltsdorf] zu verweisen, da bei den Kolonisten schließlich auch Zuzügler aus solchen Gegenden nicht ausgeschlossen sein müßten.

¹⁵⁶⁾ Vgl. hierzu die Bildungen: Regniß und Pegniß in Mittelfranken, wie M. Regniß in Schlesien, w. Breslau. Und vgl. den bair. Flußnamen Lech [altrömisch Licus, Licca > Lecha]. Doch s. R i s c h, Siebenbürgen, 222 (254). Robert Esallner im Bist. Kalender 1928, S. 120 legt dar, daß es um die Mitte des 14. Jh.s auch in Rechni noch „sächsische Adelige“ gab.

¹⁵⁷⁾ R i s c h, Rfbbg., Namenb., 112 [Mon. Vat. Hung. I. S. 104].

¹⁵⁸⁾ Ufb. I. 329; II, 617. — Czigan—Szent-Ghörgh.

¹⁵⁹⁾ So R. H u ß, Die Kirchenheiligen Deutsches Vaterland 1922, 35.

¹⁶⁰⁾ Wertner, Die Grafen von St. Georgen und Bösing: Adler 1891, sowie die Besprechung im Turul 1891, 101: A Bazini és Szentgyörgyi grófok.

¹⁶¹⁾ Von den St. Georgener Grafen schreiben sich nicht weniger als 35, von beiden etwa 40 ungarische Adelsgeschlechter her. Zu beachten auch: Tem[p]linus de sancto Georgio, mag. tavernicorum reg. 1379 [Ufb. II 510, Nr. 1114]; banus Dalmaciae et Croatiae 1384 [ebda 591, Nr. 1191].

¹⁶²⁾ Nach Hont ist der Honter Komitat benannt. Pazmann hatte da seine Burg. Comes Alexander von Sankt Georgen, der Mundschent Andreas II. erhielt von diesem 1206 Donnersmarkt usw. (Vgl. m. Besprechung der Arbeit von Kaiser über das Slowakendeutschtum in den UfBl. 1937]. Bösing (Bazin) und Sankt Georgen [Szentghörgh, slow. Svati Jur] liegen im einstigen ung. Preßburger Komitat.

¹⁶³⁾ Révai Lex. — Vgl. Ufb. III 664, Nr. 1775: nobilis [aut prudens?] vir de Sancto Georgio Forro Lazlo; desgleichen III 666, Nr. 1776: 1415 nobilis [aut prudens?] vir de Zenthgyvrgh Ladizlaus dictus Forro, als Zeuge, daß der Stuhl Sepfi der Gemeinde Brenndorf ein Stück Land verkauft. — Ferner Stephanus filius Johannis de Zenthgyvrgh, der 1408 in der Streitsache zwischen nobilis domina Elyzabet vocata filia Salomonis filii Arnoldi de Bogath [= Bogeschdorf] ex nobili domina Katharina appellata filia quondam Andreae filii Jacobi magni de Bethlen und Johannes de Doboka vicevoivoda, filius Gregorii dicti Jacobi magni betreffend die possessiones Bethlen, Kethely, Bwdh [Boßd], Malon [Malom], Fyge [Feigendorf], Egrus, Karachontelko et Arpasto, sowie Keresdh [Reisch], Bese [Beschendorf], Buzas et Fechyentelke [Felsendorf] ac Zentmarthon [Mezőszentmárton] einen [dritten] Teil dieser Besitzungen erhält. Nicht unerwähnt möge hier bleiben: Sankt-Georgen an der Traisen in der Passauer Diözese, das schon 1112 Erwähnung findet [Lothar Groß, Ueber das Urkundenwesen der Bischöfe von Passau: MZG. VIII, 641]; sowie Kloster Sankt-Georgen erw. 1150 [Orig. Herzogenburg. Ebendort IX S. 258, Nr. 6], 1160 [Orig. ebenda; s. desgl. S. 263. Nr. 9], 1158. 17. IV [Orig. Schriftarch. Herzogenburg. — Deutinger, Beitr. XII 89]. Ob hier an Beziehungen nach Sankt-Georgen in Schwaben oder gar auch kirchliche Beziehungen auf dem Donauweg nach Siebenbürgen in der Zeit der ersten bairisch-schwäbischen Einwanderungen nach Ungarn zu denken sei, entzieht sich vollständig dem Blick [Vgl. St. Georgen am Starnberger See]. — Vgl. auch 1404 Johannes filius Mychaelis de Zenthgyvrgh, anwesend bei Einführung des Magisters Nicolaus filius Johannis de Teurek (Török) in den Besitz von Diób und Klein-Blasendorf. — Obiges gibt einen Maßstab für die Ausbreitung der Sankt-Georgener in Siebenbürgen. — Auf dem Einwanderungswege finden wir bei dem Eintritt nach Siebenbürgen auch M e s s e - S z t. - G h ö r g h. Auch im Neußmarkter

Stuhl gab es eine terra Zenthgerg vocata, die den Kellinger Grafen gehörte: 1386 [Urb. II, 606, Nr. 1201].

¹⁶⁴) N. de Rugis, der Zeuge auf der päpstl. Urkunde von 1394 [Urb. III 74, Nr. 1316] könnte aus Rugendorf stammen. — Die Arbeiten zur Feststellung des ganzen deutschen Adels in Siebenbürgen für den Siebenbürgisch-deutschen Sprachatlas sind im Gange.

¹⁶⁵) Siebenbürgen, 39 [Arch. XIV, 71]. Vgl. auch Felmer 96/97: „welches einen grabigen, pfühigen Ort angezeigt“.

¹⁶⁶) Kurzes e in mhd. stelle wird ā: stäl. Kurzes e in keller wird kurzes a in kaller „Keller“ [lat. cellarium]. Aber sonst ist nſbbg. Lautregel: e > iā, ia, iə: gern > giārn, giörn; ſtern < ſtiārn, ſtiörn; usw. Allerdings auch ung. bél „Eingeweide“ > bäl „Darm“. Aber es handelt sich nicht um madj. é. sondern um madj. e [= ä], das in ung. reszel— „feilen“ zu äi wird: ráiseln „abreißen, abtrennen“ [z. B. Stücke vom Brot]. Dies Wort kann kaum iterat. zu mhd. rizen „reißen“ [etwa *rízelen] sein, obwohl mhd. i im Nſbbg. schon bair. Diphthongierung zeigt: vgl. šnâiseln < sniwan, *snſweseln „leicht schneiden“. Immerhin erscheint das deutsche kurze e in Wermesch auch als ā in bāsser „besser“, drāšn „dreschen“, gāstər „gestern“.

¹⁶⁷) Mon. Vatic. Hung. I. S. 100.

¹⁶⁸) Riſch, Nſbbg. Namenbuch S. 144. — Auch Villa Vernerii wird überliefert. Daher stammen die Werner. S. v. Diepoldus Bernis.

¹⁶⁹) Bistr. Kalender 1912 S. 85/86.

¹⁷⁰) Als subscriptus in der Feuda Ministerialibus, Militibus et militaribus. Mon Boica XI 86.

¹⁷¹) Von deutschem e aus ist mundartliches a begreiflich.

¹⁷²) Mon. Boica. LIII, 73 [Regensburg].

¹⁷³) Mon. Boica. LIII, 49.

¹⁷⁴) Raum ist am Wirmstahl in Unterfranken zu denken.

¹⁷⁵) Vgl. Wormersdorf Nr. Rheinbach im Uhrgebiet [urf. Wormerstorf 1256, Felix et Wiricus de Wurmerstorp 1227 [Lac]. Anderseits Warmerßdorf bei Höchstädt a. d. Riß und in der bair. Oberpfalz.

¹⁷⁶) Gſánfi a .a. D. I. 179.

¹⁷⁷) Theutonici sind in der damaligen Terminologie, wie ich in meiner bereits genannten Untersuchung über den Namen der Siebenbürger Sachsen dargestellt, immer Bayern [németek].

¹⁷⁸) Lenting > in madj. Munde Lentenf.

¹⁷⁹) Urb. I. 71, Nr. 79.

¹⁸⁰) Wie ich demnächst dartun werde, denn Henningsdorf bei Weißenburg-Karlsburg am Mieresch, wo die Henning stammhaft waren, ist ja auf Šönig am Rhein zu beziehen.

¹⁸¹) Urb. II. 19, Nr. 601.

¹⁸²) Urb. II, 254—56 Nr. 861. Dasselbst genaue Sattertgrenzen.

¹⁸³) G. Riſch denkt dagegen [wegen mundartl. Trappen Trapp] an den Gutshof Trappen bei Aachen.

¹⁸⁴) Man beachte wegen ripuarisch-fränkischer Ueberlagerung die gutturalisierte Form Triping gegenüber später durchgedrungenem Trappm. Dortselbst wird heute noch ins [Eis] gesprochen.

¹⁸⁵) Urb. III, 531—32, Nr. 1681.

¹⁸⁶) Urb. III 619, 1746.

¹⁸⁷⁾ Wie mächtig dies Grafengeschlecht war, beweist der Umstand, daß auch bei Mediasch ein Fattendorf, mdartl. Fattendorf untergegangen ist. Heute zeugt nur noch der Name eines Waldes zwischen Birthalm, Malmkrog und Agnethelm, der Abtsdorf gehört, von seiner einstigen Existenz. Nach Müller [Sagen, 283] führt ein Wald zwischen Großkopisch und Jakobsdorf ebenfalls diesen Namen. [An Fettweiler, mdartl. Föttler, frz. Fauvillers in Luxemburg ist hiebei nicht zu denken].

¹⁸⁸⁾ Mon. Boica a. a. O.

^{188a)} An die mächtigen Grafen von Ziegenhain [Hessen-Nassau, deren erster, Friedrich, dritter Sohn des Landgrafen Ludwig IV., die Grafschaft Z. 1173 erhielt, ist wohl kaum zu denken.

¹⁸⁹⁾ Auch moselfränkischer Ueberlagerung konnte der Name nicht fremd klingen. Vgl. Batschweiler, Weiler im Kreise Merzig. Der Fam.N. Batsch ist in Deutschland nicht unbekannt. Ich erinnere an den bekannten Vizeadmiral Karl Ferdinand Batsch, geb. 1831 zu Eisenach.

¹⁹⁰⁾ Vgl. Bertholdsdorf im bayr. Mittelfranken. Moselfränkische Ueberlagerung ergab leicht Ähnliches wie Birelgrond bei Sandweiler in Luxemburg.

¹⁹¹⁾ Vgl. Friesen bei Bamberg und an der Kronach im bair. Oberfranken; Friesenhausen in Unterfranken; Freising links der Isar. — Für moselfränkische Ueberlagerung war Friesen im Rgb. Trier Anknüpfung genug

¹⁹²⁾ Vgl. Scherenberg im Kreis Neuwied bei Rhms.

¹⁹³⁾ Man vgl. Birndorf in Baden bei Donaueschingen: 1262 erscheint in den Mon. Boica XII 409, Nr. LXIV [Decisio litis in curia Amelstorf, Mon Osterhov., Dipl. Misc.] Rupertus de Birndorff. — In der Nähe von Birntor liegt, auf der anderen Seite des Mieresch: Birnbaum [urf. Birbom 1345—88, rum. Curtifaia < madj. Körtvélyfája]. Dazu stellen sich 2 Birnbaum im bayr. Mittel- und Oberfranken mit Rinoldus de Pirbom, miles [Mon. Boica XI S. 68. Compositio de eodem praedio. Raensendorf Nr. LVI. Mon. N.-Altac., Cod. Tradit.]. Zu vgl. wäre auch Birnbach in Nd.Baiern bei Passau wegen: Cunrad de Pirenbach, miles, der mit Henricus de Petembach [f. u.!] um 1236 vorkommt. [Mon Boica XI: Nr. LXVI. Episcopus Bambergensis confirmat contractum inter Advocatum et Monasterium Altahense initum. Mon N.-Altac., Dipl. Misc.]. Moselfränkische Ueberlagerung konnte an *Birndorf in Luxemburg gemahnen: 1669 Frohnen Johann von Birrendorf [Weist. v. Geichlingen. Lutzg. Wt. 277]. [Vgl. auch Birndorf im Hohenwald, Schwarzwald. DLSBl. I, 207, VI, 155]. Ein Birnbaum [Oláh-Birbó] bei Mühlbach könnte auch hier das Ausgreifen bairischer Unterlagerung vermuten lassen: 1345 Chatta alio nomine Byrbow [> Birbó] wird von Comes Michael (f. v.) an seine Tochter vererbt. [Urkb. II, 24]. Der Name Chatta bekundet slav. Ursiedlung [čata „Lagerwächter, Vorposten“, was dort zur ländlichen Situation stimmt; oder eher chatta „Hütte“?].

¹⁹⁴⁾ Vgl. unten Andersdorf.

¹⁹⁵⁾ madj. haraszt „Unterholz, Strauchwerk“ < slav. chvorstъ „Reisig, Strauch“. Vgl. den czech. urf. Bergnamen Chvrast-[en] „Gestrüpp-[ort]“.

¹⁹⁶⁾ f. I, 159.

¹⁹⁷⁾ Es kann nur mit diesem identifiziert werden. Im anderen Falle wäre es ein untergegangenes Dorf.

¹⁹⁸⁾ Chron. II c. 18. Bei Schwandtner, Script. I. 89. Blätter f. G., G. u. B. 1838, 145. Timon additamenta ad Imagines antiquae et novae Hungariae, 16. [bei Friedrich Müller, Siebenbürgische Sagen. 1885, 248].

¹⁹⁹⁾ „Siebenbürgen“ war damals nur das Zibinsland um Cibinium, das ursprüngliche flandrische „Zevenberghen“ (J. R. Huß, Die flandrische Kolonisation: Deutsche Bauernhochschule, Folge 6, 223).

²⁰⁰⁾ Ufb. I. 26, Nr. 38.

²⁰¹⁾ Risch erklärt den Namen Zibin nach dem Zibingebirge, wo der Bach entspringt [Siebenbürgen i. L. d. Spr. 267] und diesen vom slaw. *siba* „Hartriegel“ her, was er wohl auch nicht mehr aufrecht erhält. Eher ist wohl an die Farbe dieses Baches zu denken: slaw. *siví*, *a*, *uo* „blond, grau“. Vgl. urkbl. *Sibin* = *Scibin*, *Cybyn* = *Zebenum* und daneben *Civinii mons* > [ze] Winsberg = Orlát bei Hermannstadt [1317, Ufb. I, 325]. Es gibt ja übrigens so viele *Seven*-Orte, z. B. im Elsaß. Dann *Seven* bei Köln: urkbl. *Süuene* 1173, *süuene* 1156 [zur Stiftskirche zu Schwarzrheinsdorf = rindorf gehörig]. [Lac. I. 389]. Vgl. auch *Zewen* bei Trier: 980–1180 *sceuena*, *zeuena*, 1200 *Sceuena*, *Zeuenta*, 1247 *Zewene*, 1258 *Zehvene*. — Vgl. ferner *Sewenig* [Kr. Trier]: urkbl. *Sivinic* 975, *Suevincha* 1016–47, *Sueuinicha* 1047; sowie *Sewenig* [Kr. Prüm] und *Sewenich* [Kr. Koblenz]; auch *Zewen*=Oberkirch links der Mosel.

²⁰²⁾ In Härmestorf dürfte das Inlaut-s noch dagewesen sein, das in Härme[s]-stat dann verschwand.

²⁰³⁾ „Echternacher Urkunde“ (das Original ist in Paris, in der Bibliothèque Nationale. — Vgl. Risch, Wörterbuch, 107. R. Huß, Die geschichtl. Entw. d. Urheimatforschung in Siebenbürgen und ihre Ausblicke. Luxemburg 1928, Vorgemacht III, S. 153. [Vgl. auch Hermesdorf im Kreis Waldbröl].

²⁰⁴⁾ Ob ursprünglich slawische Siedlung daselbst auf oder neben römischer Befestigung [der „kleine Ring“ in Hermannstadt ruht ja auf römischer Grundlage] irgendwie die bairische Ursiedlung „Hermanns von Nürnberg“ anzog [oder nur zur Sagenbildung führte], bleibe eine offene Frage. Slawisch heißt *chromina* [poln. dial.] „Hütte, Bauernhaus“, *chrámina* [tschech.] „Tempel, Kirche“, wobei an ein von den Slawen vorgefundenes Gemäuer eines römischen Tempels etwa zu denken ist. [Auch die Ungarn fanden in Aquincum noch römische Baulichkeiten vor, sodaß die Hunnenschronik berichten kann, Attila habe, daselbst anlangend, in einem Palast zuerst ein Gelage gefeiert]. Zur Etymologie vgl. ai. *harmyam* „festes Gebäude, Burg“: bulg. *xpam* „Tempel, Kirche“ usw.

²⁰⁵⁾ Walter Scheiner sieht im Ortsnamen Hermannstadt ein kumanisches *harman* „Dreischtenne“.

²⁰⁶⁾ Mon. Boica LIII, Nr. 11. — Vgl. Zebing n. Krems: *de ordine ministerialium*... Wichardus de Zebingin [ebda. Nr. 44]. Der DN. *Vecsérd* bei Agnetheln kann auf einen solchen [bair.?] Wichardus zurückgehen: 1337 verleiht König Karl *terras seu possessiones habitatoribus carentes Wecheerd, Thamaswelge et Hemstelke* [Letztere sind heute unbekannt] *vocatas in Comitatu Cybiniensi*... *an comes Hennengus* [i. o.] *de Sent* [Schenk] und dessen Bruder *Georg*. [Urb. I. 484, Nr. 532]. *Vecsérd* ist wohl schon im 16. Jh. entdeutscht worden.

²⁰⁷⁾ Mit *Herman* sind aber auch häufig Berge benannt. — Vgl. *Hermana* Δ 483 südlich Birk [ob slawisch?]. Auf dem Einwanderungsweg durch Sachsen und Schlesien vgl. auch *Hermannsdorf* bei Annaberg und bei Liegnitz [in Sachsen und Schlesien]; ferner *Hermesdorf* bei Mähr.-Schönberg; schließlich *Hermisdorf* bei Breslau, Dresden, im Erzgebirge usw. Auf dem moselfränkischen Einwanderungsweg — sollte man meinen — liegt auch ein *Hermannstadt* im einstigen Oesterreichisch-Schlesien. Doch würde dies nicht mit bairischer Herleitung in Einklang zu bringen sein.

208) Urfb. I, 78 [Nr. 79].

209) Urfb. I 427 [Nr. 467]. Dieser Christian stammt aus dem Geschlechte der Herbord.

210) Urfb. I, 299, Nr. 325. — Vgl. Göbelsbach in Oberbayern, Göbelslofen in der Oberpfalz und in Schlesien, Göbel im Ausbau von Radlau, Nr. Neumarkt. Uebrigens erscheint in Bornhofen bei Kamp am Rhein: 1238 Gobels miles de Burnhoven [Günther, Cod. Rheno-Mos.].

211) Urfb. I. 421, Nr. 464. — Nach Henul ist wohl der Berg Genhul benannt, wie nach Göbbel das Gebelsrâix nördl. Jaad.

212) Purgio ist Burgau, heute Borgo, rum. Burgäu.

213) Urfb. I. 441 Nr. 482.

214) Urfb. II. 285, Nr. 889; ebenda 603; Nr. 1206, anno 1386.

215) (An Bettendorf am Rhein [urf. Bethindorp, Bettendorf bei Lacomblet, Urfb. 202] ist hier nicht zu denken). Daneben auch Pittersdorf, dem nach mundartl. Form obiges Petersdorf zur Seite tritt, das nicht nur Päterstrof, sondern auch Pitterstrof heißt.

216) Drei dieses Namens in Bayern [auch Bettenhof genannt]: Weiler bei Langenried, bei Parsberg und Einöde bei Mainburg.

217) Csánki, a. a. O. I, 263.

218) AfSL. XXXIV, 21.

219) Mon. Boica. XI, Nr. XXI. Mon. N. — altac., Cod. Trad.

220) Risch, Nordshbg. Namenbuch, 22. [Szolnok-Doboka vm. Monagráphiája 6. Bde. Deés 1901 ff. I. 70]. Vgl. Breittau in Hessen-Nassau; Breittach im bair. Unterfranken. — Moselfränkisch-riparische Ueberlagerung konnte leicht Aufknüpfung finden an Breit bei Trier und Köln.

221) Urfb. I, 414, Nr. 458.

222) Urfb. I, 474. Nr. 522; 497—98, Nr. 548.

223) Vgl. urheimatlich auch Eppendorf im Rgb. Arnberg in Westfalen; sowie Eppendorf, Stadtteil von Hamburg. Lacomblet I, 433—34: 1169 Eppino, Eppendorf. —

224) Bei Hermannsdorf und sonst.

Die Mundarten der deutschen Streusiedlungen in Ostungarn.

Von Johann Weidlein (Szarvas).

In den östlichen Teilen Ungarns entstanden im 18. Jh. sehr viele deutsche Siedlungen, die aber ihren deutschen Charakter schon zum größten Teil verloren haben. Rogerius Schilling stellte diese deutschen Siedlungen der Komitate Heves, Zemplén, Satmar, Szabolcs, Békés und Hajdú samt einigen siedlungsgeschichtlichen Angaben zusammen.¹⁾ Die neueren statistischen Ausweise schweigen von diesem, in der madjarischen Umwelt untergegangenen Deutschtum. Nach den Zählungen von 1920 hatten nur Karlsdorf (bei Sárospatak), dann Elek und Almásfalarás (Kom. Arad) eine deutsche Mehrheit, Mezöberény (Kom. Békés) eine stärkere (21,8 v. H.), Gyoma (Békés), Méri und Kisnamény (Satmar) eine schwächere deutsche Minderheit.

A. Jényes kennt in seinem „Geographischen Lexikon Ungarns“ aus dem Jahre 1851 noch mehrere deutsche Ortschaften in diesen Gebieten. So ist bei ihm außer Elek²⁾ und Karlsdorf auch Rátka und Trautsohnsdorf (Kom. Zemplén), dann Ballaj und Zajta an der heutigen Landesgrenze im Osten noch ganz deutsch. Gemischtsprachig sind bei ihm Fegyvernek und Méri (madj.=deutsch); Gyula, das in eine madjarische, deutsche und walachische Stadt getrennt war; Mezöberény und Böcspetri (Kom. Szabolcs), die beide madjarische, deutsche und slowakische Bewohner hatten. Balmažújváros (Kom. Hajdu) ist in Ungarisch- und Deutsch-Ujváros geteilt, dessen deutsche Bewohner ebenso wie das Deutschtum in den madjarisch-deutschen Dörfern Aldebrö und Kompolt (Kom. Heves) sich auch damals schon fast gänzlich madjarisiert haben. Gänzlich madjarisch geworden war das urspr. deutsche Uj-Bencsellő und das überwiegend deutsche Rakamaz³⁾ (mit slowakischer Minderheit). Beide liegen an der Theiß im Komitat Szabolcs.

Bevor wir auf unsere eigentliche Aufgabe, die Untersuchung der mundartlichen Verhältnisse dieser Streusiedlungen, eingehen, müssen wir eine Erklärung der allmählichen Zurückdrängung des deutschen Volkstums durch die Madjaren suchen und die siedlungsgeschichtlichen Ursachen des Sprachenwechsels erforschen.

Das Deutschtum jenseits der Theiß und im heutigen Oberungarn hat kein geschlossenes Siedlungsgebiet, wie etwa im Banat oder in der Schwäbischen Türkei, inne. Die deutschen Ortschaften sind nur kleine Inseln in dem Meere anderer Völker, namentlich der Madjaren, die durch ihren räumlichen Zusammenhang in ihrem Volkstum stark gefestigt waren und somit eine starke Gefahr für die deutschen Splitter bildeten.

Die Deutschen gründeten nur selten neue und selbständige Dörfer. Auch die Ortschaften, die bei Fényes als urspr. deutsch gelten, — gleichviel ob sie noch deutsch oder schon madjarisiert sind, — erhielten zum größten Teil ihre deutschen Bewohner nur durch Zuziedlung, wobei der alte madjarische Grundstock der Bevölkerung meistens beibehalten wurde, wie das Urkunden (Zajta und Bálaj⁴) und nicht zuletzt die madjarischen Flurnamen in Bálaj, Zajta, Trautsohnsdorf, Rátka⁵) und Rakamaz⁶) beweisen. Die Flurnamen von Karlsdorf, das 1920 noch ein deutsches Mehrheitsdorf war, sind dagegen außer einigen einfachen Übersetzungen auch auf den amtl. Katasterkarten deutsch.⁷) Die Flurnamen aus Elekfenne ich leider nicht. Das bei Fényes als deutsch angegebene Uj-Bencsellő ist mit dem madjarischen D-Bencsellő zusammengebaut, hat mit diesem eine gemeinsame Flur mit den Flurbezeichnungen I., II. III. und IV. forduló (Gewann oder Kalkatur). — Jedenfalls ist anzunehmen, daß die Deutschen dort, wo das ganze Dorf als deutsch gegolten hat, in überwiegender Mehrheit sein mußten, somit der älteren madjarischen Minderheit gegenüber in jeder Hinsicht überlegen gewesen sind. Wie sich das Verhältnis der Deutschen und Madjaren im einzelnen gestaltete, ist uns nicht bekannt. Doch darf man auf Grund des Aktenmaterials, das Bonházy veröffentlichte, annehmen, daß sich beide Volksgruppen anfänglich feindselig gegenüber standen. Die Schwaben des Dorfes Bálaj, die durch den Grafen Franz Károlyi im Jahre 1747 in dieser Ortschaft angesiedelt wurden, richteten 1749 eine Klageschrift an ihren Grundherrn, in welcher sie sich weigerten, den 9—10 Madjaren die Hälfte vom Nutzen des Weinschankes zu überlassen, da sie, nämlich die Deutschen, viermal so viele seien, wie jene. Vom Grundherrn wurden sie aber abgewiesen, denn „das Madjarentum trug und trägt die Last und so kann man auch den Nutzen vom Wirtshaus nicht nach der Personenzahl verteilen.“⁸) Und so wird es gewiß auch bei anderen Erscheinungen des Gemeindelebens geschehen sein: das Madjarentum wurde in seinen alten Rechten nicht gestört und wurde keinesfalls hinter die deutschen Zuziedler gestellt. Die kath. Deutschen in Erdeed (Satmargebiet, Rumänien) befürchteten sogar in einer anderen Klageschrift, daß ihre Kinder den „keherischen“ Glauben der Madjaren annehmen würden: „Dan Mier wissen nit, wan Mier solten von Unseren Kinder ab sterben, so kentten sie eben sobald ein wohlgefallen haben den keherischen Glauben an zue nemen, dan sie waxen Under ein ander auf. In dijem ist zue ferchten.“⁹) Den Glauben der Madjaren haben die Kinder und Kindeskinde der Einwohner zwar nicht angenommen, ihre Sprache aber gewann immer stärkere Verbreitung unter ihnen.

Nach dem bisher Gesagten ist es vielleicht überflüssig, auch die Siedlungen mit deutscher Minderheit zu behandeln. Der Entdeutschungsprozeß

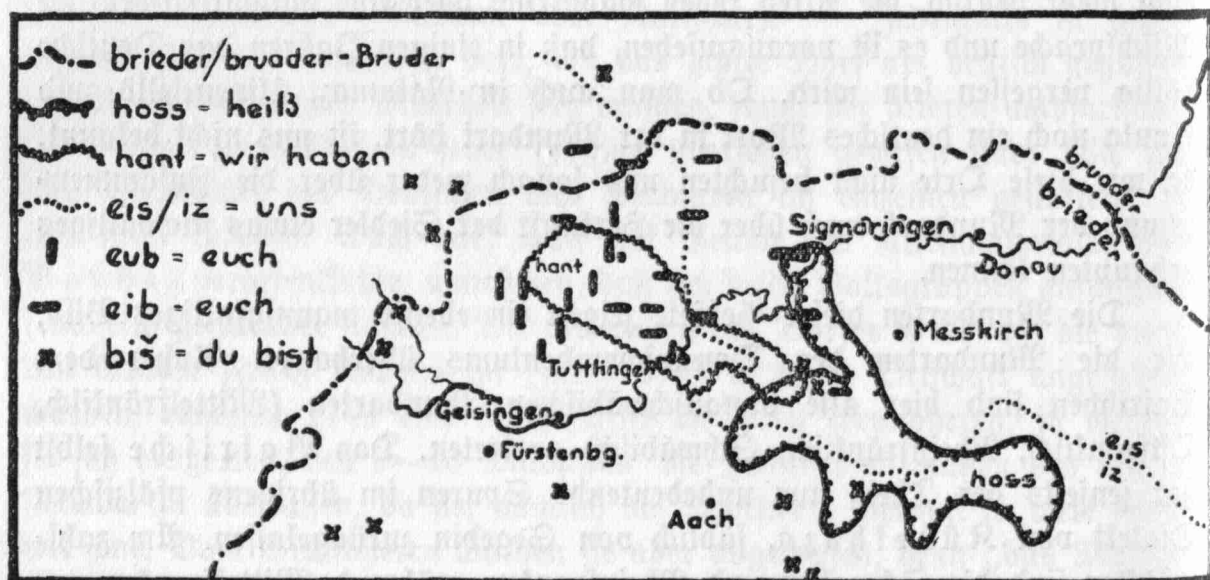
machte hier noch größere Fortschritte, da ja ein Teil dieser Dörfer (Fegyvernek, Balmažúváros, Gyoma) bloß Tochterfiedlungen sind, die doch, wie allgemein bekannt ist, etwaigen Entnationalisierungsbestrebungen weniger Widerstand zu leisten vermögen als die primären Kolonien.

Eine ganz andere Frage ist wieder, ob die ihrem Volkstum nach deutschen Bewohner dieser Streusiedlungen die Sprache ihrer Ahnen noch beherrschen oder schon gänzlich vergessen haben. In Fegyvernek z. B. leben nur noch einige alte Frauen, die deutsch können. In Kompolt sprechen die älteren Männer und die Frauen über 45 Jahre, in Rátka sogar auch die jungen Leute ganz gut deutsch. In Mezöberény und Gyoma erhalten die Schulkinder zwar in deutscher Sprache ihren Religionsunterricht, doch reden sie auch untereinander nicht mehr deutsch, ja die Eltern selbst bevorzugen schon die madjarische Sprache. In Balmažúváros kann die Jugend gar nicht mehr deutsch, die Alten reden madjarisch oder eine madjarisch-deutsche Mischsprache und es ist vorauszusehen, daß in einigen Jahren das Deutsche völlig vergessen sein wird. Ob man auch in Rakamaz, Ujvencsellő und Gyula noch ein deutsches Wort in der Mundart hört, ist uns nicht bekannt, da wir diese Orte nicht besuchten und sonach weder über die Zusammensetzung der Mundart, noch über die Herkunft der Siedler etwas stichhaltiges behaupten können.

Die Mundarten dieser Gebiete zeigen ein ebenso mannigfaltiges Bild, wie die Mundarten des Donauschwabentums überhaupt. Außer dem Bairischen sind hier alle donauschwäbischen Mundarten (Mittelfränkisch, Ostfränkisch, Rheinfränkisch, Schwäbisch) vertreten. Das Bairische selbst hat jenseits der Theiß nur unbedeutende Spuren im übrigens pfälzischen Dialekt von Kúbeľháza, südlich von Segedin zurückgelassen. Am zahlreichsten sind die Schwaben und Rheinfranken, während Mittelfranken nur in Kompolt, Ostfranken aber nur in Elek und Almásfamarás zu finden sind.

Schwaben leben in der Umgebung von Sarospatak (in Karlsdorf, Trautjohnsdorf und Rátka) und an der östl. Landesgrenze in den Dörfern Zajta, Bálla und Mért. Letztere gehören also zu dem Satmarschwabentum, dessen Siedlungsgeschichte und Mundart wiederholt behandelt wurden.¹⁰⁾ Die Satmarschwaben stammen aus dem Donaufreis, und zwar aus dem überwiegend kath. Oberschwaben, wohin uns auch die Untersuchung der Mundart führt. St. Bonház und H. Fischer reden von einem gemeinsamen satmar-schwäbischen Dialekt, was aber nicht ganz stimmt, denn die mundartlichen Verschiedenheiten, die in der Urheimat vorkommen, lassen sich auch hier, — freilich in anderen Abwandlungen, nachweisen. So durchquert z. B. die we-, wai- und die gsl- (gsē), gsei-Linie das oberschwäbische Gebiet und auch bei den Satmarschwaben werden durch diese Formen die Mundarten der einzelnen Dörfer getrennt. Wenn H. Fischer doch

nachzuweisen sucht, daß die Satmarer Mundart mit der Sprache von Aulendorf im Oberamt Waldsee übereinstimmt, so kommt das nur daher, daß er nicht die Dialekte aller Dörfer im Satmargebiet beobachtete. Fritz Reingel-Schön veröffentlichte vier Wenkersätze in der Mundart von Hadad und Sagas,^{10a)} aus welchen die sprachlichen Verschiedenheiten zweier Satmardörfer klar zutage treten. Den Hadader Formen khölə, ōwə, aləwil, fašə, we, gse entsprechen in Sagas kxaulə, auwə, aləwai, pfiäfr, wäi, gsai.¹¹⁾ Von einer Einheitlichkeit ist also keine Rede, obzwar wir gerne zugeben, daß die angeführten Unterschiede den Charakter der Mundarten nicht beeinflussen, so daß man sie auch weiterhin ober-schwäbisch nennen darf. Ihre wichtigsten Merkmale hat H. Schmidt zusammengestellt im „Deutschtum in Rumpfungarn“ (S. 29).



1. Herkunftsgebiet der schwäbischen Mundart von Rátka (Rom. Zemplén).

Außer diesen gibt es aber im Nordosten Ungarns auch andere schwäbische Siedlungen, namentlich in den Dörfern Rátka, Karlsdorf, Trautsohnsdorf, die ihre Bewohner aus dem Reich durch den Herzog Trautsohn in dem Jahre 1754 erhielten. Besondere siedlungsgeschichtliche Daten sind nicht bekannt, bloß aus Rátka wurde uns mitgeteilt, daß lange Jahre nach dem ersten Transport eine zweite Kolonistengruppe mit einer anderen Mundart ankam, die aber in der ersteren schon gänzlich aufgegangen ist. Am Ende dieses Aufsatzes sind die 40 Wenkersätze im Rátkaer Dialekt mitgeteilt. Wenn man diese Sätze mit jenen aus Tevel und Kisdorog vergleicht,¹²⁾ fällt die große Ähnlichkeit dieser Mundart mit den schwäbischen Dialekten in der Tolnau gleich auf. Die Formen briedr, floaş und qib für „Bruder, Fleisch und euch“ zeigen schon, daß wir es auch hier mit einer

südwestschwäbischen Mundart zu tun haben, wie sie in der Umgebung von Tuttlingen, Mühlheim usw. gesprochen wird, wo wir auch die Urheimat der Tolnauer Schwabenmundart fanden. Der auffallendste Unterschied, nämlich das *oi* für altlanges *î* und *iu*, dem in Tevel *ei* (*ai*) entspricht, kann bezüglich des urheimatlichen Gebietes nichts sagen, da beide (also *glei* und *gloi*, *šreiə* und *šroiə*) in der Tuttlinger Gegend stark gemischt vorkommen. Vgl. auch die in unserer Zeichnung¹³⁾ angegebenen Ortschaften mit *eib* und *eub*-Formen. Dasselbe gilt auch für das Rätkaer *du biš*, *du bist*, dessen Verbreitung unsere Zeichnung genau angibt (übrigens wird auf dem ganzen Gebiet *bišt* gesagt). Wichtigere Unterschiede sind noch folgende: bei den Tolnauer Schwaben heißt es *gsi*, *nit*, *epəs*, *motr*, *er*, *uns* und *iz*, *hoəß*, *mr hont*; in Rätka aber: *gsoi*, *it*, *japəs*, *namə*, *ear*, *ois*, *hoß*, *mr hant* für gewesen, nicht, etwas, Mutter, er, uns, heiß, wir haben. Zur näheren Umgrenzung der Urheimat sind aber auch diese Wörter nicht geeignet: im südwestlichen Württemberg sind zwar alle diese Formen bekannt, doch wechseln sie anders ab. Es gibt kein einziges Dorf in der Urheimat, wo z. B. *du biš*, *oib* und *hoß* gesagt würde, wie in Rätka (Siehe die Zeichnung 1). Hier haben wir es also wieder mit einer Mischmundart zu tun, doch scheinen sich auch die urheimatlichen Verhältnisse seit der Auswanderung stark verändert zu haben. Die endungslose 2. Person in der Einzahl (*du biš*), dann die *eib*- und *eub*-Formen erfreuten sich vor 200 Jahren gewiß noch einer größeren Verbreitung als heute. Die Mundartenforschung kann eben nur auf diese Tatsachen hindeuten, etwas Genaueres über die Herkunftsorte könnten nur geschichtliche Beweise liefern.

Nebenbei soll noch bemerkt werden, daß sich die Mundart von Karlsdorf und Trautsohnsdorf hauptsächlich in der Entsprechung des alten *ei*-Lautes von dem Rätkaer Dialekt und den Tolnauern unterscheidet: sie sagen *suapfə*, *štua* und haben also ein *ua* dort, wo die anderen *oə* (*oa*), die Satmarschwaben aber *ui* sagen.

Rheinfränkische Dialekte werden in Mezöberény, Gyoma, Balmažúpváros, Fegyvernek und wahrscheinlich auch in Gyula gesprochen. Von diesen wurde bisher bloß Ursprung und Ausgestaltung der Mezöberényer Mundart behandelt.¹⁴⁾ Diese ist, wie ich feststellen konnte, mit den Tolnauer lutherisch-hessischen Mundarten sehr nahe verwandt. Auch hier wurde mhd. *â* und *ô* zu *ō*, mhd. *ê* und *oe* zu *e*, *ei* zu *a* und *uo*, *üe* zu *ū* und l. Mhd. *pf* entspricht immer *ph* und *p*, das Verkleinerungssuffix *-xə*, im Plur. *-ərxər*, nach Zischlauten jedoch *-i* (*tiši*, *pletsi*) wie es in der Tolnau nur in Nagyszékely und Majos bekannt ist. Außer diesem *i* gibt es noch mehrere Unterschiede: vor *r* + Konf. entspricht mhd. *u* und *o* in der Tolnau ein offenes *a*, in Mezöberény aber ein *o* (*darf* ~ *dorf*).

Auslautendes *n* blieb dort nach *r* erhalten, hier wurde es immer zu *a* (*baura*). Mhd. *in*- und auslautendem *st* entspricht dort nur nach *r* ein *št*, in Mezöberény wurde es in den meisten Fällen *št*, *sp* aber zu *šp* (*kriřtkhintxə*, *hařpl*), eine Ausnahme bildet jedoch die 2. Person in der Einzahl, wo immer *st* erhalten ist (*bist*, *wilst*; aber auch *nest*, *gestr*). Übrigens stimmen die Laut- und Formenerscheinungen dieser Mundart mit jenen der Tolnauer lutherisch-hessischen Dialekte so ziemlich überein. Ihre Urheimat muß also auf rechtsrheinischem Gebiet zwischen der *st/št*- und der *chen/li*-Grenze in der Umgebung von Weinheim, Bensheim, Gernsheim, Michelstadt und Erbach gesucht werden. Tatsächlich sollen die Matrikeln, wie mir vom ev. Senior Bárdi mitgeteilt wurde, einigemal als Herkunftsgebiet der Kolonisten die „Prinz Erbacher Lande“ angeben.

Mit der Mezöberényer stimmt auch die deutsche Mundart von Gyoma überein, da ja Gyoma, nämlich der deutsche Teil, eine im Jahre 1830 entstandene Tochter-siedlung von Mezöberény ist.¹⁵⁾ Die hessische Mundart von Balmažújárós ist mir nicht näher bekannt. Die Sätze, die H. Schmidt im „Deutschtum in Rumpfungarn“ (S. 33) mitteilt, lassen aber ihren hessischen Charakter und ihre Verwandtschaft mit den Tolnauern genau erkennen. Das ist aber nicht nur eine einfache Sprachverwandtschaft: die ref. Deutschen von Balmažújárós kamen eben aus der Tolnau! Zu seinen älteren madjarischen Bewohnern erhielt dieser Ort im Jahre 1766 deutsche Kolonisten aus Soltoadfert, wohin sie durch den dortigen Grundherrschaftsbesitzer Baron Orczy aus Hartau (Kom. Pest), Gyömf und Nagyszékely (Kom. Tolnau) berufen worden waren. In Adfert wurden die Protestanten vom Kalocsaer kath. Bischof in ihrer Religionsfreiheit gestört, so daß viele von ihnen nach Balmažújárós übersiedelten, wo sie sich in einer besonderen Deutschen Gasse niederließen. Nach D. Kolonich sollen sie heute schon alle ihr deutsches Volkstum aufgegeben haben,¹⁶⁾ was er der Schule und dem madjarischen Gottesdienst zuschreibt. Seit 1841 werden die Kirchenbücher in madjarischer Sprache geführt, wobei auch schon früh eigenmächtige Namensmadjarisierungen durchgeführt wurden.

Vollständig unbekannt waren bisher die siedlungsgeschichtlichen und sprachlichen Verhältnisse von Fegyvernek. A. Fényes berichtet in seinem „Geographischen Lexikon Ungarns“ (1851), daß Fegyvernek zu seinen älteren madjarischen Bewohnern, die Dienstleute, Hirten und Pächter waren, im Jahre 1845 deutsche Kolonisten bekam, die ihre Siedlung Annaháza nannten. Von denselben Schwaben siedelte Graf Josef Szapáry am anderen Ende des Dorfes auch etliche Familien in der Siedlung Szapárfalva an; diese hatten aber kein Feld, denn es waren Handwerker, die hier ihr Leben nicht fristen konnten, weshalb sie zugrunde gingen. — Die Nachkommen dieser Kolonisten leben auch heute noch

in Annaháza und in dem etwa 3 km vom Dorf gelegenen Szapárfalu (mit 700 Einwohnern), sie wissen auch noch von ihrer deutschen Abstammung und können, — da es ja eine ganz junge Siedlung ist, — dem Forscher auch noch sagen, woher ihre Ahnen gekommen sind: aus der Batschka, aus dem Banat, aus Galizien, Deutschböhmen und aus allen Teilen Ungarns. Mein Gewährsmann konnte mir auch einige Dörfer namhaft machen, woher die Fegnyverneker stammen sollen: aus Nádudvar, Ujhartnán, Maria Theresiopel, Martonvásár, Piliscsaba, Solymár, Tegledbercel, Kenrej (heute Kernjaja in der Batschka) und Mährisch-Ausssee. Diese Aufzählung ist freilich nicht vollständig; man dürfte daraus aber doch entnehmen, daß sich in Fegnyvernek in überwiegender Anzahl Baiern angesiedelt haben, da ja die angeführten Ortschaften zum größten Teil bairische Siedlungen sind. Die heutige Mundart, insofern man von einer solchen noch reden kann, ist aber doch rheinfränkisch.

Wie schon erwähnt, kann man in Fegnyvernek nur noch einige ganz alte Leute finden, — in Szapárfalu gar keine mehr, — die deutsch können. Und auch die Mundart dieser wenigen ist nicht einheitlich. Die verschiedenen Mundarten der Ansiedler sind noch vor dem vollständigen Ausgleich vom Madjarischen zurückgedrängt worden, so daß man in den mundartlichen Verschiedenheiten von heute sprachliche Unterschiede der Väter erkennen kann. Die Mundart jener Leute, die sich Batschkaer nennen, stimmt mit den Batschkaer Dialekten von Weprowaß, Stanischitz, Philippowa, Gafowa, Almaß und Kunbaja überein, da sie im In- und Anlaut das mitteldeutsche ph und p aufweisen und in der 2. Person im Plural ein t haben.¹⁷⁾ Sie sagen auch: gehscht, bischt; ihr Verkleinerungssuffix ist -læ; das starke Partizip endet auf -æ; mhd. ei wurde zu ā, wie in den angeführten Ortschaften der Batschka. — Die Mundarten der anderen Gruppe, die der „nicht Batschkaer“, hat im Anlaut ein pf, im allgemeinen stimmt sie aber, wie beobachtet werden konnte, mit der ersteren überein. Dieses pf ist auch in den badischen Dialekten der Batschka bekannt und war somit gewiß auch in der Sprache mehrerer Kolonisten aus dem ehemaligen Südungarn vorhanden; es wurde aber in seinem Kampf mit dem mitteldeutschen p und ph gewiß auch vom Bairischen her unterstützt. Sonstige Spuren des Oberdeutschen konnten in Fegnyvernek nicht beobachtet werden. Eine genauere Untersuchung des Wortschatzes könnte vielleicht auch solche an den Tag bringen. Auf dem Gebiete des Wortschatzes gibt es nämlich noch mehrere Unterschiede. So heißt z. B., Rebhuhn, Grashüpfer, Großvater bei den sog. Batschkaern rephinkl, grashupsær und endl, bei den übrigen rephendl, haischrecker und großvatr. Es sind aber leider zu wenig Wortformen bekannt, um aus ihnen weitgehende Folgerungen ziehen zu können. Jedenfalls ist es auch dadurch schon gelungen, das

Deutschtum dieser ziemlich großen Siedlung noch vor seinem völligen Untergang zu identifizieren und seine Zusammensetzung, wenn auch nur in großen Zügen, festzustellen.

Rheinfränkische Mundarten finden wir übrigens auch in den beiden deutschen Minderheitsdörfern südl. von Segedin, im Kom. Torontal, im serbisch-deutschen Ujžentiván und im madjarisch-deutschen Kúbeľháza. Beide waren Kameralgüter. Letzteres erhielt im Jahre 1843 seine deutschen Bewohner wahrscheinlich aus den pfälzischen und bairischen Siedlungen der Batška und des Banats, denn in dieser Mundart kommen pfälzische und bairische Spracheigentümlichkeiten, wie das endungslose starke Partizip (geblieb), in- und auslautendes št und anlautendes ph, p (du gešt, phund), dann enk, enkr für, euch, euer, nebeneinander vor. Auch Ujžentiván kann nur eine sekundäre Siedlung sein, das seine deutschen Bewohner — nach dem Zeugnis ihrer Mundart sind es Pfälzer — auch erst in der ersten Hälfte des 19. Jh.s erhalten haben wird, da es hier zur Zeit A. Fényes (1851) neben 562 Serben bloß 100 (deutsche) Katholiken gab, die sich seither gegenüber den Madjaren und Serben schon die relative Mehrheit verschafft haben.

In dem bei Ungarn belassenen Teil des Komitats Arad liegt die bedeutende deutsche Siedlung Elef, die ihre deutschen Kolonisten durch Baron. Johann Georg Harudern in zwei Trupps erhielt. Die erste Siedlungsgruppe kam im Jahre 1724, die zweite folgte zwanzig Jahre später, nach den furchtbaren Verheerungen der Pest (1739), im Jahre 1744. Die Hauptmasse stammte aus dem schwäbisch-fränkischen Grenzgebiet südlich von Würzburg, wie das auch die wissenschaftlich schon behandelte Mundart bezeugt. Nach der Budapester Dissertation Georg Stumpfs, die leider nicht veröffentlicht wurde, hat Prof. H. Schmidt im „Deutschtum in Rumpfungarn“ (S. 34) die wichtigsten Merkmale dieser Mundart mitgeteilt: im Anlaut ist pf, das Verkleinerungssuffix ist -lə (im Plur. -le); altlanges ū wird zu oi; ô zu oa; der alte Zwiellaut uo zu ua, ie zu ia; auslautendes e verursacht mancherlei Veränderungen: hua, lua, moi, oifanə, broi, štia, gia, Suhñ, Lohn, Mann, anfangen, braun, stehen, gehen. Das Herkunftsgebiet dieser Mundart hat H. Schmidt im „Deutscher Volkstaler 1930“ festgestellt.

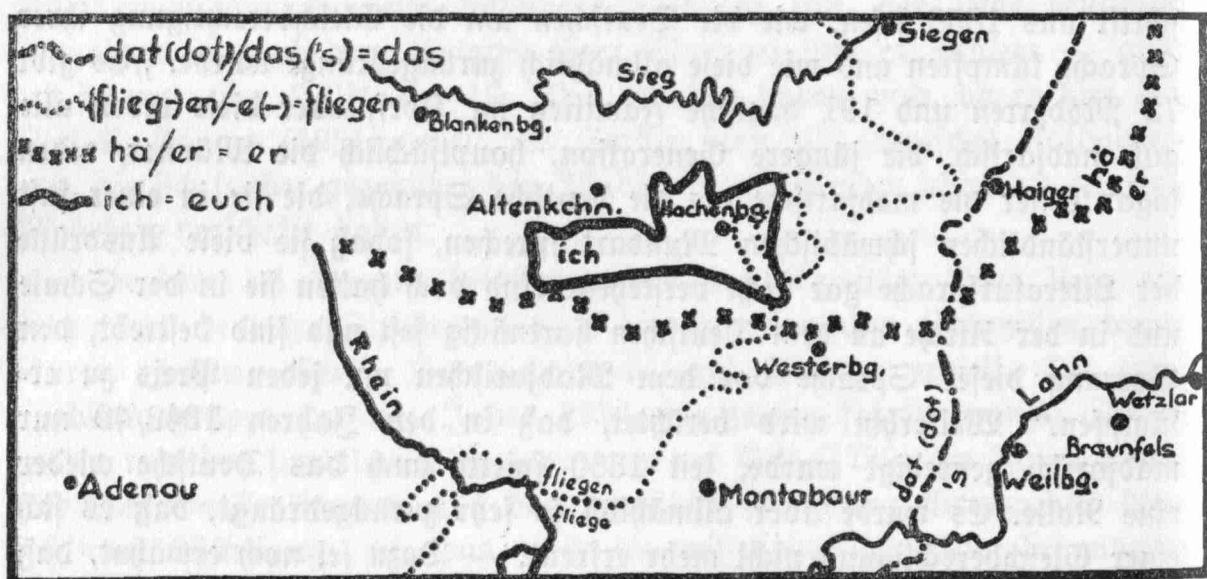
In den nördlichen Teilen Ungarns, im Kom. Heves erhielten auch mehrere Dörfer, deutsche Kolonisten. R. Schilling zählt die Namen von 11 Ortschaften auf,¹⁹⁾ in welchen das Deutschtum vertreten war. Schwache Reste dieses Deutschtums lassen sich nur noch in Kompolt, einer einstigen deutschen Mehrheitsgemeinde beobachten.²⁰⁾ Hier ließen sich die ersten Deutschen im Jahre 1753 nieder. Ihr Grundherr, Graf Anton Grassalkovich, stellte ihnen am 1. Januar 1754 in Gödöllöd eine Vertragsurkunde aus,

nach welcher er ihnen 42 (oder $43\frac{1}{2}$) Sessionen Geld zur Verfügung stellte. Nach einer Handschrift aus 1858/59, welche die Geschichte der Domäne Kompolt behandelt und sich im Besitz von Alexander Bsch-Kompolt befindet, sollen die Ansiedler aus dem Elsaß und den Besitzümern der Kölner Diözese gekommen sein. Im Jahre 1770 wohnten schon 80 freizügige Hörige im Dorf, deren überwiegende Zahl Deutsche waren, wie das die in der „Geschichte der Domäne Debrö“ von Gabriel Eble angeführte Namensliste beweist.²¹⁾ Auch 1858 war das Madjarentum noch in der Minderheit. Heute können aber nur noch die ältesten Männer und die Frauen über 45 Jahre deutsch. Nach den Angaben der Volkszählung von 1920 haben sich nur noch 8 Seelen zum Deutschtum bekannt. Über den „Sprachenkampf“ kann man in der oben erwähnten madjarischen Handschrift aus 1858 lesen, wie die Deutschen um die Gleichberechtigung ihrer Sprache kämpften und wie diese allmählich zurückgedrängt wurde. „Es gibt 72 Madjaren und 191 deutsche Familien im Dorf, aber diese reden alle gut madjarisch, die jüngere Generation, hauptsächlich die Männer, reden sogar besser die madjarische als die deutsche Sprache, die sie in einer fast unverständlichen schwäbischen Mundart sprechen, sodaß sie viele Ausdrücke der Literatursprache gar nicht verstehen. Und doch halten sie in der Schule und in der Kirche an dem Deutschen hartnäckig fest und sind bestrebt, den Vorrang dieser Sprache vor dem Madjarischen um jeden Preis zu erkämpfen.“ Weiterhin wird berichtet, daß in den Jahren 1848/49 nur madjarisch gepredigt wurde, seit 1850 spielte auch das Deutsche wieder eine Rolle. Es wurde aber allmählich so sehr zurückgedrängt, daß es sich einer Gleichberechtigung nicht mehr erfreut. — Dazu sei noch erwähnt, daß die Sprache der Liturgie auch heute (1932) noch — dank der Frauen — deutsch ist.

Im Folgenden soll dieser so „unverständliche schwäbische Dialekt“ der Kompolter auf Grund der Wenkersätze näher untersucht werden.

Die Beobachtung einer solchen aussterbenden Mundart ist eigentlich keine leichte Aufgabe, da die Leute auch untereinander nur madjarisch reden und auf eindringliches Nachfragen selbst leicht in Verlegenheit geraten. Man muß ihnen das fragliche Wort oder den ganzen Satz ins Madjarische übersetzt vorsagen, damit sie die Frage gut verstehen, denn mit dem Hochdeutschen wissen sie nichts mehr anzufangen. Auch die unten mitgeteilten 40 Wenkersätze mußten erst ins Madjarische übersetzt werden, wobei freilich kleinere Veränderungen nicht zu vermeiden waren. Trotzdem kann man aus dem mundartlichen Text feststellen, daß es eine mittel-deutsche Mundart ist, denn es heißt esə, epl, pemxər für essen, Äpfel, Bäumchen (Plur.), das dat und dot, wat, et für das, was, es, unterscheidet sie von den meisten donau-deutschen Dialekten, da diese Formen

bisher nur aus Szafadát (Rom. Tolnau) bekannt waren.²²⁾ Die Urheimat dieser Mundart muß also zwischen der ietet (ettet)/esst und der dat/das-Linie gesucht werden. Das hä (he) für ‚er‘ und der -ən-Auslaut in flejən ‚fliegen‘ ermöglichen eine engere Umgrenzung von Süden und Osten her. Die Form ix für ‚euch‘ spricht aber schon eine ganz deutliche Sprache: sie kommt nämlich nur nordwestlich von Westerbürg, in der Umgebung von Hachenburg vor, während außerhalb dieses Gebietes uch und auch Formen, im Norden aber üch und öch gebräuchlich sind. Die Urheimat der Rompolter Mundart suchen wir also hier auf dem ich-Gebiet. (Fig. 2). Andere auffallenden Wortformen wie brodr, tön, wasə, ūs, šlan, han,²³⁾ das -cher als Verkleinerungssilbe in der Mehrzahl sind alle



2. Sprachlich erschlossene Urheimat der Deutschen in Rompolt (Rom. Heves).

auf diesem Gebiet bekannt. Es gibt aber auch solche, wie z. B. lei, ‚Leute‘, deren Verbreitung außerhalb des ich-Gebietes fällt, dieses aber im Osten noch berührt. Eine mit der Rompolter vollständig übereinstimmende Mundart wird man in Deutschland freilich nicht finden. Die Mundartenforschung wird aber doch das Richtige getroffen haben, wenn sie als wichtigstes Herkunftsgebiet der Rompolter Kolonisten die Umgebung von Hachenburg, Altenkirchen bezeichnet. Genaue geschichtliche Beweise könnten vielleicht die urheimatlichen Matrikeln liefern.

Nachfolgend teilen wir nun die Wenterschen Sätze zuerst aus Rátka, dann aus Rompolt mit.

I.

1. oas. di trukəno blətr fljəgət im luft rum. — 2. tswe. s hērt gləi uf tsu šnəjə, nətə wurts weatr wīdr besr. — 3. droi. tuər khələ it

maši, da di milx balt afaŋt tsum khoxə. — 4. fləri. də guətə alte ma iš mitm ros durs ɔis proxə und iš is khaltə wasər kfalə. — 5. finwi. ear (jar) iš ƒor flər odər seks woxə kštarbə. — 6. seks. s ƒoier war tsu štark untə khuəxə sin jə unə gants šwārts ƒəbrent. — 7. sībə (sībəni). ear east ƒoier ɛli auni salts. — 8. axt. t fləs tomr štark wē, i mon, i hɔns dūrkləfə. — 9. nai. i bin bəi d frau ksɔi und hɔnsr ksait, undsi sait, si hets au iərə toxtr (iərm medli) sagə welə. — 10. tsē. i wils au nimə widr tuə. — 11. ɛlw. i haudr gləi a tōrə, du af. — 12. tswelw. wonā goš, soləmr mit gau? — 13. siš a šleaxti tsɔit. — 14. mɔi liəb khind, bləib dɔ hun štan, di bēsə ɔis bɔisət di tōt. — 15. fuxtse. du hešt hit am mēštə klərt und biš guət ksɔi, du dearfš friər hɔmgau we di andrə. — 16. du biš no it grəs knuəg tsu a fləšə wɔi austriŋkə khenə, du must no japəs wāsə und grəsər wearə. — 17. gaŋ, sɔi so guət und sags dɔinr šwestr, si sol dəs hēs ƒor ɔibrə namə (muətr) fertig neɟə und mitr pirštə sɔubr maxə. — 18. hešt du in khent, nɔ wearəs andršt wɔarə, und jets tets im besər gau. — 19. wear heɟmr moin khorb mitm floaš furtkštölə. — 20. ear tuərt sō, wi wentsin tsum trešə kriəft hetət, si hants abər sealbšt tau. — 21. i weam heɟtr di noia kšixtə ƒətsəlt? — 22. miər mos lout šroia, sušt ƒəstotr oas it. — 23. miər sind miəd und hand duršt. — 24. womr ɟəštɾt obət tsurek khumə sind, do sind di andərə šo im bet kleagə und hand fest kšlɔfə. — 25. d šnē iš hīnəršt boi ois leagə plībə, abr am margə isr ufkaŋə. — 26. hindr oisərm hous štond droi šeni epflbəmli mit roti epfli. — 27. khentr it nō a augənblikli uf ois wārtə, notə gomr mit oib. — 28. iər dearft khoni so khindišə saxə maxə. — 29. oisri beargə sind it so hōx, oibənə sind fil hēər. — 30. wefil wuršt und brōt weandr hau? — 31. i ƒəštand ini it, iər mond o bisli loutr šwətsə. — 32. handr kho štikli woisi soapə ufm tiš kfundə for mī? — 33. sain briədr wil si tswe šeni noii hoisər bouə in oibm ɟārtə. — 34. dēz woart išm fum hearts khumə. — 35. sal iš reaxt ksɔi fu inə. — 36. wāfor ƒəgili hokət do drōbə ufm moiərli. — 37. t pouər hand iərə oksə, khīə und šefli fars darf proxtr, dē hantsi ƒəkhaufə welə. — 38. t loit sind hit el dusə ufm ƒeald und tand mea. — 39. gaŋ nu, də brauə hund tuətr niks. — 40. i bin mitə loit do hintə ibr twīəs it khearnə kfārə.

II.

1. ēns. ti treɟə plədr flējən entə loft. — 2. tswēi. et heɟt šun ofkəhīrt tət šneiə, tan wərtət wədr widr pəsr. — 3. treɟi. tōt en tə owe kholə, tətə melix of sol khoxə. — 4. fir. ēn ālə mān es met seinəm pħər entə eis enkəproxə un entət khāl wasr kfalə. — 5. fenef. heɟs

for 4 oder seks woxə kəstorwə. — 6. seks. tət feiər prent ariχ, tər kalātš es onə kants šwarts kəprant. — 7. siwə. hę tēt emər ānə salts ti eiər esə. — 8. axt. mai fēs ton ariχ wī, iχ mēnən, tēdiχ fil kəlaufə han. — 9. nein. iχ wōr beim frau un iχ hanəmət kəsāt, si sātə, si werdət šon seinəm metχə san. — 10. tsēn. iχ wel tat net mī te-kəsər ton. — 11. kleiχ tōn iχ tiχ an tə ūr šlān. — 12. wohin kaistə, solmr metr kān? — 13. jetst es tət wętr šlēxt. — 14. mai lęwəs khent, pleif onə šton, ti šro kentsə ton tiχ tūt peisə. — 15. tu hest hait am meistə kəlert, tu wāršt fleisiχ am lērə, tu terfst heit intr heimkān wi ti anərə. — 16. tu pest nox net krūs kənōxt, tetstə ə fleš fol wei(n) aus khantst treŋkə, tu most nox wāsə, tetstə krīsər werst. — 17. kai, pęs so kōt un sax tainm šwestr, si sol tainm mamə tot(ət) kəwant fertiχ maxə un metr peršt rāiliχ perštə. — 18. wanstu ət kəkhent hęst, dan wer anəršt worən, dan štēnər pęsr. — 19. węr hęt mir mejin khorf met fleiš kəštölə. — 20. he hęt su kətan, wantsn tsum trešə pəštalt hętn, hę hedət selwrt kətan. — 21. wem hęstə tə naiχkhait frtsält. — 22. mir mus hart kautsə, tetət frštait. (tęt iχ ət frštān.) — 23. mir sein mēt un ox torštriχ. — 24. wimr kestr owənt tsurekkhomən, to loyən šon ti anərə im pet un si šlēfərn šon. — 25. tə šnī es ti nāxt kəpliwə, awər tə morjə isər fršmoltsə. — 26. henər osm hous štan trej eplpēmχər met šinə rūtə epl (usm). — 27. khontr net n auyėplik of os wārtə, tan kan iχ ox met iχ (us). — 28. ər torft net so khenəriš sain. — 29. us pęrjə sein net so hūx, eiərə sein hiχər es wi os. — 30. wifil worst un prūt wetstə? — 31. iχ frštān iχ net, to(u)t hertər švētsə (kautsə). — 32. hadr net fer miχ ə štek waisə seif of mein teš kəfonə? — 33. sein brodr wel tswə neiə heisər in eiərə kartə pauə. — 34. tat wort khamr fom hertsə. — 35. wat firəχə kəfliəls sitst oftr mauər? — 36. tat wār rext fon im. — 37. ti pauərə han firtə torf ti osə, ti khe un tə šefə kəprāxt, ti woltnsə frkhaufə. — 38. tə lej sein al traus ofm felt (em hotr) un meə. — 39. kaŋk nur, tr praunə hunt tetr niks. — 40. iχ kiŋ metr lei kfārə iwr tə wis in tet khorn.

¹⁾ Jakob Bleher, Das Deutschtum in Rumfungenarn. Budapest 1928. 65—69. Dazu kommt noch Feghvernek im Komitat Jász—Nagykún—Szolnok, wo 1845 durch den Grafen Szapáry Deutsche angesiedelt wurden.

²⁾ Almásfamarâs ist bei Fénegés eine madj. Tabakgärtnerei mit 730 katholischen Einwohnern.

³⁾ Rakamaz wurde 1726 durch die Hofkammer von Kolonisten aus Westdeutschland neu besiedelt. Vgl. DUSZ. 1931, S. 243—251.

⁴⁾ Vgl. St. Bonhász, Ansiedlung der Deutschen im Kom. Szatmár, Zünffkirchen 1931. S. 122 und 163 (Madj.).

5) Die amtlichen Namen in Rátka sind alle ung., in der Mundart sind die meisten Flurnamen deutschen Ursprungs, einige sind aber ungarisch (Kerek tölgyes, Jstenhegy, Gárdony, Sarga).

6) In Rakamaz gab es einen „Württemberg“ Wald, der aber heute Tusfőß heißt. Ueber das Verhältnis der Flurnamen zur Siedlungsgeschichte vgl. meine Aufsätze in: Magyar-Nyelv. Jahrg. 1936. Dann Geogr. Jahresbericht aus Oesterreich 1935.

7) Die Aufnahme von 1866 kennt folgende Flurnamen in Karlsdorf: Metli rétek, Széles dűlő, Hosszúföldek, Vihegi dűlő (aus wiberg, Weinberg), Görög rétek, Hin és Um, Kertallyaiföldek, Zwetschkenthal, Pinczeföldek, Hübel dűlő, Jezsuitaföldek, Fűzkút dűlő, Veyer rétek und Somjod (urspr. Wald).

8) Bonház, Ansiedlung der Deutschen im Komitat Satmar (madj.). Fünfkirchen 1931. S. 402.

9) Bonház, S. 398.

10) Bonház, a. a. O. — Derf., Leutehre der deutschen Mundart des Kom. Satmar. Budapest 1908 (ung.). — Fischer, S., Die Schwaben in der ung. Grafschaft Satmar. Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Jg. 1911 Heft 1.

10a) Siebenbürgische Vierteljahrschrift. Jahrg. 1932. S. 226.

11) Kohlen, Ofen, alleweil (immer), Pfeffer, weh, gewesen.

12) Weidlein, Schwäbische Mundarten im südlichen Transdanubien (Ungarn). DUSBl. III (1931), S. 230 ff.

13) Dieses oi ist in der Mundart der Baranyaer Schwaben in Nagharpad und Ghód auch vorhanden.

14) J. Weidlein, A mezőberényi nyelvjárás eredete és kialakulása (Ursprung und Entwicklung der Merőberényer Ma.). Jahresbericht des Szarvasi Ev. Gymnasiums 1931—32.

15) Mitteilung des Ghomaer Lehrers A. Schusztel. Die Deutschen wurden vom Grundherrn, dem Grafen Ferdinand Stockhammer, angesiedelt und erhielten Hausplätze und ein wenig Feld. Es waren lauter Lutheraner, deren Zahl im Jahre 1930 (von 13 000 Bewohnern) 1143 war, — deutsch sprechen aber noch die Leute über 30 Jahre. Die Enkelkinder verstehen den Großvater nicht mehr und besuchen auch den deutschen Gottesdienst nicht, weil sie die deutsche Predigt ohnehin nicht verstehen würden (Schusztel).

16) D. Kolonich, Balmaújváros. Beiträge zur Siedlungsgeographie von B. (madj.). Fünfkirchen 1934. 32 S. (Verf. berichtet aber selbst von dem Brauchtum und der Tracht der Deutschen, und so wird das Deutschtum doch noch nicht ganz in dem Adjarentum aufgegangen sein).

17) Näheres über die mundartlichen Verhältnisse der Batschka in meinem Artikel im Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums. I, S. 320.

18) Budapest 1930, S. 52.

19) Deutschtum in Rumpfungarn. S. 65.

20) Vgl. auch meinen kleinen Aufsatz im Budapester Sonntagsblatt vom 1. Mai 1932 (Die Deutschen in Kompost und ihre Mundart).

21) Budapest, 1909, S. 58 (madj.).

22) Das alte t in ‚es‘ und in den neutralen Adjektiva haben wir auch im Deutschtschanad, in Billed und Neubeschonowa im Banat. Das dat und wat ist aber hier unbekannt.

23) Bruder, tun, wachsen, uns, schlagen, haben.

Die Grundzüge der Siedellandschaft im österreichischen Donauraum.

Von Adalbert Laar (Wien).

Die vorliegende siedlungs- und hausbautechnische Untersuchung umfaßt als österreichischen Donauraum die beiden Bundesländer Ober- und Niederösterreich zur Gänze und vom Lande Salzburg den nördlichen Teil bis zum Paß-Lueg. Dem Stromgefälle der Donau folgend, hat dieser Raum eine westostgelagerte Längsgestalt, die im Norden von der böhmischen Granitlandschaft, im Süden von der nördlichen Kalkalpenzone der Ostalpen eingesäumt wird. Nach Westen geht das Land unvermittelt in den bairischen Donauraum über, im Osten bilden die March, das Leithagebirge und die Hainburger-Berge Grenzzüge gegen die Karpatenländer und das ungarische Tiefland. Geschichtlich zählt dieser Siedelraum zu den kräftigsten und frühkolonisiertesten Zweigen ostdeutscher Besiedlung im Mittelalter. Das rechte Uferland der Donau war in der Römerzeit Limesgebiet des Imperiums, das linke germanisches Siedelland⁷⁾. In der Nachrömerzeit war das weite Donautal Durchzugsweg der Völkerschaften, wurde daher mehrfach verwüstet und blieb teilweise verödet liegen. Doch war es dauernd besiedelt^(22 30 38). Seit dem 7. Jahrh. wird dieser Donauraum von Westen her bajuwarischer Siedelraum. Von der Karolingerzeit d. i. seit 800, bis tief ins Mittelalter ist das Land Reichsmarkgebiet^(20 22 38). Diese beiden letzten Zeiten haben die heutige Siedellandschaft grundlegend geformt und frühere Siedlungsformen ganz überschichtet, so daß wir aus den verschiedenen Typen der bestehenden Siedlungsformen ein Bild vom Wesen, der Entwicklung und Entstehung mittelalterlicher Siedlungsformen gewinnen können.

Siedlungstechnisch-geschichtlich betrachtet, ist diese Siedellandschaft in zwei Teile zu gliedern: in einen altbesiedelten Teil, der schon vor dem Jahr 1000 besiedelt war und sehr unregelmäßige Siedlungsformen aufzuweisen hat, und in einen jünger besiedelten, der seit dem Jahr 1000 bis ins 13. Jahrh. hinein großzügig und planmäßig kolonisiert wurde. Der alte Siedelteil lagert entlang der Donau und reicht von der Salzach-Innlinie bis zum Wienerwald. Er ist bajuwarischer Siedelraum und hat als die unmittelbare Fortsetzung des bairischen Hauptraumes der Lech-Mar-Innlandschaft zu gelten. Der jüngere Siedelteil umgibt und überschichtet an manchen Stellen den Altteil. Er lagert entlang dem linken Donauufer als einheitlich durchsiedelter Norddonauraum, im Süden umfaßt er das Streusiedlungsgebiet der Boralpen, gegen Osten breitet er sich über das ganze Wienerbecken bis über die „porta hungarica“ nächst Hainburg aus.

Beobachten wir zunächst die Siedlungsformen des ältesten Siedlungsteiles, so herrscht in diesem Raume bei Sammelsiedlungen das Hausendorf

und eine haufendorfähnliche Weilerform vor. Die Gehöfte beider Sammel-siedlungen sind auf unregelmäßigen, vieleckigen Grundstücken errichtet, die von einem willkürlich, planlos geführten Wegenez aufgeschlossen werden. Die regellose Lage der Gehöfte zueinander und zu den Ortswegen schafft den Eindruck einer Sammlung von Einzelhöfen an bodenmäßig günstigen Geländestellen. Daraus darf jedoch nicht geschlossen werden, daß sich das Haufendorf aus der Zusammenstellung von Einzelhöfen entwickelt hat. Schon die Flurform (Gewanne) dieser Haufendörfer weist auf einen von Anbeginn der Siedlung bestehenden Dorfverband hin. Diese Gewinnfluren unterscheiden sich streng von der Einödsflur des Einzelhofes. Nur bei manchen Weilern bestehen beide Flurformen nebeneinander, sodaß diese Orte aus Teilung von Einzelhöfen oder aus Sippen-siedlungen hervorgegangen sein können. An sich bilden ja Gewinn- und Einödsflur, Dorf- und Einzelhof zwei mächtige Nester am Stamm der bäuerlichen Siedlung. Sie reichen durch die ganze Zeit der mittelalterlichen Besiedlung und gelangen während dieses Zeitraumes zu immer planvolleren Formen.

Zu beachten ist die Verteilung der alten Haufendörfer und Weiler in diesem Siedelraum. Wir können mehr oder minder große Siedlungshorste feststellen, die in anscheinend waldlosen Gebieten angelegt wurden (daher ihre dichte Reihung). Heute sind sie von Streusiedlungen umgeben, die in einem späteren Zeitraum (wohl häufig noch im Mittelalter) auf gerodetem Waldland errichtet wurden. Dieser ständige Wechsel von Streu- und Sammel-siedlung in dem dichtbesiedelten Altteil, schafft seine landschaftliche Eigenart und hat eine geschichtliche Begründung.

Die wichtigsten und ältesten Siedlungshorste sind im Salzach-Innraum und dem Traun-Ennsgebiete zu finden. So lagern um Salzburg, knapp am Rande des Wagram der Saalach und Salzach die Haufendörfer: Siezenheim, Wals, Grödig (urk. 788), Anif und Morzg (urk. 790), am rechten Salzachufer schon gegen das Gebirge zu das 745 genannte Adnet und die um 790 genannten Orte Bigaun, Muntigl, Anthering, Eching. Kleinere Siedlungshorste sind um Mattsee und Seekirchen, sowie im Thalgau, im Attergau und Mondseeland in gleicher Zeit besiedelt gewesen. In Oberösterreich ist der Raum um Braunau-Ranshofen-Altheim und entlang dem Mattigtal von Haufendörfern durchsetzt, desgleichen das Gebiet um Schärding, zwischen dem Inn und Andiesenbach. Die größten und bedeutendsten Siedlungshorste finden wir im sogenannten „Landl“, einer Landschaft die zwischen Donau, Traun und der Enns ausgebreitet ist. In der Terrassenlandschaft an der Traun zwischen Wels und Linz sind die Haufendörfer Oftering (urk. 800), Horsching (urk. 800), Thening, Pasching, Leonding u. a. m. gelegen. Dieses Gebiet ist durch die Ochsenstraße, einen römischen Straßenzug mit dem Eferdingerbeden verbunden. Hier lagern die

Haufendörfer Alkofen (urk. 777), Schönering (urk. 985), Raffelding u. a. m. Im Ennsraum um Steyr und St. Florian breitet sich der dritte große Siedlungshorst, mit charakteristischen Orten: Dietach (urk. 777), Rohrbach (urk. 772), Raffelstetten (urk. 906) u. a. m. aus. Wichtig ist, daß wir auch schon nördlich der Donau wohl sehr kleine Horste von Haufendörfern in ebenen Geländen feststellen können. Sie sind die Erschließungszentren für die spätere Besiedlung des Mühl-Wistviertels. So finden wir gegenüber Eferding nächst Ottensheim haufendorfartige Siedlungen, desgleichen im Gallneukirchnerbeken an der Gusen, sowie in der Raarebene nächst Perg, dem urk. 1050 genannten Machland.

Der Siedlungsformenzug der Haufendörfer setzt sich östlich der Enns nach Niederösterreich fort und erfüllt, wohl nicht mehr so dicht und geschlossen, fast das ganze obere Wienerwaldviertel. Horstbildungen finden wir an der Flußmündung der Enns, im Gebiete des Urnbaches zwischen Haag und Amstetten, an der Ybbs und Erlaf und im Nibelungengau der Donau nächst Pöchlarn. Eine dichtere Reihung ist zwischen den Flüssen Melk und Traisen bis zum Südhang des Dunkelsteinerwaldes bei St. Pölten anzutreffen. Die häufigen ing-Orte dieser Gegend weisen jedoch schon in manchen siedlungstechnischen Belangen planmäßigere Formen auf, die nicht nur auf sehr alte Weiler zurückzuführen sind, sondern eine Entwicklungsform der Haufendorfsiedlung darstellen. Auch nördlich der Donau sind ähnlich wie in Oberösterreich kleine Siedlungshorste gleicher Art festzustellen. So auf der welligen Hochfläche um Artstetten, um den Jauerling in der Wachau und nördlich von Dürnstein bis zum Kremstal²⁰). Echte bairische ing-Namen mischen sich hier mit den unechten, oft slawischen ing-Namen. Sie geben mit der sehr kleinen Ortschaft ein Bild alter Höhenbesiedlung, die die Voraussetzung für das Vordringen in den ringsum gelegenen Hochwald geboten hat.

Aus den Ortsnamen wie aus ersten urkundlichen Nennungen, die oft ein spätes Bestandsjahr angeben, können wir die Haufendörfer mit der bajuwarischen Besiedlung der Nachvölkerwanderungszeit in Zusammenhang bringen. Daß sie zum Großteil frühestens in der Nachrömerzeit entstanden, beweisen die Siedlungsformen jener Orte, die uns als Römergründungen erwiesen sind und die mit dem Haufendorfgrundriß überschichtet wurden. So ist die Altstadt von Salzburg (Juvavum) mit ihrem planlosen Alttern um den Waagplatz auf römischem Siedelgelände wohl zwischen 500—800 entstanden. Gleiches gilt für den Nordostteil von Tulln (Comagenis) und das Domviertel von St. Pölten (Cetio). Das Gebiet um den Hohen Markt im I. Wiener Stadtbezirk (Vindobona) weist sogar mehrere nachrömerzeitliche Siedlungsschichten auf. Wels (Ovilaba) ist mehr als auf ein Viertel der stattlichen römischen Zivilstadt zusammengesmolzen. Kleinorte, die als

römische Kastren den Donaulimes befestigten, haben den planmäßigen Römergrundriß am ehesten erhalten. Diese Festungsbauten dürften alls Zufluchtsstätten die römische Maueranlage sorgsam erhalten haben, sodaß sich der heute noch erhaltene mittelalterliche Mauerring dem römischen an gleichen konnte und uns dadurch bis heute im Planbild erhalten geblieben ist. Auch die Hauptstraßenzüge sind bei diesen Siedlungen übermittelt worden. Trotz der Veränderung der Baufluchten und Baublöcke ist ihre Geradlinigkeit im Ortsgrundriß erkennbar. Dies weisen die Orte Eferding (Marinianum?) Schlossergasse, Pöchlarn (Arlape) Hauptstraße, Mautern (Favianis) St. Pöltnerstraße, Traismauer (Augustianis?) Hauptstraße, Klosterneuburg-Oberstadt (Canabiacca) Albrechtbergergasse auf. Das Mauerrechteck all der genannten Orte entspricht den Maßen 170×240 m. (^{30,31}). Neben den umgeformten Römerorten ist eine Anzahl aufgelassener Römersiedlungen zu nennen. Dort sind „Neusiedlungen“ in geländemäßig geschützteren Lagen, in ganz anderer Siedlungsform errichtet worden. Dies trifft für Linz (Lenzia) (urk. 799), Lauriacum=Ennsburg (urk. 900), Juvense=Jbbs (urk. 837) und Carnuntum=Deutschaltenburg zu.

All das läßt erkennen, daß die unmittelbare Nachrömerzeit den planmäßigen Römergrundriß nicht übernommen, noch fortgebildet hat. Das neusiedelnde Volk hat die seiner Art gemäßen Siedlungsformen weiter angewendet und damit den zivilisatorischen Römergrundriß aufgelöst. Ein wichtiger Bruch mit der römischen Tradition war damit vollzogen. Wohl wirkt aber in den Hausendorfanlagen des 6.—8. Jhs. die germanische Ueberlieferung nach und sie ist auch der Ausgangspunkt für das Verständnis der planvollen Siedlungsformen des Mittelalters.

Neben der germanisch=bajuwarischen Westostbesiedlung darf man nicht die slawische Ostwestbesiedlung außeracht lassen. Sie drang mit den Awaren seit dem 6. Jh. donauaufwärts und überschob sich zwischen Traisen und Traun mit der bajuwarischen. Siedlungstechnisch unterscheiden sich die Slawensiedlungen kaum von den bajuwarischen Hausendörfern, nur dürften sie nie groß angelegt gewesen sein und bildeten daher nur Weiler. Auffallend ist eine Siedlungsform bei den Orten Winden, die bei Perg, Hall, Kremsmünster und Herzogenburg anzutreffen sind. Hier nehmen 4—5 Gehöfte eine radiale Stellung um einen Kleinplatz ein. Ob bei dieser sehr auffälligen Form an den vielbesprochenen „Rundling“ gedacht werden kann, bedarf einer noch sehr eingehenden Untersuchung. Weisen doch andere Winden=Orte diese Siedlungsform nicht auf, ebenso Dörfer, deren Ortsnamen slawischen Ursprungs sind.

Neben diesen ältesten Hausendorf- und Weilersiedlungen kommen im gleichen Raum Sammelsiedlungen vor, die schon planmäßigeren Ausbau erkennen lassen. Wir wollen diese Siedlungen als Straßendörfer

mit haufendorfähnlicher Anlage bezeichnen. Bei diesen Siedlungen ist der Ortsmittelpunkt noch vollkommen haufendorfähnlich ausgebildet, enthält aber zuweilen einen kleinen, angerartigen, unregelmäßigen Platz von dessen Ecken aus mehrfach gewundene, schon regelmäßiger bebaute Straßenzüge abzweigen. Diese kleinen Ortsplätze sowie die Eckenmündungen der Ortsstraßen weisen eine Entwicklungsstufe zur planmäßigen Siedlung auf. Beobachten wir ferner die regelmäßiger bebauten Ortsstraßen, die wohl in vielen Fällen auch sehr späte Ortserweiterungen darstellen, so ist mit dem Richtungszwang, der vom Ortsmittelpunkt ausgeht, eine Entwicklung zur planmäßigen Siedlung angebahnt.

Die Verbreitung des Straßendorfes haufendorfähnlicher Anlage ist für Oberösterreich weniger wichtig als für Niederösterreich, wo dieser Typus deutlich an den Randgebieten des alten Siedelraumes beginnt und zungenartig in zur Zeit neubesiedeltes Land hineingreift. Wieder sind ziemlich dichte Siedlungshorste zu erkennen. So im Pielachgau (urk. 836) westlich und im Perschlinggebiete (urk. 839) östlich von St. Pölten. (19). Auch schon im Norddonauraum wieder um Artstetten und um den Jauerling ist diese Siedelform zu finden. Ramp aufwärts dringt sie entlang den Hängen des Manhartsberges bis ins Hornerbeken und nach Norden schon in den Thayaaraum um Drosendorf—Raabs vor. (Sehr alte Gaugrafschaften! [26, 27]). Die Ortsnamenendungen der Siedlungen auf =ing, =heim, =stetten, =bach und schon auf =dorf sichern ihre Entstehung als deutsche Siedlungen. Urkundliche Erstbelege versagen zur Datierung fast vollständig, da die nicht sehr großen Orte erst in den Urbaren des Spätmittelalters auftreten. Den geschichtlichen Ereignissen folgend, dürften die meisten wohl zwischen 700 und 1000 entstanden sein, gehören also schon zum Großteil der Karolingerzeit zu.

Gleichzeitig mit dieser Siedlungsform des haufendorfähnlichen Straßendorfes, sie gleichsam in der Datierung sichernd, kommt im selben Siedelraum die Kirchensiedlung vor. Mit dieser Bezeichnung ist eine Ortsform gegeben, bei der die Kirche zur Siedlung in ein planmäßiges Verhältnis gebracht ist. Die Kirche nimmt dabei immer Hochlage ein. Die noch haufendorfähnliche, nicht sehr großräumige Ortschaft lagert entlang oder am Fuße des Kirchberges. Die Hochlage der Kirche, welche ständig von einem wehrhaften Friedhof umgeben oder mit einer Burganlage zusammengeschlossen ist, weist Festungscharakter auf. Die Siedlung, nicht selten Sammelort von Verkehrsstraßen, ist günstig mit der Wehranlage verbunden. Zweifellos entspricht diese Siedlungsanlage einer Zeit, in der die Ostmark gegen die immer noch anstürmenden Ostvölker als deutscher Siedelraum gesichert werden mußte. Ferner bedeuten diese Kirchensiedlungen für die kulturelle Entwicklung des Grenzlandes eine bleibende Grundlage. Sie sind

Symbole der Christianisierung dieses Donauraumes, denn viele Anlagen bildeten den Keim für den Ausbau der Pfarrorganisation. So ist eine Fülle von Kirchensiedlungen als Gründungen der bayerischen Hochstifte und Bistümer wie Salzburg, Passau, Regensburg, Freising und Eichstätt nachzuweisen, dem die zugehörigen Kirchenpatrozinien entsprechen (die Heiligen Stefan und Laurentius, Peter und Paul, Rupert, Michael, Martin, Georg, Margaretha u. a. m.). Diesen folgen die durchaus deutschen Ortsnamenendungen auf -kirchen, -stetten, -dorf und Ortsnamen mit dem Kirchenheiligen. Diese Kirchensiedlung ist jedoch nicht in gleiche Linie mit den Höhenkultorten der Nachvölkerwanderungszeit zu setzen, wie solche R. Egger (9) für Kärnten nachweisen kann. Sie sind schon eine viel entwickeltere Form. An sich ist die Höhenlage eines Kultplatzes uralter Brauch und taucht immer wieder in ähnlichen Formen auf. (Wallfahrtsorte d. 17. u. 18. Jhs.). Es wandelt sich ja auch sehr bald die besprochene Kirchensiedlungsform. Bereits im 11. Jh. nimmt die Ortschaft schon sehr planmäßigen Charakter an; wir kommen darauf noch zu sprechen.

Die frühesten Kirchensiedlungen finden wir im Salzach-Innraum. Hier umsäumen sie alte Siedlungshorste und vermitteln damit häufig die jüngere Streusiedlungsgebiete mit diesen. An sich bilden sie eine Fortsetzung des gleichen Siedlungsformenzuges, der von Oberbayern her zwischen den Alpenrand und einer Linie München—Chiemsee—Braunau auf österreichisches Gebiet übergreift. Drei sehr charakteristische Kirchensiedlungen lagern vor Salzburg: Liefering (urk. 8. Jh.), Bergheim (urk. 927) und die Vorstadt Mülln (urk. wohl erst 1125). Eine dichte Reihung folgt auf der Streusiedlungshochfläche des Weilharts zwischen Salzburg—Braunau und dem Mattigtal. Die Siedlungen sind noch sehr klein und erinnern stark an die Kirchorte der Alpen (einige von ihnen dürften wohl auch sehr spät entstanden sein). Die Namen: Straßwalchen (urk. 799), Neukirchen (urk. 803), Hochburg (urk. 878), St. Georgen (urk. 1040), Handenberg (urk. 1112), Eggelsberg (urk. 1143), Gilgenberg (urk. 1195) sprechen genügend für die Siedlungsweise. Nach Oberösterreich setzt sich die Linie der Kirchensiedlungen fort und umsäumt auch hier die alten Horste im „Lands“, nähert sich den hügeligen Boralpengebieten und schafft die Kirchenorte im weitverbreitetsten Streusiedlungsraume. Um nur die auffallendsten Orte zu nennen: Gunskirchen bei Wels (urk. 819), Attnang, Auerkirchen, Laakirchen, Roitham. An der Donau nächst Linz, St. Magdalena (urk. 1100) und Mautausen. Im westlichen Niederösterreich ist wohl Haag die bedeutendste Kirchensiedlung. Eine auffallend dichte Reihung, die den Eindruck von Wehrgürteln erweckt, ist für den Dunkelsteinerwald und für die Wachau festzustellen. Im Dunkelsteinerwald sind es die Orte Gerolding, Mauer (urk. 1147) Hafnerbach, Karlstetten (urk. 1083), in der Wachau die Orte:

Emmersdorf, Spitz, St. Michael (urf. 987), Weißenkirchen und die sehr alte Siedlung am Frauenberg in Stein (9. Jh.). Ein dichter Wehrgürtel von Kirchensiedlungen umzieht den Wienerwald, der ja als Ostausläufer des älteren Siedelteiles im Donaauraum eine wichtige Rolle spielt (19). Wieder nur die wichtigsten Orte: Böhleimkirchen (urf. 985), Weißenkirchen (urf. 1040), Abstetten (urf. 985), Sieghartskirchen (urf. 1050), St. Martin bei Klosterneuburg (urf. 1043), am Nordrand, Perchtoldsdorf (urf. 1137), Mödling (urf. 906), Gumpoldskirchen (urf. 1125), Traiskirchen (urf. 1089) lagern am Süd- und Ostrand dem Grenzsaum des Wienerbeckens. Im Norddonaauraum verbreiten sich die Kirchensiedlungen kampaufwärts von Krems (Piaristenkirche urf. 1014) über Stiefern (urf. um 1000) und Gars (urf. 11. Jh.) ins Hornerbecken, dessen bedeutendste Anlage die Stefanskirche der Altsiedlung Horn (urf. 1040) ist (20).

Damit ist eine sehr wichtige Siedlungsform im österreichischen Donaauraum landschaftlich und auch zeitlich umgrenzt. Die ersten urkundlichen Nennungen reichen schon in die Karolingerzeit zurück, die weitaus meisten sind für die Zeit um das Jahr 1000 gegeben. Die -ingen-Namen sind sehr spärlich vertreten, hingegen treten die Ortsnamenendungen auf -kirchen, -berg, -burg, -dorf hervor. Ziehen wir die geschichtlichen Ereignisse des Zeitraumes zwischen 800 bis 1000 zur einigermaßen genauen Datierung heran (5, 17, 23), so dürfte wohl die Sicherung und Christianisierung des Grenzlandes seit den Awarenzügen Karl des Großen den Anlaß zu ihrer Gründung geboten haben. Nach den Ungarstürmen des 10. Jahrh. erfolgte wohl ein Ausbau in verstärktem Maße, der bis in die Mitte des 11. Jahrh. angehalten hat. Demnach wäre diese Siedlungsform zwischen 800 und 1050 anzusetzen.

Um das Jahr 1000, mit der Christianisierung Ungarns tritt eine Hemmung in der geschlossenen deutschen Südostbesiedlung entlang der Donau ein. Den Saliern, Kaiser Heinrich II. und seinen Nachfolgern gelingt es nicht mehr, wie zur Zeit Konrads II. gewaltige Ansätze zeigen, auch den ungarischen Donaauraum geschlossen für die deutsche Siedlung zu erobern. Es bildet sich in dieser Zeit an der March und Leitha ein politischer Grenzraum aus, der bis heute seine Gültigkeit behalten hat.(2). Mit der Gründung der Reichsfeste Hainburg a. d. Donau (1043) war ein Grenzstein für die geschlossene deutsche Besiedlung an der Donau gesetzt. Umso stärker beginnt zu dieser Zeit die Landnahme im Norddonaauraum Niederösterreichs. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts werden die Gebiete des unteren Manhartsbergviertels bis zur Thaya und March gegen Mähren für die Kolonisation erschlossen. Um den gleichen Zeitpunkt setzt die intensive Rodungstätigkeit im oberen Manhartsbergviertel, dem Waldviertel ein. Große Königschenkungen vergeben das Grenzland an geistliche und weltliche Für-

sten, wodurch vor allem das Markgrafengeschlecht der Babenberger größeren Landbesitz erhält. (1, 2, 24, 33).

Mit dieser Landnahme um 1000—1030 im Wienerbecken und der um 1050 im Norddonauraum Niederösterreichs ist die Voraussetzung für eine planmäßige Besiedlung gegeben gewesen. Im gleichen Zeitraum hat sich ein Siedlungsformenwandel vollzogen, der von den unplanmäßigen Haufendorfformen wegstrebt und im Verlaufe des 11. Jahrhunderts zu immer planvolleren Typen gelangt. Nicht mit einem Schlag hat sich diese Wandlung vollzogen, sondern allmählich im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts. Bei dieser Wandlung der Siedlungsform, und das ist sehr wesentlich und beachtenswert ist kein fremder Einfluß am Werke gewesen. Die planmäßigen Typen wachsen aus bodenständigen und bodenverbundenen Formen heraus. Kein Bruch mit früheren Siedlungsformen, wie dies für die Nachrömerzeit festgestellt werden konnte, ist hierbei zu erkennen. Die neuen, sehr zweckmäßigen Formen wachsen aus uraltem, vererbtem Volksgut hervor. Es bleibt der Dorfverband, diese sehr soziale Einrichtung erhalten, ja sie wird durch die Dreifelderwirtschaft und durch planmäßige Gründungsanlagen verstärkt. Die alte Gewannteilung der Felder erhält ebenso wie die Siedlung, typenhafte Gliederung (41).

In der Zeit der Wandlung entsteht eine Vielzahl oft sehr unklarer und unbestimmbarer Siedlungsformen. Erst während des 11. Jahrhunderts beginnen sich die Formen zu klären und zu scheiden. Die Besiedlung Niederösterreichs bietet hierfür eine Fülle von Beispielen, die für die gesamtdeutsche Siedlungsformenforschung von Wert ist. (18).

Die Wandlung der Siedlungsform kommt vor allem in den Formelementen der Siedlung, den Baublöcken und Verkehrsflächen zum Ausdruck. Während das Haufendorf noch ganz unregelmäßige Baublöcke und ein gleiches Wegenetz aufweist, erlangen sie bei den Uebergangsformen schon bestimmte Lagen zueinander. Konnten wir dieses schon beim Straßendorf haufendorfähnlicher Anlage feststellen, so wird die planmäßige Richtung weiter befolgt und führt alsbald zu bestimmten siedlungstechnischen Grundregeln. Das Wegenetz wird zu einem Straßengerüst geordnet, von dem aus die Baublöcke und ihre Gehöfte erschlossen werden.

Von den zahlreichen Frühformen wollen wir nur die zwei wichtigsten Typen herausgreifen, die unverkennbar als die Entwicklungsformen der planmäßigen Hauptformen zu gelten haben; das Grabendorf und das Straßendorf mit kleinem Dreieckplatz. Das Grabendorf ist durch das Gelände gegeben. Entlang eines Talgrabens ziehen zwei Hauszeilen. Die Dorfstraße wird durch den Grabenbach in zwei gleichlaufende Straßenzüge geteilt. Durch den Graben werden die meisten Siedlungen schon sehr geradlinig geformt. Bei breiten Gräben nähert sich die Graben-

dorfform der Längsangerform, deren Ursprung sie ist. Der kleine Dreiecksplatz des Straßendorfes wird durch eine Straßenteilung gebildet und stellt die Urform des Dreieckangers bzw. Platzes dar.

Die Verbreitung dieses Straßendorfes und des Grabendorfes deckt sich noch zum Teil mit dem altbesiedelten Raum, doch werden schon gebirgige Siedelgelände wie der Wienerwald (19), die Gegend um Horn, Eggenburg, Raabs und das südliche Waldviertel (20) damit neu erschlossen. Die Ortsnamen auf =graben, =bach, =stetten, =dorf weisen deutlich auf die Entstehungsart hin. Dabei hat sich das Grabendorf als planmäßige Siedlungsform noch über die Frühzeit planmäßiger Besiedlung bis ins 13. Jh. erhalten, während der kleine Dreieckanger wohl mit der Zeit um 1100 umgrenzt ist.

Um 1100 haben sich die Uebergangsformen zu den Hauptformen der mittelalterlichen Kolonisation entwickelt. Immer geradliniger werden um diese Zeit die Grabendörfer, immer größer die Dreiecksplätze an Straßenteilungen. Mit der Anlage planmäßig geführter Straßenzüge, die außerdem nur auf eine Mindestzahl beschränkt bleiben, konnte sich die Bildung regelhaft geordneter Baublöcke vollziehen. Sie sind in längsrechteckige Grundstücke gegliedert, auf denen die Gehöfte, wohl noch in freier, aber nunmehr in zur Straße geordneter Lage errichtet werden. Gegen die Flur zu, in den Baublock einbezogen, ist der Hausgarten dem Gehöft angeschlossen. Eine Hecke und der Baumbestand der Gärten schafft der Siedlung einen Wehrring. Damit ist sie gegen Brandwurf und die Unbilden der Witterung geschützt. Im Mittelalter umzog den Wehrring ein Wallgraben, der, erst in neuerer Zeit aufgelassen, nun Platz für eine Umschließungsstraße bietet.

Mit der planmäßigen Gliederung der Siedlung war der Schritt zur Typenbildung gegeben. Zwei Formgruppen stehen sich nun gegenüber und entwickeln sich gleichzeitig zu immer planvolleren Formen. Es ist dies das **Straßendorf** und das **Angerdorf**. Wir bezeichnen das Straßendorf als Einzeiler, wenn nur eine Hauszeile, daher ein Baublock vorhanden. Diese Siedlungsform kommt häufig an Flußufern bei Fischer-siedlungen und in Weinhauerorten vor. Straßendörfer mit zwei gegenüberliegenden, regelmäßig bebauten Baublöcken sind wohl am häufigsten. Der Geländelage nach kann der Ortsstraßenzug gewunden verlaufen, Geradlinigkeit wird jedoch häufig angestrebt. Bilden mehrere zweizeilig bebaute Straßenzüge ein mehr oder minder geordnetes Straßennetz, so sprechen wir von **Mehrstraßendörfern**. Das Angerdorf kennt nur zwei Grundgestalten, für deren Bezeichnung die Angerform maßgebend ist. Da die Angerform von den Ortsstraßen umrandet wird, geben diese „Randstraßen“ die Form am klarsten wieder. So entsprechen jeder Längsangerform zwei, dem Dreieck-

anger drei Randstraßen. Das soll grundlegend für die Zuordnung und Bezeichnung der Typen sein. So verschiedenartig die Angerdörfer auch durch das Gelände gebildet sein mögen, so einfach lassen sie sich durch diese Typenregeln zusammenordnen. Je nach der Entfernung der Randstraßen unterscheiden wir schmale und breite Längsangerdörfer. Bei ersteren haben die Randstraßen Abstände von 25—80 m, zu den letzteren zählen Angerbreiten von 100 m und mehr. Treffen sich zwei Randstraßen am Angerende, so sprechen wir von linsen- oder spindelförmigem Anger. Ist eine Randstraße gerade, die zweite im Bogen dazu geführt, so nimmt der Anger Halbmondform an. Bei der Dreieckform treffen immer zwei Randstraßen an den Angereden zusammen und durchbrechen von hier aus die Baublöcke. Eine Mischform beider Angerarten ist die längsförmige Dreieckform, bei der zwei Randstraßen längsgerichtet sind und die dritte, wenn überhaupt vorhanden, nur ein kurzes Verbindungsglied darstellt.

Diese Angerformen sind durchaus keine geometrischen Erfindungen siedlungstechnischer Plantunst, sondern sie sind organisch dem Gelände eingefügt, aus diesem hervorgegangen. Ist es doch auffallend, daß vorwiegend ebene Gelände von großen Angerdörfern besiedelt werden. In gebirgigen Landschaften nehmen sie immer Mulden und Tallage ein. Das Gelände bestimmt vorwiegend die Angerform und schafft daher die große Manigfaltigkeit der Ortsformen.

Bei den sehr großräumigen Angerdörfern des 12. Jhs. kommen neben den Randstraßen auch Querstraßen vor. Diese stehen senkrecht zum Anger und durchqueren als Bauwich die Baublöcke. Ihre Anzahl ist nach der Ortsgröße verschieden. In der Regel wird nur eine Querstraße in der Mitte der Ortschaft über den Anger gezogen und damit eine langzeilige Siedlung mehrfach gegen die Flur zu erschlossen. Für die planmäßige Anlage solcher Siedlungen spricht die Lage der Ortskirche am Querstraßenzug. Sie befindet sich fast regelmäßig knapp außerhalb der Ortschaft auf einer Anhöhe des Talhanges und nimmt damit eine Verteidigungsstellung ein. Durch die Querstraße ist sie eng mit dem Siedlungszentrum verbunden. All dies läßt die Fortbildung und planmäßige Entwicklung der Kirchensiedlung erkennen. So bilden die weithin sichtbaren Kirchen, die breiten großen Angerdörfer die eigenartigen Ortsbilder der norddonauländischen Siedellandschaft.

Angerdörfer erfüllen den ganzen jüngeren Siedlungsteil. Sie überwiegen gegenüber den Straßendörfern, die nur kleinräumige Ortschaften bilden. Den Ausgangspunkt für die ersten planmäßigen Anlagen bildet wieder der Wienerwald (19). Von hier aus strahlt diese wichtige Siedlungsform der planmäßigen Kolonisation des Mittelalters ins Wienerbecker und in den Norddonauraum aus. In der Ebene des Tullnerfeldes

finden wir die frühesten, oft noch unklaren Angerdorfformen. So bildet Ollarn (urf. 1033) eine noch nicht ganz planmäßige Dreieckform, Elsbach (urf. 1037) eine frühe Längsform, Nixing und Tulbing (urf. 11. Jh.) haben kleinräumige Linsenform. Größer und regelmäßiger sind die Angerdörfer am Ortrand des Wienerwaldes (Altmannsdorf, Brunn a. Gebirge, Möd- ling), denen die planmäßigen Anlagen am Rande des Leithagebirges (Unt. Waltersdorf) und in der Flachlandschaft zwischen Bruck und Hain- burg (Höflein, Scharndorf, Göttelsbrunn) südlich der Donau gelegen folgen.

Mit Angerdörfern dicht bedeckt ist der Norddonauraum, vor allem die beiden Manhartsbergviertel Niederösterreich, weniger das Mühlviertel Ober- österreich. Geländetechnisch betrachtet, bildet wohl das Waldviertel und das anschließende Mühlviertel eine landschaftlich-geologische Einheit. Die Siedlungen lagern auf einer einst dicht bewaldeten welligen Granithoch- fläche, während die tief eingeschnittenen Täler (Kamp, Krems, Thaya, Mist, Rodl, Mühl) unbesiedelt geblieben sind. Im Gegensatz dazu steht die Land- schaft des unteren Manhartsberges, das Weinviertel, eine weite, hügelige Lößlandschaft mit breiten Mulden, weiten Tälern und Ebenen.

Auffallend ist, daß sich im unteren Manhartsbergviertel, welches römerzeitlich germanisches Siedelland war (Quaden, Markomannen) keinerlei Siedlungsformen aus dieser Zeit erhalten haben. Nur Spuren und stattliche Funde sichern zusammen mit den zahlreichen Hausbergen (deren Entstehung noch immer nicht eindeutig zu Gunsten der Germanenzeit ent- schieden ist) eine dichte Besiedlung für diese Zeit. Die heutige Siedelland- schaft weist durchaus eine sehr planmäßige Besiedlung von Straßen- und Angerdörfern auf, die nicht vor der deutschen Landnahme entstanden sein kann. Nur sind viele dieser Siedlungsformen seit dem Mittelalter mehrfach neuzeitlich verändert worden. Die Verödungen der Hussiten-, Schweden- und Türkenzeit haben um 1700 eine große planmäßige Neubesiedlung not- wendig gemacht. Von dieser Zeit an sind vor allem die Grundstücke in den Baublöcken stark zerteilt worden. Ebenso haben Ortserweiterungen die gro- ßen Anger dicht verbaut. Die dichte Angerverbauung, die schmalen Bau- grundstücke, welche meist nur eine Entwicklung von Stred- und Hafenhöfen gestatten, schaffen heute im Ortsbild den Eindruck neuzeitlicher Kolonisten- dörfer. All dies konnte jedoch nicht die Grundzüge der mittelalterlichen Sied- lungsform auslöschen.

Es ist erklärlich, daß eine so ebene Siedlungsfläche wie das Marchfeld die Siedler angezogen hat. Die Ungunst des Bodens (Flugsand, Schotter) haben jedoch schon bald nach der ersten Besiedlung zu teilweiser Verödung Anlaß gegeben. Nur an den Randgebieten und am Wagram der Donau- zuflüsse haben sich Siedlungen dauernd erhalten können. Ihre Anlage dürfte wohl noch in der 2. Hälfte des 11. Jhs. erfolgt sein, denn um

1100 sind schon viele urkundlich genannt (1); so um 1115 die Längsangerdörfer Gänserndorf, Kroissenbrunn, Siebenbrunn, Tallesbrunn und Weiskendorf, 1120 Markgrafenneusiedl, 1136 Leopoldau. In weiten Talgraben angesiedelt sind die Angerdörfer im Zaya-Taschlbachtal um Mistelbach (urf. 1128), die Gegend um Laa a. d. Thaya und das heute dicht verbaute Pulkautal. Wie ein Siedlungshorst wirkt die Lage der Siedlungen nördlich von Hollabrunn; von denen 1108 die Angerdörfer Willersdorf, Immendorf, Schalladorf, Guntersdorf, Grund und Gr. Mondorf genannt sind. Im gleichen Raum liegt die sehr planmäßige dreieckförmige Längsanlage von Mappersdorf (urf. 1110) und das große, formvollendete Längsangerdorf Schöngrabern (urf. 1117). Gleiches trifft bei den Siedlungen im weiten Göllersbachtal und im Gebiete um Reß zu (32).

Das obere Manhartsbergviertel (Waldbiertel) war bis zur deutschen Kolonisation des Mittelalters von dichten, siedelleeren Urwäldern bedeckt. Der „Nordwald“, die „*silva nortica*“ wird mehrfach in den Urkunden des 9. u. 10. Jh. genannt (24, 25). Nur wenige Verkehrssteige (Böhmsteig) haben diese Waldlandschaft durchzogen und sind die Leitlinien seiner Besiedlung geworden. Von der Donau im Süden und den altbesiedelten Gebieten um Horn und Raabs im Osten ist die Erschließung erfolgt. Im letzten Drittel des 11. Jhs. setzt die großzügige Besiedlung ein, hat um 1100 schon mächtige Breichen in das Waldland geschlagen, dauert das ganze 12. Jh. hindurch an und ist um 1200 als nahezu abgeschlossen zu betrachten (24). Ein Ausbau erfolgt noch während des ganzen 13. Jh. Die neuzeitliche Besiedlung ab 1600 (vorwiegend Streusiedlung) hat kaum grundlegende Veränderungen geschaffen.

Auch in diesem Gebiete sind Angerdörfer die vorwiegende Siedlungsform. Die Anlagen sind gegenüber denen des unteren Manhartsbergviertels noch in ihrer mittelalterlichen Prägung erhalten geblieben. Breite Anger, wohl nie sehr regelmäßig, jedoch vorzüglich dem Gelände angelehnt, werden planmäßig von Randstraßen umsäumt. Die Baublöcke sind klar in rechteckige Grundstücke gegliedert und diese mit regelhafter Genauigkeit in 35—45 m breite Parzellen geteilt. Dadurch können sich die Drei- und Vierseithöfe ihrem Zweck entsprechend stattlich entfalten und wahren trotzdem eine genügend breite „Reihe“ (Bauwid) zwischen den Nachbarhöfen. Eben in dieser „freien“ Gehöftstellung kommt das uralte germanisch-deutsche Siedlungssystem zum Ausdruck. An den Hausgarten wird bei besonders planmäßigen Anlagen ein sog. „Gartenader“ angegeschlossen. Dieses Grundstück von $1\frac{1}{2}$ bis 1 Joch Größe gehört dem Baublod zu und bildet mit dem Hausgarten ein breites, sicheres Gehege für die Ortschaft (41). An der Querstraße, in Hochlage, sind die heute noch vielfach erhaltenen romanischen Kirchenbauten errichtet, die mit ihrem

festungsartigen Bierungsturm über dem Chorquadrat in die weite, hohe, von Tannenwäldern umsäumte Landschaft hinausragen. (19).

Der „Böhmsteig“ zwischen Horn und Allensteig ist der kräftigste Hauptast der Walldviertler Besiedlung. Im Allensteiger Gebiet verzweigt er sich in drei weitere Äste. Der nördliche führt gegen Waidhofen ins Thanyagebiet, der nordwestliche reicht bis zur Gmünderpforte nach Böhmen, der südwestliche strebt Kamp aufwärts in das wichtige Siedlungsgebiet um Zwettl und Weitra. In dem letztgenannten Gebiete, einem Herrschaftsbezirk der der Kueringer, finden wir eine dichte Reihung von großen planmäßigen Angerdörfern mit Gartenadergrundstücken. Sie alle sind in einem geschichtlich gut erfassbaren Zeitraum entstanden, Ortsname und urkundlicher Beleg lassen sie in den beiden mittleren Vierteln des 12. Jhs. entstanden sein. Es sind in der Zwettler Stiftsurkunde von 1139 die Angerdörfer Rudmans, Gerotten, Strahlbach genannt, diesen folgen die Nennungen der Orte Friedersbach 1159, Süßenbach 1163 und Limbach. Etwas später anzusehen sind die Orte um Weitra, wie Dietmanns, Hörmanns, Wolfgers, Schweiggers, Gr. Schönau, Jagenbach, Wurmbrand u. a. m. (25). Noch in der ersten Hälfte des 12. Jhs. (1112?) sind die gleichen Anlagen um Waidhofen wie Ulrichschlag, Ottenschlag, Schirnes, Gastern, Reibers, Rudolz u. a. m. (25) entstanden. Nicht so dicht gereiht, viel kleiner und später entstanden sind die Angerdörfer des Mühlviertels. Im Freistädter Gebiet werden Rauchenöb, Amesreith und Langen-Firling erst im 14. Jh. genannt, um 1220 ist der Angerdorfhorst am Fuß des Böhmerwaldes nächst Aigen-Schlögel festzustellen (32, 36). Sonst herrscht ja in diesen Gebieten die Streusiedlung vor.

Schon am Rande des großen Kuenringschen Siedlungsraumes nächst Weitra und nördlich von Gmünd im Litschauer- und Heidenreichsteiner Gebiet beginnt die geschlossene Angerdorfform sich aufzulösen und zu zer dehnen. An die Stelle planmäßiger Gewanndörfer treteten Walldhufensiedlungen (20, 41). Noch in der Heidenreichsteiner Gegend wird die geschlossene Angerdorfform gewahrt, an die Stelle der Gartenadergrundstücke sind aber sektorartige Walldhufengrundstücke getreten, die vom Gehöft aus bis zur Gemarkung der Siedlung reichen. (Loimanns 1341, Reithenschlag 1351, Reichenbach 1368, Haugschlag 1369). Im Leinsitztal sind die Orte Eichberg 1380, Lembach 1341, Brühl 1376, Langfeld 1430 schon typische Walldhufendörfer mit langen, loder verbauten Gehöftreihen entlang der Talstraße. Mit diesem Siedlungsformengürtel schließt das Walldviertel gegen Westen und Norden ab und ist damit noch im Mittelalter hart an die Grenzwaldlinie von Böhmen und Oberösterreich gekommen. Die Durchsiedlung dieses Gebietes mit neuzeitlichen Einzelhöfen gehört nicht mehr dem Rahmen unserer Arbeit zu.

Ebensolche Waldhufendörfer sind für Oberösterreich in den Gebieten um Leonfelden und nördlich von Freistadt gegeben (4, 20 a). Die Ortsnamen und späten urkundlichen Erstnennungen sichern die zeitliche Entstehung dieser noch mittelalterlichen Siedelform. Königschlag 1336, Bernhartschlag 1356, Dietrichschlag 1356, Leopoldschlag 1356, Sonnberg (1540!) u. a. m. haben die geschlossene Siedlungsform zugunsten der Streusiedlung aufgelöst. Das läßt erkennen, daß die Waldhufensiedlung in unserem Donauraum nicht vor 1200 anzusetzen ist. Die Ausbildung und planmäßige Siedlungsform hat das Waldhufendorf erst in der 2. Hälfte des 13., ja erst im 14. Jh. erhalten. Hier ist auch die Brücke zu suchen, die zu den ganz anders geplanten neuzeitlichen Siedlungsformen führt. Diese sollen im Rahmen dieser Arbeit nicht behandelt werden, haben sie doch kaum mehr wesentlich die Grundzüge der Siedellandschaft geändert.

Damit sind in großen Zügen die Formen der Sammelsiedlung im österreichischen Donauraum dargestellt worden. Der Streusiedlung konnte nur wenig Raum eingeräumt werden, da sie vorwiegend im Alpenraum zu planmäßigen Typen gelangt war. Wir erkannten in der Verteilung der verschiedenen Sammelsiedlungsformen auch eine zeitliche Aufeinanderfolge und Entwicklung der Typen, ebenso scharfe Unterscheidungen in der Siedlungstechnik. Der Verfasser ist sich dessen bewußt, daß noch viele Kleinarbeit und Zusammenarbeit geleistet werden muß, ehe die „Datierung“ der Formen wissenschaftlich genau umgrenzbar ist. Aber geschehen muß dies, denn die Siedlungsform ist gleich dem Ortsnamen oder der urkundlichen Nennung ein wichtiger Belegstoff für die Siedlungskunde des deutschen Volkes.

Wir erkannten, daß erst die Nachrömerzeit und da eigentlich erst die bajuwarische Landnahme seit dem 6. Jhr. die heute noch bestehenden Siedlungsformen geschaffen hat. Der langgestreckte Siedelraum vom Inn entlang der Donau bis zum Wienerwald weist immer wieder und noch Hausendörfer auf. Diese nisten sich in planmäßige Römersiedlungen ein. Sie sind in einen urkundlich kaum erfassbaren Zeitraum zwischen 550 und 800 zum Großteil entstanden. Mit der Karolingerzeit tritt ein Formenwandel ein, der deutlich Ansätze zu planmäßigen Anlagen erkennen läßt. Mit der Kirchensiedlung, die gleichfalls diesem Zeitraum und der Ottonenzeit bis um 1000 zugehört und in Niederösterreich eine wahre Blüte erreicht hat, ist ein weiterer Schritt zum planmäßigen Ausbau des Marklandes getan. In der Zeit um das Jahr 1000 bereitet sich durch den Siedlungswandel die planmäßige Dorfform des Hochmittelalters vor. Um 1100 sind die Siedlungstypen der Kolonisation geschaffen und erstrecken sich während des ganzen 12. Jahrh. als Anger- und Straßendörfer über den jüngeren Siedelteil. Mit dem beginnenden Zeitalter der Stadtkultur, d. i. seit 1200 flingt auch diese kulturelle Hochform der bäuerlichen Siedlung in die viel unsozialere

Waldhufenform aus. Diese bringt noch eine planvolle Verbindung mit der Einödsflur zustande und beleuchtet damit eigenartig die spätmittelalterliche und neuzeitliche Siedlungsart.

Die Hausformen des österreichischen Donauraumes sind seit A. Dachler (6) kaum mehr übersichtlich und zusammenfassend bearbeitet worden. Das ist nun fast 40 Jahre her. Nur Oberösterreich hat durch E. Kriechbraum (22) vor kurzem eine eingehende, klare und übersichtliche Bearbeitung erfahren. Sonst sind viele Stüdwerke da, die mehr „Theorien“ als sachliche Beobachtung darstellen. Der Rahmen dieser Arbeit läßt natürlich auch keine eingehende Bearbeitung zu. Dennoch soll ein Versuch unternommen werden die Grundzüge der Hausformen von bautechnischen Gesichtspunkten aus zu betrachten. Damit sind wichtige konstruktive Zusammenhänge klarzulegen. Zukünftig wird es notwendig werden, den Hausbau auch in Hinsicht auf die Siedlungs- und Flurformen zu beachten, denn die drei Formen zusammen schaffen eine Siedellandschaft.

Der weitaus größte Teil unseres Donauraumes wird vom Gehöftsbau erfüllt. Nur der Salzburger Flachgau, das anschließende Mondseeland und der Attergau bis zum Traunsee kennen mächtige Einhäuser, die Haberlandt (14) richtiger als Haupthäuser eines Hausenhofes bezeichnet hat. Diese Haupthäuser sind ihrem bautechnischen Aufbau nach als urtümliche Einraumbauten zu werten. Ihr dreijochiger Rechteckgrundriß ist zu ebener Erde in Wohnteil, Tenne (Quertenne) und Stallteil gegliedert. Das Obergeschoß und der hohe Dachraum bilden einen mächtigen Speicherraum. Vor allem das Rauchhaus der Mondseegegend mit seinen durch zwei Hausgeschosse reichenden Rauchraum, über den der Rauchboden gelagert ist, läßt ähnlich wie beim Schwarzwaldhaus (11) hier die Urzelle des Feuerwohnraumes erkennen. Die Quertenne, ein Durchfahrtsraum mit den ehemals wohl einzigen Hauseingängen, erschließt das ganze Haus. Der Stall, oft leicht in den Boden eingegraben, ist wie der Feuerraum des Wohnteiles und die Speicherräume des Daches von dieser Tenne aus zugänglich.

Mit der Dreijochigkeit der Hausteilung ist auch sein konstruktiver Aufbau gegeben. Es entsprechen derselben vier Gebinde; das sind Holzsäulengerüste die durch wagrechte Pfettenlagen miteinander verbunden werden und das flache, legschindelgedeckte Kofendach tragen. Jedes Gebinde besteht aus einem Hauptständer in der Mitte, der als Firstsäule bezeichnet wird und die Firstpfette stützt. Zwei Mittelsäulen, die beiderseits der Firstsäule errichtet sind, tragen die Mittelpfetten und zwei Außenständer tragen die Traufpfetten. Besteht die Firstpfette in der Regel nur aus einem mächtigen Balken, so sind die Mittel- und Traufpfetten als Doppelbalken ausgebildet. Diese Doppelpfettenbalken umklammern ein wagrecht gelagertes Riegelholz, welches, als Spange oder Bundtram bezeichnet, die Säulen

und Pfetten eines Gebindes verbindet. Die Säulen ruhen auf mächtigen Steinblöcken auf oder sind in die Erde eingerammt. Sie werden durch keinerlei Schwellholz miteinander verbunden und unterscheiden damit den Ständerbau sehr wesentlich vom Fachwerkbau. Während die Gebinde in Stall und Tenne vom Erdboden emporragen, werden sie beim Wohnteil schon im Dachgeschoß vom Blockbau der Hauswände abgefangen. Diese Ständerbauweise der Gebinde weist hohes Alter auf und kann als bairische Bauart bezeichnet werden, denn in der *Vex Bajuvariorum* (um 740 n. Chr.) sind für die Bestrafung an Hausfreveln Sühnebeträge angegeben, die sich auf diese Bauglieder beziehen (3). So ist die Firstsäule als „firstul“, die beiden Mittelständer als „winchilful“, die Außenständer als „columna angularis“ oder „columnae huius ordinis“ bezeichnet.

Eine gleiche Bauweise finden wir bei den großräumig angelegten Scheunenbauten des Innviertels, eines ebenfalls altbairischen Siedelraums. Auch sie sind auf eine dreieckige Grundrißteilung mit Quertenne zurückzuführen und bestehen aus mächtigen Fünfständergebinden, die ein steiles Pfettenrosendach tragen. Der Stadl ist ein großer Einraum, der heute oft über seine ursprüngliche Dreieckigkeit hinausgewachsen ist und sich als Bau mit 2 bis 3 Quertennen darstellt. Wichtig für unsere Betrachtung ist, daß im Innviertel nicht mehr der Haupthausbau, sondern der Gehöftbau herrscht. Der Stadl ist also nur Erntespeicher- und Arbeitsraum, während Wohnhaus, Stallungen und Schupfen als Einzelbauten den Hofraum locker umstellen. Von diesen Hausbauten sind Wohnhaus und Stallungen häufig noch Blockbauten mit flachen Ansdächern und Lageschindelbelag. Der Stadl und die Schupfen hingegen sind bretterverschaltete Holzständerbauten mit steilen, strohgedeckten Pfettenrosendächern.

Roßnauswald, Hausruß und das Schauenburger Ländchen bilden eine scharfe Hausformengrenze im alten bairischen Siedelraum Oberösterreichs. Von dieser Grenze östlich kommt eine konstruktiv ganz andere Bauweise zur Geltung, selbst in den Gebieten, die zum ältesten Siedlungsformenteil gehören. Der großräumige Vierkant ist für dieses altbesiedelte Land bis nach Niederösterreich in die Amstettner Gegend zu beobachten. Mit Recht wird diese Gehöftform zu den schönsten Hausformen des österreichischen Donaupraumes gezählt. Ihn als sehr alte Hausform anzusprechen (auch heute noch liest man von seiner „römischen“ Herkunft!) geht nicht an. Wie jede Hausform ist auch der Vierkant im Laufe der Zeiten mehrfach zweckhaft gewandelt worden (22). Die jetzige stattliche, schloßartige Form erhielt er von der Barockzeit an. Seine Entstehung geht auf den Vierseithof zurück, bei dem die einzelnen Hausbauten eng zusammengeschoben wurden. Die einheitliche Ueberdachung, die eine gleiche Fassadenhöhe und Gebäudetiefe verlangt, war zweckhaft durch die stattliche Anzahl von Kam-

mern und Speicherräumen bedingt, die diese reiche Gegend wirtschaftlich benötigte. Trotz all dieser Mehrräumigkeit, die sonst dem donauländischen Bauernhause fremd ist, läßt sich auch der Vierkant auf die einfache Vierzahl der Hauptbauten zurückführen.

Im ganzen übrigen Siedelraum herrscht ein Gehöftsbau vor, den wir als Drei- und Bierseithof zu bezeichnen gewohnt sind. Kleinere Anwesen bauen einen Zweiseit- oder Hakenhof, dem auch der Stredhof baulich zugehört. Die Hausbauten des Gehöftes lagern um einen vierseitigen Hof, der bei Einzelhöfen häufig noch recht unregelmäßig, bei den planmäßigen Sammelsiedlungen den Grundstücken entsprechend rechteckig gestaltet wird. Umstellt wird der Hof von vier Gebäuden, einem Wohnspeicherhaus, den Stallungen, Schupfen und den Stadl (Scheune). Zu diesen Hauptbauten gesellen sich, örtlich stark wechselnd, Nebenbauten wie ein zweigeschoßiger, turmartiger Feldkasten, das Austragerhäusl (Ausgeding) und meist im Garten ein Dörr- oder Badhäuschen. Der Bierseithof ist an aller vier Seiten von diesen Häusern umgeben, der Dreiseithof nur an drei. Seine vierte Seite bleibt unbebaut und wird gegen die Ortsstraße zu mit einer Tormauer abgeschlossen. Diese, sowie die Giebel des Wohnhauses und Austraghäuschen oder Schupfen, Stall, sowie manchmal der turmartige Feldkasten, bilden zusammen die charakteristischen Gehöftfronten bei Anger- und Straßendorf.

Von den vier Hausbauten ist jedes Gebäude als Haustype zu werten, die nach altem Brauch immer in ähnlicher, zweckentsprechender Form errichtet wurde. Damit sind bestimmte bautechnische Grundrißregeln festgelegt, die auch den Aufriß der Gebäude wesentlich mitbestimmen und aus der sachgemäßen Bearbeitung des Werkstoffes ihre Form erhalten haben. Stall, Scheune und Schupfen gehen heute noch auf einfache, urtümliche Einraumbauten zurück, das Wohnspeicherhaus läßt einen zusammengewachsenen Grundriß deutlich erkennen. Zueinander um den Hofraum gestellt, lassen noch die planmäßigsten Formen ihre Ableitung von der sehr alten Haufenhofform erkennen.

Wichtig ist die Bauform des Wohnspeicherhauses. Sein Grundriß ist dreiteilig und besteht aus dem Mittelteil, welcher stets ein unheizbares Vorhaus enthält. Von diesem aus sind die Seitenteile zugänglich, von denen der eine Wohnteil, der andere Speicherteil des Hauses ist (Heute wird wohl vielfach der Speicherteil als Wohnschlafraum benützt). Das unheizbare Vorhaus ist der Nachkomme einer einst nach drei Seiten offenen Vorhalle. Der von ihr aus zugängliche Wohnteil besteht heute aus einer quadratischen Stube oder ist in Stube und Kammer, bezw. Stube und Rauchküche gegliedert. Ehemals war dies der Feuerwohnraum des Vorhallenhauses. An die dem Wohnfeuerraum gegenüberliegende Längsseite

der Vorhalle ist im Laufe der kulturellen Entwicklung ein Speicherbau angebaut worden. Dieser Zubau kommt heute noch in seiner häufigen Zweigeschoßigkeit (Keller und Körndlkammer) gegenüber dem meist eingeschößigen Wohnteil und seiner oft geringeren Breite zur Geltung. Zusammen mit Vorhalle und Wohnteil hat der Speicherteil den dreiteiligen Hausgrundriß geschaffen (35).

Nun lassen sich in unserem Donauraum zwei scharf voneinander getrennte Haustypen des oben beschriebenen dreiteiligen Wohnspeicherbaues feststellen. Die eine Type hat ein durchgängiges Vorhaus, d. h. das Vorhaus läuft als kalter Gang zwischen Wohn- und Speicherteil. Bei der anderen Type wird das Vorhaus von einer Rauchküche abgeriegelt. Diese Rauch- Schlot- oder Trichterküche, „schwarze Kuchl“ genannt, verkleinert die Längsausdehnung des Vorhauses auf ein Drittel bis zur Hälfte und verhindert die Durchgängigkeit nach den beiden Traufenseiten des Hauses.

Für die zeitliche Entstehung dieser doch sehr wesentlich verschiedenen Haustypen ist die Feststellung wichtig, daß sich das durch die Rauchküche abgeriegelte Vorhaus nur in den Gebieten der planmäßigen Kolonistendörfer vorfindet, hingegen das durchgängige Vorhaus vorwiegend im alten Siedelteil der Hausendörfer und westlichen Streusiedlungsgebieten. Die Grenze zwischen abgeriegeltem und durchgängigem Vorhaustypus zieht als mehr oder minder breiter Gürtel zwischen dem alten und dem neubesiedelten Siedelraum dahin. Es haben sich nun in diesem Grenzgürtel Mischformen ausgebildet, die deutlich die Wanderung der Rauchküche vom Wohnfeuerteil in das Vorhaus veranschaulichen und damit den Wohn- und Mittelteil des uralten Vorhallenhauses noch kennzeichnen. Erst nach dieser Wandlung, bei der mit echt bodenständiger Zähigkeit an der Durchgängigkeit festgehalten wurde, konnte sich der Wohnteil kulturell entwickeln. Mitursache der Abriegelung war sicher die planmäßige Baublockgliederung der Gründungsorte. Die rückwärtige Haustüre, welche bei diesen Gehöften nur zur „Reiche“ und an die Wand des Nachbarhofes führte, war zwecklos geworden und konnte daher wegfallen.

Wohnspeicherhäuser mit durchgängigem Vorhaus finden sich bei allen Gehöftbauten Oberösterreichs südlich der Donau. Im Mühlviertel wiegen sie noch vor, werden aber im östlichen Teil, Greinerwald, im nördlichen Mischgebiet um Freistadt—Sandl—Liebenau (einem spätmittelalterlichen Streusiedlungsgebiet), vom abgeriegelten Vorhaustypus durch Mischformen verdrängt. In Niederösterreich ist gleichfalls der Teil südlich der Donau, also fast das ganze obere Wienerwaldviertel von durchgängigen Vorhäusern erfüllt. Mit der Linie Triesting—Gölsen—Traisen und den Gebieten Pielach—Mell—Möbbs ist der Grenzgürtel für beide Haustypen

gezogen. Das ganze mittelalterliche Streusiedlungsgebiet des Wienerwaldes zählt schon zum abgeriegelten Flurhaus (19). Im ganzen Norddonauraum und dem Wienerbecken, also in der jüngeren Besiedlungszone nach 1000, ist das abgeriegelte Vorhaus im Wohnspeicherbau bei Dorf und Einzelhof typisch. Nur das südwestliche Waldviertel (Ispertal) weist Mischformen auf, die deutlich die Verzahnung beider Hausformen erkennen lassen und die den Gürtel Donau nordwärts bis zum Böhmerwald fortsetzen.

Neben den sehr wichtigen Grundrißformen des Wohnspeicherhauses muß auch der konstruktive Aufbau der Scheune im Donauraum beachtet werden. Deutliche Kennzeichen lassen eine nahe Verwandtschaft mit den oben besprochenen Haupthäusern und Stadeln des Inn-Salzachraumes erkennen. Auch sie stimmen in wesentlichen Bezeichnungen mit den Beschreibungen in der *Lex Bajuvariorum* überein. Wohl sind diese Scheunen viel kleiner als die Innviertler, weisen aber durchaus einen dreijochigen Grundriß mit einer Quertenne im schmäleren Mitteljoch auf. Vier Gebinde tragen das steile, schaubenstrohgedeckte Pfettenrosendach und werden durch fünf Pfetten zusammengehalten. Die Gebinde bestehen jedoch nur aus drei Säulen, die in den Erdboden eingerammt sind oder auf Steinquadern aufstehen. Der Mittelständer ist die Firstsäule und trägt die Firstpfeite. Die beiden Außenständer unterstützen die als Doppelbalken ausgebildeten Traufenpfetten, welche den Bundraum umklammern. Die beiden Mittelpfetten werden in jedem Gebinde in ihrer konstruktiv notwendigen Lage befestigt. Um die Befestigung zu erreichen, werden zwei Schrägbalken, die sich am First scherenartig kreuzen, auf den Bundraum aufgesetzt. In der Mitte ihrer freien Länge sind sie durch einen wagrechten Balken verbunden. Dieser Balken führt den Namen „Sperrhaxe“. In die Achsen der Kreuzungstellen der drei Balken werden die Pfetten gelegt. Mit dieser „Sperrhaxenkonstruktion“ war die Unterstützung der Mittelpfetten ohne Säulen gelöst und an Stelle des Fünfständergerüsts war ein Dreiständergerüst getreten. Die Fünfpfettenlage wurde aber, wegen der Rosenbildung notwendig, beibehalten. Neuere und kleinere Gebinde führen die Firstsäule nicht mehr bis zur Firstpfeite empor, denn diese kann ja ebenfalls von den Scherbalken getragen werden. Die Firstsäule verkümmerte nun und ist nur noch in den Restformen der Sproßleiter und als die Mittelstütze des Bundtrames zu erkennen.

Dieser „Sperrhaxendachstuhl“ findet auch über dem Wohnhause, den Stallungen und Schuppen seine Verwendung und gilt als typische Dachbauart der Schaubenstrohdächer im ganzen Donauraum. Konstruktiv ist er zu den Pfettendächern zu zählen, was die Firstpfeite und die von Rosen unterstützte Dachhaut beweist. Mit seiner Verbreitung ist ein großes altartiges Pfettendachgebiet in Mitteleuropa festgelegt.

Es würde zu weit führen, die mehrfach, vor allem in neuzeitlich besiedelten Gebieten vorkommenden Mischformen der Sparrenpfettendachstühle aufzuzeigen. Es muß nur bemerkt werden, daß sie unsere Siedellandschaft nie so wesentlich gestaltet haben wie die Pfettenrosendächer. Bei den Mischformen ist immer das Pfettengerüst konstruktiv tragender Bestandteil des Daches geblieben. Es entfiel die Firstpfette und deshalb mußte an Stelle der Rosen die Sparrenbildung treten.

Damit sind im wesentlichen die Grundzüge der Hausformen nach rein bautechnischen Gesichtspunkten herausgearbeitet. Da vor allem der Hausbau ein ständig entwickelter, immer zweckhaft gestalteter Bauorganismus ist, sind die heute erfassbaren Formen das derzeitige Ergebnis einer langen Entwicklungsreihe. Dieses Ergebnis ist nicht die letzte Lösung, nur der derzeitige Entwicklungspunkt. Die Entwicklungsreihe läßt jedoch ein Beharrungsvermögen erkennen, das seine Begründung im altübernommenen Brauchtum hat und das einzig der Wegweiser zu den Quellen der Entwicklung des Bauernhauses ist. So mußten wir in der Typenbildung des Wohnspeicherhauses, wie in der Schreunenbauart einzeln Unterscheidungen treffen, die nur durch kulturelle Entwicklung im Verlauf eines Zeitraumes bedingt wurden. Eine Fülle von Misch- und Entmischungsvorgängen hat stattgefunden, bis sie die heutige Gestalt erhalten haben. Sie im Einzelnen herauszuarbeiten, ist die Aufgabe der Volkskunde im Verein mit den Technikern. So ist die durchgängige und die abgeriegelte Vorhaustype des Wohnspeicherhauses bautechnisch gesehen auf eine gemeinsame Wurzel, nämlich auf das sehr alte Vorhallenhaus zurückzuführen. An die Breitseite der ursprünglichen Vorhalle wurde ein zweigeschoßiger Speicherbau angefügt und dieser Anbau schuf den heute, bei beiden Typen allgemein verwendeten dreiteiligen Grundriß. Dieser Hausgrundriß hat nun den ganzen Donaauraum erfüllt, beeinflusst und überschichtete selbst den wesensverschiedenen Rauchhausgrundriß der Salzburg-Mondseer Gegend. Es kann festgestellt werden, daß dieser Rauchhausgrundriß seit dem 17. Jh. ständig im Rückzuge begriffen ist und dem dreiteiligen, durchgängigen Vorhaustypus Platz schafft. Beide Vorhaustypen sind heute als planvollendete Gebilde des 18. Jhs. zu werten und gleichen sich daher in vielen räumlichen Einzelheiten (Stube mit Hinterladerofen, Kammer, Speicher). Ihre Grundzüge reichen wohl tief ins Mittelalter zurück. In dieser Zeit dürfte auch die Typenspaltung entstanden sein. Die Verteilung beider Typen spricht für die Annahme, daß die Bildung des abgeriegelten Vorhauses mit der planmäßigen Besiedlung seit 1000 zusammenhängt. Demnach wäre das durchgängige Vorhaus als die ältere Hausform anzusehen, wofür neben Altartigkeit mancher Anlagen seine Verbreitung im älteren Siedelraum und die aufschlußreichen Mischformen in der Grenzzone beider Hausformen sprechen.

Daß die Siedlungsart (Streu- oder Sammelsiedlung) auf die Bildung der Typen Einfluß nimmt, kann nicht genügend erwiesen werden, denn wir finden beide Typen in beiden Arten vertreten.

Neben der Wohnspeicherhausform ist auch der Scheunenbau und die Dachstuhlbauart für die Grundzüge der Siedellandschaft wichtig. In unserem Gebiete überwiegt noch der Holzbau, dabei ist der Block- und der Ständerbau in jedem Gehöfte nebeneinander errichtet worden. Die Wohn-Stallbauten, heute meist Steinbauten, zählen zu den Blockbauten, Schuppen und Scheune sind noch durchaus Holzständerbauten. Der Fachwerkbau fehlt in unserem Gebiet gänzlich. Der Dachbildung entspricht ein Fünfspfettendach mit Rosen. Eine Schaubenstrohdeckung bildet die steilgeneigte Dachhaut. Nur zwischen dem Inn-Salzachraum und den übrigen Landschaften besteht der Unterschied, daß im ersteren großräumige Fünfständergebäude, sonst ausschließlich kleinere Dreiständergebäude vorkommen. Beide Scheunenbauten besitzen Quertennen.

Diese Grundzüge der Siedlungs- und Hauslandschaft im österreichischen Donaauraum lassen erkennen, daß sich in Gebiete dieses südöstlichen Siedelraumes während des Hochmittelalters bedeutende Entwicklungen vollzogen haben. Diese geben uns aufschlußreichen Belegstoff für die Siedlungskunde des deutschen Volkes. Es wird die Aufgabe der nächsten Zeit sein, auf Grund von Vergleichsforschungen das Vorgebrachte auszubauen und diese Formenwelt der Siedlung gleich den Orts- und Flurnamen als geschichtliche Quellen zu beachten. Erst mit solcher Zusammenarbeit kann uns eine Siedellandschaft die Kulturtat eines Volkes erklären, dadurch wird uns die Eigenart mit ihrer oft wechselvollen Mannigfaltigkeit als tiefster Charakterzug des siedelnden Volkes erfassbar.

Schriftennachweis:

- 1.) Bednar, R.: Zur ältesten Geschichte des Neumarkgebietes: Jhrb. f. Völk. v. N. De. Bd. XXI, Heft 3 und 4, Wien 1928.
- 2.) Derf.: Im Ringen um deutsches Kolonialland: „Unsere Heimat“, Mitbl. d. B. f. Völk. v. N. De., Jhrg. IX, 1936.
- 3.) Beyerle, R.: Die Lex-Bajuvororum. S. 118 ff. M. Hueber München 1926.
- 4.) Brosch, F.: Siedlungsgeschichte d. Wartenbergischen Amtes Leonfelden: Jhrb. d. Ob. De. Museumsvereines, Bd. 84, Linz 1932.
- 5.) Brunner, O.: Oesterreich, das Reich und der Osten im spät. Mittelalter: in Erbil-Madler, Oesterreich, Pustet-Salzburg 1936.
- 6.) Dachler, A.: Das Bauernhaus in Oesterreich.
- 7.) Dehio, G.: Handbuch d. deutsch. Kunstdenkmäler. II. Abtl. Oesterreich, 2 Bde. 1933.
- 8.) Egger, R.: Die österreichischen Länder im Altertum: in Erbil-Madler, Oesterreich.

- 9.) Derf.: Ausgrabungen in Feistritz a. d. Drau, Oberkärnten: Jhrb. d. östr. arch. Institutes, Bd. XXV. Heft 2, Wien 1929.
- 10.) Greiderer, S.: Haus und Hof in Salzburg. Wien 1925.
- 11.) Gruber, D.: Deutsche Bauern- und Aderbürgerhäuser. G. Braun, Karlsruhe 1926.
- 12.) Güttenberger-Bodo: Das südöstliche Niederösterreich: in Jbbl. Bücherei, Bd. III, Wien 1929.
- 13.) Haberlandt, A.: Die Bauernhausformen im deutschen Volksgebiet: Zeitschrift f. Volkskd. Wien, 1926.
- 14.) Haberlandt, A.: Zur Kulturgeschichte der Hausformen Oberdeutschlands: Jhrb. f. hist. Volkskd. Berlin 1934.
- 15.) Hackl, A.: Die Besiedlungsgeschichte d. ob. Ö. Mühlviertels: Forschungen z. d. deutsch. Volkskd., Bd. XIV, Heft 1, Stuttgart 1902.
- 16.) Helmer, L.: Das n. ö. Weinviertel östl. d. Klippenzuges: in Jbbl. Bücherei, Bd. II. Wien 1928.
- 17.) Hirsch, S.: Deutsches Königtum und römisches Kaisertum: in Srbik-Nadler, Desterreich.
- 18.) Klaar, A.: Die Siedlungsformen Niederösterreichs: Jhrb. f. Jbbl. v. N. Ö., Bd. XXIII, Wien 1930.
- 19.) Derf.: Die Siedlungs- u. Hausformen d. Wienerwaldes: Forsch. z. d. deutsch. Volkskd., Bd. XXXI, Heft 5, Stuttgart 1936.
- 20.) Derf.: Die Siedlungs- u. Hausformen d. Waldviertels: in Bd. VII, Geschichte d. W. B., Herausgeber Dr. Stepan Wien. 1937.
- 20a.) Derf.: Die Siedlungsformen des ob.östr. Mühlviertels und des böhmischen Grenzgebietes. In: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung. 1. Jhr. 1. Heft, S. 131 ff. 1937.
- 21.) Leibel, E.: Die Ostgrenze des Karolingerreiches: Jhrb. f. Jbbl. v. N. Ö., Bd. XXI Heft 5, Wien 1928.
- 22.) Riechbaum, E.: Das Bauernhaus in Oberösterreich: Forsch. z. d. deutsch. Volkskd., Bd. XXIX, Heft 3, Stuttgart 1933.
- 23.) Lechner, R.: Besiedlung u. Volkstum d. österr. Länder: in Srbik-Nadler, Desterreich.
- 24.) Derf.: Besiedlung d. Waldviertels: Jhrb. f. Jbbl. v. N. Ö. Bd. XIX, Wien 1924.
- 25.) Derf.: Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte des Waldviertels: in Bd. VII. Geschichte d. W. B. (1937).
- 26.) Derf.: Geschichte, Besiedlung u. älteste Herrschaftsverteilung: im Heimatbuch d. Bez. Horn, 1. Bd., Horn 1933.
- 27.) Derf.: Die Grafschaft Raabs: Jhrb. f. Jbbl. v. N. Ö., Bd. XXI. Heft 3 u. 4, Wien 1928.
- 28.) Lehmann, D.: Die geogr. Eigenschaften d. bäuerl. Einzelhöfe i. d. Buckligen Welt u. im Mühlviertel: Geogr. Jhrbr. a. Ö. 1928.
- 29.) Mielke, R.: Siedlungskunde des deutschen Volkes. Lehmann-München 1927.
- 30.) Nowotny: Vom Donaulimes: Anzeiger d. Wiener-Akadm. d. Wissenschaften 1926. S. 118 ff.
- 31.) Polaschek, E.: Die Tabula Peutingeriana u. d. Itinerarium Antonini als geogr. Quellen f. N. Ö., im Jhrb. f. Jbbl. v. N. Ö. Bd. XXI, Wien 1928.
- 32.) Nadler, R.: Die bäuerliche Siedlung. in Dr. E. Stepan; Das Mühlviertel, Bd. 2, Wien 1931.
- 33.) Resch, R.: Reher Heimatbuch, I. Bd. S. 78 ff., Verlag-Reh 1936.

- 34.) Schachinger, A.: Der Wienerwald, eine Idylle. Darstellung. Wien 1934.
- 35.) Schier, E.: Hauslandschaften u. Kulturbewegungen i. östl. Mitteleuropa. Reichenberg 1932.
- 36.) Schiffmann, R.: Historisches Ortslexikon v. Ob- u. N.-Oesterreich. Linz 1935.
- 37.) Steinhäuser, W.: Zur Herkunft u. Bedeutung d. n. ö. Orts- u. Flurnamen: Jhrb. f. Völk. v. N. O., Bd. XXV, Wien 1932.
- 38.) Topographie von Niederösterreich. Band 1—8, Wien 1877 ff.
- 39.) Vancsa, M.: Geschichte Nieder- u. Oberösterreichs. I. Bd., Perthes-Gotha, 1905.
- 40.) Weigl, H.: Die Grundlagen d. modernen Besiedlung N. Oest.: Jhrb. f. Völk. v. N. O. Bd. XXIII, 1930.
- 41.) Derf.: Die Flurformen des Waldb Viertels: in Band VII., Geschichte d. W. O. Verlag D. E. Stepan Wien 1937.

Vergleiche die Beilagen am Schluß des Bandes.

Stand und Aufgaben der Siedlungsgeographie im Ostbayerischen Grenzgebirge.

Von Hans Fehn (München).

Das Ostbayerische Grenzgebirge, das herkömmlicherweise in das Fichtelgebirge, den Oberpfälzer Wald und den Bayerischen Wald untergeteilt wird, wurde bisher von der siedlungsgeographischen Forschung verhältnismäßig stiefmütterlich behandelt, obwohl es der wichtigen Probleme gerade genug bietet. Ein großer Teil dessen, was bisher über das Gebiet veröffentlicht wurde, ist niedergelegt in den zahlreichen Heimatzeitschriften (z. B. Der Siebenstern, Die Oberpfalz, Fränkische Heimat, Der Bayerwald). Auch die ganz Bayern umfassende Halbmonatsschrift „Das Bayernland“ bringt immer wieder reichbebilderte Aufsätze über dieses Gebiet. Mehr wissenschaftliches Gepräge tragen die Verhandlungen der historischen Vereine von Niederbayern, Oberpfalz und Oberfranken. Die Zeitschrift „Die Ostbairischen Grenzmarken“ mußte leider 1930 ihr Erscheinen einstellen und fand seitdem in den „Heimatglöden“ nur teilweise Ersatz. Naturgemäß findet sich in den Heimatzeitschriften manches, was wissenschaftlicher Kritik nicht standhalten kann. Auch bewegt sich das Gebotene häufig auf dem Gebiet der engeren Heimats- und Ortsgeschichte, so daß diese Veröffentlichungen über den eigentlichen Heimatrahmen hinaus nur begrenztes Interesse beanspruchen können. Es wäre aber unbillig, von diesen ausgesprochenen Heimatzeitschriften anderes zu verlangen.

Aus dem Bereich der Fachwissenschaft selbst, also vor allem der Siedlungsgeographie und der angrenzenden Nachbarwissenschaften, sind bisher nur wenig Veröffentlichungen zu verzeichnen¹⁾. Einen knappen Ueberblick über Wege und Aufgaben fränkischer Siedlungsforschung gibt W. Wiesner^{1a)}. Die Abhandlung von Max Mayr über die Siedlungen des Bayerischen Anteils am Böhmerwald²⁾ ist methodisch überholt. Eine moderne Stadtgeographie über Regensburg stammt aus der Feder von Voggenreiter³⁾. Die Untersuchungen von Rednagel⁴⁾ und Schirmer⁵⁾ behandeln überblicksmäßig eine größere Anzahl von Städten und Märkten des Ostbayerischen Grenzgebirges. Randlich wird unser Gebiet berührt von der aufschlußreichen Arbeit von R. Käubler⁶⁾ über die ländlichen Siedlungen des Egerlandes und von der eingehenden Untersuchung von Geldern-Crispendorf⁷⁾ über die Kulturgeographie des Frankenwaldes. Die Wirtschaftsgeographie des Fichtelgebirges von W. Graß⁸⁾ ist mehr eine Darstellung der Wirtschaftsverhältnisse als eine Wirtschaftsgeographie im engeren Sinne. Trotzdem wird hier ebenso wie in der Abhandlung von R. Kreiner⁹⁾ über das Wirtschaftsleben im Bayerisch-Böhmischen Waldgebiete viel wertvolles

Material geboten, das ebenso wie das in den zahlreichen Veröffentlichungen des Bayerischen Statistischen Landesamtes in München niedergelegte geographischer Auswertung harret. Für den Oberpfälzer Wald liegt die Abhandlung von J. Perl¹⁰⁾ vor, die als „Beiträge zur Landeskunde“ noch manche Wünsche offen läßt. H. Muggenthaler¹¹⁾ versucht in seiner Besiedlung des Böhmerwaldes einen ersten zusammenfassenden Überblick über die Ausbreitung der Siedlung zu geben. Diesem Versuch müssen naturgemäß noch manche Mängel anhaften, zumal die Darstellung von siedlungsgeographischen Fragestellungen fast ganz abzieht und sich allein auf das siedlungsgeschichtliche Gebiet beschränkt. Einen sehr gediegenen Beitrag zur Rechts-, Wirtschafts-, Familien- und Siedlungsgeschichte des Böhmerwaldes stellt die Geschichte der künischen Freibauern von J. Blau^{11a)} dar. Den Umfang der kolonialisatorischen Erschließung der Oberpfalz bis zum Ausgang der Agilolfingerzeit untersucht H. Dachs^{11b)}. Vom völkischen Kampf berichtet das Büchlein „Süddeutsche Ostnot“;¹²⁾ an weitere Kreise wendet sich das mit vorzüglichen Bildern ausgestattete Heft von R. Trampler „Bayerische Ostmark. Aufbau eines deutschen Grenzlandes.“¹³⁾ Gradmann gibt in seinem Standwerk über Süddeutschland¹⁴⁾ auf 20 Seiten einen länderkundlichen Überblick, der ergänzt wird durch die Darstellung des Böhmerwaldes in F. Machatscheks „Landeskunde der Sudeten- und Westkarpatenländer“.¹⁵⁾ L. Roegel betont die pflanzengeographischen Erscheinungen in seinem Aufsatz „Der bayrische Wald“.¹⁶⁾ Unentbehrlich für jeden Siedlungsgeographen sind endlich die stattlichen Bände der „Kunstdenkmäler Bayerns“,¹⁷⁾ die leider bisher nur für Niederbayern und Oberpfalz vorliegen. Wertvolles Bildermaterial enthalten die Hefte „Alte Kunst in Bayern“.¹⁸⁾

Mit der Slawenfrage beschäftigen sich M. Bachmann¹⁹⁾ (3 T. unzulänglich) und P. Reinecke.²⁰⁾ Völlig abzulehnen sind die Ansichten von H. Eidam, die er in seiner Abhandlung „Die Slaven in Nordbayern“²¹⁾ vorlegt. Unverständlicherweise konnte diese Arbeit sogar in der „Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte“ Aufnahme finden! Die Doktorarbeit von Th. Seibert²²⁾ über die ländlichen Siedlungen im bayerischen Franken ist leider nicht im Druck erschienen, ebenso wie die Wirtschaftsgeographie des nordöstlichen Oberfranken von M. Reger.^{22a)} Die Schilderung des Bayerischen Waldes von R. Beer²³⁾ in den Monographien zur Erdkunde bedarf dringend der Erneuerung; sie wird weit in den Schatten gestellt durch die ungemein anschauliche Darstellung der Wälder und Wäldler^{23a)} von J. und R. Linke. Auch die Darstellung von G. Schulze „Beiträge zur Landeskunde und Siedlungskunde des Fichtelgebirges“²⁴⁾ ist verständlicherweise in manchem überholt. Die Untersuchung von R. Reitinger^{24a)} über die industriellen Standortsfaktoren Ober-

frankens vermittelt dagegen noch heute wichtige Tatsachen aus dem Grenzgebiete zwischen der Geographie und der Volkswirtschaft.

Wenn wir die Zahl der hier aufgeführten Arbeiten in Vergleich setzen zu der Größe des behandelten Raumes, so wird ihre verhältnismäßig geringe Anzahl offenbar. Warum aber wurde das Ostbayerische Grenzgebirge von der Forschung so stiefmütterlich behandelt? Die Ursache ist wohl mit darin zu suchen, daß die Grundlagen, auf denen siedlungs- und wirtschaftsgeographische Untersuchungen aufbauen müssen, weitgehend fehlen. Nicht allein die geologische Karte im Maßstab 1:25 000 fehlt fast vollständig,^{24b)} sogar die topographische Karte im selben Maßstab ist nur bruchstückweise vorhanden, sodaß man notgedrungen für ansehnliche Gebiete mit den veralteten Blättern des Topographischen Atlas im Maßstab 1:50 000 vorlieb nehmen muß. Ferner vermissen wir schmerzlich eine Karte der vorgeschichtlichen Funde, vor allem der Siedlungs- und Gräberfunde. Die dem Werk von F. Birkenr²⁵⁾ beigegebenen sind zu klein und geben auch keine genauen Quellenachweise.

Die beste geologische Uebersichtskarte für den südlichen Teil des Gebietes, d. h. für den gesamten Bayerischen Wald, ist die „Geologische Karte der Republik Oesterreich und der Nachbargebiete“, bearbeitet im Maßstab 1:500 000 von Hermann Betters in der Geologischen Bundesanstalt in Wien, herausgegeben im Jahre 1933. Diese Karte enthält bedeutend mehr als die „Geologische Uebersichtskarte von Bayern“ von M. Schuster im Maßstab 1:250 000. Daneben ist immer noch die geologische Karte von G ü m b e l 1:100 000 heranzuziehen. Mit der Kartierung einzelner Meßtischblätter des Bayerischen Waldes hat das Bayerische Oberbergamt seit etwa zwei Jahren beginnen lassen. Für das Fichtelgebirge liegen mehrere geologische Arbeiten von A. Wurm²⁶⁾ vor, in denen er sich teilweise auch mit der Morphologie befaßt, die sonst noch sehr im Argen liegt. Die neue Arbeit von G. Pauli²⁷⁾ konnte ich noch nicht einsehen, nur den knappen Aufsatz desselben Verfassers über das Problem: Piedmonttreppe — Rumpftreppe — Großfaltung in der „Zeitschrift für Erdkunde“ 1936. Für den Bayerischen Wald besteht außer der veralteten Untersuchung von M. Mayr²⁸⁾ die Abhandlung von H. Schulz,²⁹⁾ deren Ergebnisse (Schulz faßt die vorhandenen Flächen als Piedmontflächen auf, stützt sich allerdings bei seiner Beweisführung nur auf einen kleinen Ausschnitt des Bayerischen Waldes) noch einer Ueberprüfung bedürfen. Das Fehlen geologischer und topographischer Spezialarten erschwert gerade morphologische Untersuchungen ungemein. Die unhaltbaren Vorstellungen Priehäuser³⁰⁾ über die Ausdehnung der eiszeitlichen Vergletscherung im Bayerischen Wald (Priehäuser will Moränen bis in 480 m Meereshöhe festgestellt haben), wurden von A. Rathsburg³¹⁾ in mehreren Abhandlungen richtig gestellt.

Besonders schmerzlich vermißt man eine genaue Bodenkarte. Die Karte von J. Münichsdorfer³²⁾ im Maßstab 1:400 000 (sie gibt Bodentypen und Bodenarten wieder, zählt also zu den kombinierten Bodenkarten) kann diese Lücke nicht schließen; auch die neue Karte von Stremme³³⁾ kann wegen des kleinen Maßstabs 1:1 000 000 nur eine allgemeine Uebersicht geben. Die Niederschlagsverhältnisse haben eine genaue Darstellung in dem Atlas von J. Haeuser³⁴⁾ gefunden. Eine Verdichtung des Stationsnetzes wäre in mancher Hinsicht noch erwünscht. Vor allem sollte die von R. Geiger³⁵⁾ begonnene Erforschung der bodennahen Luftschicht weitgehend gefördert werden, da sie für Land- und Forstwirtschaft wichtige Erkenntnisse zu liefern vermag. Leider fehlt auch eine moderne pflanzengeographische Darstellung des Gebietes. Seit Sendtner³⁶⁾ ist in dieser Richtung fast nichts geschehen. Nur für das Fichtelgebirge liegt der botanisch-geologische Führer von H. Schubert³⁷⁾ vor, der allerdings eine andere Aufgabenstellung hat. Sehr erstrebenswert wäre eine so umfassende Darstellung der naturgesetzlichen Grundlagen der Land- und Forstwirtschaft, wie sie das benachbarte Mühlviertel und das gesamte Oberösterreich durch H. L. Werned³⁸⁾ 1935 erfahren hat. Denn erst die eingehende Kenntnis der naturgesetzlichen Grundlagen und der Erzeugungsbedingungen gibt die Voraussetzung für eine planmäßige Wirtschaft im höheren Sinne des Wortes mit dem Ziele, alle Elemente des Pflanzen- und Waldbaus so zu steigern, daß Höchsterträge in allen Betriebszweigen erzielt werden können. Sehr brauchbar ist in dieser Hinsicht die Darstellung des Fichtelgebirges von F. Gsell³⁹⁾ in „Bayern, das Bauernland“, einem Sammelwerk von Darstellungen der Landwirtschaft und des Bauerntums für die einzelnen Gaue Bayerns. Einen ausgezeichneten Beitrag zur wirtschaftlichen Standortskunde der Forstwissenschaft im Bayerischen Wald lieferte B. Dietrich.⁴⁰⁾ Die Geschichte des Waldes in Altbayern schildert J. Röstler;⁴¹⁾ eine ähnliche Untersuchung für Oberfranken und Oberpfalz wäre sehr erwünscht.

Welches sind nun die Aufgaben der Siedlungsgeographie im engeren Sinn? Das ist einmal die Erfassung der einzelnen Siedlungselemente und der Ursachen ihrer Verbreitung über den Raum und zweitens die Untersuchung des Werdens der Kulturlandschaft. Nur bei gleichmäßiger Beachtung dieser beiden Fragestellungen ist eine wirklich genetische Erfassung der Kulturlandschaft gewährleistet. Denn „die geographische Wissenschaft kann nicht des historischen Elements entbehren, wenn sie eine wirkliche Lehre der irdischen Raumverhältnisse sein will und nicht ein abstraktes Machwerk“; dieser Satz Ritters⁴²⁾ gilt heute ebenso wie vor hundert Jahren.

Bei allen Siedlungsformenforschungen muß zuerst die Flurform und die Ortsform eingehend untersucht werden, erst in zweiter Linie die Hausform. Denn einmal ist die Hausform einem viel rascheren Wandel unter-

worfen, vor allem aber ist sie weitgehend von den beiden anderen abhängig. Die Flurform zeigt demgegenüber eine ziemlich starke Beharrlichkeit, sodaß ihre Untersuchung^{42a)} auch wertvolle Auskünfte für die Siedlungsgeschichte ermöglicht (auch hinsichtlich der Slawenfrage!). An zweiter Stelle muß also eine genaue Aufnahme des Hauses und hier wieder besonders des Bauernhauses erfolgen. Erst wenn dieses nach seinen Einzelformen, nach Baumaterial, Dachbedung, Stellung zur Straße, Raumeinteilung und ähnlichen Gesichtspunkten aufgenommen ist, ist eine genaue Typenbildung möglich. Aber die Aufstellung eines formalen Schemas genügt nicht. Erst die Kenntnis der Naturgegebenheiten, der Wirtschaftsverhältnisse, vor allem der Besitzverteilung und Anbauverhältnisse, kurz erst eine eingehende Faktorenanalyse⁴³⁾ gibt tieferen Einblick in die Ursachen der Formgebung und räumlichen Verteilung.⁴⁴⁾

Schon bei der genetischen Deutung der Formenwelt müssen wir in die Geschichte zurückgehen, ebenso wie das der Morphologe tun muß, wenn er von der Beschreibung zur Erklärung der Oberflächenformen vorschreiten will. Damit sind wir aber auch bereits bei der zweiten Hauptaufgabe angelangt: nämlich der Erforschung des Werdens der Kulturlandschaft. Am zweckdienlichsten gehen wir dabei von der Gegenwart aus und von den Veränderungen, die sich vor unseren Augen abspielen. Hier verdient heute noch uneingeschränkte Beachtung, was W. S. Riehl in seinem „Wanderbuch“⁴⁵⁾ bereits 1869 schrieb: „Der Erforscher des Volkslebens muß vor allen Dingen auf Reisen gehen. Das versteht sich von selbst. Ich meine aber gehen im Wortsinne, und das verstehen viele nicht von selbst... Wer Neues entdecken und beschreiben, ja wer auch nur das Altbekannte neu beurteilen und verknüpfen will, der ist notwendig auf den Fußweg gewiesen. Wie der moderne Historiker bei einem quellenhaften Geschichtsbuche nicht mehr bloß Buchstudien, sondern auch Archivstudien fordert, so fordere ich bei einem Beitrage zur deutschen Volkskunde mindestens Wanderstudien. Wandern heißt auf eigenen Füßen gehen, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören“. Gerade abseits von den Hauptreisewegen kann der einsame Wanderer noch manch wichtige Erkenntnis gewinnen. Ueber dieses unmittelbare Schauen soll aber das Studium der Akten nicht vernachlässigt werden. So läßt sich aus den amtlichen Statistiken die Verschiebung der Bodennutzungsarten rückwärts bis ins frühe 19. Jahrhundert entnehmen, ebenso aus dem Vergleich der alten und neuen Katasterpläne das Anwachsen der Siedlungen, aber auch das Zurücksinken der oberen Grenze der Dauersiedlungen, ein Vorgang, der naturgemäß in den Alpen und hier wieder besonders in der Schweiz viel größere Ausmaße angenommen hat, aber doch auch im Bayerischen Wald eine gewisse Bedeutung erlangt hat. Im Lamer Winkel z. B. ist der in rund 950 m gelegene Hof

Zwieselst seit 1902 eine Ortswüstung. Auch von den rund 1010 m hoch gelegenen Scheibenhöfen steht nur noch einer; von dem anderen zeugen nur noch Mauerreste. Die auf den Flurplänen aus der Zeit um 1840 noch verzeichneten Zuhäusl sind inzwischen gleichfalls verschwunden. In deutlichem Gegensatz zu diesem Siedlungsschwund in der Höhe sind im Tale des Weißen Regen im Laufe der letzten hundert Jahre einige neue Industrieanlagen entstanden, so die Lohberger Hütte und Alt- und Neuschrenkental. Auch die Wiesmühle, eine Sägmühle, und eine Reihe von Gasthäusern sind neu, ebenso die Kleinbauernanwesen Schillinger, Wendl und Grafenhäusl. Rasches Anwachsen und ebenso rasches Dahinsiechen neuer Industrieanlagen, Aufblühen von Fremdenverkehrseinrichtungen wie Gasthäuser und Schuhhütten, Rückgang der bäuerlichen Siedlungen: das ist das Kennzeichen des Siedlungsbildes der Alpen ebenso wie des Lamer Winkels im Bayerischen Wald, dessen ausgesprochene Waldbauernanwesen gerade in den Jahren um 1930 infolge der niedrigen Holzpreise und der starken russischen Holzeinfuhr in tiefe Not gerieten. Sie mußten ihren Wald abholzen, um überhaupt leben zu können, und bekamen für ihr Holz doch kaum die Fällungs- und Bringungskosten gedeckt. An geregelte Wiederaufforstung war nicht zu denken. So zeugen heute große Kahlhiebflächen, die mit schütterem Birken- und Kiefernbestand bedeckt sind, von der Notzeit der Waldbauern; so haben sich die Krisenjahre tief ins Landschaftsbild eingegraben. Der Lamer Winkel ist geradezu ein Musterbeispiel für junge Umwandlungen der Kulturlandschaft im Laufe der letzten hundert Jahre. Dasselbe gilt aber auch für zahlreiche andere Täler des Bayerischen Waldes, des Oberpfälzer Waldes und des Fichtelgebirges, die alle ein lohnendes Feld siedlungs- und wirtschaftsgeographischer Forschungstätigkeit wären. Siedlungs- und wirtschaftsgeographische Einheiten von seltener Geschlossenheit, wie das Tal des Ulrichsgrüner Baches östlich von Waldmünchen⁴⁶⁾ wurden durch die Stilllegung der Glashütten zu Stätten der Not, ja fast zu Ruinenlandschaften, wie das Aschatal bei der Ortschaft Gais-
tal (südlich von Schönsee in der Oberpfalz): 8 Werke liegen in Schutt, ein ungemein trübes Bild, das die Nachkriegsjahre hinterließen.⁴⁷⁾

Auch der Wechsel der Wirtschaftsweise findet seinen Niederschlag im Landschaftsbild; denken wir nur an den Uebergang von der reinen Dreifelderwirtschaft mit ihren Brachflächen zur verbesserten Dreifelderwirtschaft mit ihrem Hackfruchtbau oder gar zur Fruchtwechselwirtschaft; ähnlich umgestaltend wirkt das Auflassen der Egarten- und Birkenbergwirtschaft. Dasselbe gilt für den Staatswald, der sich in näher Zukunft nicht mehr aus gleichartigen und gleichaltrigen, auf Kahlhiebflächen angepflanzten Fichtenbeständen aufbauen, sondern als moderner, intensiv genutzter Plenterwald ein wesentlich anderes Bild bieten wird. In Zeiten guten Absatzes steigt die

Grenze geregelter Forstwirtschaft höher hinauf, in Krisenjahren sinkt sie herab. Große hiebreife Bestände bleiben ungenutzt, zahlreiche gestürzte Baumriesen erwecken beim Laien den Eindruck eines Urwaldes, während dieses Bild doch nur eine Folge der Absatzschwierigkeiten ist. Auch das Triftwesen mit all seinen vielfältigen Auswirkungen, das durch die Errichtung einzelner Stichbahnen, z. B. durch die Strecke Waldkirchen—Haidmühle, großen Abbruch erfahren hat, wäre ein dankbarer Gegenstand für eine wirtschaftsgeographische Darstellung.

Besonderes Augenmerk verdient endlich die Abwanderung und die Auswanderung in der Nachkriegszeit sowohl als in den Zeiträumen vorher. Sie war ja in einzelnen Grenzbezirksämtern so groß, daß sie trotz hohen Geburtenüberschusses ein Anwachsen der Bevölkerung verhinderte. Diese Abwanderung ging in den letzten Jahrzehnten vornehmlich in die Städte im Westen, nach Nürnberg und München, aber auch ins Rheinland, ins westfälische Industriegebiet und selbst nach Amerika. Im 18. Jahrhundert dagegen wendeten sich viele nach Südosten, nach Ungarn, wie die Verordnung des passauischen Hofrates vom 23. November 1771⁴⁸⁾ bezeugt, der aus diesem Grunde die Anlage von Auswandererverzeichnissen anordnet. Die Auffindung dieser Verzeichnisse wäre von größtem Wert, z. B. auch für Untersuchungen wie die von R. Schünemann.⁴⁹⁾ Auch aus dem Fichtelgebirge⁵⁰⁾ war, wie aus fast allen Mittelgebirgen, die, spät gerodet, immer nur eine geringe Volksmenge zu erhalten vermochten, die Auswanderung nach Osten und Südosten, besonders nach Aufhören des Bergsegens, groß. Solange die Industrie dort ihren Einzug noch nicht gehalten hatte, mußten Frankenwald und Fichtelgebirge Abwanderungsgebiete sein. So wirken sich Bergbau und Industrie auf Bevölkerungs- und Siedlungsverhältnisse aus, eine echt geographische Fragestellung, die eingehende Bearbeitung verdiente.

Besondere Beachtung heißen ferner die Städte und Märkte, die außer einigen geschichtlichen Darstellungen wie z. B. die Arbeiten von Johann Brunner über Cham, Furth, Waldmünchen und Tirschenreuth oder von W. M. Schmid über Passau nur eine überblicksmäßige Würdigung gefunden haben durch die bereits erwähnten Abhandlungen von Rednagel^{50a)} und Schirmer^{50b)} Dringend erwünscht wäre eine ähnlich umfassende Uebersicht ihrer Entwicklungs- und Rechtsgrundlagen, wie sie die oberösterreichischen Städte durch A. Hoffmann⁵¹⁾ erfahren haben. Auch als Baukörper, Wirtschaftskörper und sozialer Körper verdienen sie volle Beachtung. Der Städtearmut des Bayerischen Waldes steht ein auffallender Städtereichtum des Fichtelgebirges, vor allem an Klein- und Zwergstädten, gegenüber. Ihre Entstehung und Größe kann man nicht mit dem Begriff „fehlgeschlagene Unternehmung“ abtun, sondern sie werden erst als politische, wirtschaftliche und militärische Mittelpunkte kleiner Territorien

verständlich,^{51a)} zum Teil auch als Bergbauorte. Manche Städte haben ihr Gepräge gewandelt: aus Bergbauorten des Fichtelgebirges wurden Weberstädte, aus Residenzstädten wurden kleine Aderbürgerstädte. Auch die Umstellung von der Landstraße zur Eisenbahn raubte manchen Städten ihre Bedeutung.

Von großem Belang wäre auch die geographische Untersuchung der städtischen Marktgebiete, vor allem auch der Zwergstädte. Diese hatten ebenso wie die Märkte im sozialen und wirtschaftlichen Gefüge seit dem Spätmittelalter ganz bestimmte Aufgaben übernommen, aus denen heraus ihre Gestalt, ihr Wesen sich prägte. Gewerbe- und Marktprivilegien waren der Ausdruck dieser Aufgaben. Durch die Einführung der Gewerbefreiheit im 19. Jahrhundert verloren nun die Märkte und Städte plötzlich ihre bevorrechtete Stellung. Die Entwicklung der Orte stockte; sie gerieten in die Klemme zwischen dem immer mehr gewerblich durchsehten Dorf und der Großstadt mit ihren Fabriken. Die Großindustrie erdrückte das Kleingewerbe: der selbständige Handwerker, der auf Bestellung arbeitete, wurde zum Kleinhändler, der die Waren der großstädtischen Fabriken feilbietet. Alle Versuche, den kleinen Märkten und Städten ihre alte Bedeutung wieder zu geben, sie wieder einzusetzen in ihren einstigen Wirkungskreis, müssen aufbauen auf einer genauen Marktanalyse. So kann also die siedlungsgeographische Forschung in Zusammenarbeit mit der volkswirtschaftlichen Nachbarwissenschaft auch wichtige Bausteine zur Landesplanung beibringen. In dieser Hinsicht verdienen ferner die im 17. und 18. Jahrhundert erfolgten planmäßigen Siedlungsgründungen, besonders im hinteren Bayerischen Wald, ein besonderes Augenmerk. Sie lassen wertvolle Erkenntnisse für die heutigen Siedlungsplanungen gewinnen. Vor allem muß den Ursachen der geringen Lebensfähigkeit dieser Siedlungen nachgegangen werden.⁵²⁾ Zum Teil sind das Fragen, die bereits in das Gebiet der Verkehrsgeographie einschlagen, die auch sonst manch reizvolle Aufgaben stellt. So wäre eine eingehende Klarlegung des alten Wegenezes, zum Beispiel der zahlreichen Aeste der Goldenen Steige, sehr lehrreich, vor allem hinsichtlich ihrer Abhängigkeit von den Oberflächenformen und von der Bewachsung und in ihrer Auswirkung auf den Besiedlungsgang.

Die Erforschung des letzteren ist eine Aufgabe, die die Siedlungsgeographie nur in engster Zusammenarbeit mit der Siedlungsgeschichte lösen kann. Zu diesem Zweck muß das gesamte Urkundenmaterial ausgeschöpft werden, ein mühsamer Weg, der aber allein gute Erfolge verspricht. Im Verein mit Karten der vorgeschichtlichen Funde lassen sich so auch wichtige Schlüsse auf das Aussehen der Urlandschaft ziehen, die dann gestützt werden müssen durch pflanzengeographische Untersuchungen⁵³⁾. So läßt sich von der Gegenwart anfangen bis zurück zur Urlandschaft der Wandel der Kultur-

landschaft verfolgen. Die moderne ländertundliche Methode fordert ja die genetische Deutung der kulturgeographischen Erscheinungen nicht weniger als die der physisch-geographischen.

Die siedlungsgeographische Arbeit muß abschließend gipfeln in der eingehenden und umfassenden Untersuchung einzelner Siedlungstypen⁵⁴⁾ und der ländertundlichen Bearbeitung einzelner Raumzellen, wie z. B. des Lamer Winkels. Erst auf diesen gediegenen Grundlagen läßt sich eine zusammenfassende Landeskunde des Gesamttraumes aufbauen. Damit hat dann die Siedlungsgeographie ihren Pflichtanteil an der Landesforschung geleistet, auf dem die Landesplanung aufbauen kann. Bis dieses Ziel erreicht ist, ist noch viel Kleinarbeit nötig, ist vor allem noch enge Gemeinschaftsarbeit von Geographen, Historikern, Ortsnamenforschern^{54a)} Volkswirtschaftlern und Forstleuten zu leisten. Diese gemeinsame Basis ist an der Universität Erlangen im Institut für fränkische Landesforschung bereits gegeben; in München wäre eine ähnliche Zusammenfassung aller Kräfte für das althayerische Gebiet dringend erwünscht.

Aber nicht allein dem Boden soll unsere Arbeit gelten, sondern auch dem Menschen, der darauf lebt. „Der Soziologie und der Geschichtswissenschaft bieten sich in sippenkundlichen Einzeluntersuchungen und in umfangreichen volksgenealogischen Erhebungen Erkenntnismöglichkeiten für den rassemäßigen und ständischen Aufbau des Volkskörpers, seine Veränderungen und seine Gesetzmäßigkeiten, die bisher noch kaum genutzt worden sind.“⁵⁵⁾ Durch die Volksgenealogie, die das Volk in seinem blutmäßigen Zusammenhang bis in die äußersten Verwurzelungen und Verästelungen erforscht, ist es auch möglich, neue Beiträge zum Problem der Grenze zu bringen. Der enge blutmäßige Zusammenhang zwischen unseren Volksgenossen hüben und drüben der Reichsgrenze kann damit eindeutig bewiesen werden:⁵⁶⁾ in einzelnen Grenzgemeinden des hinteren Bayerischen Waldes wurden bis in die letzten Jahre hinein bis zu 80 v. H. aller Ehen zwischen Deutschen reichsdeutscher und tschechoslowakischer Staatsangehörigkeit geschlossen, ein Beweis, daß die Bande des Blutes fester sind als die künstlich gezogenen staatlichen Schranken. Diese Forschungsrichtung kann in Zusammenarbeit mit der Geschichtswissenschaft auch wertvolles Material beibringen für die leidige Slawenfrage, die gerade im Gehirn deutscher Gelehrter⁵⁷⁾ so viel umherspußt und schon so viel Schaden angerichtet hat. Auch hier kann nur die exakteste Einzelforschung zum Ziele führen. Die Wissenschaft aber leistet damit letzten Endes wertvolle Helferdienste bei der immer tieferen Verankerung des Zusammengehörigkeitsgefühls der Deutschen innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen und damit zur Stärkung des volksdeutschen Gedankens.

1) Die folgenden Zeilen wollen nur eine Ueberschau geben, keineswegs alle Veröffentlichungen einzeln aufzählen; vor allem muß die Nennung der Zeitschriftenaufsätze unterbleiben. Hierfür verweise ich auf die eingehenden Zusammenstellungen in der „Zeitschrift für bair. Landesgeschichte“.

1a) Wiesner W.: Wege und Aufgaben fränkischer Siedlungsforschung. Jahrbuch für fränk. Landesforschung Bd. 2 1936 S. 55—79.

2) Mahr, M.: Die Siedlungen des bayerischen Anteils am Böhmerwald. Forsch. z. dt. Landes- u. Volksk. 19. 1911.

3) Boggenger, F.: Die Stadt Regensburg. Ihre Erscheinung und ihre Entwicklung zum neuzeitlichen geographischen Raumorganismus. Potsdam 1936. (auch Diss. München; vgl. meine eingehende Besprechung in der „Geogr. Zeitschrift“ 1937.

4) Rednagel, M.: Die Städte und Märkte des bayerischen Donaugebiets Mitt. Geogr. Ges. München 1927. (auch Diss. München).

5) Schirmer, R.: Die städtischen Siedlungen des Obermaingebietes und des Fichtelgebirges. Heimatkundl. Arbeiten aus dem Geogr. Inst. der Univ. Erlangen 1930.

6) Rübner, R.: Die ländlichen Siedlungen des Egerlandes. Diss. Leipzig 1935.

7) Geldern-Crispendorf, G. v.: Kulturgeographie des Frankenwaldes. Beihefte zu Mitt. Sächs. Thür. Ver. f. Erdkunde Halle 1930.

7a) Geldern-Crispendorf, G. v.: Industriegeographie des Frankenlandes. Geograph. Zeitschr. 1936.

8) Graf, W., Die Wirtschaftsgeographie des Fichtelgebirges. Diss. Frankfurt 1935.

9) Kreiner, R.: Wirtschaftsleben im bayerisch-böhmischen Waldgebiete. Wirtsch. u. Verwaltungstudien 56. Leipzig 1919.

10) Perl, J.: Der Oberpfälzer Wald. Veröff. Geogr. Sem. Leipzig 1933.

11) Muggenthaler, H.: Die Besiedlung des Böhmerwaldes. Veröff. Inst. f. ostbair. Heimatforschung, Passau 1929.

11a) Blau, J.: Geschichte der künischen Freibauern im Böhmerwald. Prien 1934.

11b) Dachs, H.: Der Umfang der kolonialisatorischen Erschließung der Oberpfalz bis zum Ausgang der Agilofingerzeit. Verh. Hist. Ver. Oberpfalz. 1936. Landes. München 1934.

12) Süddeutsche Ostnot. Volk und Reich-Bücherei Bd. 3, Berlin 1932.

13) Trampler, R.: Bayerische Ostmark. Aufbau eines deutschen Grenzlandes. München 1934.

14) Gradmann, R.: Süddeutschland. 2 Bände, Stuttgart 1931.

15) Machatschek, F.: Landeskunde der Sudeten- und Westkarpatenländer. Stuttgart 1927.

16) Kegel, L.: Der bayerische Wald. Geogr. Zeitschr. 1928.

17) Für Niederbayern und Oberpfalz liegen fast alle Bände für die einschlägigen Bezirksämter vor. Von Oberfranken ist noch kein Band erschienen.

18) Einschlägig sind die Hefte: Die oberpfälzische Stadt; oberpfälzische Burgen; oberpfälz. Klöster und Wallfahrtskirchen; Stadt- und Dorfkirchen der Oberpfalz; Stadt Passau. Sämtliche erschienen Augsburg 1925.

19) Bachmann, M.: Die Verbreitung der slavischen Siedlungen in Nordbayern. Diss. Erlangen 1926.

20) Reinecke, P.: Die Slaven in Nordostbayern: Bayerischer Vorgeschichtsfreund, Heft 7, München 1927/28.

- ²¹⁾ Eidam, H.: Die Slaven in Nordbayern: Zeitschr. für bayr. Landesgeschichte 1931, Heft 2.
- ²²⁾ Seibert, Th.: Die ländlichen Siedlungsformen im bayerischen Franken. Ungeedr. Diff. Erlangen 1924.
- ^{22a)} Reger, M.: Die Wirtschaftsgeographie des nordöstlichen Oberfranken. Ungegedr. Diff. München 1925.
- ²³⁾ Beer, R.: Der Böhmerwald und der Bayerische Wald (Monographien z. Erdk. 34). Bielefeld 1925.
- ^{23a)} Linke J. u. R.: Wälder und Wäldler. Ein Bilderbuch aus dem Bayern- und Böhmerwald. Leipzig 1936.
- ²⁴⁾ Schulze, G.: Beiträge zur Landes- und Siedlungskunde des Fichtelgebirges. Diff. Leipzig 1909.
- ^{24a)} Reitingner R.: Die industriellen Standortsfaktoren Oberfrankens. Diff. Erlangen 1927.
- ^{24b)} Freyberg, B. v.: Stand u. Aufgabe geolog. Forschung in Franken und Oberpfalz: Jb. f. fränk. Landesforschung. Erlangen 1935.
- ²⁵⁾ Birkner, F.: Ur- und Vorzeit Bayerns. München 1936.
- ²⁶⁾ Wurm, A.: Geologie von Bayern. Nordbayern. Berlin 1925.
Derf.: Morphologisch-tektonische Untersuchungen im Fichtelgebirge und Oberpfälzer Wald: N. Jb. f. Min. Beil. Bd. 69 B 1933.
- ²⁷⁾ Pauli, G.: Die oberste Saale. Diff. Jena 1936.
- ²⁸⁾ Mahr, M.: Morphologie d. Böhmerwaldes: Mitt. Geogr. Ges. München 1910.
- ²⁹⁾ Schulz, H.: Morphologie und randliche Bedeckung des Bayerischen Waldes in ihren Beziehungen zum Vorland: N. Jb. f. Min. Beil. Bd. 54 Abt. B 1926.
- ³⁰⁾ Priehäuser, G.: Glaziale Spuren in der Umgebung des Großen Arbersees: Geognost. Jahresh. 40, 1927.
Derf.: Die Eiszeit im Bayerischen Wald: Abh. Geol. Landesuntersuchung. München 1930.
- ³¹⁾ Rathsburg, A.: Die Gletscher des Böhmerwaldes zur Eiszeit: Ver. Naturw. Ges. Chemnitz 22 1928.
Derf., Neue Beiträge zur Vergletscherung des Böhmerwaldes: Mitt. Ver. f. Erdk. Dresden 1929.
Derf.: Die Gletscher der Eiszeit in der höheren deutschen Mittelgebirgen: Firgentwald, Vierteljahrschr. f. Geol. u. Erdkde. der Sudetenländer. 5. bis 8. Jahrg. Reichenberg 1932 bis 1935.
- ³²⁾ Münichsdorfer, F.: Bodenkarte von Bayern 1:400 000. München 1929.
- ³³⁾ Stremme, H.: Die Böden des Deutschen Reiches und der Freien Stadt Danzig: Pet. Mitt. Ergb. 226. Gotha 1936.
- ³⁴⁾ Haeuser, J.: Die Niederschlagsverhältnisse in Bayern. Veröff. Bayer. Landesstelle f. Gewässerfunde. München 1930.
- ³⁵⁾ Geiger, R.: Das Klima der bodennahen Luftschicht. Braunschweig 1927.
Derf.: Mikroklima und Pflanzenklima. „Handbuch der Klimatologie“, Bd. I, Teil D, Berlin 1930.
Derf.: Höhenlage und Spätfrostgefährdung (Untersuchungen am Arber). Forstwiss. Centralblatt 1935 ff.
- ³⁶⁾ Sendtner, D.: Die Vegetationsverhältnisse des Bayerischen Waldes. München 1860.
- ³⁷⁾ Schubert, H.: Botanisch-geologischer Führer durch das Fichtelgebirge. Wunsiedel 1935.

³⁸⁾ Wernick, H. L.: Die naturgesetzlichen Grundlagen der Land- und Forstwirtschaft in Oberösterreich (Versuch zu einer Pflanzengeographie und -Ökologie): Jahrbuch Oberöstr. Musealver. Bd. 86, Linz 1935.

³⁹⁾ Gsell, F.: Fichtelgebirge und Vorland. Band 4 von: Bayern, das Bauernland von H. Dörfler. Freising-München 1929.

⁴⁰⁾ Dieterich, B.: Ein Beitrag zur wirtschaftlichen Standortskunde der Forstwissenschaft. Beispiel: Der Bayerische Wald: Forstliche Wochenschrift Silva 1936.

⁴¹⁾ Rößler, J.: Geschichte des Waldes in Altbayern. Münchener Historische Abhandlungen. München 1934.

⁴²⁾ Ritter, R.: Ueber das historische Element in der geographischen Wissenschaft: Abh. Akad. Wiss. Berlin. Phil. Hist. Kl. 1833. Berlin 1835.

^{42a)} Eine Karte der Flurformen, angefertigt auf Grund der Katasterpläne 1:5000 und 1:2500 habe ich bereits weitgehend gefördert, sodaß sie voraussichtlich im nächsten Jahre erscheinen kann.

⁴³⁾ In vorbildlicher Weise führt diese Faktorenanalyse durch E. Riechbaum in seiner Abhandlung: „Das Bauernhaus in Oberösterreich“. Forsch. z. dt. Landes- u. Volkskunde Bd. 29, Heft 3, Stuttgart 1933.

⁴⁴⁾ Ich darf dabei auf meine Abhandlung: „Das Siedlungsbild des niederbair. Tertiärhügellandes zwischen Isar und Inn“: Mitt. Geogr. Ges. München 1935 hinweisen. In dieser Untersuchung ging ich in dem Abschnitt über die Siedlungen im Landschaftsbild gerade diesen Fragen nach.

⁴⁵⁾ Riehl, W. H.: Wanderbuch. Bd. 4 von: Die Naturgeschichte des Volkes. 5. Auflage, Stuttgart 1925, Seite 3.

⁴⁶⁾ Vgl. meinen Aufsatz über die Siedlungen der Further Senke in der Geogr. Zeitschr. 1936.

⁴⁷⁾ Vgl. meinen Beitrag in dem „Handbuch der Geographischen Wissenschaft“ Band Deutsches Reich, Hrsg. von Klute, Potsdam 1936 ff.

⁴⁸⁾ Lerch, H.: Waldbler wandern nach Ungarn aus. Donauzeitung Passau 29. Januar 1935.

⁴⁹⁾ Schünemann, R.: Oesterreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia. Veröff. Inst. z. Erforsch. des dt. Volkstums im Süden u. Südosten in München, Berlin 1935, S. 371 und 372.

⁵⁰⁾ Meß, F.: Beiträge zur fränkischen Auswanderung: Jahrbuch für fränk. Landesforschung. Erlangen 1935. S. 24.

^{50a)} Vgl. Anm. 4.

^{50b)} Vgl. Anm. 5.

⁵¹⁾ Hoffmann, A.: Die oberösterreichischen Städte und Märkte: Jahrbuch oberösterreich. Musealverein. Bd. 84, Linz 1932.

^{51a)} Fehn, H.: Schönsee in der Oberpfalz. Ein Beitrag zur Geographie der Zwergstädte. Zeitschr. für Erdkunde 1937.

⁵²⁾ Vgl. meinen Aufsatz über „Planmäßige Gründung von Kleinbauernsiedlungen im niederbay. Tertiärhügelland im 18. Jhd.“: Geograph. Anzeiger 1935.

⁵³⁾ Mein Aufsatz über die Siedlungen der Further Senke (Geogr. Zeitschr. 1936) versucht einen ersten Beitrag zu dieser Fragestellung zu geben.

⁵⁴⁾ Die Untersuchung mehrerer Siedlungstypen und Raumzellen des Bayerischen Waldes habe ich in Gemeinschaft mit meinem Mitarbeiterkreis schon weitgehend gefördert. Abgeschlossen ist bereits die Untersuchung von Daberg bei Furth im Walde durch R. Dinflage. (Südostdeutsche Forschungen Bd. 2 München 1937).

^{54a)} Von größtem Wert wäre die Erstellung eines Ortsnamenbuches, wie es E. Gierach in seinem „Sudetendeutschen Ortsnamenbuch“ für mehrere Bezirke bereits vorgelegt hat und wie es B. Schmeidler im „Jahrbuch für fränkische Landesforschung“ Bd. 1 1935 für Franken ankündigte.

⁵⁵⁾ Demleitner, J. und Roth A.: Der Weg zur Volksgenealogie. München 1936.

⁵⁶⁾ Dinklage, R.: Daberg, eine Grenzlandsiedlung des 19. Jhd.: Südost-deutsche Forschungen, Bd. 2, München 1937.

⁵⁷⁾ Auf die völlig haltlosen Spekulationen von H. Eida m wies ich bereits hin, s. Anm. 21.

Die Sprachinsel Deutsch-Proben.

Von Alfred Malaschofsky (München).

1. Raum und Klima.¹⁾

Der größte Teil der Sprachinsel liegt im Quellgebiet der Neutra. Die wasserscheidenden Höhen der Magura, des Revan und des Ziarzuges, die das Probener Becken im Westen, Norden und Osten abschließen, umfassen auch den größten Teil der heute noch deutschen Dörfer. Hier liegt der wirtschaftliche und kulturelle Mittelpunkt der Sprachinsel, die Stadt Deutsch-Proben, am Endpunkt der Bahn im Neutratal, und die Dörfer Zeche, Fundstollen, Schmiedshau, Gaidel, Beneschau und Bettelsdorf. Jenseits des Zjar, schon im Einzugsgebiet des Turoz, liegen Bries und Hedwigshau und schließlich im obersten Bircatal, das ebenfalls ins Turozer Becken entwässert, der einsame Ort Münichwies. Es ist also für den heutigen Bestand der Sprachinsel zu unterscheiden zwischen einem Kerngebiet, das das Probener Becken in seinem nördlichen Teil erfüllt, und einer Randzone, die schon in der Peripherie des Turozer Beckens liegt. Das Kerngebiet ist durch konzentrische Beckenlage gekennzeichnet. Die Quellbäche der Neutra fließen der Nord-Süd-Achse des Beckens zu und vereinigen sich mit der Neutra, mit Ausnahme des Fundstollener Wassers, in der näheren Umgebung von Deutsch-Proben. So wird dem ganzen Raum ein starker natürlicher Mittelpunkt geschaffen. Nach Süden führt die Straße nach dem Bezirksort Priwiz, nach Norden führen 2 Straßen aus dem Becken hinaus: die eine nach Nordwesten ins Silleinertal, die andere durch das Bircatal in das nördliche Turozer-Becken. Aber keiner dieser beiden Straßen entspricht eine nennenswerte Verkehrsspannung. Ausgesprochene Nestlage im Quellgebiet der Neutra kennzeichnet das Kerngebiet der Sprachinsel. Die Randzone im Nordosten hat nirgends Anteil am Turozer Becken selbst, sondern liegt in peripherer Lage im Quellgebiet kleiner Nebentäler, sodaß auch für sie wieder Nestlage kennzeichnend ist. Die Sprachinsel liegt somit in ausgezeichneter räumlicher Schutzlage. Es ist aber weder die Höhe, noch der Formenschatz der umrahmenden Gebirge, sondern vor allem der Wald, der als verkehrsfeindliche Siedlungssöde die Sprachinsel als wirksame Schranke nach drei Seiten hin umgibt. Dieses Überwiegen des Waldes über den Formenschatz als Bildner höchst wirksamer Grenzräume ist ja eine den Karpaten im allgemeinen eigene Erscheinung. Das Sprachinselngebiet ist darin ein Stück typisches Karpatenland, daß es vor allem ein Land im Wald ist.

Es sind allgemein gültige Gesetze, die ein Waldland dieser Art seinen Bewohnern aufzwingt. Der Wald hemmt und isoliert nach außen hin. Er erzieht durch den besonders schweren Lebenskampf, vor allem durch die

harte Rodungsarbeit, zu größerer Lebenshärte. Er bietet aber nur einer beschränkten Menschenzahl Lebensmöglichkeiten, denn er kennt keine uferlose Erweiterung der Grenzen. Sind diese erreicht, wird das Waldland naturnotwendig zum Auswandererland. Hart und unerbittlich prägen diese Gesetze das Leben der Sprachinsel und zeigen, daß kein menschlicher Einsatz es vermag, die Grenzen jener Möglichkeiten zu überschreiten, die der Lebensraum bezogen hat.

Auf der einen Seite bietet dieser Raum durch den ausgezeichneten Schutz den er gewährt, dem Bestand und der Reinerhaltung der deutschen Volksgruppe außerordentlich günstige Möglichkeiten. Sie ist im Kerngebiet rückenfrei gegen Westen, Norden und Osten, die Randzone ihrerseits ist gegen Westen, Norden und Osten, die Randzone ihrerseits ist es gegen Westen, Süden und Norden. Bloß der Süden für das Kerngebiet, der Osten für die Randzone sind die gefährdeten und gefahrbringenden Fronten. Derselbe Raum wird aber auf der anderen Seite eben durch die Starrheit seiner Grenzen in mancher Hinsicht geradezu zum Gefängnis. So hat es vor allem die Raumlage bewirkt, daß die Sprachinsel seit so langer Zeit und so vollständig den Zusammenhang mit dem Mutterland verlor. Die madjarische Politik hat diese Entwicklung noch gefördert. Aber selbst innerhalb des engeren westkarpatischen Raumes wirkt diese Tendenz zur Verselbständigung kleinster Raumeinheiten. Es muß in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß die Beziehungen zwischen den Deutschen um Deutsch-Proben und denen um Kremnik keineswegs so enge sind und auch nicht waren, daß sich die Berechtigung ergäbe, zusammenfassend von einer Kremnik-Deutsch-Probener Sprachinsel zu sprechen. Tatsächlich handelt es sich um zwei räumlich getrennte und vor allem sich selbst als Individualitäten empfindende Deutschumsgebiete, deren kulturelle und historische Ähnlichkeit nicht dazu verleiten darf, die räumliche Sonderung zu übersehen. Noch in anderer Hinsicht hat sich die Raumlage der Sprachinsel für die Entwicklung der deutschen Bevölkerung als nachteilig erwiesen. So vorteilhaft der enge Horizont und die Schutzlage auf die nationale Reinerhaltung der bäuerlichen Bevölkerung wirkten, auf die geistige Betätigung mußten sie gerade die gegenteilige Wirkung haben. Die engumgrenzte und wirtschaftlich arme Heimat, sowie der mehr dörfliche als städtische Charakter Deutsch-Probens konnten einer Intelligenzschicht von vornherein nicht die nötigen Lebensgrundlagen bieten. Das und die im madjarisch-nationalen Sinn erfolgte Schulbildung veranlaßten die bodenständige Intelligenz immer wieder zur Abwanderung nach Innerungarn, wo sie in den meisten Fällen dem Deutschtum verloren ging.

Durch die Eingliederung der Slowakei in den tschecho-slowakischen Staat wurde die Raumwirkung der Sprachinsel neuerlich stark geschwächt. An den

neuen, west-öst gerichteten Verkehrslinien der Slowakei hat sie überhaupt keinen Anteil. Zum Waagtal im Norden besteht kaum ein Anschluß und nach Süden ist ein solcher an die Preßburg-Parfanner Verbindung nur mit Schwierigkeiten zu gewinnen. Mehr denn je ist die Sprachinsel heute ein Gebiet an der Peripherie des staatlichen und kulturellen Lebens.

Für die Darstellung des Klimas von Deutsch-Proben fehlen die nötigen Beobachtungsreihen. Solche bestehen nur für Priwitz. Es ist aber zweifellos, daß das Klima in Deutsch-Proben gegenüber dem von Priwitz mehr dem Typus der innerkarpatischen Beden zuneigt, also durch sehr kalte Winter und im Verhältnis zur Meereshöhe (Deutsch-Proben 300 bis 350 m) frühe Sommer gekennzeichnet ist. Da die Sprachinsel noch außerdem in Lee der Westwinde liegt, zeigt ihr Klima kontinentale Züge. Die gegen Süden geöffnete Lage des Neutratales bringt es mit sich, daß sich auch pannonische Klimaeinflüsse im Witterungsverlauf bemerkbar machen. Die herrschende Windrichtung ist das ganze Jahr über die Nord-, bezw. Nordwestrichtung.

Das gegenwärtige Pflanzenkleid der Landschaft entspricht längst nicht mehr den ursprünglichen Verhältnissen, wie das ja in einem Gebiet der rodenden Kolonisation zu erwarten ist. Die Zone des gemischten Laubwaldes ist nur in jenen Gemeinden noch gut erhalten, die genügenden Anteil an der diluvialen Terrasse des Bedens haben; für sie bestand kein besonderer Anreiz, die Böschungen des Gebirges zu roden. Das gilt für Zeche, Schmiedshau, Gaidel, Beneschau und Bettelsdorf. Ganz anders ist die Lage in den Bergdörfern Münnichwies, Bries, Hedwigshau und Fundstollen. Hier mußte der Lebensraum ausschließlich durch Rodung gewonnen werden und daher ist hier überall die natürliche Waldgrenze durch Rodung weit hinaufgeschoben.

2. Der Mensch.

Die Zahlen der letzten staatlichen Volkszählung (1930) stehen noch nicht zur Verfügung. Es muß daher auf die Angaben der tschechoslowakischen Volkszählung des Jahres 1921 zurückgegriffen werden. Danach umfaßt die Sprachinsel zehn Gemeinden, von denen neun dörflichen Charakters sind; der Mittelpunkt, Deutsch-Proben, ist vom geographischen Standpunkt aus am besten als Markt zu bezeichnen. Es wird heute bereits von den beiden volkreichsten Dörfern, Schmiedshau und Gaidel, an Einwohnerzahl ganz bedeutend übertroffen. Alle Dörfer sind über 90% deutsch; nur die Stadt macht hierin eine Ausnahme; sie wies bereits in der Volkszählung von 1921 15% Slowaken auf. Die darin enthaltene Gefahr der langsamen Slowakisierung wird weiter unten noch eingehender erläutert werden. Den Bestand der Sprachinsel für das Jahr 1921 zeigt folgende Tabelle:

Nach der tschechoslowakischen Volkszählung des Jahres 1921.

Ort	Gesamtbevölkerung	Deutsche	Deutsche in %
Gaidel	2.144	2.107	98.5
Schmiedshau	2.786	2.677	96.3
Beneschhau	434	432	99.5
Fundstollen	1.002	982	98.2
Deutsch-Proben	2.014	1.702	85.0
Bettelsdorf	310	302	97.4
Zeche	1.066	999	94.2
Münnichwies	1.969	1.941	98.5
Bries	349	344	99.1
Hedwigshau	496	492	99.2
Gesamte Sprachinsel	12.570	11.978	95.0

Die Entwicklung der deutschen Volksgruppe zeigt die folgende Tabelle, die von mir aus den Angaben der Geburten- und Sterbematrikeln der Pfarrämter gewonnen wurde.

Tabelle des Geburtenüberschusses, bzw. des Geburtenausfalles in den letzten 150 Jahren.

Jahrzehnt	Deutsch-Proben	Schmiedshau	Gaidel	Zeche	Münnichwies	Fundstollen	Beneschhau	Bettelsdorf
1781—1790	+ 14.7	+ 16.1	+ 4.4				— 1.2	+ 0.7
1791—1800	+ 6.8	+ 8.9	+ 9.8	+ 9.5	+ 15.8	+ 5.0	+ 3.2	+ 2.1
1801—1810	+ 12.9	— 2.9	+ 3.7	+ 6.3	+ 5.6	— 6.3	+ 3.6	— 2.1
1811—1820	+ 30.8	+ 16.9	+ 20.3	+ 10.5	+ 9.3	+ 4.0	+ 4.3	+ 3.1
1821—1830	+ 47.3	+ 33.3	+ 21.8	+ 4.2	+ 28.1	+ 6.7	+ 8.2	+ 2.2
1831—1840	+ 0.5	— 7.4	— 12.2	— 5.1	+ 19.8	+ 2.8	+ 2.4	+ 0.3
1841—1850	+ 3.7	+ 35.1	+ 11.2	+ 7.7	+ 12.9	— 1.0	+ 3.5	— 0.1
1851—1860	+ 7.2	+ 10.0	+ 2.0	+ 6.1	+ 0.6	— 3.0	+ 3.3	— 0.2
1861—1870	+ 7.4	+ 10.2	+ 14.0	+ 5.9	+ 11.9	+ 5.6	+ 3.5	— 0.3
1871—1880	+ 7.4	+ 12.3	— 0.7	+ 1.9	+ 17.4	— 4.5	— 0.2	+ 2.4
1881—1890	+ 17.2	+ 28.4	+ 25.1	+ 8.3	+ 12.2	+ 4.5	+ 2.8	+ 3.5
1891—1900	+ 20.1	+ 41.5	+ 13.5	+ 11.9	+ 21.1	+ 17.1	+ 6.2	+ 4.5
1901—1910	+ 7.2	+ 43.7	+ 36.2	+ 15.4	+ 23.9	+ 19.7	+ 5.9	+ 4.9
1911—1920	+ 9.9	+ 34.9	+ 17.4	+ 5.5	+ 8.7	+ 11.1	+ 4.5	+ 2.4
1921—1930	+ 5.0	+ 52.0	+ 53.7	+ 17.3	+ 37.4	+ 14.8	+ 6.7	+ 7.3
1931—1932	— 1.0	+ 42.5	+ 15.0	+ 13.0	+ 25.5	+ 12.0	+ 0.5	+ 5.0

Allgemein kann für die Entwicklung der deutschen Volksgruppe folgendes festgestellt werden:

Die Schwankungen der ersten hundert Jahre und das gelegentliche Absinken der Überschufziffern erklären sich in allen Fällen durch das Auftreten epidemischer Krankheiten.

Etwa das Jahr 1881 ist für die biologische Entwicklung der Sprachinsel von entscheidender Bedeutung. Von diesem Zeitpunkt an setzt eine überraschend stürmische Aufwärtsentwicklung der Überschufwerte ein. Daran hat sowohl das Ansteigen der Geburtenzahlen wie das Absinken der Sterblichkeitsziffern Anteil. Das Ansteigen der Geburtenziffern ist in erster Linie wirtschaftlich bedingt und zwar durch den Beginn der regelmäßigen Saisonarbeit, die der Sprachinsel neue wirtschaftliche Kräfte zuführte. Durch die Einführung besserer sanitärer Verhältnisse wird zugleich die Sterblichkeit vermindert.

Bis zu diesem Zeitpunkt verlief die biologische Entwicklung der Dörfer und der Stadt Deutsch-Proben ungefähr gleich. Um die Jahrhundertwende beginnt sich darin ein entscheidender Wandel anzubahnen: Die Überschufwerte der Stadt beginnen immer mehr abzusinken, die der Dörfer steigen immer mehr an. Die entgegengesetzte Entwicklung der Kriegsjahre war nur eine vorübergehende Erscheinung. Bereits von 1921 an steigen die Überschufwerte der Dörfer geradezu stürmisch. Die meisten Dörfer erreichen in dieser Zeit das absolute Maximum ihres Geburtenüberschusses. Es kann daher für den bäuerlichen Teil der Sprachinsel gesagt werden, daß hier trotz schärfster wirtschaftlicher Notlage die biologische Kraft der Bevölkerung ungebrochen ansteigt. Die durchschnittliche Kinderzahl einer Ehe ist statistisch nicht erfaßt, liegt aber zweifellos sehr hoch und dürfte schätzungsweise nicht unter vier bis fünf liegen.

Für die Stadt liegen die Verhältnisse wesentlich anders. Schon von 1891 an sinkt hier die Geburtenziffer beständig. Diese absteigende Entwicklung hält bis in die Gegenwart an. Nach dem gegenwärtigen Stand steht die Stadt vor dem biologischen Zusammenbruch. Die Jahre 1931 und 1932 weisen bereits einen Geburtenausfall auf. Diese Lage wird noch dadurch verschärft, daß von den 13 Geburten in der Zeit von Januar bis November 1932 sieben, also mehr als die Hälfte, auf den slowakischen Teil der Bevölkerung entfielen. Das bedeutet, daß die 15% Slowaken die 85% Deutschen bereits an biologischer Kraft übertreffen. Dabei können nur jene Geburten als einwandfrei slowakisch festgestellt werden, bei denen die Eltern nicht in der Stadt geboren sind. Da aber für die letzten Jahrzehnte die Zahl der in der Stadt gebürtigen slowakischen Ehepaare schon recht bedeutend ist, verbergen sich auch unter den als deutsch geführten Geburten einzelne slowakische. Die folgende Tabelle, die die Entwicklung des slowa-

fischen Bevölkerungsanteils zeigen soll, ist daher mit einer Fehlerquelle zu Ungunsten der Deutschen behaftet.

Jahrzehnt	Deutsche Geburten	Geburten slowakischer Zuwanderer	Slowakische Geburten in %
1871—1880	874	5	0.5
1881—1890	894	14	1.9
1891—1900	823	34	4.0
1901—1910	638	58	9.0
1911—1920	456	31	6.7
1921—1930	422	66	15.7

Es kann daher abschließend gesagt werden, daß zwar die deutsche Volkskraft in den Dörfern ungebrochen ansteigt, daß sie aber in der Stadt am Versiegen ist. Daher ist die Gefahr einer teilweisen Slowakisierung Deutsch-Probens sehr groß. Das umso mehr, als der Zuzug aus den deutschen Dörfern in die Stadt verschwindend klein ist. Dazu kommt dann noch, daß bereits eine beträchtliche Anzahl der deutschen Kinder die slowakische Schule der Stadt besucht. Damit tritt zur biologischen Gefährdung die durch die fremdnationale Erziehung. Auch längst veraltete, aber unübersteigbare soziale Schranken, die Eheschließungen zwischen Angehörigen der Stadt und der Dörfer fast unmöglich machen, verschärfen die Lage. Es gilt schon für die gesamte Sprachinsel, daß sie auf Grund ihrer Lage, sowie durch die an sich erfreuliche Abneigung gegen völkische Mischehen der Gefahr der Inzucht ausgesetzt ist. Ganz besonders aber gilt das von der Stadt, die sich aus Gründen einer alten Überlieferung auch noch gegen die Dörfer absperirt. Hier herrscht die Inzucht schon seit langem. Die Folgen davon machen sich bereits in der körperlichen Erscheinung der Städter und wohl auch in der biologischen Erschöpfung der Stadtbevölkerung bemerkbar.

Über die Verhältnisse der *Volksdichte* in den einzelnen Gemeinden gibt die folgende Tabelle Aufschluß.

Ort	Fläche in km ²	Dichtewert
Gaidel	47.6	45 (Mindestwert)
Schmiedshau	49.2	56
Benešchau	5.8	75
Fundstollen	9.9	101 (Höchstwert)
Deutsch-Proben	21.5	93
Bettelsdorf	4.3	70
Zeche	12.8	87
Münichwies	30.5	64
Bries	6.4	53
Sedwigshau	5.0	99

Die größten Dichtewerte entfallen nach der obigen Tabelle gerade auf die Bergdörfer mit den schlechtesten wirtschaftlichen Verhältnissen. Daher ist hier der Überdruck der Bevölkerung und damit auch die Not am größten. Lediglich Bries ist unter den Bergdörfern etwas besser gestellt.

Eine Übergangszone mit etwas besseren Verhältnissen bilden die kleinen Gemeinden des Beckens: Beneschau, Bettelsdorf und Zeche. Aber auch hier sind die Dichtewerte noch immer viel zu hoch.

Nediglich Gaidel und Schmiedshau weisen Werte auf, die als annähernd erträglich bezeichnet werden können. Allerdings dürften sich die Verhältnisse auch hier in der Zwischenzeit bedeutend verschlechtert haben. Nur die Stadt Deutsch-Proben zeigt Dichtewerte, die für eine Aderbürgeriedlung normal sind. Der Grund dafür ist aber lediglich der starke Geburtenausfall der Stadt.

Die Sprachinsel stellt somit ein Gebiet extremer Überdichtung dar; sie ist weit über das normale Maß hinaus überbevölkert. Da für ein Abströmen der überschüssigen Bevölkerung kein Weg offen steht, ist die Verelendung überaus groß.

3. Die Entwicklung der Wirtschaft und die heutige wirtschaftliche Lage.

Die Wirtschaftsstruktur der Sprachinsel ist heute eine rein bäuerliche, wenn man von den gewerblichen Betrieben in der Stadt Deutsch-Proben abieht. Das war nicht immer so. In den ersten Jahrhunderten nach der Gründung spielte der Edelerzabbau und die ihm zugeordneten Hilsgewerbe eine entscheidende wirtschaftliche Rolle. Jedenfalls war für die Orte Zeche und Fundstollen sowie für die Stadt Deutsch-Proben selbst der Erzabbau in der angegebenen Zeit die wichtigste Erwerbsquelle. Alles andere, das Gewerbe in der Stadt und die bäuerliche Wirtschaft in den beiden Dörfern standen dahinter zurück. Das wird besonders deutlich, wenn man die Ausstattung der Siedlerstellen in Fundstollen mit denen in Münnichwies vergleicht. Beide Orte liegen in ungefähr gleicher Höhenlage und verfügen über die ungefähr gleiche Bodengüte. Münnichwies, das von vornherein als reine Bauernsiedlung angelegt wurde, erhielt für jede Siedlerstelle 64 Katastraljoch zugeteilt. Das ist bei der Ungunst der Höhenlage und den mehr als ärmlichen Bodenverhältnissen keineswegs viel. Bei schmalerer Bodenzuteilung hätten sich wohl kaum Siedler gefunden. In Fundstollen aber wurden unter sonst gleichen Verhältnissen der einzelnen Siedlerstellen bloß 26 Katastraljoch zugewiesen. Es ist klar, daß eine derartige Ausstattung keine tragfähige Grundlage für eine bäuerliche Wirtschaft geben konnte. Hier war die Bauernwirtschaft eben von vornherein nur als Zusatzwirtschaft zum Haupterwerb des Goldbergbaus gedacht.

Aber auch für die übrigen bäuerlichen Orte hatte der Edelerzabbau entscheidende wirtschaftliche Bedeutung durch die Nebenerwerbsmöglichkeiten, die er diesen Dörfern bot. Es sei hier nur an die Holzkohlenbrennerei für die Schmelzen, an die verschiedenen Erfordernisse von Bauholz und an die Zimmermannsarbeiten in den Gruben, sowie an die Fuhrwerksdienste er-

innert, die den bäuerlichen Dörfern eine ganze Reihe von Verdienstmöglichkeiten boten. Tatsächlich weiß die mündliche Überlieferung noch von diesen Dingen zu berichten.

Der Edelerzabbau war daher für die Sprachinsel in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens ein sehr wesentlicher Teil ihres Wirtschaftslebens, für einige Dörfer war er der Haupterwerb. Es kann daher leicht ermessen werden, wie hart der Schlag war, der die Sprachinsel mit dem Versiegen des Bergsegens am Ausgang des 16. Jh. traf. Eine tiefgreifende Umstellung des ganzen Wirtschaftslebens mußte eintreten. Da die schlechten Klima- und Bodenverhältnisse einen Ausgleich auf der bäuerlichen Seite der Wirtschaft nicht zuließen, war damit eine endgültige Verschmälerung der Wirtschaftsgrundlage gegeben. Das Versiegen des Bergsegens ist damit zur entscheidenden Katastrophe im Leben der Sprachinsel geworden, eine Katastrophe, von der sie sich nie mehr erholen konnte und auch nie mehr erholt hat. Jede Möglichkeit einer weiteren Aufwärtsentwicklung wirtschaftlicher und damit auch kultureller Art war unterbunden. Alles, was erreicht werden konnte, war die Erhaltung des Bestehenden. Wenn heute festgestellt werden muß, daß die Deutschen der Sprachinsel ihren slowakischen Nachbarn kulturell nicht mehr überlegen sind, daß sich bei ihnen ein erschreckend hoher Hundertsatz von Analphabeten findet, daß sie keine bodenständige Oberschicht hervorgebracht haben, daß ihre wirtschaftlichen Methoden rückständig und überaltet sind, so kann und darf in diesen Feststellungen kein Vorwurf enthalten sein. Unter derart geänderten Verhältnissen den Kampf um das bloße Bestehen aufgenommen und durchgekämpft zu haben, ist allein schon Verdienst genug. Es ist zu bedenken, daß selbst die bestgelegenen Orte der Sprachinsel kaum die Mindestanforderungen erreichen, die für die Möglichkeit bäuerlicher Wirtschaft gestellt werden müssen. Und die Sprachinsel war nun lediglich auf Bauernwirtschaft gestellt. Der an sich karge Boden wurde außerdem bei stets steigender Volkszahl immer mehr belastet. Es ging und geht wahrhaftig um Sein und Nichtsein in der ursprünglichsten und brutalsten Bedeutung des Wortes. Und hier haben es die deutschen Bauern an Einsatz nicht fehlen lassen. Ihre Zähigkeit und Ausdauer, ihr Fleiß und Arbeitseinsatz sind schlechthin unübertrefflich und können im binnendeutschen Gebiet höchstens mit den Leistungen der ärmsten Hochgebirgsbauern verglichen werden. Einem derart schweren Kampf ums nackte Dasein gegenüber kann ein kulturelles Abgleiten höchstens als Schicksal, aber nicht als Schuld gewertet werden.

Eine zweite schwerwiegende Veränderung zum Schlechten hin erfuhr die Wirtschaft der Sprachinsel um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Es ist das die Änderung der gesamten Besitzverhältnisse. Bis zu diesem Zeitpunkt war überall an der Unteilbarkeit der ursprünglichen Siedler-

stellen, der „Gründe“, festgehalten worden. Der „Grund“ wurde ungeteilt von Generation zu Generation weitergegeben, die Familie bewirtschaftete ihn gemeinsam unter Leitung des Familienvorstandes, mit gleichen Rechten und Pflichten aller Familienmitglieder. Es war eine Lebensauffassung, der der Einzelne wenig, die Gemeinsamkeit des Familienbesitzes alles galt. Diese für den Einzelnen harte und Opfer fordernde Wirtschafts- und Gesellschaftsform war aber wohl die einzige, die der Gesamtheit unter so schwierigen Verhältnissen die Gewähr des Auskommens bieten konnte. Jedenfalls gab sie die besten Möglichkeiten, da sie Boden und Arbeitskraft vor Zersplitterung und Verarmung bewahrte und den denkbar wirkungsvollsten Arbeitseinsatz gestattete. Offenbar unter dem Einfluß jener Gedankengänge, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einer Überschätzung der persönlichen Freiheit und Freizügigkeit huldigten, zerbrach die überlieferte Gesellschaftsform der Familienwirtschaft. Die bisher unteilbaren „Gründe“ wurden von nun an im Erbgang geteilt. Damit war eine Entwicklung eingeleitet, die bei der großen, stets steigenden Volkszahl gänzlich unhaltbare Zwergwirtschaften schuf und damit die Bevölkerung in eine für binnendeutsche Verhältnisse schwer vorstellbare Verarmung treiben mußte. Es war der Weg von der bäuerlichen Armut ins Bauernproletariat. Denn was immer trotz aller Not und Armut der Gemeinschaftsbesitz noch tragen konnte, das kann der Zwergbetrieb nicht mehr leisten.

Diese beiden Ereignisse, das Versiegen des Bergsegens und das Abgehen von der Familienwirtschaft, sind die entscheidenden Wendungen zum Niedergang, die die Wirtschaft der Sprachinsel in der Vergangenheit erlitt. Irgendwelche Auftriebe hat sie nie erfahren. Die Entwicklung der Wirtschaft stellt daher eine immer mehr absteigende Kurve dar.

Es bleibt nun noch die Aufgabe, die gegenwärtige Wirtschaftslage zu schildern.

Die natürlichen Voraussetzungen für eine blühende Landwirtschaft sind nirgends gegeben. Als erster hemmender Umstand ist hier das Klima zu nennen. Extrem kalte Winter und kühle Sommer, die kennzeichnenden Eigenschaften der Beckenlage, und verhältnismäßig geringe Niederschläge drücken die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Gebietes stark herab.

Den Boden- und Lageverhältnissen nach sind die Orte im Inneren des Probener Beckens noch verhältnismäßig günstig gestellt. Die weiteren Ebenheiten der diluvialen Schotterterrassen bieten dem Ackerbau verhältnismäßig gute Möglichkeiten. Ganz wesentlich schlechter ist die Lage der Bergdörfer. Hier mußte die Ackerflur überall durch Rodung der Hänge gewonnen werden. Wie schlecht die Bodenverhältnisse in den Bergdörfern sind, mag am Beispiel von Münnichwies gezeigt werden:³⁾

In Katastraljoch					
Bodenklasse	Acker	Garten	Wiese	Futweide	Wald
1					
2				3	512
3					259
4		1			
5	62		6		
6	128		77	280	13
7	198		202	351	628
8	824		241	1056	304
Summe	1212	1	526	1690	1719
in % der Gesamtfläche	22,9	0,0	9,9	32,0	32,5

Außerdem: 145 Kat.Joch unproduktiv = 2,7%.

Von den 5293 Katastraljoch des Gemeindegotters (der Dorfllur) sind nur knapp 30 v. H. Ackerland. Das Entscheidende aber ist, daß die Ackerflur zum weitaus überwiegenden Teil (68 v. H.) der letzten und somit schlechtesten Bodenklasse angehört und daß das gesamte Ackerland auch in seinen besten Teilen nicht über die fünfte Bodenklasse hinauskommt.

Tabelle der wirtschaftlichen Bodenverteilung.

Ort	Ackerland in		Garten in		Wiese in		Futweide in		Wald in		Unproduktiv in		Summe in	
	Kat. Joch	%	Kat. Joch	%	Kat. Joch	%	Kat. Joch	%	Kat. Joch	%	Kat. Joch	%	Kat. Joch	%
1. Fundstollen	423	24,6	24	1,4	289	16,8	87	5,0	869	50,5	26	1,5	1718	100
				Min.						Max.				
2. Beche	872	39,1	16	0,7	281	12,7	532	23,8	471	21,1	60	2,6	2232	100
		Max		Min.										
3. Gaidel	2745	33,4	98	1,1	716	8,4	525	6,1	4130	48,8	224	2,5	8438	100
				Min.						Max				
4. Beneschau	484	48,3	11	1,05	40	4,0	256	25,5	101	10,0	115	11,4	1007	100
		Max.		Min.										
5. Deutsch-Proben	1768	47,3	131	3,5	332	8,9	245	6,6	1030	27,7	223	6,0	3729	100
				Min.										
6. Schmiedshau	1978	23,6	152	1,8	1293	15,4	283	3,4	4294	51,3	372	2,7	8372	100
				Min.						Max.				
7. Bettelsdorf	297	38,5	10	1,3	49	6,5	233	30,9	102	13,5	62	8,2	753	100
		Max.		Min.										
8. Bries	383	34,6	5	0,4	19	1,7	436	39,6	198	18,0	67	6,1	1108	100
				Min.				Max.						
9. Hedwighshau	398	45,6	4	0,5	21	2,4	80	9,1	343	39,5	26	2,9	872	100
		Max.		Min.										
10. Münnichwies	1212	22,8	3	0,06	532	10,0	1654	31,2	1719	32,4	173	3,2	5294	100
				Min.						Max.				
Gesamte Sprachinsel	10560	31,5	454	1,3	3572	10,7	4098	12,2	13257	39,5	1581	4,7	33523	100
				Min.						Max				

Aus der obigen Tabelle geht hervor, daß im Gesamtgebiet der Sprachinsel der Wald über das Ackerland überwiegt. Das Gegenteil davon gilt im einzelnen für die Dörfer des Bedens, die naturgemäß weniger Anteil an den Waldgebieten des Gebirges haben. Daß aber auch in zwei Bergdörfern (Hedwigshau und Bries) das Gegenteil der durchschnittlichen Anordnung eintritt, bedarf einer näheren Erläuterung. In Hedwigshau steht das Ackerland, in Bries die Hutweide an erster Stelle, wobei im letzteren Fall der Wald mit dem auffallend niederen Wert von 18 v. H. der Gesamtfläche überhaupt erst an dritter Stelle steht. Diese beiden Orte sind typische Fälle dafür, wie sehr der Bodenhunger die Rodung über das richtige Maß hinaus getrieben hat. In beiden Dörfern ist der Wald bis auf die Wasserscheide hinauf gerodet. Die nachteiligen Folgen davon sind nicht ausgeblieben. Auf weiten Flächen kommt es bereits zur Bildung von Wanderschutt und fließenden Hängen und zur Abspülung der dünnen Ackerkrume. Im Gebiet der mesozoischen Kalke leidet das Land bereits unter Wassernot. Das Verhältnis von Ackerland und Wald ist kein gesundes mehr. Es ist jener Zustand erreicht, in dem die überbeanspruchte Natur den Menschen wieder zurückzudrängen beginnt. Auch in Münnichwies entwickeln sich die Dinge in ähnlicher Richtung. Auch dort ist der südschauende Hang des Bricatales, der der eigentliche Träger des Kulturlandes ist, fast gänzlich gerodet und zeigt bereits den Beginn der genannten kulturfeindlichen Erscheinungen. Die der Volkszahl von der Natur gezogene Grenze ist erreicht.

Das zeigt auch die folgende Tabelle über die durchschnittliche Größe der einzelnen Wirtschaften.

Ort	Anzahl der Wirtschaften	Anzahl der Katastraljoch in		Gutsbesitz und Pacht	Durchschnittsgröße einer Wirtschaft in Katastraljoch
		Eigenwirtschaft	Nutzgenuß		
Fundstollen	204	1718	—	—	8.4
Zeche	201	2225	7	—	11.1
Gaidel	305	8338	100	—	27.6
Beneschau	95	1007	—	—	10.6
Deutsch-Proben	867	3452	77	200	4.0
Schmiedshau	385	8193	—	179	21.2
Bettelsdorf	109	753	—	—	6.9
Bries	68	1094	1	13	16.0
Hedwigshau	65	863	9	—	13.4
Münnichwies	389	5260	24	10	13.6
Gesamte Sprachinsel	2688	32813	218	402	12.6

Zunächst wird aus der Tabelle ganz allgemein klar, daß die Bodenflächen, die den einzelnen Bauernwirtschaften zur Verfügung stehen, mit Rücksicht auf Klima und Bodengüte viel zu klein sind. Ackerbau auf solcher Grundlage ist nicht lebensfähig. Selbst der günstigste Fall, der von Gaidel, kann die Ernährung der Bevölkerung nicht mehr gewährleisten. Um wie viel elender aber liegen die Verhältnisse in den anderen Dörfern! Die Extremfälle von Fundstolle und Bettelsdorf lassen zweifeln, ob hier überhaupt noch von Lebensmöglichkeiten gesprochen werden darf. Die ganze Tragödie, die das Versiegen des Bergsegens gerade für Fundstollen bedeutete, drückt sich in der Durchschnittsziffer von 8,4 Katastraljoch für eine Wirtschaft aus. Das wird besonders klar, wenn man die ursprüngliche Ausstattung der Siedlerstellen mit den heutigen Ziffern vergleicht. Die ursprüngliche Größe der Siedlerstelle konnte für vier Orte festgestellt werden.

Der Vergleich zeigt folgendes Bild:

Im Katastraljoch	Fundstollen	Gaidel	Schmiedshau	Münnichwies
Ursprüngliche Größe eines Grundes	26	48	27	64
Durchschnittliche Größe einer Wirtschaft (1897)	8,4	27,6	21 2	13,6

Es ist zu bedenken, daß auch die ursprüngliche Ausstattung nicht übertrieben reichlich war. Wie sehr die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit durch die Aufteilung der „Gründe“ gesunken ist, geht aus dieser Tabelle ohne weiteres hervor. Bloß im Falle von Schmiedshau liegen die Verhältnisse günstiger. Dieser Sonderfall erklärt sich dadurch, daß hier die Gemeindeflur durch die späte Anlage von Hedelshau, das schließlich von Schmiedshau aufgesogen wurde, eine nachträgliche bedeutende Vergrößerung erfuhr.

Ganz kurz seien nun die Ertragsverhältnisse an einem Dorf des Bedens (Gaidel) und an einem Bergdorf (Münnichwies) geschildert.

Gaidel: Der Boden ist karg und lohnt nur wenig die angewandte Mühe. Die Kornfrüchte tragen in der Regel ein- bis zweifach, nur in ganz besonders günstigen Jahren dreifach. In einigermaßen ungünstigen Jahren ist die Ernte oft geringer als die Aussaat. Angebaut wird aus klimatischen Gründen nur sehr wenig Weizen, dafür Roggen, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Widen, Rüben, Rotklee, Luzernaklee und Esparsette. Gartengemüse werden nur sehr wenige gebaut. Die hier für Gaidel geschild-

berten Verhältnisse dürften wohl die günstigsten in der ganzen Sprachinsel sein.

Münnichwies: Hier gedeihen überhaupt nur mehr die anspruchsloseten Aderfrüchte und die elenden Bodenverhältnisse bringen es mit sich, daß auch in guten Jahren die Ernte die Aussaat nur um ein Geringes übertrifft. Vielfach reicht die Ernte gerade noch für die Aussaat des nächsten Jahres. Mißjahre sind daher zugleich auch Katastrophenjahre, denn sie bringen nicht nur nichts ein, sondern zwingen noch zum Ankauf der Aussaat für das nächste Jahr.

Neben der Aderwirtschaft käme noch Gartenkultur und Obstbau in Frage. Hier liegen die Dinge um nichts besser. Gärten kommen nur in ganz beschränktem Ausmaß vor. Dies liegt weniger daran, daß der Gemüsebau an natürlichen Hemmungen zu leiden hätte. Vielmehr liegt der Grund darin, daß die ehemals in reichem Maß zur Verfügung stehenden Flächen durch die immer weiter getriebene Grundaufteilung aufgezehrt wurden. Heute stehen in den Dörfern die Häuser so eng aneinander, daß zwischen ihnen meist kein Platz für die Anlage von Gemüsegärten bleibt. Auch hierin zeigen sich schwere Schädigungen durch die Grundaufteilung.

Die Obstkultur, von der heute nun mehr bedeutungslose Reste übrig sind, stand vor nicht allzulanger Zeit in den Dörfern des Bedens in hoher Blüte. Die Ausfuhr von Dörrobst brachte einen immerhin beträchtlichen Gewinn. Die Pflaumen aus Gaidel waren unter dem Namen „Gajblanki“ eine in Ungarn weit und breit bekannte und gern gekaufte Ware. Als Zeichen der einst blühenden Ausfuhr von Dörrobst findet man noch heute überall die alten Dörrhäuser, allerdings meist außer Betrieb und lediglich als landwirtschaftliche Rumpelkammern benützt. Die natürlichen Grundlagen für eine Obstkultur, die mehr sein soll als bloße Bedarfsdeckung, sind zweifellos für die Dörfer im Beden gegeben. Für den Niedergang der noch vor kurzem blühenden Obstkultur wird von den Einheimischen eine Baumkrankheit verantwortlich gemacht, die den weitaus größten Teil der Baumbestände vernichtete. Tatsächlich stehen die heutigen Baumbestände in gar keinem Verhältnis zu denen des Jahres 1897.

Obstbaumbestand im Jahre 1897:

	Apfel- bäume	Birn- bäume	Pflaumen- bäume	Nuß- bäume	Kirsch bäume	Summe
Deutsch-Proben	5458	2309	19 948	1198	92	29 005
Gaidel	662	348	8 957	87	13	10 067

Wenn auch heute noch Obstgärten die Stadt umgeben und auch in Gaidel noch welche zu finden sind, so kann doch von einer solchen Zahl, wie sie die Statistik für das Jahr 1897 angibt, nicht im Entferntesten mehr die Rede sein. Zumindest für Gaidel ist neben der Baumkrankheit auch die Verringerung der Gartenfläche durch die Grundaufteilung von Bedeutung für den Rückgang der Obstkultur gewesen. Darauf wies schon Homika hin.⁵⁾ Aber auch das Aufkommen der Saisonarbeit dürfte daran mitschuldig sein.

Der Gewinn aus der Forstwirtschaft ist trotz der großen Waldbestände nicht bedeutend, da die geringen Holzpreise und die schlechte Verkehrslage den Holzhandel kaum rentabel machen. Außerdem befindet sich der größere Teil der Wälder in den Händen des Großgrundbesitzes. Wäre der ungarische Holzmarkt für die Sprachinsel noch offen, wie das vor 1918 der Fall war, so wären vielleicht Absatzmöglichkeiten vorhanden. Innerhalb der Tschechoslowakei ist eine Auswertung der Holzbestände aus den angegebenen Gründen nicht möglich und aus den gleichen Gründen kommt auch ein Auslandsgeschäft dafür nicht in Frage.

Es bliebe nun noch die Möglichkeit einer intensiven Viehwirtschaft. Dafür wäre das Land grundsätzlich geeignet, für die Bergdörfer wäre eine geregelte Almwirtschaft wohl die gesündeste wirtschaftliche Grundlage überhaupt. Aber es ist hier wie in den Karpaten überall. Trotzdem die Möglichkeit dafür bestünde, fehlt die Almwirtschaft. Von allen Dörfern der Sprachinsel hat bloß Fundstollen die Sallaschwirtschaft von den Slowaken übernommen. Aber diese hat mit einer Almwirtschaft nichts gemein. Sie ist eine Hochfelderwirtschaft, bei der die Viehhaltung eine ganz untergeordnete Rolle spielt. So zukunfts voll eine geregelte Almwirtschaft sein könnte, für ihre Durchführung besteht keinerlei Aussicht. Denn den Bauern der Bergdörfer fehlen die Mittel vollkommen, die nun einmal notwendig wären, um die Grundlagen einer solchen Wirtschaftsumstellung zu schaffen. Unterstützungen von Seiten des tschechoslowakischen Staates kommen aber für die Deutschen kaum in Frage.

Aus alledem erweist sich die ungeheure wirtschaftliche Bedeutung, die die Saisonarbeit für die Sprachinselbevölkerung hat. Ohne diesen Nebenerwerb könnte sie wirtschaftlich nicht mehr bestehen. Der Beginn der regelmäßigen Saisonarbeit fällt schon in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts. Die Organisation ist dabei meist folgende: Eine Gruppe von Leuten, etwa 20 bis 30, vereinigen sich unter der Führung eines Gasdars, der als ihr bevollmächtigter Vertreter den Arbeitsvertrag mit dem Arbeitgeber abschließt. Er genießt gegenüber den anderen Beteiligten wesentliche finanzielle Vorteile. Am Beginn der Entwicklung der Saisonarbeit waren es vornehmlich die als Arbeitskräfte überflüssigen jungen Leute, die als Erntearbeiter außerhalb der Heimat einen Neben-

verdienst suchten. Die Arbeitsplätze lagen meist im Inneren Ungarns, wo auf den großen Gütern zur Erntezeit stets Arbeitermangel herrschte. Zwischen den einzelnen Dörfern der Sprachinsel und bestimmten Arbeitsplätzen kam es im Lauf der Zeit zu einer gewissen traditionellen Gebundenheit (so z. B. arbeiteten die Leute aus Zeche meist in Hatvan). Seither, besonders seit dem Kriegsende, haben sich die Verhältnisse wesentlich geändert. Die steigende Überbevölkerung zwang immer mehr Menschen in die Saisonarbeit, sodaß etwa um 1930 der größte Teil der männlichen und ein großer Teil der jüngeren weiblichen Arbeitskräfte regelmäßig die Dörfer verließen. Aber nicht mehr ausschließlich als Erntearbeiter, sondern auch als Straßenarbeiter, Betonierer, Maurer und Hilfsarbeiter gehen seither die Männer in die Saisonarbeit. Das ist für die heimatische Wirtschaft von Bedeutung; denn erstens wird dadurch die Zeitspanne der Außenarbeit stark vergrößert, da diese Arbeiten früher im Jahr beginnen und später endigen als die Erntearbeit. So sind in den für die Landwirtschaft wichtigen Monaten die Dörfer zur Hälfte verödet und gerade der besten Arbeitskräfte beraubt. Für die schwere Arbeit auf den ungünstigen Böden stehen meist nur die alten Männer, die Frauen und ganz junge Burschen zur Verfügung. Dadurch wird das von Haus aus tiefe Niveau der Landwirtschaft noch mehr gesenkt. Zweitens aber ist die seelische Entfremdung dieser Wanderarbeiter ihrem eigentlichen bäuerlichen Hauptberuf gegenüber nicht zu unterschätzen. Rein äußerlich zeigt sich das schon darin, daß z. B. die Statistik fast in allen Dörfern einen unverhältnismäßig hohen Stand von Handwerkern aufweist. Die Leute geben als ihren Hauptberuf bereits nicht mehr die bäuerliche, sondern die Saisonarbeit an. Diese steigende Interesselosigkeit an der heimatischen Wirtschaft wirkt sich im höchsten Maße ungünstig aus.

Auch die räumliche Richtung der Saisonarbeit hat sich seit dem Kriegsende gewandelt. Der Strom der Saisonarbeiter ging seit diesem Zeitpunkt nicht mehr nach Innerungarn, sondern nach Österreich und ins Deutsche Reich. Nach Österreich gingen meist Erntearbeiter, vornehmlich auf die Güter in Niederösterreich und im Burgenland, ins Reich die Handwerker und Hilfsarbeiter, vornehmlich ins Ruhrgebiet und nach Oberschlesien. Über die daraus entstehenden kulturellen und politischen Wirkungen wird an anderer Stelle gesprochen. Trotz aller unerfreulichen Nebenerscheinungen dieser Saisonarbeit kann nicht geleugnet werden, daß sie ein von der Not erzwungener und wahrscheinlich der letzte mögliche Ausweg ist, die viel zu hohe Volkszahl auf dem armen Gebiet zu halten. Es ist daher nicht abzusehen, auf welche Weise ein Ausweg aus der wirtschaftlichen Bedrängnis gefunden werden soll, seit das Reich und Österreich ihre Grenzen für Saisonarbeiter sperrten.

4. Die kulturelle Lage.

Als die madjarischen Könige im 13. und 14. Jh. die deutschen Siedler ins Land riefen, geschah das im Rahmen einer Kulturpolitik, die noch ganz in den deutschfreundlichen Bahnen der Politik König Stephan I. lief. Die Deutschen waren als Vertreter und Mittler ihrer überlegenen Kultur gern gesehene Gäste, mit deren Hilfe allein es den madjarischen Königen möglich schien, das Kulturgefälle zwischen dem Reich und Ungarn auszugleichen. Die bedeutenden Vorrechte der deutschen Siedler (sechzehn-jährige Steuerfreiheit, deutsches Recht, freie Wahl der Dorfrichter und Pfarrer u. a. m.) zeigen deutlich, wie sehr man von Seiten der ungarischen Regierung bemüht war, einen Teil der deutschen Siedlerbewegung ins eigene Land zu lenken.

Was nun den Einzelfall der Deutsch-Probener Sprachinsel betrifft, so darf die Rolle des Kulturbringers nicht allein auf die bergmännische Besiedlung eingeschränkt werden. Gewiß kommt ihr eine hervorragende Stellung zu, da sie die Erschließung des Bergsegens überhaupt erst möglich machte. Aber auch die Siedler der reinen Bauerndörfer waren Kulturpioniere, da die Slowaken bei ihrer extensiven Wirtschaftsweise nicht imstande gewesen wären, in den hochgelegenen Waldgebieten zu kolonisieren. Die gleichzeitigen slowakischen Siedlungen liegen alle in den durch Klima und Bodengüte bevorzugten breiten Flußtälern und Becken. Von den deutschen Bauern wurde Neuland erschlossen, das sonst hätte unerschlossen bleiben müssen. Darüber hinaus wurden sie in der Wirtschaftstechnik und im Hausbau die Lehrer des Wirtsvolkes.

Diesen kulturellen Vorsprung konnten die Deutschen auf die Dauer nicht halten. Die wirtschaftlichen Gründe dafür wurden bereits dargestellt. Neben ihnen ist aber auch die politische Entwicklung verantwortlich zu machen, die ebenso wie die wirtschaftliche eindeutig zu Ungunsten der Deutschen verlief. Die Schwenkung der madjarischen Politik, von einer deutschfreundlichen in eine deutschfeindliche, die betonte Gegnerschaft des madjarischen Hochadels und hohen Klerus, die als Großgrundbesitzer mit ihren Interessen gegen die bevorzugte Stellung der deutschen Bauern standen, die Wirren der Glaubenskämpfe, die Nöte der Türkenkriegszeit und die Interesselosigkeit der habsburgischen Regierung am Dasein des Karpatendeutschtums mögen nur kurz erwähnt sein. Politik und Wirtschaft entwickelten sich im Lauf der Jahrhunderte gegen die Deutschen, die dadurch von Generation zu Generation immer mehr in die Verteidigung und damit schließlich in einen Zustand des kulturellen Verharrens und politischer Machtlosigkeit gedrängt wurden.

Damit findet die heutige kulturelle Lage ihre volle Erklärung. Ohne die politischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten zur Weiterentwicklung,

aber gegen Angriffe des Fremdvolfes durch die Schutzlage und die Armut des Bodens gleichermaßen geschützt, stellt die Sprachinsel ein Gebiet des Verharrens dar, in dem sich — wie selten irgendwo — Altformen der dinglichen und geistigen Kultur erhalten haben. Das völlige Fehlen einer bodenständigen Intelligenzschicht, die vollkommene Abschnürung vom völkischen Mutterland, die seit mehr als einem Jahrhundert besteht, und schließlich das Fehlen einer Stadt — Deutsch-Praben ist weder im kulturellen noch im siedlungsgeographischen Sinn eine solche — haben diesen Erstarrungsvorgang befördert. So haben sich in der Sprachinsel kulturelle Altformen erhalten, die im übrigen Volksgebiet längst verschwunden sind und in gleicher Weise nur in ähnlichen, oft weit entlegenen Beharrungsgebieten ihre Entsprechungen finden (Alttertümlichkeiten der Mundart, Leben in Familiengemeinschaften, Altformen des Haus- und Gerätebaues u. a. m.)

Das führte dazu, daß die Kulturhöhe der Deutschen heute bereits unter der der Slowaken liegt. Der Analphabetismus ist bei ihnen größer als bei den Nachbarn; sie bringen einen geringeren Hundertsatz an Intelligenz hervor und wirtschaftliche Neuerungen dringen heute über die slowakische Umgebung bei ihnen ein.

Wie überall entsprechen auch hier die Schulverhältnisse der allgemeinen kulturellen Lage. Zweifellos haben sie sich seit dem Wegfall der madjarischen Herrschaft gebessert. Damit sind sie aber noch nicht gut geworden, sondern lediglich weniger schlecht. Auch heute liegen sie noch weit unter dem Durchschnitt. Vor allem ist die Schülerzahl, die auf eine deutsche Klasse in der Slowakei fünfzig Schüler beträgt, viel zu hoch.⁶⁾ Ebenso kommt im Durchschnitt ein Lehrer auf fünfzig Schüler. Das sind Ziffern, die für die deutschen Schulen in der Slowakei im allgemeinen gelten. Für die Sprachinsel liegen die Verhältnisse im Einzelfall bestimmt nicht günstiger. Die Einstellung der Kinder der Schule gegenüber muß den Umständen gemäß negativ sein. Körperlich unterernährt, mit schwerer körperlicher Arbeit überlastet und von daheim ohne jede Anregung, können sie die einfachsten Voraussetzungen eines erfolgreichen Schulbetriebes nicht erfüllen. Besonders drückend wirken sich die oft kläglichen Raumverhältnisse der Schulen aus, die in manchen Fällen jeder Beschreibung spotten. Die Anzahl der Lehrkräfte, die aus der Sprachinselbevölkerung selbst hervorgehen, ist gering und kann bei weitem den Bedarf nicht decken. So wurden nach dem Umsturz vielfach sudetendeutsche Lehrer angestellt. Das hat sich in der Folge sehr vorteilhaft ausgewirkt. Mit ihnen kam ein frischer, belebender Zug in die Sprachinsel, der weit über die Grenzen der Schule hinaus wirkt. Zunächst mußten sie freilich die Abneigung der Einheimischen überwinden, die sich diesen „fremden“ Lehrern entgegenstellte. Diese Ein-

stellung war eine Folge der langen Abschnürung vom Mutterland, die es mit sich brachte, daß die volksgleichen Lehrer, weil sie aus Böhmen oder Schlesien kamen, als „Fremde“ galten. Ein später Erfolg madjarisch-nationalstaatlicher Erziehung! Heute ist es bereits überall gelungen, diesen Zustand zu überwinden. Andere hemmende Umstände sind die elende Besoldung, die unerhört ärmlichen Verhältnisse, die kulturelle Abgeschlossenheit und die berufliche Aussichtslosigkeit, die alle jene auf sich nehmen, die als Lehrer aus den Sudetenländern hierhergehen. Ein solcher Schritt kommt fast einer freiwilligen Verbannung gleich. Begreiflicherweise ist die Zahl derer nicht groß, die den Idealismus zu solchen persönlichen Opfern besitzen. Ferner leidet das deutsche Schulwesen schwer darunter, daß es in der Slowakei noch immer keine deutschen Schulinspektoren und keinen deutschen Landesschulrat gibt. Das bei einer Zahl von über 11 000 deutschen Schülern! Von ganz entscheidender Bedeutung für das kulturelle Dasein der Sprachinsel ist das völlige Fehlen einer höheren deutschen Schule. Für die 12 000 Deutschen gibt es nicht eine einzige deutsche Bürgerschule. Um auch nur eine kleine Anzahl der Kinder nach auswärts in eine solche zu schicken, die dann noch immer eine fremdnationale wäre, fehlen natürlich die Mittel. Über die aus den genannten Gründen schwer gehemmte Dorfschule hinaus gibt es einfach keine weitere Bildungsmöglichkeit. Das Fehlen einer bodenständigen Oberschicht findet darin seine Erklärung.

Auch für die Weiterbildung der Erwachsenen geschieht fast nichts. Es fehlen zum Beispiel vielfach noch die deutschen Gemeindebüchereien. Das ist zwar ein Verstoß gegen ein für die ganze Republik geltendes Gesetz, ist aber bis heute von Staatswegen nicht geändert worden.

Daß sich in diesen Dingen bis in die jüngste Gegenwart hinein nichts geändert hat, beweist ein Memorandum, das die Karpatendeutschen dem Staatspräsidenten Dr. Benesch anlässlich seiner Reise durch die Slowakei im Herbst 1936 überreichten. Darin wurde u. a. folgendes gefordert: Deutsche Ortsbildungsausschüsse, ein deutscher Landesschulrat, deutsche Schulinspektoren, deutsche Bürgerschulen, deutsche Gemeindebüchereien, eine deutsche Sektion des Landeskulturrates, Abschaffung der unmöglichen Raumverhältnisse in den Schulen.

Auch die religiösen Verhältnisse in der Sprachinsel liegen nicht sehr glücklich. Vor allem die religiöse Teilung in eine katholische Mehrheit und eine protestantische Minderheit (Bries und Hedwigshau) schwächt die nationale Geschlossenheit. Die deutsche Volksgruppe steht hier dem Fremdvolk nicht als geschlossene Glaubensgemeinschaft gegenüber. Die katholische Mehrheit entspricht in ihrem religiösen Bekenntnis der slowakischen Umgebung im Neutratat, die protestantischen Orte entsprechen ihrerseits wieder

konfessionell ihren slowakischen Nachbarn im Turozbeden. Daß die Gefahr völkischer Mischehen im allgemeinen bisher vermieden wurde, ist hier kein Verdienst der Bekenntnisse. Von großer Bedeutung ist hier wie überall die Frage: Wer stellt und wer erzieht die in den Sprachinseldörfern tätigen Priester? Für den katholischen Teil gilt, daß sie meist aus der Sprachinsel selbst stammen. Dieser Vorteil erfährt freilich eine wesentliche Einschränkung durch die Erziehung, die diese Männer durchlaufen. Von der Volksschule an sind sie gezwungen, nichtdeutsche Schulen zu besuchen. Vor dem Krieg erfuhren sie ihre Ausbildung in rein madjarischen Schulen, seither in slowakischen. Es ist daher kein Wunder, daß die überwiegende Mehrzahl der älteren katholischen Geistlichen politisch madjarophil eingestellt ist und daher für die eigentlichen nationalen Interessen der Sprachinsel wenig Verständnis aufbringt. Auch für die Zukunft wird sich an diesen Dingen nicht viel ändern. Bloß daß die Erziehung nicht mehr im madjarischen, sondern im slowakischen Sinn geleitet werden wird, aber eben leider nicht im deutschen Sinn. Noch ganz bedeutend schlechter liegen die Dinge für die Protestanten in Hedwigshau und Bries. Sie haben überhaupt keinen eigenen Seelsorger, sondern sind kirchlich nach Windisch-Proben eingemeindet und unterstehen daher einem slowakischen Pastor.

In einem einzigen Fall hat die kulturelle Lage der Sprachinsel eine erfreuliche Veränderung erfahren. Es ist das die starke geistige Belebung, die die Saisonwanderungen nach Österreich und dem Deutschen Reich mit sich brachte. Dadurch wurde das geistige Blickfeld bedeutend erweitert und das nationale Bewußtsein sowie die innere Verbundenheit mit dem Mutterland neu belebt. So wurde der Bann der Generationen langen kulturellen Verdämmerung gebrochen. Seit der Sperre der Saisonarbeit (1933) ist aber auch diese aussichtsreiche Entwicklung in Frage gestellt.⁷⁾

Wägt man die Kräfte, die das Schicksal der Sprachinsel bestimmten und noch bestimmen, gegeneinander ab, dann überwiegen die Schatten ganz bedeutend das Licht. Vorteilhaft wirkte sich die räumliche Abgeschlossenheit auf die völkische Reinerhaltung aus. Die gleiche Wirkung hatte die Armut des Landes. Auch die Erziehung zu hoher Lebenshärte kann hier mitgezählt werden.

Diesen wenigen Vorteilen stehen weit mehr und viel schwerer wiegende Nachteile gegenüber. Die räumliche Abgeschlossenheit brachte neben der Schutzlage auch entscheidende Schäden. Vor allem sei in diesem Zusammenhang auf die Gefahr der Inzucht hingewiesen, die sich in der Stadt schon in schlimmster Weise auszuwirken beginnt. Dem gegenüber kann es kein Trost sein, daß die Schutzlage die Sprachinsel zu einem Gebiet

der Erhaltung kultureller Altformen werden ließ. Denn eine Volksgruppe ist kein museales Schaustück, sondern ein lebendiger Teil des Volksganzen.

Die größte, alles andere weit übertreffende Gefahr ist die wirtschaftliche Notlage. Denn hier handelt es sich nicht mehr darum, ob die deutschen Bauern wohlhabend oder arm, sondern darum, daß sie heute schon Landproletariat sind. Damit wird die Widerstandsfähigkeit, die dem echten Bauerntum eigen ist, in Frage gestellt. Das Berufsbekenntnis vieler Leute als Handwerker spricht in dieser Hinsicht eine deutliche Sprache. Die völkische Gefahr, die aus einem Fortschreiten solcher Entwurzelung entstehen muß, ist sehr groß. Darüber darf die biologische Ungebrochenheit der Dörfer nicht hinwegtäuschen. Die Gefährdung der Sprachinsel kommt in erster Linie von der wirtschaftlichen Seite und kann daher auch nur wirtschaftlich bekämpft werden. Es mag daher ein Trost sein, daß nun wieder eine Lockerung der Sperre der Saisonarbeit neue wirtschaftliche Hoffnung gibt. Denn so fragwürdig diese Wirtschaftsweise an sich ist, ist sie doch der einzige vorstellbare Ausweg aus der unendlichen Not und Armut der Sprachinsel.

1) Die Arbeit beruht auf eigenen Beobachtungen, die im Sommer 1932 im Gebiet der Sprachinsel gewonnen wurden. Zum Vergleich verweise ich für die ganze vorliegende Arbeit auf meine frühere Veröffentlichung: A. M a l a s c h o f f k y, Deutsch-Pröben. Geographischer Jahresbericht aus Oesterreich, XVII. Band, 1933. Wo es zum Verständnis der vorliegenden Arbeit notwendig war, konnten Wiederholungen nicht vermieden werden.

2) S. R ó n a und L. F r a u n h o f f e r, Die Temperaturverhältnisse in Ungarn. Budapest 1904. Publikationen der königl. ung. Reichsanstalt für Meteorologie.

3) Turóczi vármegye adóközségeinek területe és kataszteri tisztaajóvedelme mivelségi áganként és osztályonként (Fläche und katastraler Reingewinn der Steuergemeinden des Kom. Turoz nach Wirtschaftszweig und Klasse). Budapest 1914.

4) Die Zahlen sind der „Landwirtschaftlichen Statistik der Länder der ungarischen Krone“ entnommen. (Ung. stat. Mitteilungen, Neue Folge, B. 15). Die Hundertsatz-Zahlen sind errechnet und abgerundet.

5) Joseph S o m i k a, Ein Pflaumendörchhäuschen in Deutsch-Pröben: Karpathenland, III (1929), 78.

6) Statistische Uebersicht der tschechoslowakischen Republik, Prag 1930.

7) Bezüglich der siedlungsgeographischen Verhältnisse und der Entwicklung des deutschen Volksbodens siehe die unter Anm. 1 angeführte Arbeit.

Daberg, eine Grenzlandfiedlung des 19. Jahrhunderts.¹⁾

Von Karl Dinklage (München).

Die untersiedelten Grenzräume des deutschen Ostens, namentlich auch des Gaues Bayerische Ostmark, sucht man heute durch planvolle Maßnahmen wirtschaftlich und kulturell zu heben und vor allem der starken Abwanderung aus diesen Gebieten in die Großstädte Einhalt zu tun. Dies läßt sich aber nur durch Schaffung von Siedlungsmöglichkeiten für den Ueberschuß der Bevölkerung im Gebiet selbst und durch Verbesserung der Bodenkultur erreichen. Wenn die Regierung des Dritten Reiches in unseren Tagen diese Aufgaben fest in die Hand genommen hat und um ihre Durchführung ringt, so sind ihr dabei die Siedlungsmaßnahmen des Zeitalters Friedrichs des Großen in vieler Hinsicht wichtige Lehrbeispiele.^{1a)} Auch in Bayern hat man gegen Ende des 18. Jahrhunderts bäuerliche Siedlung befördert und durchgeführt. Das Bestreben war die Schaffung einer ausreichenden Adernahrung für die vielen zu gering begüterten Söldner und Leerhäusler wie für nachgeborene Bauernsöhne durch Kultivierung ungenützter Gründe und Rodung schlecht rentierender Wälder. Zu diesen rechnete man vor allem die Gemeindewälder und Weiden, die sich im Allgemeineigentum ganzer Gemeinden befanden und noch nicht in den Besitz einzelner übergegangen waren. Begreiflicherweise war die forstliche Kultur eines Waldes, aus dem jeder sich die besten Stämme nach Belieben heraushieb, außerordentlich schlecht, und für ein Weideland, welches der Nutzung aller offen stand, tat der einzelne natürlich nichts. Zur Behebung dieses Zustandes wurde eine gleichmäßige Verteilung dieser Gemeindegründe unter alle berechtigten Gemeindeangehörigen durchgeführt. Dabei ging man aber so schablonenhaft vor, daß jeder einen an Fläche meist unzureichenden, zwar langen, aber äußerst schmalen Streifen von den Gründen bekam. Da der liberale Individualismus ein Feind jeder Gemeinsamkeit war, wurde nun die Waldkultur in den vielen Streifen von den einzelnen Besitzern so verschieden durchgeführt, daß bei der großen Schmalheit der Besitzteile das Holz bei keinem der Berechtigten wirklich gedeihen konnte.

Vielleicht hatte man aber überhaupt beabsichtigt, durch diese Maßnahmen die Leute zum Verkauf ihrer Waldstreifen für Zwecke der Rodung durch Siedlungswillige um so eher zu veranlassen, je mehr sie den geringen Nutzen ersahen, den ihnen das Objekt brachte. Und Anregung zu neuer Siedlung in der alten Wildnis der Gemeindewälder oder der Kameralforsten war ein Hauptziel des Landesdirektionsrats Josef Hazzi, der die Teilung der Gemeingründe auch im Bereiche der Stadt Furth durchführte. Sein Prinzip war, die Forstwirtschaft dadurch rentierlicher zu gestalten, daß er die Forste soweit wie möglich durch landwirtschaftliche Kulturen zu ersetzen

trachtete, die besseren Boden- und Steuerertrag abwarfen. Freilich, an eine geregelte Ordnung dieser Siedlung dachte man nicht; man bildete sich vielmehr etwas ein auf die gewonnene Freiheit des privaten Verfügungsrechts über allen Besitz. Die Siedlung jener Zeit ist damit in der Regel dem Willen und den Mitteln des Einzelindividuums überlassen, sie geschieht nicht planvoll. Wir können aus ihrer Betrachtung Lehre und Warnung zugleich ziehen.

Wenn wir uns den Schulbezirk Daberg, Gemeinde Furth im Wald, zur näheren Erkenntnis der Siedlungspolitik des Montgelas'schen Zeitalters herausgesucht haben, so geschieht das nicht aus irgendeiner Willkür, denn wir haben hier nicht nur eine typische Anlage jener Zeit vor uns, deren Behandlung über eine ganze Gruppe ähnlicher Formen Aufschluß gibt, nein, wir berühren hier auch aufs engste das Problem der Reichsgrenze, deren gänzliche Bedeutungslosigkeit für das Volkstum wir nachweisen können, und darüber hinaus das Problem der Volksgrenze, die hier ausnahmsweise nahe an das Reichsgebiet herangerückt erscheint.

Zunächst müssen wir uns die Frage vorlegen, warum gerade dieses Gebiet der Further Gemeindeflur zur Siedlung erkoren wurde. Landeskundlich gesehen stellt es sich als ein sehr stark abgetragenes, flachwelliges, 400 bis 500 m hohes Gneishügelland mit breiten, muldenförmigen Talzügen dar, die stellenweise versumpft sind und von kleinen, wegen des geringen Gefälles stark geschlängelten Bächen (z. B. Sixenbach) durchzogen werden. Nur im Westteile der Landschaft sind in den Gneis basische Tiefengesteine (Gabbro) eingesprengt, die morphologisch als scharf hervortretende Höhenzüge in Erscheinung treten. Diese Höhen, Roter Riegel (639 m) und Brennetriegel (540 m), sind auch heute noch stark bewaldet, da sie von Bloßmeeren übersät sind und daher im Gegensatz zu dem übrigen Gelände einer landwirtschaftlichen Nutzung stärksten Widerstand entgegensetzen.

Die aderbauliche Nutzbarkeit des übrigen von den Neusiedlern seit Hazzi's Zeiten in Beschlag genommenen Gebietes aber hatte schon großenteils das Mittelalter erkannt. Hier lagen ehemals drei nicht unansehnliche Ortschaften, Klöpfelsried, Tangelried und Seichau. Letzteres war in der zwischen Dieberg und Blätterberg vom Chamb gebildeten Mulde („Seich'n“) am linken Ufer des Flusses gelegen und bestand bereits im 11. Jahrhundert. Am 9. April 1086 schenkte es samt Furth und anderen Dörfern König Heinrich IV. dem Regensburger Kirchenvogt Grafen Friedrich von Bogen.^{1b)} Mit dem Besitz der Bogener kam es dann an den Herzog von Bayern. Bei der Errichtung der Stadt Furth veranlaßte Herzog Heinrich von Bayern mit seinem Privileg vom 25. November 1332²⁾

auch viele Bewohner des Dorfes Seichau durch die in Aussicht gestellten Freiheiten zur Ansässigmachung in der neuen Stadt.

Auf dem Besitz der Grafen von Bogen mögen auch die beiden anderen Dörfer Klöpfelsried^{2a)} und Tangelsried entstanden sein. Freilich tritt uns jenes erst entgegen, als es bereits von der Kirche Heiligblut bei Neufkirchen, die es wohl durch fromme Schenkung erhalten hatte, im Jahre 1530 veräußert wurde. Von Tangelsried, einer Gründung wohl eines Bogener Ministerialen namens Tagino,^{2b)} jedoch wissen wir, daß es sich ebenso wie Seichau ehemals im Eigentum des Herzogs von Bayern befand. Am 25. Mai 1301 überantwortete Herzog Otto dem Hiltprant von Buchberg gegen einen Anteil an dessen Burg das Dorf Tagneinsried auf Lebzeiten und gab ihm außerdem Vollmacht, 60 Pfund Pfennige Einkünfte aus diesem Dorf zu seinem Seelenheil zu verstiten.³⁾ Solche lektwillige Verfügung traf der Buchberger zugunsten des Klosters Reichenbach. Dessen Salbuch verzeichnet dann im Jahre 1404 dort einen Besitz von vier ganzen Höfen, elf Lehen verschiedener Größe, einer Mühle und einer Wiese. Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wo jenes Dorf längst nicht mehr stand, bezeugen alte Leute, daß man ehemals mit 70 Pflügen aus dem Ort ins Feld gefahren sei.⁴⁾ So begehrte waren die Einkünfte aus dem Dorf, daß mit Oswalt dem Lichteneder zu Röttenbach, der sich in Tegensreut Rechte angemacht hatte, am 17. September 1396 der Abschluß eines Vertrages durch das Kloster Reichenbach notwendig wurde, der das alleinige Anrecht des Konvents auf das Dorf sicherte.⁵⁾

Aber die Hussitenstürme, die ständigen Einfälle der Tschechen in diese Lande seit den Tagen des Johann Huß bewirkten die Verödung aller drei Ortschaften im 15. Jahrhundert. Von Tagnesreut sagt ein Urbar des Klosters Reichenbach aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, daß es ehemals „ein groß dorf gewest“ sei; aber das Kloster habe davon „wenig genossen, dieweil es ött und der Peham halb nit zu besetzen gewest“. Niemand wollte mehr da hinaus siedeln, da er gewärtig sein mußte, daß ihm östliche Raubscharen ins Haus fielen. War doch selbst die Stadt Furth durch Krieg und Brand so mitgenommen worden, daß ihren Bürgern und allem dringend nötigen neuen Zuzug am 29. Mai 1450 Herzog Albrecht von Bayern zehn Jahre Freiheit von allen Steuern und Schulden verleihen und für alle Märkte Zollfreiheit gewähren mußte.⁶⁾ Unter diesen Umständen entschloß sich der Abt von Reichenbach, die unrentable, öde Dorfstätte Tagnesried am 6. Februar 1525 an die Kirche Heiligblut bei Neufkirchen zu verkaufen,⁷⁾ welche bereits das nahegelegene Klöpfelsried besaß und daher Interesse an einem Zuwachs dort hatte.

Aber auch von Neufkirchen aus konnte man nicht wagen, die Siedlungen dort wieder in Betrieb zu nehmen. So ließ sich der Neufkirchner Markt-

gemeinderat am 28. September 1530 dazu herbei, die beiden öden Dorf-
stätten Klöpfelsried und Tangelried an die Stadt Furth zu verkaufen,⁸⁾
die deren Fluren, selbst wenn sie unbefiedelt waren, noch am ehesten ver-
werten konnte. Auch die Dorfstelle Seichau hat Furth erworben. Alle drei
Dörfer erscheinen auf einer Karte von 1555⁹⁾ als „oed“ im Besitz der
Stadt Furth. Die dem Plan beigegebene Beschreibung berichtet, daß noch
Gewölbe, Keller und Brunnen von den Orten zu sehen seien. Gleiches wird
auch bei einer Zeugenvernehmung im Jahre 1619 von Tangelried be-
hauptet.¹⁰⁾ Der Further Rat verkaufte die besten vorhandenen Wiesen und
ehemaligen Felder jener öden Ortschaften an einzelne Bürger zum Eigen-
bau; im übrigen wurden aber die ziemlich entlegenen Gründe größtenteils
von der allgemeinen Bürgerschaft zu Weidezwecken verwendet. Damals kam
die Bezeichnung Ochsenweid für einen Teil jener Landschaft auf. Die
ausgedehnten Wälder, die sich während der siedlungslosen Zeit wohl wie-
der vermehrt hatten, standen als Almende im Nutzungsrecht eines jeden
Further Bürgers, der sich hier sein Brenn- und Bauholz holen konnte.
Größere Kulturunternehmen in dem abgelegenen Gebiet waren wegen der
drohenden tschechischen Einfälle nicht ratsam; lag ja der hintere Teil, die
Ochsenweid und der Daberg,^{10a)} bereits in der Fraischzone, dem meist eine
halbe Meile breiten Grenzsaum zwischen dem bayerischen und dem böhmi-
schen Gebiet.¹¹⁾ Auch hätte der dreißigjährige Krieg eine etwa wiederbe-
gonnene Siedlung mit Sicherheit vernichtet, mußte doch die ganze Grenze
im Jahre 1639 durch einen schweren Verhau gesichert werden.¹²⁾ Mit über-
einandergelegten Bäumen innerhalb der Wälder, auf den Lichtungen gar
mit Gräben, Brustwehr und Schanzen suchte man vergeblich die östlichen
Raubscharen an den furchtbaren Einbrüchen und Verwüstungen zu hindern.
So blieben diese Gründe gar wenig genutzt bis ins Ende des 18. Jahr-
hunderts. Alle private Initiative zur Förderung der Kultur war wegen des
Gemeinbesitzes ausgeschaltet. Die Waldungen waren mehr als groß genug,
um jedem Further auch beim schlechtesten Betrieb seinen Holzbedarf zu ge-
währleisten, und auf die Weide trieb das Vieh der städtische Gemeindegirte,
der auch seine Ochsenhüterwiese als Entschädigung für seinen Dienst da
draußen hatte.¹³⁾ Ebenso waren Dienstwiesen des Stadtschreibers und des
Spitalverwalters dort vorhanden. Nur auf den Wiesen und Feldern, die
noch von den früheren Dörfern stammten und in das Eigentum einzelner
Bürger durch Kauf aus dem Stadtbefitz übergegangen waren, begann man
bereits im späteren 18. Jahrhundert mit Kultivierungsarbeiten, mit der
Gewinnung von Aderfeld durch Aufreißung der Wiesen.

Aber neues Leben kam in jene Gegend erst, als der Landesdirektions-
rat Hazzi im Jahre 1796 die Gemeinwaldungen im Daberg, Klöpfelsberg,
Rotenriegel und Dieberg, in der Ochsenweid und im Desbühl unter die

einzelnen Bürger in gleich großen, langen Streifen aufteilen ließ, denen 1803 noch die Waldungen im Blätterberg und in der Bäderloh folgten. Das heutige Flurbild Dabergs läßt die an sich sehr ungünstige Aufteilungsform noch deutlich erkennen. Denn bei der großen Länge und Schmalheit der meisten Streifen war die Durchführung einer geeigneten Waldwirtschaft ohne gemeinsame Vereinbarung zwischen den Besitzern eine Unmöglichkeit. So waren die Bürger lieber geneigt, ihre Waldstreifen, ebenso wie die Wiesen und Felder, die noch von den alten Dörfern stammten, an Siedlungswillige um billiges Geld abzugeben, zumal Hazzi sich persönlich um die Anlage neuer Siedlung in dem Gebiet verwendete. Er rühmt sich, daß er bereits bis 1802 dort und in anderen Fluren der Gemeinde Furth 23 neue Anwesen ins Leben gerufen habe.¹⁴⁾ Nachgeborene Bauernsöhne, Häusler und dergleichen aus der ganzen Umgegend, diesseits und jenseits der Landesgrenze, einschließlich der Stadt Furth, ergriffen gerne die Gelegenheit zum wohlfeilen Erwerb einer eigenen Scholle.

Auf die Art und die Verhältnisse der Siedlung, auf ihre Einordnung in eine Gemeinschaft wurde von Seiten der Regierung jedoch kein Einfluß genommen. Das hätte sich mit der vielgerühmten Freiheit des einzelnen Menschen nicht vertragen. Jeder konnte sich ansiedeln, auf welchem Grund er wollte. Ob dieser zureichend war oder ob der Siedler die nötigen Qualitäten besaß, darauf kam es nicht an. Nur bestimmten vom grünen Tisch ausgegebenen Polizeiverordnungen mußte Genüge getan werden. Es hatte sich in den Städten und den zusammengebauten Ortschaften herausgestellt, daß die im bayerischen Stammesgebiet übliche Holzbauweise oft Anlaß zu größeren Bränden gab. Nun verlangte man von den Waldbauern des Daberg, die doch in lauter Einöden frei siedelten, Erbauung von Wohnhaus und Nebengebäuden aus Steinen mit Ziegeldächern, obgleich sich bei der Rodung der Waldteile für den Bau als billigstes und vernünftigstes Werkmaterial überall Holz anbot. Notgedrungen mußte die Anordnung der Regierung ausgeführt werden. Freilich, der Baustil der mit Legschindeln gedeckten, niedrigen bayerischen Holzhäuser mit ihren flachen Dächern, wie er in der Gegend üblich war, wurde nicht verlassen, denn er war aus der Seele des Volkes geboren und der Umwelt, in der es wohnte, angepaßt. So zeigen die ältesten noch erhaltenen Wohnbauten Dabergs ganz und gar den Typ des böhmerwäldischen Blockhauses, wie wir es auch im deutschen Gebiet jenseits der Reichsgrenze vorfinden; doch ist das Untergeschoß „mandatsgemäß“ aus Steinen erbaut und das flache Dach ebenso „mandatsgemäß“ mit Ziegeln gedeckt. Sehr gut zeigt diesen Typ noch heute das im Jahre 1797 von dem Kleinaigener Bauernsohn Andreas Schuhmann im Desbühl erbaute Haus Nr. 409. Es besitzt auch noch die charakteristische, große, niedrige Wohnstube mit Holzbalkendecke. In der Mitte

des Stubenteils, der dem Hausinnern zugekehrt ist, erhebt sich der mächtige grüne Kachelofen. Er ist mit einem Herd verbunden, an dem die umsichtige Hausfrau inmitten ihrer Rükhengeräte ihres wichtigen Amtes waltet. Im entgegengesetzten Stubenteil, der Fensterede, steht der Tisch, an dem sich die Familie des Bauern samt den Ehehalten um die gemeinsame Schüssel zum Mahle zusammensetzt. Die gleiche Hausart hat auch noch das im Jahre 1807 von dem Bruder des Andreas Schuhmann, dem vormaligen Häusler in Stachesried Georg Schuhmann errichtete Wohngebäude Nr. 406 bewahrt; freilich hat man hier in unsinniger Weise die Holzbalkendecke in der Stube mit Lehm zugeschmiert und übertüncht.

Einen zweistöckigen Bau, nämlich noch ein hölzernes Obergeschoß über der mit Balkendecke geschmückten niederen Wohnstube zeigen die Häuser Nr. 372a, erbaut im Jahre 1829 von dem Inwohner Wolfgang Mühlbauer aus Plassendorf in Böhmen, und Nr. 372b, erbaut von Michael Stauber aus Brennet in Böhmen im Jahre 1831, die nahe der Grenze auf dem Brennetriegel oben im Dabergwald entstanden sind. Auch sie mußten „mandatsmäßig“ wenigstens ein steinernes Untergeschoß haben. Nur einer ganz draußen an der Grenze nahe dem böhmischen Dorfe Traxlmoos hat es gewagt, sich über die Polizeiverordnungen der Regierung hinwegzusetzen, die gerade seinem Gewerbe Hohn sprachen, der Zimmermann Anton Gräfl, der sich im Jahre 1805 auf einem neukultivierten Holzgrund im hintersten Daberg ein „gezimmertes Wohnhaus“ (Haus 375) erbaute. Und den Besorgnissen der Regierung zum Troß ist dieses Gebäude niemals ein Raub der Flammen geworden; nur weil nach 118 Jahren der Wind dem neuen Besitzer Franz Hartl, der das Gut 1919 übernommen hatte, zu sehr durch die Fugen der Hausbalken blies, mußte der alte Bau im Jahre 1923 einem Steinhaus weichen. Freilich wurde dadurch Daberg um eine wertvolle Erinnerung aus alter Zeit ärmer.

Im Jahre 1805 kam die Regierung dann auch noch zu der Anordnung, von jedem Neusiedler die Anpflanzung von sechs Obstbäumen zu verlangen, dies aber ohne Rücksicht auf die Klimaverhältnisse und die natürliche Beschaffenheit des Grundstücks. Diese Bestimmung traf den eben erwähnten Anton Gräfl, ebenso den Webersohn aus Kleinaigen Georg Härtl, der sich 1806 ein Haus im Desbühl errichtete (Nr. 408), und den ebenfalls von Kleinaigen stammenden Hans Georg Härtl, der sich am 8. März 1805 in der Ochsenweid Anwesensgründe erworben hatte,¹⁵⁾ aber bald darauf starb; den Hausbau führte dann im Jahre 1807 mit den schon bereitgestellten „zimmerbäumen, brettern und scheidln“ der Söldner Georg Bräntl aus Stachesried aus (Nr. 389), der den Grund erworben hatte.¹⁶⁾ Die Obstbaubestimmung ist stets dieselbe, gleichgültig ob die Ansiedlung oben im Dabergwald oder im Tal des Tangelzbaches geschieht.

Immerhin sind im Bereich aller drei Anwesen die Bäume gediehen, denn die Cham-Further-Senke ist für Obstbaumzucht auch in ihren höheren Teilen durchaus nicht ungeeignet.

Damit sind aber die Anforderungen erschöpft, welche die Regierung an die neuen Siedler stellte. Gerade in allen für ihr Dasein und für die ganze Entwicklung der Siedlung wesentlichen Punkten blieben sie sich selbst überlassen, in der Wahl und Größe ihrer Adernahrung, der Wahl der Anbaufrüchte und in den Angelegenheiten der Viehzucht. Freilich vermochte der gesunde Sinn des Bauern das seit Jahrhunderten als günstig Erkannte auch hier wieder herauszufinden, aber eine zielstrebige Landwirtschaft entstand auf diese Weise nicht. Als erste Siedlungsflächen wurden so die bereits in früherer Zeit von den abgegangenen Ortschaften und seit längerem durch einzelne Further Bürger genutzten besseren Feld- und Wiesenflächen gewählt, die nur geringer Neukultur bedurften. Zunächst kamen nur die von Furth am meisten abgelegenen in Betracht, weil diese von den dortigen Bürgern am leichtesten und billigsten abgegeben wurden.

Daher setzte sich der älteste Ansiedler des ganzen Gebietes, der Fuhrmann Josef Schuster aus Furth im Jahre 1796 eine gute Gehstunde von der Stadt entfernt, am Daberg, nahe der böhmischen Grenze, unweit von dem böhmischen Dörfchen Plassendorf, auf 14,92 (angeblich 9¹⁷) Tagwerk Ader und Wiesen¹⁸) an (Nr. 367), die er in den Jahren 1792 und 1794 erworben hatte;¹⁹) nahe der Flurgrenze von Kleinaigen und dem Tangelbach errichteten auf der Furth abgelegenen Seite des Desbühlhügels als zweiter der aus Klitschau in Böhmen (6 Kilometer nördlich von Daberg) stammende Tagelöhner Johann Georg Schlögl, der als Knecht bei dem Further Bürger Johann Georg Sämer diente, anfangs des Jahres 1797 auf 8,43 (angeblich 5) Tagwerk Grund das Anwesen Nr. 405²⁰) und als vierter im Juli desselben Jahres der Kleinaigener Bauernsohn Andreas Schuhmann das Anwesen Nr. 409 mit 13,16 (angeblich 8) Tagwerk Ader, 2,59 (angeblich 1 $\frac{1}{2}$) Tagwerk Wiesen und 3,59 (angeblich 4) Tagwerk Wald.^{20a}). Im Juni 1797 hatte sich als dritter der Schmied Heinrich Bärthl aus Schwarzenberg (6 Kilometer südlich von Daberg) am hintersten unteren Abhang des Klöpfelsbergs, gar nicht weit von Schuster entfernt, auf 18,04 (angeblich 12) Tagwerk Wiesen und neugewonnenen Aedern das Anwesen Nr. 395 geschaffen.^{20b}). In größerer Nähe der Stadt Furth im vorderen Desbühl konnte das fünfte Anwesen (Nr. 413) der Häuslerssohn Adam Glaser aus dem nahen Plassendorf in Böhmen am 3. Februar 1798 mit 8,57 Tagwerk Wiesen und Aedern²¹) samt 3,25 Tagwerk Wald^{21a}) errichten; denn er erlangte diesen Grundbesitz durch die Heirat der Further Bürgerstochter Elisabeth Geiger.^{21b}) Sonst waren die Further damals noch nicht bereit, die ihnen näher gelegenen Gründe jenes Gebietes

abzugeben, und verlangten dafür zu hohe Preise. Daher entstand auch das sechste Daberger Anwesen wieder in viel größerer Entfernung von der Stadt in der hintersten Ochsenweid; auf 14,79 (angeblich 9) Tagwerk Feld und Wiesen gründete es im Frühjahr 1798 Wolfgang Münch, der bis dahin auf dem Johann Altmeierschen Söldengut im nahen Ober-rappendorf als Freistifter gesessen war.²²⁾

Auch noch für die ersten zwanzig Jahre des 19. Jahrhunderts herrschen die gleichen Ansiedlungsverhältnisse. In größerer Nähe der Stadt Furth mußten sich die Anwesen noch mit ungünstigerem Gelände begnügen, weil die am bequemsten gelegenen Acker und Wiesen noch von den Furthern gehalten wurden. So setzen sich der Further Bürger und Tagelöhner Josef Kolbed im Jahre 1800 (Haus Nr. 396)²³⁾ und der Further Bürgersohn Thaddäus Vogl etwa im Jahre 1803 (Haus Nr. 398²⁴⁾ sowie Stefan Pomann von Maxberg in Böhmen, der 1790 die Further Bürgerstochter Barbara Edl geheiratet hatte, im Jahre 1819 (Haus Nr. 397) weit oben am Abhang des vorderen Klöpfelsbergs auf Altwiesen an. Die übrigen Anwesensgründer der Zeit gehen wieder auf bereits kultivierte Gründe im hinteren Desbühl, so der Häuslersohn von Kleinaigen Georg Härtl 1806 (Haus Nr. 408)²⁵⁾ und der Häusler aus Stachesried Georg Schuhmann im Jahre 1808 (Haus Nr. 406)²⁶⁾; oder sie verfügen sich in die guten, aber von Furth weitabgelegenen Feld- und Wiesengründe der Ochsenweid, wie der Häusler Kaspar Pränzl von Grafenried, der dort auf Altwiesen und darin aufgerissenem Feld im Jahre 1802 das Anwesen 385 (mit einem ausnahmsweise gezimmerten Wohnhaus) gründete,²⁷⁾ oder der Söldner von Stachesried Georg Pränzl, der Gründer des später zu Nr. 388 gezogenen Gutes Nr. 389 im Jahre 1807²⁸⁾ und der Söldnersohn Josef Hastreiter von Schwarzenberg, der im Jahre 1810 das Anwesen 394 errichtete.²⁹⁾ In dieser Gegend folgen noch im Jahre 1816 Wolfgang Hornid (Nr. 379), 1817 Johann Hartl (Nr. 380) und Josef Hornid (Nr. 381), 1821 Peter Glaser (Nr. 391), Wolfgang Kiefl (Nr. 390) und Johann Schreiner (Nr. 388), 1823 Michael Bren (Nr. 382) und im Jahre 1830 auf Gründen, die bereits von 1816 bis 1822 erworben wurden, der Bauernsohn Michael Kolbed aus Bollmau in Böhmen (Nr. 393).

Nur zwei Further Bürger, die näher an der Stadt Besitz hatten oder solchen eintauschen konnten, waren bereits damals in der Lage, im vorderen Teil des Gebietes zu siedeln, Kaspar Eder im Jahre 1819 am unteren Klöpfelsberg (Nr. 399) und Matthias Purer im Jahre 1812 an der Bäderloh (Nr. 414), von der er freilich ziemlich Teile erst roden mußte; daher hieß sein Anwesen „zum Riederer“. Gewinnung von Kulturland durch Rodung war sonst im allgemeinen nicht Aufgabe der bislang genannten Anwesen, deren Grund fast durchwegs im offenen Gelände lag. Der eine

oder andere von ihnen hat freilich hie und da einen erkauften Holzteil, der an sein Anwesen stieß, gerodet und bebaut. Die am Rande des offenen Geländes gelegenen Waldteile trugen ohnehin schlechten Waldwuchs, da sie wegen ihrer bequemen Erreichbarkeit zur Zeit der allgemeinen Gemeindenumutzung besonders stark ausgeplündert worden waren. Solch einen „schlechten“ Holzteil hat beispielsweise der Rixenrieder Bauernsohn Simon Nürnberger, der am 10. Oktober 1798 das Schustersche Anwesen Nr. 367 erworben hatte,³⁰⁾ im Jahre 1804 abgeholzt und kultiviert³¹⁾.

In viel höherem Maße, ja manchmal ausschließlich auf Rodungsarbeit beruhten hingegen die Ansiedlungen in den Wäldern des hinteren Dabergs. Auch hier ging man vom Waldrand aus, in den hinein bereits ein Stück weit von deutschböhmischem Pächtern kultiviert worden war. Die ersten Anwesen lagen also hier nahe der Grenze, wo auf böhmischer Seite bereits die Ortschaften Traxlmoos und Plassendorf sowie die Teufelsmühle mit offenem Umland bis zur Landesgrenze reichten. Die Gründe, alles Holzteile der Verteilung vom Jahre 1796, sind hier, $1\frac{1}{2}$ Stunden von der Stadt Furth entfernt, ganz besonders billig gewesen. So kann der Further Schreinermeister Matthias Singer am 27. Oktober 1802 drei Tagwerk neue Wiese samt einem Wäldchen im hintersten Daberg gegen nur ein halbes Tagwerk Krautgarten im Tradholz (nahe der Stadt Furth) eintauschen.³²⁾ Auf einem Holzacker gründet er im Jahre 1802 das Wirtshaus „Bayrisch Häusl“ (Nr. 374), das heute noch im Besitz der Familie ist. Auch der Zimmermann Anton Gräfl vom Krottenhof (Gem. Ahlern) setzt sich 1805 auf einem bereits kultivierten Holzgrund dort an der Landesgrenze an.³³⁾

Größere Rodungsarbeit mußte Johann Glaser leisten, der im Jahre 1820 auf lauter Holzgrund die Eichhornwirtschaft (Nr. 369) gegenüber der böhmischen Teufelsmühle gründete. Dafür bezahlte er die abgelegenen Holzteile von je $6\frac{1}{2}$ Tagwerk auch nur mit 70 bzw. 100 fl. Freilich (lagen sie an dem unfruchtbaren, bloßmeerübersäten Brennetriegel; dessen Steinregionen machten und machen allen dort gegründeten Gütern viel zu schaffen, so den Anwesen Nr. 372a, errichtet 1828 von dem Inwohner Wolfgang Mühlbauer aus Brennet in Böhmen, der die persönliche Wirtskonzession erhielt, Nr. 372 b, erbaut 1832 von dem Brenneter Michael Stauber, und den drei Anwesen der offenbar aus Kubizen in Böhmen stammenden Familie Gruber 370 (1825), 371 (1830) und 372c (1833). Der steinige Boden und die dünne Humusschicht beeinträchtigen den Wert und Ertrag des Acker- und Waldbodens dort sehr. Rodung und Kultivierung sind mit außerordentlicher Mühe verbunden, da schon von einem kleinen Neufang ungeheure Steinmassen abtransportiert werden müssen; andererseits ist auch das Holz nicht gut schlagbar, da eine Wiederbesamung der Bloßmeere wenig erfolgreich erscheint und namentlich den nicht fachmännisch geschulten

Bauern mißlingt. Glücklichweise sind die übrigen Gründe des Daberger Gebiets mit viel besserem Boden begabt. Den kann sich bereits wieder der Bärenlocher Wirt zu Nutze machen, dessen Anwesen Nr. 378a im Jahre 1821 von Georg Meindl auf einem Holzteil im hintersten Daberg errichtet wurde, ebenso der Wensauer (Nr. 373), eine Gründung des Josef Schreiner aus Traxlmoos in Böhmen vom Jahre 1830.

Alle diese älteren Anwesen des Daberger Schulbezirks haben sich, weil zur Zeit ihrer Gründung in ihrer Umgebung noch genügend wohlfeiler Grund vorhanden war, in der Regel zu auskömmlichen, ja zum Teil zu größeren Gütern fortentwickeln können, wenn sie gleich alle, wie wir zeigen konnten, klein anfangen. Es sei hier nur erinnert an das älteste Anwesen 367, das seit vier Generationen die kluge, fleißige und zielstrebige Familie Nürnberger inne hat. Dieses hat es von 14,92 Tagwerk im Jahre 1798 bis auf 102,25 Tagwerk^{33a}, ja zusammen mit dem hinzugekauften Gut Nr. 394 gar auf 153,92 Tagwerk Grundbesitz gebracht. Aber auch von den anderen genannten Anwesen hat die Hälfte mehr als 40 Tagwerk Grundbesitz, vier davon haben sogar über 60 Tagwerk erreicht. Von wesentlichem Einfluß auf die Besitzgröße, zu der ein Anwesen anwuchs, waren selbstverständlich die Vermögensverhältnisse des Siedlers. So hat das Nürnbergerische Anwesen nur dadurch so groß werden können, daß der reiche Bauernsohn Simon Nürnberger nach Erwerbung des Schusterschen Anwesen gleich im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, wo es dort noch feile Gründe in Fülle gab, um 4545 fl. insgesamt 33,85 Tagwerk Feld und Wiesen und 15,61 Tagwerk Wald zusammenkaufte, somit bereits im Jahre 1805 über ein Gut von 64,38 Tagwerk verfügte. Dabei hatte er schon den Schusterschen Hof mit 2700 fl. äußerst gut bezahlt und damit Josef Schuster, den Grund und Bauten zusammen nur 835 fl. gekostet hatten, von seinen Schulden verholten.

Alle diese älteren Anwesen sind ohne Ausnahme Erbhöfe oder haben wenigstens den zu einem Erbhof nötigen Besitzstand einmal gehabt und besitzen ihn heute in der Regel nahezu noch. Manchmal hat eben vor dem Erlaß des Erbhofgesetzes diese oder jene Schuld zur Zersplitterung des Besitzes geführt. Es war höchste Zeit, daß einmal hochgekommene, lebensfähig gewordene Betriebe durch das Gesetz in ihrem Bestand nun für dauernd gesichert wurden.

Im Laufe der zwanziger Jahre beginnt sich bei den Altgründen, in welche die ersten Daberger Siedler gingen, bereits Landmangel einzustellen. Einige Anwesen, die durch Teilung eines alten Besitzes unter zwei Söhne entstanden, wie Nr. 404 im hinteren Desbühl 1831 (Michael Schlögl) und Nr. 386 in der Dschenweid 1823 (Josef Breu), ebenso etwa die Baymühle (Nr. 384), die der Baywirt Johann Uß als Nebenbetrieb neben seiner

Gastwirtschaft in Furth auf den vom Vater übernommenen Grundstücken 1828 in der Ochsenweid errichtete, können sich noch zu lebensfähigen Betrieben entwickeln. Aber etwa das Anwesen Nr. 387, das Andreas Schreiner im Jahre 1830 zwischen den Gründen von Haus Nr. 385, 386 und 394 gegründet hatte, sah über die vorhandenen 11,18 Tagwerk hinaus keine Ausdehnungsmöglichkeit mehr. So entschloß sich der Besitzer im Jahre 1837 zur Abgabe seiner Gründe und zum Abbruch der Gebäude. Er erwarb dafür hinten im Daberger Wald Holzteile, aus denen er durch eifrige Rodung ein neues Anwesen gewann. Die dort noch gegebene Möglichkeit zum Grundbesitzerwerb ließ dieses Gut auf 28,70 Tagwerk anwachsen. In ähnlicher Weise mußte auch das zwischen den Gründen von Haus Nr. 408 und 406 festgeklemmte Anwesen Nr. 407, das Wolfgang Stauber im Jahre 1830 errichtet hatte, mit seiner unzureichenden Adernahrung von 7,81 Tagwerk eingehen. Franz Kraus, der es am 13. Oktober 1855 erwarb, verlegte seinen Wohnsitz an den unteren Klöpfelsberg und vermochte hier ein erbhoffähiges Anwesen (Nr. 399^{1/2}) zusammenzubringen.

Denn um diese Zeit wurden auch die näher zur Stadt Furth gelegenen Gründe von Siedlungswilligen gekauft. Sie waren nicht zuletzt um deswillen so lange übriggeblieben, weil sie den Furthern wertvoller und daher teurer waren als die zuerst zur Siedlung benutzten Grundstücke. Für einen Siedler war es aber natürlich Grundvoraussetzung, mit möglichst wenig Kapital ein anständiges Anwesen gründen zu können. Es entstanden nun in der Seichau, im vorderen Desbühl und im unteren Klöpfelsberg die Anwesen Nr. 415, errichtet 1831 von dem Schreiner Josef Schmid aus Ronzell, 400, errichtet 1826 von dem Tschechen Andreas Jelinek (= Hirschl, daher der Hausname), der über Schwarzenberg dahin gekommen war, 399^{1/3}, angelegt von Josef Hartl 1857, 395^{1/2} von Johann Bräu 1856, 301 von Michael Müdl 1830, 402 ebendann von Sigmund Blaß, 402^{1/2} von dessen Sohn Josef Blaß 1847, 403 von Andreas Hartl 1826, 403^{1/2} von Franz Kiefl 1863, 410 von Franz Kilger 1830, 411 von Wolfgang Späth 1831, 412a 1830 von Kaspar Eder, der 1829 das von ihm bereits gegründete Anwesen 399 verkauft hatte, und 412b von Josef Wiesenreiter 1839.

Auch im noch nicht gerodeten Dabergwald gab es um diese Zeit noch hinreichende und dazu billige, wenn auch mit größerer Mühe verbundene Siedlungsmöglichkeit. Dort errichtete Johann Kreil aus Plassendorf in Böhmen das Anwesen 368a im Jahre 1827, Michael Gruber aus Kubitz in Böhmen Nr. 368b im Jahre 1833, der Further Schuhmachergeselle Peter Fischer 1828 Nr. 376, Josef Waither 1830 Nr. 377, Johann Robl von Maxberg in Böhmen 1832 Nr. 378b, der Tagelöhner Franz Meindl 1858 Nr. 378^{1/2} und der Zimmermann Johann Breu 1857 Nr. 380^{1/2} (Gebäude 1883 verlegt).

Auch diese Anwesen weisen nahezu alle die Größe eines Erbhofes auf oder haben diese wenigstens besessen, aber sie sind doch alle schon wesentlich kleiner als die ältesten. Nur eines von ihnen (Nr. 401) hat über 40 Tagwerk, während diese Größe doch die volle Hälfte aller älteren Anwesen aufweist; und auch mehr als 30 Tagwerk besitzen nur vier weitere Güter; die restlichen haben gerade noch Erbhofgröße, manche auch etwas weniger. Das Anwesen Nr. 377, dessen Gründer sich unvorsichtigerweise unmittelbar neben Nr. 376 ansetzte, wurde durch diese ungünstige Lage derart eingeengt, daß es nur 13,27 Tagwerk Grundfläche zusammenbringen konnte. Von dieser Fläche muß sich die dort hausende Familie ernähren, da kein Handwerk oder Gewerbe nebenbei ausgeübt wird. Uebrigens hätte höchstens eine Hausindustrie, die auf Holz als Werkstoff aufgebaut ist, einige Möglichkeiten in dieser abgelegenen Gegend. Ein anderes Anwesen, Nr. 412b, das schon bei einer Veräußerung im Jahre 1842 von den damals vorhandenen 19,80 Tagwerk nicht weniger als 12,65 Tagwerk verlor, sich aber bis 1904 wieder auf 20,91 Tagwerk erholt hatte und damit einigermaßen lebensfähig gewesen wäre, ist durch die Rücksichtslosigkeit auswärtiger Erben so zerrissen worden, daß der Häuslerssohn Franz Berger von Großaigen, der am 17. August 1922 das Anwesen kaufte, nur 10,53 Tagwerk übernehmen konnte und es heute mit Mühe auf 12,34 Tagwerk gebracht hat. Davon muß die Familie mit 6 Kindern leben, denn Nebenverdienst besteht nicht. Ebenso ist das Anwesen Nr. 368b, das im Jahre 1842 über 23,96 Tagwerk verfügte, durch Besitzvorbehalt beim Verkauf des Gutes an die tschechische Bahnwärterfamilie Kroha im Jahre 1887 auf nur 6 Tagwerk reduziert worden. Der heutige Inhaber Max Kroha sucht als Störtschreiner den nötigen zusätzlichen Unterhalt zu verdienen; doch ist natürlich das Auskommen dieser Familie mit ihren 5 Kindern ein schwieriges.

Mit diesen durch eine gesetzlich nicht geregelte Entwicklung bedingten wenigen Ausnahmen haben aber alle bis etwa 1860 entstandenen Anwesen des Daberger Schulbezirks so viel Grund und Boden zusammenbringen können, daß sie davon leben und eine auskömmliche Bauernwirtschaft darauf aufbauen können. Um diese Zeit jedoch war der Daberger Boden mit Bauerngütern gesättigt. Nur vier Anwesen, die durch Abspaltung von Besitz aus Großgütern entstanden, entwickelten sich noch später zu erbhoffähigen Betrieben, die 1876 errichtete Seidlmühle in der Döhsenweid (Nr. 384^{1/2}), auf die von Haus 384 die Mühlgerechtigkeit und ein großer Teil des Grundbesitzes übergegangen war, das in deren Nähe 1876 von Georg Pläß gegründete Anwesen Nr. 383^{1/3}, das durch eine Erbteilung beim Anwesen 402^{1/2} entstand, das Anwesen Nr. 395^{1/4} im Klöpfelsberg, das im Jahre 1884 durch Teilung des Gutes Nr. 390 zustande kam, und das Anwesen Nr. 415^{1/2}, das im Jahre 1876 auf einem Erbe aus dem Gut

Nr. 403¹/₂ gegründet wurde. Ebenso konnten in der vordersten Seichau, wo es noch Gründe von Further Bürgern zu kaufen gab, die von Michael Stoiber 1871 errichtete Sägmühle (Nr. 414¹/₂), und in dem steinigen Brennetriegel, wo noch rodbare Holzteile in böhmischem Besitz vorhanden waren, das von Alois Kellnhöfer aus Plassendorf 1869 gegründete Anwesen Nr. 369¹/₂ eine auskömmliche Entwicklung nehmen. Aber das sind begründete Ausnahmen; allgemein gilt der Satz: mit den sechziger Jahren war die vernünftige Besiedlung des Daberger Gebietes abgeschlossen, waren die Möglichkeiten zum Aufbau von Bauernwirtschaften in dem Gebiet erschöpft.

Da aber in dem vergangenen liberalistischen Zeitalter alle Handhaben zu einer planvollen Siedlungspolitik fehlten, hörten die Neuansiedlungen in jener Landschaft nun nicht vernunftgemäß auf, sondern setzten sich fort. Es entstanden eine ganze Anzahl lebensunfähiger Betriebe, die für ihre Bewohner, für Gemeinde und Staat eine ewige Quelle des Elends und der Sorge sind. Freilich, Wendelin Eder, dessen Anwesen 403¹/₃ noch ziemlich frühzeitig im Jahre 1863 von Johann Bauer aus Dhl (Bezirk Munsiedel) gegründet wurde, kann sich als sparsamer Wirtschaftser und Inhaber einer Kriessrente mit seinen 7 Kindern auf 17,32 Tagwerk im Desbühl gerade noch ernähren, doch Alois Hartl, der das 1876 durch Johann Hornig gegründete Anwesen Nr. 383¹/₂ inne hat, besitzt bei 17,27 Tagwerk Grund mit seinen fünf kleinen Kindern kein hinreichendes Auskommen, da seine Böden sehr feucht und wenig ertragreich sind.

Alle übrigen Anwesen jener Zeit haben nicht einmal so viel Ader-nahrung. Sehen wir ab von den Anwesen Nr. 403¹/₄, (12,81 Tagwerk) und 394¹/₂ (6,09 Tagwerk), die beide infolge ihrer Lebensunfähigkeit eingingen, es ist noch eine ganze Anzahl vorhanden, deren Inhaber ohne Nebenverdienst ihr Leben nicht fristen können. Nur das 1863 von Georg Weber gegründete Wirtshaus Nr. 399¹/₄, das ursprünglich mit 0,56 Tagwerk ein Spielball von Spekulationskäufen und Versteigerungen war, ist kraft seiner eigenen Rentabilität, zumal es auch lange Zeit die Wohnung für die Zollbeamten bildete, seit 1900 durch den Fleiß der Familie Feigl zu einem hinreichend großen Betrieb von 22,49 Tagwerk herangewachsen; doch ging dieses Wachstum fast ausschließlich auf Kosten anderer Daberger Anwesen. Dagegen beruhen bestimmt auf zu geringer Nahrungsgrundlage: Anwesen Nr. 413¹/₃ mit 14,51 Tagwerk, errichtet 1869 von dem Zimmergesellen Josef Stauber, dessen Inhaber Karl Hartl durch die Schuhmacherei seine Familie mit fünf kleinen Kindern besser fortzubringen sucht, Nr. 413¹/₂ mit 16,70 Tagwerk (gegr. 1876), dessen Besitzer Josef Ruffinger nur durch gelegentliche Holzarbeit einen Nebenverdienst hat (acht größere Kinder), Nr. 413¹/₄ mit nur 9,56 Tagwerk (gegr. 1878),

dessen Inhaber Josef Ruffinger als Sägewerksarbeiter Lohn findet, aber nicht ständig beschäftigt ist (hat fünf größere Kinder), und 400¹/₃ (gegründet 1882 von Josef Hartl) mit nur 4,91 Tagwerk, von denen sein Eigentümer Josef Zagler, der nur gelegentlich Tagelöhnerarbeit zu finden vermag, beim besten Willen seine Familie mit zwei Kindern nicht ernähren kann. Bezeichnend für den heute bestehenden Landhunger ist es, daß dem Zagler im Jahre 1919 ein damals verkäuflich gewordener Besitz von 6,53 Tagwerk, den er zur Abrundung seines Gutes hätte erwerben wollen, von einem anderen großen Anwesen vorweggekauft wurde.

Ganz kümmerlich ist auch das Anwesen Nr. 380¹/₃ daran, das Klement Lemminger im Jahre 1878 gründete; es liegt auf einem gerodeten Holzstreifen mitten im Daberg-Wald. Das Haus und fast die ganzen 10,21 Tagwerk Grund sind gegen Süden durch einen hohen Fichtenwald von der für alles Wachstum so nötigen Sonnenbestrahlung derart abgesperrt, daß dadurch der Besitzer schwerste Einbuße erleidet. Den längsten Schnee im Winter, die meiste Feuchtigkeit bis weit in den Sommer hinein hat er auf seinem Grund. Zudem beeinträchtigt die Schmalheit des von hohen Wäldern eingefassten Kulturstreifens den Windzugang und damit Bestäubung und Fruchtansatz des Getreides. Dabei fehlt den Inwohnern dieses Anwesens jeder Nebenverdienst.

Am Daberg- hang gegen Plassendorf zu sind noch eine Reihe solcher Betriebe in den siebziger Jahren entstanden. Freilich suchen Karl Kaiser in Nr. 368c mit 11,29 Tagwerk (erbaut 1870 von Katharina Greil) und Anton Kaiser in Nr. 368f mit 13,81 Tagwerk (erbaut 1876 von dem Tschechen August Halada) durch die Schachtelmacherei einigen Nebenverdienst zu erhaschen; aber dieses Gewerbe trägt heute kaum mehr etwas ein. Vielleicht könnte die heute in der Ostmark für die Hausindustrie eingeführte Qualitätsschulung diese Betriebe wieder konkurrenzfähig machen. Die Witwe Therese Kaiser in Nr. 368d (erbaut 1876 von Karl Kaiser) bezieht als tschechoslowakische Staatsangehörige eine lächerlich geringe Unterstützung aus Plassendorf und ist mit ihren 7,09 Tagwerk mangels jeglichen Nebenverdienstes ganz besonders schlecht daran. Dieser Fall ist ein kleines Beispiel für die Zustände, unter denen Tausende deutscher Volksgenossen jenseits der Reichsgrenze in der Tschechoslowakei leiden müssen. Das Anwesen 368e schließlich, das unmittelbar neben dem eben genannten liegt, wird mit seinen 2,73 Tagwerk nur mehr als Wohnhaus benutzt, steht aber im Augenblick leer. Denn der Sohn der Besitzerin, der Lederarbeiter Josef Motruba, hat kürzlich das erst 1913 von Josef Weber errichtete Anwesen Nr. 383¹/₄ erworben. Da er in festem Arbeitsverhältnis steht, sind ihm die 3,41 Tagwerk lediglich eine Zubuße zu seinem Arbeitsverdienst. Vielleicht ist es ihm möglich, den hier noch in der Umgebung vorhandenen, nicht nach Daberg

gehörigen Grund zusammenzukaufen. Unter den kümmerlichen Verhältnissen dieses kleinen Anwesens ist der berühmte Mörder und Brandstifter Ludwig Weber herangewachsen. Was sonst noch im 20. Jahrhundert an Häusern entstand, ist lediglich als Arbeiterwohnungen zu werten, 415¹/₃ mit 1,32 Tagwerk 1912, 412c mit 4,28 Tagwerk 1932, 415¹/₄ mit 0,40 Tagwerk 1933 und 413¹/₅ mit 1,95 Tagwerk 1934. Die Inhaber bauten sich in Daberg an, weil sie von dort stammten; von rechtswegen wäre ihr Platz in einer Stadtrand siedlung.

Diese kleinen und kleinsten Anwesen, denen vielfach eine Daseinsberechtigung fehlt, machen erfreulicherweise in Daberg nur einen verhältnismäßig geringen Prozentsatz aus. Der gesunde Sinn der Bauern hat auch in einer Zeit, wo es noch keine Siedlungsgesetze gab, wenigstens einigermaßen die Grenze erkannt, bis zu der eine Siedlung noch möglich war. So treten in Daberg die größeren und mittleren Betriebe durchaus in den Vordergrund. Auf einem Raum, der ehemals eine wenig und dazu planlos genutzte Wildnis war, leben rund 70 Familien jetzt als auskömmliche Bauern, ja eine ganze Reihe von ihnen kann auch noch Mengen wichtiger Produkte für unsere Volksernährung abgeben. Man betrachte nur einen Musterbetrieb wie den Hof von Franz Nürnberger, der 5 beste Zuchtpferde und 27 Stück Rindvieh im Stall hat und einen erheblichen Ueberschuß an Weizen, Roggen, Hafer und Kartoffeln erzeugt. Der heutige Inhaber wie seine Vorfahren haben sowohl durch Rodung schlechtes Waldland zu guten Ackerboden gewandelt wie auch vorhandene Wiesen und Felder durch moderne Methoden einer besseren Kultur zugeführt und damit gesteigerte Erträge erzielt; eine mehrmalige Erweiterung der gut angelegten Scheune war zur Erlangung des Fassungsraums für die wertvolle Produktion notwendig. Selbst eigenen Licht- und Kraftstrom vermag heute Nürnberger durch Wasserkraft zu erzeugen und versorgt damit noch das Zollhaus. Auch andere Anwesen, so Nr. 405 (Franz Schuhmann), Nr. 408 (Therese Leitemann), Nr. 409 (Mlois Schuhmann), Nr. 401 (Franz Müdl), Nr. 388 (Franz Schreiner), Nr. 375 (Franz Hartl) und Nr. 378¹/₂ (Josef Meindl), um nur einige herauszugreifen, zeigen durch ihre großen modernen Scheunenbauten und ihren guten Viehstand, daß sie Träger einer volkswirtschaftlich wertvollen Produktion sind. Der Anbau von Roggen, daneben auch Weizen, Hafer und Gerste sowie Kartoffeln, ferner namentlich die Zucht von geflecktem Rindvieh auf den vorhandenen Wiesen sind die landwirtschaftlichen Haupterwerbszweige Dabergs. Ehedem war auch die Leinweberei und der Flachsbau viel geübt. Diese kann aber erst wieder hoch kommen, wenn mehr Flachs erzeugt wird. Dann werden vielleicht wieder die alten Webstühle vom Speicher herunterwandern, auf dem sie jetzt verstaubt stehen.

Sonst ist kaum eine bodenständige Heimindustrie für die kleineren Betriebe da. In Haus Nr. 396 wird zwar die Teppichweberei mit gutem Erfolg betrieben, dagegen haben die Schachtelmacher in Haus-Nr. 368 c und f, wie erwähnt, allzuwenig Absatzmöglichkeit. So besteht neben Industriearbeit in Furth für einige wenige, die aber besser in einer der Stadtrand-siedlungen wohnten, kein weiterer Erwerbszweig in Daberg, abgesehen von den vier Wirtschaften. Mancher Brocken Geld wird durch „Schwärzen“ verdient, was bei der Grenzlage sehr natürlich ist; aber das ist ja kein offizielles Gewerbe, hat auch schon manch einen auf einige Zeit hinter Schloß und Riegel gebracht. Immerhin hat man sich in Systemzeiten seitens der Regierung bemüht, durch Anlage des neuen Zollgebäudes an einem der offensten Plätze des ganzen Gebietes den Schwärzern ihr Handwerk zu erleichtern. Daß man im Dritten Reich diesem Gewerbe nicht mehr so viel Sympathie entgegenbringt, ist selbstverständlich.

Auf jeden Fall hat eine erhebliche Anzahl von nachgeborenen Bauernsöhnen, von Häuslern und besitzlosen Mietleuten der ganzen Umgebung hundert Jahre lang seit Gründung der Siedlung Daberg dort festen Anstich auf einem fast immer für einen landwirtschaftlichen Betrieb hinreichenden Grund und Boden gefunden. So sitzen hier an der Reichsgrenze fest mit der Scholle verwurzelte Bauern, die ihre Tradition pflegen, die auf ihren Hofnamen wie auf das Alter ihres Anwesens und ihres Familienbesitzes daran ebensosehr etwas halten wie auf die Mehrung und Förderung ihrer Bauernwirtschaft. Denn außer bei den kleinen oder lebensunfähigen Anwesen hat es nirgends häufige Besitzveränderungen gegeben. Höchstens ändert sich manchmal der Name des Inhabers durch Eheirrat. Aber das gleiche Blut ist auf sehr vielen Anwesen seit ihrer Gründung geblieben. Meist von der nächsten Umgebung sind diese Geschlechter gekommen, die hier sitzen, nur ab und zu einmal von weiter her. Und da besteht dann wenigstens eine berufliche Beziehung zur Further Gegend wie etwa bei Josef Zagler aus Zell bei Pfaffenhofen (Nr. 400^{1/3}), der in Daberg als Grenzschutzmann tätig war.

Die Reichsgrenze ist für die Bevölkerungsbewegung nicht die geringste Scheide. Gerade Daberg ist seit seiner Gründung ein überzeugendes Beispiel, daß die deutschen Volksgenossen hüben und drüben zueinander gehören, durch Bande des Blutes und der Sprache aufs engste miteinander verbunden sind. Wie viele von den Gründern der Daberger Anwesen aus den nahen deutschen Dörfern Böhmens kamen, haben wir bei der Einzelerwähnung zeigen können. Auch heute noch stammen namentlich viele Bauernfrauen Dabergs aus dem böhmischen Gebiet. Die Daberger haben Besitz jenseits der Reichsgrenze, die deutschen Volksgenossen drüben haben solchen bei uns.

Aber Daberg ist trotzdem eine Grenzlandsiedlung, denn nur 2 km entfernt liegt Česka Cubice, nur 2 km entfernt tönen tschechische Laute, nur 2 km entfernt ist hier, wo sie sich am weitesten ans deutsche Reichsgebiet herangeschoben hat, die tschechische Sprachgrenze. Wir bemerkten ja auch einige tschechische Einsprenglinge in der Daberger Bevölkerung selbst. Seit 1826 sitzt die Familie Jelinek auf dem nach ihr so benannten Hirschhof. Sie soll über Schwarzenberg hiehergekommen sein. Die anderen tschechischen Familien aber sind durch die 1861 gebaute böhmische Bahn hereingekommen. Bahnwärter im Daberger Bezirk waren die Stammväter der heute in Daberg eingedeutschten Tschechenfamilie Motruba aus Přivocet (Bezirk Bischofteinitz), Kroha aus Chrástowitz und Banek aus Hawlowitz (beide Bezirk Taus). Bestünde hier auf Reichsseite und drüben im nahen Plassendorf, Prennet, Maxberg und Traxlmoos keine geschlossene deutsche Siedlung, die auch gelegentlich tschechische Einsprenglinge einzuschmelzen vermag, wer weiß, wie weit das Tschechentum vorgedrungen wäre.

So ist die Grenzlandsiedlung Daberg nicht nur wirtschaftspolitisch, sie ist auch volkspolitisch wichtig, sie ist ein Beispiel, wie unsere Grenze, wie unser östlicher Grenzgau durch Siedlung gefestigt werden kann und soll. Nur gilt es dabei heute, von vornherein die bei der wenig planvollen Entstehung Dabergs gemachten Fehler zu vermeiden, gilt es zunächst, Art und Umfang der einzelnen Anwesen festzulegen und gegeneinander abzumessen, um eine Ueberfüllung des vorhandenen Bodens mit solchen hintanzuhalten. In dem böhmischen Dorf Maxberg ist so eine planvolle Siedlung schon vor 300 Jahren durchgeführt worden; jeder Bauer erfreut sich dort eines Durchschnittsguts von 50 Tagwerk.

Daberg ist auf dem Grund alter Dörfer entstanden, die in Zeiten anderer Kriegsnöte, als man sie heutzutage kennt, nicht bestandsfähig waren. Das ist ein Fingerzeig, die Vertlichkeiten alter Wüstungen im Gau Bayerische Ostmark festzustellen; sie können den verantwortlichen Stellen die noch verhältnismäßig günstigsten Plätze zur Anlage neuer Siedlung zeigen.

Auffuchung von Siedlungsplätzen auf Grund der Wüstungsforschung, auf dem gefundenen Terrain nach entsprechender bodenkundlicher Untersuchung planmäßige Ansiedlung hinreichend großer Anwesen, Ansiedlung schließlich im Ganzen gesehen unter dem Gesichtspunkt der Sicherung unserer deutschen Volks- und Reichsgrenze gegen fremde Einbrüche, das sind die Lehren und Mahnungen, die Daberg für die heutige Siedlungspolitik gibt.

Ob dabei die Einödsiedlung vorbildlich sein soll, wie sie in Daberg vorliegt und vom bayerischen Stamme seit Jahrhunderten mit Vorliebe geübt wird, oder ob man dorfweise neusiedeln soll, muß wohl von Fall

zu Fall entschieden werden. Denn das System der Einödhöfe, die inmitten ihres Grundbesitzes liegen, ist für den bauerlichen Betrieb wohl das wirtschaftlichste; auch die Brandgefahr ist hier besonders gemindert. Aber andererseits ist die Unsicherheit größer — man denke an die in Daberg vorgekommenen Brandstiftungen und Morde — der Schulweg für die Kinder ist beschwerlicher und damit der Bildungsstand geringer; auch wird durch die Vereinsamung das asoziale Moment in den hier wohnenden Menschen mehr geweckt als gut ist. Wegen der eigenartigen Zerfranstheit der Flur wäre freilich in Daberg eine andere Siedlungsform als die vorliegende kaum angebracht.

Die siedlungsgeschichtliche Betrachtung Dabergs ergibt aber auch einige Forderungen für diesen Ort selbst. Erfreulicherweise gibt die Schulfrage nicht zu Klagen Anlaß. Nein, Daberg besitzt seit 1931 ein vorbildliches Schulhaus, das gerade hier, so nahe an der Sprachgrenze, auch ein Gegengewicht gegen die tschechischen Schulen drüben bilden kann und als solches besonders notwendig war. Seit 1829 erfreut sich ja schon der Ort eigener Schulpflege.³⁴⁾ Doch war das alte morsche Schulgebäude Nr. 392 im 20. Jahrhundert gänzlich unzureichend geworden. Die in anderen Orten der Ostmark noch brennende Schulfrage ist hier jedenfalls gelöst. Dagegen ergibt sich aber aus der Einzelbetrachtung der Daberger Anwesen, daß manchen von ihnen zu helfen wäre. Es sollte dahin gestrebt werden, daß alle die Güter, die noch zu erbhoffähigen Betrieben gemacht werden können —, manchen fehlt gar nicht viel daran —, zu solchen umgeschaffen werden. So weit würde gerade noch der Bestand an Grundstücken reichen, der sich im Daberger Gebiet noch nicht im Besitz dortiger Ansiedler befindet und auf unserer Karte weiß ausgespart ist. Dieser sollte den Dabergern zum Ankauf zur Verfügung gestellt werden, selbst wenn dadurch einige größere Erbhöfe, die in der Stadt Furth liegen, etwas von ihrem Gut abgeben müßten. Die Sicherung bauerlicher Anwesen durch das Erbhofgesetz ist außerordentlich notwendig und nützlich. Das hat gerade die Geschichte Dabergs gezeigt. Aber nicht am Platze ist eine Stagnation des wirtschaftlichen Lebens da draußen, die den jetzigen Zustand verewigt, obwohl dieser durch kleine Änderungen leicht verbessert werden könnte. Die für solche Korrekturen notwendigen Ausnahmen sieht ja das Reichserbhofgesetz auch vor.

In den Anwesen aber, die nicht durch solche Maßnahmen zu lebensfähigen landwirtschaftlichen Betrieben umgeschaffen werden können, gilt es eine konkurrenzfähige Hausindustrie heimisch zu machen, die am besten auf dem vorhandenen Holz als Werkstoff aufbaut. Bereits bestehende Ansätze dazu sind zu fördern und zu bessern. Eine Reihe von Kleinhäuslern ist schließlich in der Further Industrie unterzubringen, wie dies ja schon

geschieht. Freilich hat diese noch nicht die frühere Höhe erreicht, zumal die strenge Sperrung der Grenze heutzutage Furth eines Teils seines Hinterlandes beraubt hat.

Das sind die Nöte und die Lehren, welche die Betrachtung Dabergs an den Tag bringt. Mit seinen Vorzügen und Schwächen bildet dieser Ort ein kennzeichnendes Beispiel für eine deutsche Grenzlandsiedlung des 19. Jahrhunderts, gleichzeitig Vorbild und Warnung für neue Siedlungsvorhaben im Gau Bayerische Ostmark.

1) Für tatkräftige Förderung und Unterstützung dieser Arbeit, die aus einer von meinem Mitarbeiter Dr. Jehn durchgeführten Grenzland-Arbeitsgemeinschaft erwuchs, sage ich allen in Frage kommenden Behörden, so der Stadtverwaltung Furth i. W., dem Staatsarchiv Amberg und dem Landesvermessungsamt in München aufrichtigen Dank, ganz besonders aber dem lebenswürdigen und hilfsbereiten Vorstand des Finanzamts Cham, Herrn Regierungsrat Hofmann, ebenso wie Herrn Lehrer Franz Wild in Furth, der mir ein unschätzbarer Führer ins Daberger Volkstum war. Als Grundlage der vorliegenden Darstellung dienten die teils im Staatsarchiv Amberg, teils im Finanzamt Cham aufbewahrten Steuerkataster von 1811 bis 1936, für die vorhergehende Zeit die Briefsprotokolle des Stadtgerichts Furth im dortigen Stadtarchiv, einige Akten des Staatsarchivs Amberg sowie Archivalien und ältere Karten im Besitz des Hauptstaatsarchivs München.

1a) Vgl. die programmatischen Ausführungen des Reichsministers Hans Kerrl über „Landeskultur und Raumordnung“ in Zeitschrift f. Erdkunde Jg. 1936, S. 193 ff.

1b) Monumenta boica XII, 96.

2) Stadtarch. Furth, Urk.Nr. 1.

2a) = Rodung am Kopf oder Kiegel (Fels), liegt es doch am Ostabhang des Roten Kiegel.

2b) Alte Form: Tagneinsried (vgl. Anm. 3).

3) Stadtarch. Furth, Urk.Nr. 1/2.

4) Staatsarch. Amberg, „Regierung Kammer des Innern Nr. 8804“.

5) Stadtarch. Furth, Urk.Nr. 4.

6) Ebd. Nr. 5.

7) Ebd. Nr. 7.

8) Ebd. Nr. 7/1.

9) Hauptstaatsarchiv München, Karte Nr. 1905.

10) Vgl. Anm. 4.

10a) = Lehmberg, vgl. E. Wallner, Altbairische Siedlungsgeschichte S. 6 Nr. 58. Die gleiche Bezeichnung in Urkunde v. 1399 IV. 23: Wiese „auf dem Wachsenfurt. . . der ein taberch ist“ bei Chammünster (Staatsarch. Amberg, Urk. d. Stadt Cham Nr. 154).

11) Vgl. Staatsarchiv Amberg, Plan Nr. 260 v. 1553, Hauptstaatsarchiv München, Karte Nr. 1903 von 1581, Nr. 1901 von 1766 uff.

12) Hauptstaatsarchiv München, Karte Nr. 1910.

13) Stadtarchiv Furth, Briefsprotokoll v. J. 1806, Fol. 69 (IV. 21): „die ehemalige Ochsenhüter-grainetwisch in der Ochsenweid“.

14) Josef Hazzi, Die echten Ansichten der Waldungen und Förste, 2. Bd. (3. Heft), München 1805, S. 434.

¹⁵⁾ Stadttarch. Furth, Briefsprotokoll v. J. 1805, F. 15.

¹⁶⁾ Desgl. v. J. 1807 F. 86 (V. 14).

¹⁷⁾ Die in den damaligen Kaufbriefen angegebenen Grundmaße beruhten auf einer Schätzung der Bauern, keiner genauen Vermessung, die in Furth erst im Jahre 1831 durchgeführt wurde. Sie bleiben daher meist weit hinter den wirklichen Werten zurück; denn durch Angabe geringerer Maße sparten Käufer und Verkäufer Gebühren. Nur die im Jahre 1796 auf Anordnung des Generallandesdirektionsrats Szizzi vermessenen Holzteile sind hinsichtlich ihres Flächenraumes ziemlich richtig angegeben, ja meist sogar ein wenig zu groß. Infolge dieser Unsicherheit der alten Maße sind diese in unserem Text nur in Klammern mit dem Zusatz „angeblich“ aufgeführt.

¹⁸⁾ Plan-Nr. 2797 Wohnhaus, 2798 Baum- und Grasgarten, 2799 Hauswiese, 2800 Hausacker, ferner Plan-Nr. 2855¹/₂ Kellnerfeld, das am 30. IV. 1803 tauschweise an Joseph Kellner und von diesem am 26. XI. 1830 an Johann Schreiner, den späteren Inhaber des Anwesens Nr. 388 kam, wohin es jetzt noch gehört.

¹⁹⁾ Stadttarch. Furth, Briefsprotokoll v. J. 1792 F. 20' (II. 1.) u. v. J. 1794 F. 36' (III. 7.).

²⁰⁾ Plan-Nr. 2422 Wohnhaus, 2422¹/₂ Gras- und Baumgarten, 2423 oberer Acker, 2424a Wiese, 2424b hinterer Acker, 2425 unterer Acker am Desbühl. Die Gründe wurden von dem Further Bürger Joseph Gregori am 14. XII. 1796 um 500 fl. erkaufte (Stadttarch. Furth, Briefsprot. v. J. 1796 F. 113').

^{20a)} Plan-Nr. 2401a Wohnhaus, 2401b Baumgartl, 2402a Scheuererwiese mit Acker 2402b, 2406a Scheuereracker, 2406b Scheuererwiese beim Haus, so benannt nach dem Vorbesitzer Stadtrichter Simon Scheuerer; ferner die am 21. März 1807 an den Bruder Georg Schuhmann zur Errichtung des Anwesens Nr. 406 verkauften Gründe: Plan-Nr. 2417a Wohnhaus, 2417b Baum- und Grasgarten, 2418 Scheuererfeld, 2419¹/₂ Scheuererwiese, 2420 Münchacker (nach dem früheren Besitzer Joseph Münch), 2421 Scheuererfeld, 2477 Holzteil im Desbühl; weiterhin die von Andreas Schuhmann zu seinem am 15. IX. 1822 erworbenen Austragshaus Nr. 408 gezogenen Plan Nr. 2411¹/₃ Margenfeld (nach dem Vorbesitzer von J. Münch) und 2476 Holzteil im Desbühl. Diese Gründe wurden erworben durch Käufe von dem Further Bürger Joseph Münch am 20. VI. 1797 und von der Stadtrichterswitwe Maria Theresia Scheuerin (darunter der Hausgrund) am 13. VII. 1797 (Stadttarch. Furth, Briefsprot. v. J. 1797 F. 196', 323).

^{20b)} Plan-Nr. 2784 Wohnhaus („Apothekerhaus“), 2785a oberer Acker mit 2785b Wiese, 2786 unterer Acker, 2788 untere Wiese, 2789a hintere Wiese, 2789b hinterer Acker; die Gründe wurden erworben am 23. VI. 1797 von der Further Bürgerin Barbara Redlichin um 800 fl. (Stadttarch. Furth, Briefsprot. v. J. 1797 F. 200).

²¹⁾ Plan Nr. 2535a Wohnhaus mit 2535b Wurzgärtl, 2536 vorderer Desbühlacker, 2537 hinterer Desbühlacker, 2538 Hauswiese.

^{21a)} Plan Nr. 2497 und 2497¹/₂, letztere am 29. XII. 1840 an Georg Schuhmann Haus Nr. 406 vertauscht.

^{21b)} Stadttarch. Furth, Briefsprot. v. J. 1798 F. 4.

²²⁾ Plan-Nr. 2887 Wohnhaus, 2888 Wurz-, Baum- und Grasgarten, 2889 und 2889¹/₂ Höcherlwiese, 2890 und 2890¹/₂ Höcherlacker, 2891¹/₂ Höcherlwiese; die Gründe erkaufte am 20. III. 1798 von dem Further Bürger Johann Georg Höcherl um 1000 fl.; dazu Plan-Nr. 2891¹/₃ Rußlwiese, erworben am 9. V. 1798 von dem Further Bürger Jakob Rußl um 95 fl. (Stadttarch. Furth, Briefsprot. v. J. 1798 F. 18, 35').

²³⁾ Desgl. v. J. 1800, F. 81', 83' (V. 27).

²⁴⁾ Die Fassion des Anwesens Nr. 296 alter Nummerierung zum Häuser- und Rustikalsteuerkataster vom 29. Juni 1811 (Staatsarch. Amberg „Rentamt Cham, Katastr. Nr. 25“) behauptet zwar, Haus Nr. 398 sei von Thaddäus Vogl bereits i. J. 1787 erbaut worden. Aber das Grundstück, auf dem dieses Gebäude errichtet wurde, ist erst am 29. September 1786 von dem Further Wirt Christoph Müllpauer an den dortigen Bürger Johann Georg Nachreiner verkauft worden (Stadtarchiv Furth, Briefsprotokoll v. J. 1786, F. 68') und befindet sich auch noch 1788 (X. 25) (Stadtarch. Furth Briefsprot. v. J. 1788, F. 111') und 1790 (IV. 3) (Stadtarchiv Furth, Briefsprot. v. J. 1790, F. 35') im Besitz dieses Nachreiner; ausnahmsweise ohne Protokollierung muß es späterhin an Thaddäus Vogl übergegangen sein. Da dieser aber auch noch nicht in der von Josef Hazzi mitgeteilten Liste der Neusiedler v. 12. Okt. 1802 (vgl. Anm. 14) vorkommt, andererseits aber bei der Kammerholzverteilung am Blätterberg i. J. 1803 bereits berechtigt ist, dürfte er Anfang des Jahres 1803 sein Anwesen gegründet haben.

²⁵⁾ Stadtarch. Furth, Briefsprotok. v. J. 1806, F. 15.

²⁶⁾ Desgl. v. J. 1803, F. 53' (III. 21.)

²⁷⁾ Desgl. v. J. 1802, F. 24 (IV. 21.)

²⁸⁾ Desgl. v. J. 1807, F. 86 (V. 14.)

²⁹⁾ Desgl. v. J. 1807, F. 123 (IX. 7.)

³⁰⁾ Desgl. v. J. 1798, F. 68

³¹⁾ Desgl. v. J. 1804, F. 128' (X. 6.)

³²⁾ Desgl. v. J. 1802, F. 73

³³⁾ Desgl. v. J. 1805, F. 118 (VII. 26.)

^{33a)} Einschließlich der Gründe auf böhmischem Gebiet.

³⁴⁾ Schon seit 1818 hatte man sich in Daberg einen Notlehrer gehalten, da die Kinder, die bis zu 1½ Stunden Wegs zur Schule in der Stadt Furth zurückzulegen hatten, wegen Hochwasser, Sturm, Schnee und Kälte sehr oft am Schulbesuch verhindert gewesen waren. Daher kam es auch, daß im Jahre 1827 von 23 Daberger Anwesenbesitzern 12 nicht einmal ihren Namen schreiben konnten. Der Notlehrer Fischer schlug seine Winkelschule bald in diesem, bald in jenem Hause auf und wurde von den Bauern verköstigt. Auf vielfache Vorstellungen beim Landgericht in Cham seit dem Jahre 1827 setzten die Daberger dann die Errichtung einer eigenen Schule und Lehrstelle in Daberg durch, wenngleich sich die Stadt Furth der Kosten wegen sehr sträubte. Am 2. April 1829 wurde mit dem Bau des zunächst einstöckigen Schulhauses begonnen, das einen Unterrichtsraum und zwei Zimmer als Wohnung für den Lehrer enthielt. Das Vorhandensein einer Schule in Daberg beförderte den Ansiedlungseifer dort sehr. Nicht weniger als 17 neue Anwesen entstanden in den Jahren 1830—1833. Als erster Lehrer zog der Schulprovisor Johann Straubinger in das neue Schulgebäude ein. Wegen der geringfügigen Dotierung seiner Stelle und des Fehlens eines Brunnens bis 1836 mußte sich der Daberger Lehrer noch häufig an das Landgericht und die Regierung wenden, namentlich solange die Stadt Furth die Schulverwaltung inne hatte; denn diese suchte die Ausgaben für Daberg so weit wie möglich zu beschneiden. 1840 wurde aber Daberg ein eigener Schulbezirk und damit von Furth gelöst. Die vielen Neuansiedlungen der fünfziger und sechziger Jahre machten im Jahre 1879 die Vergrößerung des alten Schulhauses durch Aufsetzung eines zweiten Stockwerks nötig. In unserer Zeit war jedoch der bauliche Zustand der alten Schule so schlecht geworden, auch die Räumlichkeit so unzureichend, daß man sich 1931 zur Errichtung der neuen Hans Schemm-Schule entschloß, die allen neuzeitlichen Anforderungen vollauf entspricht. (Stadtarchiv Furth, Akten, Fach 16 Nr. 2).

Die Hausnamen der Anwesen von Daberg.

Die im Urkataster von 1842 angegebenen Namen bezeichnen in der Regel den damaligen Besitzer, meist mit seinem Vornamen, dem manchmal der Vorname seines Vaters vorausgesetzt ist. Mitunter ist auch der Familienname der Mutter als Zusatz verwendet, so beim Rugler Michl (Nr. 404) und Rugler Görgl (Nr. 405), die von ihrer verwitweten Mutter Barbara Schlögl, gebornen Rugler die Anwesen übernommen hatten. Ebenso schlägt beim Edl (Nr. 397) der Familienname der Mutter durch. Beide Frauen sind Furtherinnen, die Ehemänner von auswärts; so war der Frauenname geläufiger. Gelegentlich ist dem Namen eine unterscheidende Bezeichnung beigelegt, z. B. Betoni = Pechtoni, weil im Haus Nr. 375 beim Anton Gräßl die böhmischen Pechler nahe der Grenze ihr Pech einstellten. Unter Umständen kann auch eine Bezeichnung vom Aussehen des Hofinhabers genommen sein, so beim „Binketen“ (Nr. 403) von den „Binkl“ (Ausschlag) im Gesicht des Georg Hartl. Nur selten hat sich der Name des Grundstücksbesizers erhalten, von dem die Gründe stammten, auf denen das Anwesen errichtet wurde, wie bei Nr. 394 von dem „langen Hans“ Pongraz. Ist eine Frau zufällig die Besitzerin, so wird sie nach dem Vornamen ihres verstorbenen Mannes bezeichnet wie die „Gangin“ (Nr. 372a) Elisabeth Mühlbauer nach ihrem verbliebenen Gatten Wolfgang Mühlbauer. Bei einigen Hausnamen ist auch das Handwerk des Inhabers maßgebend gewesen, so beim Schuster (Nr. 381), beim Siebler (Nr. 399), beim Zimmermann (Nr. 411) und beim Schreiner (Nr. 415). Ofters wird auch der Familienname des Besitzers als Hausname angewendet, so beim Gruber (Nr. 368 b)), beim Brantl (Nr. 389), beim Kolbeck (Nr. 396), beim Hirschl (Nr. 400, deutsche Uebersetzung von Jelinek), beim Mückl (Nr. 401) und beim Stauber (Nr. 407).

Alle diese alten Hausnamen sind heute noch im Volke bekannt. Doch weil es sich um junge Anwesen handelt, ist der Name nicht so stabil geblieben wie anderswo. Er hat gewechselt und es werden an Stelle der alten Hausnamen neue angewendet, die in der gleichen Weise gebildet sind wie die früheren, aber meist den jetzigen oder einen der letzten Besitzer nennen. Dabei sind besonders auffallende Namen gerne festgehalten worden wie Isidor (Nr. 383^{1/2}, 399^{1/2}, 414) oder Kaspar (Nr. 412 a); ja, gelegentlich vererbt sich solch ein Name von einer Gründung derselben Familie auf die andere wie Sigmund von Nr. 402 auf Nr. 402^{1/2} und von da auf Nr. 383^{1/3}.

Hausnummer	Alter Hausname vom Jahre 1842	Erklärung
367	Beim Simon	Simon Nürnberger 1798—1838 *)
368 a	Beim Kleinhansel	Johann Greil 1831—1866
368 b	Beim Gruber	Michael Gruber 1833—1859
369	Beim Eichhornwirt	Wirtschaft zum Eichhorn. Besitzer Anton Brunner 1840—1888
369 ^{1/2}		
370	Beim roten Peter	Peter Gruber (Sohn des Wolfg. Gruber) 1829—1850
371	Beim roten Michel	Michael Gruber (Sohn des Wolfg. Gruber) 1830—1855
372 a	Bei der Gangin	Elisabeth, Witwe des Wolfg. Mühlbauer, 1835—1847
372 b	Beim Schneidermühl	Michael Stauber, 1832—1855, war Schneider
372 c	Beim roten Sepp	Josef Gruber (Sohn des Wolfg. Gruber) 1835—1870
373	Beim Wensauer	Further Familienname
374	Beim Häufelwirt	Matthias Singer, 1802—1839, Gründer des Wirtshauses „Bayrisch Häusl“
375	Beim Betoni	Anton Graßl, 1805—1850, bei dem die Pechler einkehrten
376	Beim Häufelpeter	Peter Fischer 1828—1863
377	Beim Stubenrauch	Wohl Beiname des Josef Waiger 1830—1866
378 a	Beim Bärnlocher	Waldname Bärnloh
378 b	Beim Mühlwoferlhansel	Johann Robl, Sohn des Wolfg. Robl, 1832—1866
378 ^{1/2}		
379	Beim Mühlgangerl	Wolfgang Hornid d. ä. 1816—1840 u. d. j. 1840—1866
380	Beim Stadlbauern	Johann Hartl, 1817—1847, hatte wahrscheinlich einen besonders großen Stadel
380 ^{1/2}		
380 ^{1/3}		
381	Beim Schuster	Josef Hornid, 1817—1846, war Schuster
382	Beim Hutanerl	Gründer Michael Brey, 1823—1858, Nachkomme des Andreas Brey
383	Beim Thoma	Thomas Schreiner 1800—1834
383 ^{1/2}		
383 ^{1/3}		
383 ^{1/4}		
384	Auf der Baynmühle	Mühle des Baywirts Johann Uß zu Furth, 1828—1842
384 ^{1/2}		

*) Die Jahre geben die Zeit an, während deren der Genannte das Anwesen inne hatte.

Haus nummer	Alter Hausname vom Jahre 1842	Erklärung
385	Beim Görgl	Georg Stauber 1824—1840
386	Beim Woferlhansel	Gründer Josef Breu, 1823—1853, Nachkomme des Johann, Sohn Wolfgangs Breu
387	Beim Mirgen	Andreas Schreiner, Sohn der Margarete Schreiner, 1837—1866
388	Beim Mirgen	Josf Schreiner, Sohn der Margarete Schreiner, 1835—1874
389	Beim Brantl	Georg Brantl 1807—1834
390	Beim Rühgangerl	Wolfgang Riefl 1821—1852
391	Beim Leonhardpeter	Peter Glaser, Sohn des Leonhard Glaser, 1821—1859
393	Beim Schneider	Michael Kolbed, 1830—1865, war Schneider
394	Beim langen Hans	Von Johann Bongraz kaufte 1807 Josef Hastreiter den Anwesen Grund
395	Beim Bräu	Georg Bräu 1821—1845
395 ^{1/2}		
395 ^{1/4}		
396	Beim Kolbed	Josf Kolbed 1800—1836
397	Beim Edl	Stefan Bohmann, Gatte der Barbara Edl, 1819—1840
398	Beim Thaddädl	Thaddäus Vogl 1803—1829
399	Beim Siebler	Georg Ruhland, 1829—1859, war Siebmacher
399 ^{1/2}		
399 ^{1/3}		
399 ^{1/4}		
400	Beim Hirschl	Andreas Jelinek (= Hirschlein) 1826—1860
401	Beim Müdl	Michael Müdl 1830—1858
402	Beim Sigmund	Sigmund Blas 1830—1835
402 ^{1/2}		
403	Beim Binketen	Georg Hartl, 1825—1838, hatte „Binkl“ im Gesicht
403 ^{1/2}		
403 ^{1/3}		
404	Beim Ruglermichl	Michael Schlegl, Sohn der Barbara Rugler, 1836 bis 1859
405	Beim Ruglergörgl	Georg Schlegl, Sohn der Barbara Rugler, 1835—1879
406	Beim Bredl	Further Familienname
407	Beim Stauber	Wolfgang Stauber 1830—1841

Neuer Hausname	Erklärung
Steffelgörgl Balsen bleibt	Georg Stauber, Sohn des Stefan Stauber, 1824—1840 Mlois Plöb seit 1926, Urentel des Balthasar Plöb
Mirxengirgl	Georg Schreiner 1911—1931
Rühgangsteffl Gartenweber bleibt bleibt	Stefan Kiefl, Enkel des Wolfgang Kiefl, 1884—1912 Johann Hartl 1862—1881, und seine Nachkommen betrieben Tuchweberei
Hutanerl Hutanerl Schwungmich Gartenweber bleibt bleibt	Georg Bräu, 1821—1845, Nachkomme des Andreas Breu Gründer Johann Bräu, 1856—1871, stammt aus Hs.Nr. 382 Michael Kiefl seit 1926 Anton Hartl, seit 1908, ist Teppichweber
Häusler	Das Anwesen, das 1917 noch 43,11 Tgw. umfaßte, ist heute ein Häuslergütl mit 15,15 Tgw.
Isidor	Isidor Ertl 1865—1884
Vom Müchl Station bleibt bleibt	Johann Müchl 1894—1912 bis 1927 Zollstation
Bergmann	Georg Hartl, 1856—1872, stammte aus einem Haus oben am Berg in Kleinaigen
Sigmund bleibt Frosch	Josef Bläß, Sohn des Sigmund Bläß aus Hs.Nr. 402, 1847—1873 Michael Bohmann, 1904—1921, vom Froschhof in Kaltenbrunn bei Neumarkt/Böhmen
Wendelin Sig	Wendelin Eder seit 1909 Karl Größl, seit 1910, brachte diesen Namen (abgeleitet von Sigtus) aus Brennet mit
Eichhornfranz bleibt	Franz Schuhmann, Gatte der Barbara Brunner, deren Familie aus Hs.Nr. 369 stammt, seit 1921

Hausnummer	Alter Hausname vom Jahre 1842	Erklärung
408	Beim Haindlandrä	Andreas Schuhmann (früher auf Hs.Nr. 409) 1822 bis 1838
409	Beim Haindlbauer	Anton Schuhmann, Sohn des Andreas Schuhmann, 1825—1862
410	Beim Bäd	Franz Kilger, 1830—1847, war Bäcker
411	Beim Zimmermann	Wolfgang Späth, 1831—1840, war Zimmermann
412 a	Beim Hafner Christl	Jakob Christl, Hafner zu Furth, war vielleicht der erste Besitzer des Holzteils, auf dem das Anwesen Kaspar Eder (1830—1847) gründete.
412 b		
412 c		
413	Beim Hansadl	Adam Glafer, Sohn des Hans Glafer, 1798—1836
413 ^{1/2}		
413 ^{1/3}		
413 ^{1/4}		
413 ^{1/5}		
414	Beim Riederer	Der Gründer Matthias Purer, 1812—1840, riederte in der Bäderloh
414 ^{1/2}		
415	Beim Schreiner	Josef Schmid, 1830—1843, war Schreiner
415 ^{1/3}		
415 ^{1/4}		

Neuer Hausname	Erklärung
bleibt	
bleibt	
bleibt	
Brandl	Johann Brandl 1906—1908
Raspar	Raspar Eder 1830—1847
Rahterer	Ein Vorfahre des Franz Berger, seit 1922, wurde von einer Näherin aufgezogen
Hartlschneidergang	Wolfgang Kellner, Sohn des Schneidermeisters Wolfgang Kellner aus Hs.Nr. 413, seit 1932
Hartlschneider	Schneidermeister Wolfgang Kellner aus dem Hartlhaus (Nr. 48) in Kleinaigen
Der große Ruffinger	Josef Ruffinger, seit 1901, mit 16,70 Tgw.
Hanslkarl	Karl Hartl, Enkel des Johann Hartl, seit 1922
Der kleine Ruffinger	Josef Ruffinger, seit 1906, mit 9,56 Tgw.
Hartlschneiderfranz	Franz Kellner, Sohn des Schneidermeisters Wolfgang Kellner aus Hs.Nr. 413, seit 1934
Egerndori	Isidor Lag 1889—1923
Wöhrmühle	Michael Stoiber von der Wöhrmühle (Gem. Rimbach) 1871—1885
Bump	Wolfgang Böhner, 1898—1911, war Bumpenrichter
Berggang	Wolfgang Hartl vom Klöpfelsberg seit 1912
Bredlsepp	Josef Schuhmann aus Hs.Nr. 406 seit 1933

Gründer, Entstehungsjahr, Besitzer, Größenentwicklung und

Hausnummer	Gründer	Entstehungsjahr	Besitzer	dessen Familie auf dem Hofe seit
367	Josef Schuster aus Furth	1796	Franz Nürnberger	1798
405	Johann Georg Schlögl aus Klitschau/Böhmen	1797	Franz Schuhmann	1921 (1902) ²⁾
409	Andreas Schuhmann aus Kleinaigen	1797	Alcis Schuhmann	1797
395	Heinrich Bärtil aus Schwarzenberg	1797	Johann Jrlbeck	1919 (1821)
413	Adam Glaser aus Plassendorf/Böhmen	1798	Karl Kellner	1891
383	Wolfgang Münch aus Oerrappendorf	1798	Josef Hierstetter	1834 (1800)
396	Josef Kolbeck aus Furth	1800	Anton Hartl	1894
385	Raspar Bräntil aus Grafenried	1802	Wolfgang Hartl	1864
374	Matthias Singer aus Furth	1802	Franz Singer	1802
398	Thaddäus Vogl aus Furth	1803	Albert Preifinger	1816
375	Anton Gräfl a. Krottenhof (Gem. Aylern)	1805	Franz Hartl	1919 (1805)
408	Georg Härtl aus Kleinaigen	1806	Therese Leiternann geb. Schuhmann	1822
389	Georg Bräntil aus Stachesried	1807	1876 übertr. n. Hs.Nr. 388 1905 Gebäude abgebrochen	
406	Georg Schuhmann aus Stachesried	1808	Ignaz Schuhmann	1808
394	Josef Hastreiter aus Schwarzenberg	1810	Franz Nürnberger (Hs.Nr. 367)	1892
414	Matthias Burer aus Furth	1812	Ludwig Numann	1923
379	Wolfgang Hornid	1816	Franz Schlögl	1866 (1816)
380	Johann Hartl aus Furth	1817	in Vormundschaftsverwaltung	1817
381	Josef Hornid	1817	Franz Brey	1923 (1890)
397	Stefan Bohmann aus Maxberg/Böhmen	1819	Johann Traurig	1885

¹⁾ (E) = Erbhof. ²⁾ Die eingeklammerte Zahl bezeichnet das Jahr, seit dem die Familie der Frau

Viehzahl der Anwesen von Daberg (Gemeinde Furth i. Wald).

Kinder- zahl	Grundbesitz (in Tagwerk) im Jahre				Viehbesitz nach der Zählung vom 1. 2. 1936			
	1842	1861	1899	1936	Pferde	Rinder	Schweine	Ziegen
2	57,71	56,35	78,22	89,73(£) ¹⁾	5	27	9	—
3	17,94	25,21	26,93	26,92 (£)	—	10	4	—
—	29,51	33,47	48,06	60,66 (£)	—	18	3	—
4	38,98	30,89	45,11	53,16 (£)	—	9	2	1
2	8,57	16,21	9,79	22,52 (£)	—	7	1	—
7	41,31	41,31	56,78	59,90 (£)	1	14	2	—
3	31,05	43,04	18,22	29,44 (£)	—	3	—	—
—	15,87	25,06	39,31	40,59 (£)	—	7	—	—
6	22,01	22,01	29,59	29,59 (£)	1	12	3	—
4	36,08	36,08	52,37	26,29 (£)	—	8	2	—
2	25,20	26,71	40,45	40,20 (£)	—	12	2	—
5	34,80	47,88	35,78	61,41 (£)	1	14	4	—
	18,55	22,08						
4	24,64	26,33	26,33	26,33 (£)	—	7	1	—
	34,25	34,25	52,88	51,44 (£) (gehört z. 367)	—	—	—	—
5	35,35	32,20	34,85	42,56 (£)	—	11	1	—
—	10,78	14,47	27,96	30,08 (£)	—	9	2	—
4	24,20	26,71	30,83	30,81 (£)	—	—	—	—
6	17,10	19,94	29,54	32,20 (£)	—	8	2	—
1	14,23	19,80	28,26	47,23 (£)	—	15	2	—

des Besitzers auf dem Hof figt.

Haus- nummer	Gründer	Ent- stehungs- jahr	Besitzer	dessen Familie auf dem Hofe seit
399	Kaspar Eder aus Furth	1819	Franz Preisfinger	1933
369	Johann Glafer	1820	Anton Brunner	1840
391	Peter Glafer	1821	Karoline Hartl geb. Pongraz	1862
390	Wolfgang Riefl	1821	Franz Bachmeier	1920 (1821)
388	Johann Schreiner aus Stachesried	1821	Franz Xaver Schreiner	1821
378 a	Georg Meindl	1821	Georg Weber	1863
382	Michael Bren	1823	Anton Gall	1918 (1823)
386	Josef Bren aus Neuaigen	1823	Mois Blöb	1889 (1859)
403	Georg Hartl	1825	Wolfgang Hartl	1825
370	Wolfgang Gruber	1825	Franz Hornick	1879 (1850)
400	Andreas Jelinek	1826	Georg Jelinek	1826
368 a	Wolfgang Greil aus Blaffendorf/Böhmen	1827	Michael Greil	1827
376	Peter Fischer aus Furth	1828	Wolfgang Robl	1932 (1828)
384	Johann Uß aus Furth	1828	Franziska Baumann geb. Bren	1842
372 a	Wolfgang Mühlbauer aus Brennet/Böhmen	1828	Ludwig Schmaj	1851
392	Chemalige Schule	1829	außer Betrieb seit 1931	
412 a	Kaspar Eder aus Furth	1830	Anton Eder	1830
393	Michael Kolbeck aus Bollmau/Böhmen	1830	Anton Kolbeck	1830
377	Josef Waiger	1830	Mois Waiger	1830
410	Franz Kilger aus Klauzenbach B.M. Regen	1830	Georg Schuhmann	1902
371	Michael Gruber	1830	Georg Schmaj	1866 (1855)
401	Michael Müdl	1830	Franz Müdl	1830
373	Josef Schreiner aus Traglmoos/Böhmen	1830	Franziska Kolbeck geb. Meindl	1895 (1830)
387(alt)	Andreas Schreiner	1830	1837 Gebäude abgebrochen, Grund vertauscht	

Rinder- zahl	Grundbesitz (in Tagwerk) im Jahre				Viehbesitz nach der Zählung vom 1. 2. 1936			
	1842	1861	1899	1936	Pferde	Rinder	Schweine	Ziegen
1	17,92	24,35	21,90	15,15	—	3	2	—
2	31,98	50,44	45,45	47,75 (€)	1	12	5	—
6	17,44	17,44	36,77	44,66 (€)	—	12	2	—
5	12,31	14,74	23,61	26,24 (€)	—	8	1	—
1	35,32	42,57	61,53	64,29 (€)	2	15	4	1
2	27,71	27,71	18,90	19,06	—	8	2	—
4	21,77	32,26	21,25	24,93	—	9	—	—
6	34,26	23,08	31,66	25,80 (€)	—	9	1	1
4	12,40	15,70	21,84	25,50 (€)	—	8	1	—
8	10,47	13,57	20,95	22,58	—	7	—	—
3	17,18	21,25	22,46	28,92 (€)	—	7	—	—
4	25,59	25,59	38,91	44,28 (€)	—	11	2	—
4	7,96	12,94	26,00	22,75 (€)	—	7	4	—
5	35,37	34,36	29,21	29,21 (€)	1	6	—	2
3	21,75	15,62	19,00	26,40	—	6	—	—
	0,21	0,21	0,22	0,54	—	—	—	—
1	7,46	11,64	19,06	28,95 (€)	—	11	4	—
3	53,89	58,50	67,26	66,52 (€)	2	11	4	—
7	6,46	6,46	11,10	13,27	—	5	2	1
2	21,74	18,70	37,74	49,27 (€)	1	14	4	—
4	12,75	13,80	21,82	23,16 (€)	—	12	2	1
3	11,39	26,36	45,34	56,82 (€)	1	14	12	—
3	17,80	21,71	36,04	34,70 (€)	1	10	5	—
	11,18				—	—	—	—

Haus- nummer	Gründer	Ent- stehungs- jahr	Besitzer	dessen Familie auf dem Hofe seit
407	Wolfgang Stauber von Kleinaigen	1830	1856 übertrag. n. Hs.Nr. 399 1/2 1857 Gebäude abgebrochen	
402	Sigmund Bläß aus Furth	1830	Josef Botruba a. Přivoceč (Tischehei)	1924 (1856)
415	Josef Schmid von Konzell	1830	Katharina Späth, verw. Seller, geb. Dietl	1911
411	Wolfgang Späth aus Furth	1831	Anton Leitermann	1908
404	Georg Schlögl	1831	Karl Gröbl v. Altprennet (Böhmen)	1910
372 b	Michael Stauber aus Prennet/Böhmen	1832	Michael Pantraz a. Nen- prennet (Böhmen)	1907
378 b	Johann Robl aus Marxberg/Böhmen	1832	Franz Robl	1832
368 b	Michael Gruber a. Deutsch-Rubigen/Böhmen	1833	Max Kroha aus Chrafta- witz (Tischehei)	1887
372 c	Wolfgang Gruber	1833	Johann Stöberl	1907 (1833)
387(neu)	Andreas Schreiner	1837	Franz Xaver Traurig aus Großaigen	1913 (1896)
412 b	Josef Wiesenreiter aus Furth	1839	Franz Berger aus Großaigen	1922
402 1/2	Josef Bläß	1847	Michael Schmaß	1931 (1847)
395 1/2	Johann Bräu	1856	Bartholomäus Banek aus Hamlowitz (Tischehei)	1924 (1856)
399 1/2	Franz Kraus	1856	Franz Kraus	1856
399 1/3	Josef Hartl	1856	Ignaz Leitermann	1920 (1894)
380 1/2	Johann Bräu	1857	Karl Wagner	1919 (1857)
378 1/2	Franz Maindl	1858	Josef Meindl	1858
403 1/2	Franz Kiefl	1863	Franz Mücl (Hs.Nr. 401)	1936
403 1/3	Johann Bauer aus Dhl, Bez. Wunsiedel	1863	Wendelin Eder	1872
403 1/4	Josef Bräu	1863	1886 Gebäude abgebrochen 1912 übertr. n. Hs.Nr. 395	
399 1/4	Georg Weber	1863	Franz Feigl aus Großaigen	1901
394 1/2	Wolfgang Hornick	1867	1876 übertr. n. Hs.Nr. 394 1894 Gebäude abgebrochen	

Rinder- zahl	Grundbesitz (in Tagwert) im Jahre				Viehbesitz nach der Zählung vom 1. 2. 1936			
	1842	1861	1899	1936	Pferde	Rinder	Schweine	Ziegen
—	7,81	—	—	—	—	—	—	—
—	10,02	7,99	11,26	14,15	—	5	—	—
4	4,87	6,92	13,91	18,50	—	5	2	—
7	9,84	13,71	19,70	19,05	—	7	1	—
3	19,27	27,85	37,30	37,30 (€)	—	12	4	—
5	9,78	12,76	26,09	21,99	—	4	—	—
6	13,62	17,16	28,46	28,46 (€)	—	5	1	—
11	26,29	23,96	6,00	6,00	—	2	—	—
4	10,66	18,88	21,50	26,40 (€)	—	8	1	—
4	15,39	18,77	20,88	20,88	—	8	3	—
6	19,80	11,43	20,31	12,34	—	5	1	—
1	9,07	18,71	30,62	34,57 (€)	—	7	2	1
3	—	18,27	33,11	37,95 (€)	—	9	1	1
3	—	17,05	22,13	25,01 (€)	—	8	2	—
2	—	16,73	27,87	36,88 (€)	—	12	3	—
2	—	6,32	20,91	25,59 (€)	—	7	—	—
9	—	15,12	33,65	45,08 (€)	2	10	2	—
6	—	17,16	24,52	20,80	—	6	1	1
7	—	—	15,66	17 32	—	5	1	—
—	—	—	12,81	—	—	—	—	—
2	—	—	0,56	22,49	—	11	—	—
—	—	3,08	6,09	—	—	—	—	—

Haus- nummer	Gründer	Ent- stehungs- jahr	Besitzer	dessen Familie auf dem Hofe seit
369 ¹ / ₂	Mlois Kellhofer aus Pfaffendorf/Böhmen	1869	Franz Brunner	1877
413 ¹ / ₃	Josef Stauber	1869	Karl Hartl	1911
368 c	Katharina Greil	1870	Karl Kaiser	1902 (1870)
414 ¹ / ₂	Michael Stoiber von der Böhrmühle (Gem. Rimbach)	1871	Josef Schreiner	1885
415 ¹ / ₂	Michael Kiefl	1876	Michael Kiefl	1876
368 d	Karl Kaiser aus Pfaffendorf/Böhmen	1876	Therese Kaiser geb. Schober	1876
368 e	Josef Brunner aus Pfaffendorf/Böhmen	1876	Therese Wotruba geb. Strnad	1905
368 f	August Halada	1876	Anton Kaiser	1891
383 ¹ / ₂	Johann Hornick	1876	Mlois Hartl	1879
383 ¹ / ₃	Georg Plaf	1876	Josef Plaf	1876
384 ¹ / ₂	Georg Seidl	1876	Mlois Späth	1902
413 ¹ / ₂	Josef Ruffinger	1876	Josef Ruffinger	1876
380 ¹ / ₃	Klement Lemminger	1878	Franz Stauber	1904 (1881)
413 ¹ / ₄	Anton Ruffinger	1878	Josef Ruffinger	1878
400 ¹ / ₃	Josef Hartl	1882	Josef Bagler aus Zell, Bez. Pfaffenhofen	1919 (1882)
395 ¹ / ₄	Michael Kiefl	1883	Michael Kiefl	1883
415 ¹ / ₃	Wolfgang Hartl	1912	Derselbe	
383 ¹ / ₄	Josef Weber	1913	Josef Wotruba	1936
392 ¹ / ₂	Zollgebäude	1927		
412 c	Wolfgang Kellner	1932	Derselbe	1932
388 ¹ / ₂	Hans Schemm-Schule	1932		
415 ¹ / ₄	Josef Schuhmann	1933	Derselbe	1933
413 ¹ / ₅	Franz Kellner	1934	Derselbe	1934

Rinder- zahl	Grundbesitz (in Tagwert) im Jahre				Viehbesitz nach der Zählung vom 1. 2. 1936			
	1842	1861	1899	1936	Pferde	Rinder	Schweine	Ziegen
4	—	6,17	27,86	36,65 (€)	—	8	1	1
5	—	—	10,70	14,51	—	4	—	—
2	—	—	9,72	11,29	—	5	—	1
3	—	—	26,63	28,31 (€)	—	13	2	—
4	—	—	19,36	37,85 (€)	—	9	1	—
3	—	—	7,09	7,09	—	4	—	—
2	—	—	10,22	2,73	—	—	—	—
5	—	—	4,51	13,81	—	4	—	—
6	—	—	17,17	17,27	—	5	—	—
5	—	—	20,56	24,41 (€)	—	8	1	1
3	—	17,15	23,85	22,84	—	7	—	—
8	—	—	8,30	16,70	—	5	2	—
3	—	—	6,99	10,21	—	4	—	—
5	—	—	2,67	9,56	—	2	—	—
2	—	—	2,18	4,91	—	3	—	—
3	—	—	29,14	29,24 (€)	—	7	—	2
2	—	—	—	1,32	—	—	—	—
2	—	—	—	3,41	—	2	—	—
—	—	—	—	0,50	—	—	—	—
—	—	—	—	4,28	—	1	1	—
—	—	—	—	1,38	—	—	—	—
1	—	—	—	0,40	—	—	—	—
2	—	—	—	1,95	—	1	—	—

Eine Karte von Daberg befindet sich am Schluß des Bandes.

Volkstündliche Bemerkungen zu Brauch und Herkommen der Herzogseinführung in Kärnten.

Von Arthur Haberlandt (Wien).

Die feierliche Erhöhung des Landesherrn von Kärnten zu seiner Würde, wie sie am Fürstenstein nächst Karnburg im Mittelalter bis 1414 geübt wurde, haben die Untersuchungen P. Puntscharts und G. Gräbers¹⁾ im wesentlichen Aufbau als eine Rechtshandlung dargetan, mit der die Karolinger kraft der fränkischen Reichsgewalt — erstmalig vermutlich im Jahr 828 — ihren Gaugrafen und Jägermeister seinen Eintritt ins Land vollziehen und bekräftigen ließen. Die Wurzeln des Staates führen in die Tiefe volkhaften Rechtsbrauches. Im Nachstehenden sei der Versuch unternommen, die volksgeschichtliche und kulturgeographische Anknüpfung einzelner Züge zu festigen und auszubauen.

1. Die Einkleidung des Fürsten in schlichtes Gewand.

Der Landesfürst erscheint allen Überlieferungen gemäß beim Fürstenstein in der landesüblichen bäuerlichen Todentracht, — unter Vermeidung modischer Zurichtung — aus altartigem Rod, einem Paar Hosen oder Beinlingen, wetterfledartigem Mantel, Spizhut und Bundschuhen bestehend. Als Entsprechung in volksverwandtem Bereich ist, was bisher übersehen wurde, hiefür vor allem die Einkleidung des (Fürst-) Bischofs von Würzburg bei seiner Wahl, wie sie am Ausgang des Mittelalters überliefert ist, heranzuziehen. Er gilt als der erste der Landesherrn oder, wie Aeneas Silvius in seiner Beschreibung Europas (1458) und an der entsprechenden Stelle in der „Germania“ berichtet, als der Herzog in Franken, darum hat er während er die Messe abhält, vor sich auf dem Altar ein bloßes Schwert.²⁾ Joannes Boemus (Omnium gentium mores . . 1521) drückt dies ganz unmißverständlich mit den Worten aus: „Princeps Herbipolensis terrae ducatum habet, quare dum sacris operatur in altari denudatum gladium habet atque vexillum . . .“, wobei er nun auch den Vorgang der Standeserhöhung des Bischofs, wenn er in Stadt und Bischofsitz die Herrschaft antritt, wiedergibt. Diesem Bericht folgt auch Sebastian Frands „Weltbuch“ v. J. 1534 genau, wenn auch mit kleinen persönlichen Ergänzungen: der Landesherr von Würzburg hat von den vieren im Frankenlande „die menste herrschaft / Deshalb man ym so er meß helt, ein bloß schwerdt vorhelt oder fürstelt auff den altar.“ Dann heißt es weiter von der „Gewonheit in einreitung des bischofs zu würzburg.“ (fol. L):

„So ein Bischoff erstlich das bistumb besizen und an sich nemmen will, so reut er mit einem wolgebuckten zeug für das thor der hauptstatt

Würzburg, steet allda nach gewonheit ab legt von ym all sein herrliche kleyder, thut an ein grawen schlechten rod mit einem strid gegürtet unnd geet demütig barfuß und barhaupt in das münster für die versamleten unnd auff yhn wartenden Thumbherren, welchen er nachdem er yn yn privilegien bestett und sy darben zu bleiben lassen beschwört, wirt er zu einer alten bildseul eines Bischoffs seiner vorfaren geführt und allda ermanet, das er ein solcher mann wöll sein und ein solch leben füren wie diser durch das bild angeznet gewesen ist der den stand der kirchen wol hab regiert und von nideren stand oder Adel darzu gestigen. Als bald er diß gelobt wirt er in sein thron gesetzt herrlich über die maß unnd zum bischoff bestettigt. Die Thumbherren auff das die wal bey yn bleib, wöllent sy keinen auß den Fürsten oder Herzogen zum Bischoff sunder allweg einen auß ynen, ein schlechten Edelman . . ." Auch wenn aus Sebastian Frand — in der Ausführlichkeit seiner Erklärung — betontermäßen der Geist seiner Zeit spricht, so bleibt mutatis mutandis eine so weitgehende Übereinstimmung mit der Einkleidung des Kärntner Herzogs in ein Gewand von schlichter Art, wie man es gemeiniglich in Kärnten trug, daß hier wohl keine zufällige Entsprechung vorliegt. Die Einkleidung des dritten Ordens in Deutschland auf der geistlichen Seite, die Altartigkeit des Aufzugs des Markgrafen von Jülich oder der Herrschaftsboten von Mainz und Odenheim bei ihrem Erscheinen auf gebotenem Thing mit einer Beschirung aus Bast und Holz für ein einäugiges Pferd, wie Weistümer aus den Rhein- und Maingegenden dies fordern, zeigen eine Verbindung von Weihehandlungen mit Kleidervorschriften für altes Herkommen an, die das Volk in Deutschland weitem zur Grundlage seines Rechtsempfindens beim Aufstieg eines aus ihrer Mitte zum Führerrang gemacht hatte. Ein Übergreifen dieser Auffassung ist auch für den westslawischen Bereich in Böhmen und Polen zu belegen. Die Grundlagen hiefür sind altindogermanisch³⁾. Wenn auch der neue türkische Sultan beim Herrschaftsantritt im Gewand eines Bauern einen feierlichen Pfluggang vollzog, worauf J. Grimm hinwies, so hat er, aus einem kriegerischen Reiterstamm hervorgewachsen, damit einen Weihebrauch des Ackerbaus in seinem alten Kulturbereich Vorderasien oder auch Südosteuropa aufgenommen, der volksgeschichtlich für Kärnten nicht in Betracht zu ziehen ist und kulturgeographisch höchstens angenähert eine Vergleichsmöglichkeit bietet. Vielleicht verhilft diese Weihehandlung eines ersten Pfluggangs, wie sie vor Herrschern auch sonst geübt wird, aber zu einer Deutung für Rind und Feldpferd, die dem Herzogsbauern vom Landesfürsten beim feierlichen Umgang um den Stein zugeführt wurden. Sie mögen zum mindesten ursprünglich die Weihe der „Erstlings“-Helfer bei Pfluggang und Feldbau in der Bauernwirtschaft besessen haben.

2. „*Princeps stans super lapidem*“.

Auf Grund dieser Formel des Johannes von Viktring ist die neuere Forschung zu dem überzeugenden Schluß gelangt, daß der Landesfürst, um den Schwur vor der Landschaft zu leisten, den Stein bestieg, wobei ihm, wie P. Puntschart den Bericht des Pfarrers Unrest († 1500) von St. Martin am Tschelsberg folgerichtig deutet, die zwei Landesherren, die ihn als Schwurzeugen begleiteten, behilflich waren.⁴⁾

Betrachtet man kulturgeographisch den Umkreis, in dem die Volkskunde das Betreten und Besteigen eines Stein in alter und neuer Zeit in Europa bisher zu belegen vermochte, so fällt auf, daß von der altindischen und altgriechischen Überlieferung abgesehen, alle derartigen Weihehandlungen in Geltung und Reichweite germanischen Kultureinflusses zu finden sind und daß Rechtsaltertümer dieser Art auf deutschem Volksboden sich verdichten. Das gilt so von dem Steigen der Braut auf den Stein, das in England und als alte germanische Entlehnung in Estland überliefert ist. Es ist von den Slawen nirgends belegt und wird in ihrem Westbereich bei den Polen und Tschechen, ähnlich auch in Ungarn, durch das Steigen oder Springen von Braut oder Bräutigam über den Tisch ersetzt, ein Brauch, der offensichtlich in neuerer Zeit aus dem deutschen Westen und vielleicht auch dem germanischen Norden hier Eingang gefunden hat.⁵⁾

Von der Sinngebung, die das Stehen auf dem Steine besitzt, läßt sich gleichfalls feststellen, daß es so gut wie ausschließlich germanischer Rechtsbrauch von altersher ist, daß ein Neuling, der an einen bisher unbetretenen Ort kommt, einen Stein zu besteigen, auf ihn oder von ihm zu springen hat oder aber ihn durch Lüften des Hutes zu ehren, schließlich auch zu umfassen oder zu heben hat. Springen auf den Stein mußte der Neuling vom Boot oder Schiff aus, wenn er einen Fjord nördlich der Hansestadt Bergen erstmalig besuhr; der Stein heißt Haakabjörnen. Das Umfassen oder Heben findet sich außer in Schweden vor allem für Reisewege in Estland — gegen Reval sowie im westlichen und südlichen Finnland belegt. Man ist umsomehr berechtigt, germanischen Einfluß von Schweden und der Hanse her hiefür zu behaupten als die finnischen Bezeichnungen für den Stein, den Neuling und den Trunk, den er zu bezahlen hat, Übersetzungen der schwedischen Spitznamen „Ochskerl“, „Ochsenstein“, „Ochsenbier“ sind.⁶⁾ Die Entsprechung zum Heben oder Umarmen der Würdingerflöße im bairisch-österreichischen Alpengebiet ist eine schlagende. Hier besitzen diese Würdinger vielfach Menschengestalt und dies hilft in gewissem Sinn vielleicht sogar auch die Tatsache klären, daß man den Bischof von Würzburg beim Eintritt „zu einer alten bildjeul“ eines Bischofs seiner Vorfahren führte; wäre es nur geschehen, weil dieser

ein Kirchenpatron oder eine geschichtliche Persönlichkeit besonderer Geltung war, so hätten Boemus oder Sebastian Brand aus ihrer Ortskenntnis heraus zweifelsohne es in Erfahrung gebracht. Für das Besteigen des Steines durch den Herzog als Neuling bei seinem Eintritt ins Land Karantanien ist kulturgeographisch von Belang, daß jene Kinder, die in Burgeis im Bintschgau zum erstenmal zur Alpe fuhren, auf eine mit einem Kreuz bezeichnete Steinplatte treten mußten; sonst brechen sie sich beim Heruntergehen den Fuß.⁷⁾ Noch näher liegt örtlich in der Steiermark auf der Straß von Mesna nach Sölk im Ennsgebiet eine glatte, fünf Fuß hohe Steinplatte. Sie führt den Namen des „Samersprungs“. Nach einem uralten Gebrauche mußten alle Säumer, d. h. Frächter, welche das erste Mal hier durchfuhren, einen Sprung auf diese Platte machen und fest darauf fußen. Zu F. C. Weidmanns Zeit, der in seinen „Darstellungen aus dem Steyermärkischen Oberlande“ (Wien 1834, 84) hievon berichtet, war die Gepflogenheit noch lebendig.

Weiter liegt beim Ledin-Rahr nächst Altaussee ein großer länglich-quadratischer Stein, die „Truhe“. Das Almdirndl, das zum ersten Mal auffährt, muß sich an seiner Seite niederknien und ihn anbeißen, was nun freilich wieder zu einer besonderen Gruppe von Bräuchen weiterleitet, die besonders im Strafrecht Bestand hatten. Aber man sah darin zweifelsohne einen Brauch, der dem „Depositionsakt“ entsprach, wie er ins Junftleben beim Gesellenmachen Eingang gefunden hatte. Während der Rast am „Jungfernbründl“ wurde schließlich ein junger ochsentreibender Knecht durch Aufsetzen eines mit Wasser gefüllten Hutes „getauft“; der Täufer ist sein „Göb“ (Pate) und gibt ihm einen neuen Namen.⁸⁾ Hiemit ist auch der Trunk „frischen Wassers“, den nach Johannes v. Viktring der Herzog aus dem Hute tun muß, an näher Ortlichkeit, als eine Handlung erwiesen, die zur Einführung des Neulings gehörte. Einen sehr beachtlichen Bericht verdankt der Verfasser neuerdings Herrn G. Gugitz, Wien, beachtlich deshalb, weil er das Fortleben der alten Bedeutsamkeit des Steinbetretens auch auf dem Gebiete der Volksgläubigkeit anzeigt: „In der Nöring“, einem Seitental des Liesertals in Kärnten, besteht eine Wallfahrt zur Kirche des hl. Erasmus, die kurz vor 1398 begründet wurde. Zu Pfingsten trafen dort früher zahlreiche Wallfahrer wegen Unterleibsleiden ein. Die Hilfesuchenden mußten über einen großen hohen Stein steigen, der vor der Kirche im ehemaligen Friedhofe liegt und zwar gegenüber einem Fresko, das die passio des Heiligen darstellt.⁹⁾

Alles in allem darf man füglich behaupten, daß in den Ostalpen verschiedenenorts Gedächtnissteine erhalten sind, an die sich nach deutsch-germanischem Volksbrauch Einführungshandlungen für einen Neuling knüpfen. Weit im Westen frühmittelalterlicher Herrschaftsausbreitung des

fränkischen Stammes besteht übrigens eine Sitte, die der Herzogseinführung im gleichen volkstümlichen Sinn entspricht. An der Universität zu Poitiers wurde niemand in die Matrikel verzeichnet, der nicht vorher aus der „fontaine caballine“ zu Croustelles getrunken und auf der „pierre levée“ sich umgeschaut hatte.¹⁰⁾ Hier sind also die im Ausseer Volksbrauch auf zwei Personen verteilten Einführungsbräuche vereint und zwar in gewissem Sinne zur örtlichen Standeserhöhung. Was weiters die Schwurhandlung bei Steinen angeht, so ist sie zweifelsohne als altgermanisch anzusehen, wenn uns auch über die Ausführung im Einzelnen Belege nur lückenhaft zugebote stehen. Man findet sie für die Nordgermanen bei G. Gräber zusammengestellt.¹¹⁾ Daß aber diese — alte indogermanische — Form des Verlöbnisses bei Steinen auch im deutschen Volksraum weitgehend Geltung hatte, geht aus der Dekretsammlung des 1024 verstorbenen Bischofs Burchard von Worms zur Genüge hervor.¹²⁾ Es heißt dort in der Frage 42: „interrogandum est . . . vel si aliquis vota ad arbores, vel ad fontes vel ad lapides faciat aut ibi candelam, seu quodlibet munus deferat, veluti ibi quoddam numen sit, quod bonum aut malum possit inferre“, ferner werden „Auguria et sortes“, das „votum vovere und persolvere ad arborem vel ad lapides“ der Aufmerksamkeit der Bischöfe besonders anheimgegeben und ihre Ausrottung und die Zerstörung der Male verordnet.¹³⁾ Auch bezieht sich die Helmold'sche „Slawenchronik“ auf diesen Brauch. Helmold berichtet von dem Priester Bruno, den der Bischof Gerold im Jahr 1156 mit der Belehrung der Slawen in Altenburg (Markt Meissen) beauftragt hatte: „Et inhibiti sunt Sclavi de cetero jurare in arboribus, fontibus et lapidibus . . .“¹⁴⁾ Darüber hinaus mangeln aus slawischem Bereich entsprechende Belege. Man wird demgemäß eine Uebertragung der Formel auf diesen Grenzraum vom Westen her anzunehmen haben. War sie örtlich zufolge tatsächlicher Vorfällen am Platze, dann muß man sich gleichwohl vor Augen halten, daß sie für eigenslawische Ueberlieferung nur bedingt heranzuziehen ist, da hier eine verhältnismäßig späte Ueberschichtung ostgermanischen Wesens platzgegriffen hatte. Dies darf schon angesichts des Umstandes nicht aus dem Auge verloren werden, daß die Bedeutsamkeit der Steine oder Felsblöcke eben aus ihrer Bodenständigkeit von grauer Vorzeit her sich ergab. Die Volks Sage kennt etwa auch in Tirol zwei solcher Denkmale, an die sich Erinnerung an ostgermanisches Wesen knüpfen mag, dessen Spuren in diesem Bereich vielfältig aufscheinen. An einem Almweg südlich oberhalb von Sautens am Ausgang des Dektals, dessen älteste Häuser den Namen „Heidenhäuser“ führen, bezeichnet man einen Felsblock mit einer etwa 6 Quadratmeter großen tischähnlichen Fläche als „Opferstein“. Hier sollen die heid-

nischen Vorfahren der Vorzeit beim Almauf- und Abtrieb den Göttern geopfert haben. — Bei Trins am Brenner zeigt man einen Stein mit einem Geigenbild, das der Teufel darein als Schandmal eingegraben haben soll, nachdem eine Schenke darunter versunken war, bei der sündhaft getanzet wurde.¹⁵⁾ Beide Sagen gelten einem Erbe frühgeschichtlicher Art.

Dies beleuchtet ganz besonders auch die Heranziehung solcher Blöcke und Platten als Mal- oder Gerichtssteine, die man mit einem der wenigen vermutlich sogar aus vorindogermanischer Zeit erhaltenen „Alpenworte“ als Palmsteine („Balme“, „Balm“ ist ein Ausdruck für Felsdach, Fels) bezeichnet. Sie sind, wie v. Menghin vermutet, seit den ältesten Tagen der deutschen Besiedlung, etwa seit karolingischer Zeit, hier so im Gebrauch. Zwei solcher Palmsteine liegen im Pustertal nächst Bruneß bei St. Georgen und am Wege nach Dietenheim. Es sind viereckige ziemlich hohe Steinblöcke.¹⁶⁾ Wieder ist hier auf eine Entsprechung im deutschen Westen, diesmal auf ein rheinfränkisch-kölnisches Rechtsaltertum, den blauen Stein zu Köln hinzuweisen, der möglicherweise eine Platte von einem vorgeschichtlichen Steingrab vorstellt, auch aller Wahrscheinlichkeit nach bereits „bei seiner Lage auf der alten Königspfalz schon der alte Gerichtsstein der fränkischen und sächsischen Könige gewesen ist, und mit dem Übergang der höchsten weltlichen Gerichtsbarkeit vom König auf den Erzbischof . . . wahrscheinlich . . . der Gerichtsstein des letzteren [Erzbischof Bruno 953—965] geworden ist.“ John Meier erwähnt ferner (wie G. Gräber), daß der Vertreter des Bremischen Erzbischofs in Stade bei gebotenem Ding auf den Gerichtsstein zu stehen ging, wo er bewegungslos während der ganzen Verhandlung zu verharren hatte. Die Amtsleute standen dabei um den Stein herum, die Gemeinen, die des Botdings pflichtig waren, standen vor dem Grafen neben dem Stein herum. Eine gleiche Überlieferung darf für die an und für sich zum Sitzen kaum geeigneten Palmsteine im Pustertal angenommen werden. Gemeinsam ist diesen Denkmälern der Mangel an Sitzen für die Versammlung selbst, wie sie auch beim Fürstenstein zweifelsohne nicht vorhanden waren. Er hat gegenüber den pilzförmigen oder mit runder Scheibe versehenen Gerichts- und Maltischen an Dingplätzen, wie etwa bei dem seit dem 11. Jh. mit seiner Gerichtsbarkeit bezeugten damals altbairisch besiedelten Ort Cavalese im Fleimstal (Südtirol) oder in den Dörfern der nach 1300 gerodeten deutschen Sprachinsel Gottschee in Krain, wo viel von solchen runden „schaiblegenden“ Tischen die Rede ist, einen mehr behelfsmäßigen Charakter.¹⁷⁾ Es handelt sich um das verkehrt aufgestellte Basistüd einer jonischen Säule, das von einem antiken Bau hergenommen wurde. Bei einer Höhe von kaum einem halben Meter mochte die viereckige Basisfläche ebenso dem Landesfürsten Stand bieten, wie

für die spätere Form des richterlichen Sitzens vom Herzogsbauern in Gebrauch genommen werden. Es ist gleichermaßen ja auch ein Kapitellstück von einer Säule aus späteren Tagen als Sitz in das Gesidel des Herzogstuhls am Zollfeld eingebaut worden.¹⁸⁾ Aus den Fachausdrücken der Rechtsüberlieferung wie „Stuhl“, „Tisch“, „gesidel“ „consedentes“ ist kaum etwas Bestimmtes für die örtliche Gestaltung dieser Rechtsaltümer zu gewinnen, da wir mit einer Übersichtung und dem Ausbau des Rechtsbrauches zu rechnen haben, zu dessen Ausübung die Denkmäler bestimmt waren. Zum Sitzen wurden späterhin „Gerichtstische“, benannte Gerichtssteine wohl nur dergestalt benützt, daß man Stühle auf sie stellte, wie dies aus älteren Weistümern und neuerem Einführungsbrauch von Handwerkern erhellt. Ein Gerichts-Tisch dieser Art war der Fürstenstein ursprünglich nicht, auch wenn er in späteren mittelalterlichen und neueren Quellen als solcher benannt wird oder sogar tatsächlich eine Ausgestaltung zu einem solchen durch eine daraufgelegte Platte früher oder später erfahren haben sollte.

Zusammenfassend kann gesagt werden: Die volkstümlichen Gepflogenheiten, die sich im Umkreis der deutschen Ostalpen bis in späte Tage an Steinmale und Malsteine knüpften, erläutern den Herzogsstein als ein Malzeichen, bei dem der Fürst seinen „Eintritt“ in den Kerngau Karantaniens vollzog, wobei ein Gelöbnis auf dem Stein vor der bodenständigen Bevölkerung die Besitzergreifung desselben wahr machte. Die Entsprechung zur Standeserhöhung des Herzogs von Franken in Stadt und Bischofssitz Würzburg ist auch in der örtlichen Segung des Brauches deutlich gegeben. Aus der mehr örtlichen, gaumäßig bestimmten Bedeutsamkeit der Einföhrungshandlung erklärt es sich auch zwanglos, daß sie durch die Ausübung der Landesherrlichen Gewalt in einem hoheitlichen Gesidel auf dem Zollfeld ausgebaut wurde, wobei ihre territoriale Abmarkung in der Lehensverteilung sich kundgab und durch die Lehensherrlichkeit des Pfalzgrafen von Görz folgerichtig ergänzt wurde. Damit war die Reichsgewalt nach Reichweite und Umgrenzung augenfällig kundgetan.

Eine wesentliche Entsprechung zum Fürstenbrauch am Herzogsstein, bildet, wie längst erkannt, die Erwählung und Erhöhung der Könige im nordgermanischen Bereich, zumal in Schweden auf dem Morastein nächst Upsala, wobei ihnen der Zuruf der mit erhobener Hand grüßenden Wahlmänner des Landes entgegen scholl. Der Schwabenspiegel hat in seiner deutsch-rechtlichen Gesinnung die gleichartigen Voraussetzungen auch für die freien Landsassen in Kärnten festgelegt, die durch den windischen Herzogsbauer, der in Ort und Gau erbsässig war, dies Recht im Frageverfahren vor der Versammlung zur Geltung brachten.¹⁹⁾ Hier muß mit

allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß die alte Überlieferung der *Conversio bagoariorum et carantanorum* aus dem 9. Jh. zweifelsohne auf Richtigkeit Anspruch erhebt, sofern sie zum Ausdruck bringt, daß von Anbeginn nur die christlich gewordene Bauernschaft der Slawen im Lande in diese Wahl- und Weihgemeinschaft mit den deutschen Landesherren einbezogen war und blieb. Deutsches Recht war in der Setzung seiner Handlungen in diesem vielfältig geschichteten Volksgebiet nicht auf den eigenen Stamm beschränkt, es war noch weniger auf fremdes gegründet, aber fand sich mit ihm sozusagen kraft indogermanischer Verwandtschaft und im Geiste christlicher Glaubensgemeinschaft zusammen. Eine ähnliche Sachlage ist anscheinend *mutatis mutandis* in der kulturellen Durchdringung der slawischen Aussiedlung im großrussischen Raum mit einer warägischen Herrenschicht und Führerschaft gegeben.

Hier ist es am Platze, auf einen Bericht des Joannes Boemus von der Ergreifung der Herrschaft bei den Moskovitern hinzuweisen. „Lapis est in medio foro [sc. Moscoviae] quadrata forma, quem si quis ascendit nec inde vi deturbari possit principatum urbis obtinet, ingens de ascensu loci et deiectu dimicatio inter indigenas saepiusque ob eam rem pugnatum inter cives . . .“²⁰⁾ Sebastian Frand verdeutscht dies zum Teil unrichtig folgendermaßen: „Die Küniglich hauptstatt heußt Moscovia. Ein stein ist mitten auff dem marckt, wer den inn helt und davon nicht mag gestoßen werden, der ist lands Fürst, da sihet einer ein schön scherß von den Burgern von dem auff und abstoßen.“²⁰⁾ Tatsächlich ging es nicht um die Herrschaft im Lande, sondern um den „*principatus urbis*“: wiederum steht die örtliche Bodenständigkeit, die er vermittelt, bei der Bedeutung des Steines im Vordergrund. Mit der Thronfolge slawischer Geschlechter wie etwa bei den Fürsten von Kiew hatte im übrigen auch die Landesverfassung bei diesen „Großrussen“ wenig zu tun, denn Boemus fährt ein wenig später fort: „*Invisum genti Regium nomen: iccirco ducis [sic!] appellationem libentius usurpant: qui ibi rerum potiuntur, ut magis popularem dux dicitur*“. Das entspricht bei aller Ausartung im Wesentlichen einem Wahlführertum und der Einführung Ortsfremder in die Örtlichkeit. So hat es viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß es sich in Moskau gar nicht um ein Wettfeiern der „Burger“ handelte, sondern daß Führer und Gefolgschaft nordischer Waräger es waren, die bei solcher Herrschaftsergreifung von den Einheimischen angefeindet worden sein mögen. In der Tat haben sich, wie B. J. Mansikka gezeigt hat,²¹⁾ eine ganze Fülle von Herrschaftseinrichtungen, zusammen mit den Formen der Eidesleistung und den Schwurgotttheiten, ferner auch von Totenbräuchen bei den Großrussen des 10. Jh. aus der Zeit Ruriks und der nordgermanischen Waräger hier erhalten.

Dagegen sind es im Wesentlichen wohl Thronbesteigungssitten nach oströmischem und orientalischem Vorbild, die der russische Mönch Nestor für das 11. Jh. festhielt, wenn er formelhaft vom Fürstenhaus zu Kiew schreibt: „. . Jaroslawj ze sjede Kijewje na stolj otieni i djedeni . .“²²⁾ (ähnlich auch vom Fürsten Swjatoslaw).

3. Der Herzogstuhl auf dem Zollfeld und die Richterstühle der Herzegowina.

E. Jireček hat in seiner „Geschichte der Serben“ hervorgehoben, daß die Hofämter des mittelalterlichen Staatswesens der Serben „mehr an die Institutionen der Langobarden und Franken als an die Hierarchie des Konstantinopler Hofes“ erinnern. Auch die Steindenkmäler in den westlichen Adrialändern sprechen die gleiche Sprache. Zumal in der Herzegowina findet man sogenannte Richterstühle, die mit Sitz und Lehne mehr oder minder vollkommen aus dem Felsgestein des Karstes ausgehauen sind. Bei einer Burgruine nächst Rogatica in Bosnien stehen ihrer zwei beisammen, ebenso ein größerer und ein kleiner bei den Kirchenruinen von Osanić und Stolać. Durch eine Inschrift läßt sich der größere als Stuhl eines Wojwoden aus dem 16. Jh. festlegen. Sollte nicht auch der Ortsname „Stolać“ selbst sowie der Name „Berga“ für die in der Nähe gelegene Burg, die als eine der ältesten im Lande gilt, für die Klärung ihrer kulturgeschichtlichen Stellung etwas beitragen können? Ferner fand sich bei Kosor an der Buna nächst Mostar ein Stuhl, der angeblich dem Herzog Stjepan (1435—1466) gehörte und jetzt im Landesmuseum zu Serajewo aufgestellt ist. Es ist ein ordentliches Gesidél mit Rücken- und Armlehnen, das die Inschrift trägt: Stein gedente wessen du gewesen, wessen du bist, wessen du sein wirst! Auch neben dem „Hercegovovo vrelo“, der Herzogsquelle, an der Straße zwischen Nevesinje und Gacko findet sich ein solcher Stuhl, den das Volk mit Herzog Stjepan in Verbindung bringt. Schließlich steht auf der Burgruine Ključ südlich Gacko ein einfacher Sitz dieser Art. Der Sitz eines Wojwoden Jwan Pavlović an der Neretvica (Nebenfluß der Sarenta) etwa aus der Mitte des 15. Jh. weist an den Seitenkanten der Rückwand eingemeißelte Reliefdarstellungen eines Mannes in ritterlicher Kleidung und ebenso einer Frau in höfischer Gewandung nach westlicher Art mit gotischem Kronreif auf.²³⁾ Alles in allem kann kaum ein Zweifel bestehen, daß in diesen Rechtsdenkmälern des hohen Mittelalters ebenso wie in dem Namen des Herzogslandes, der „Herzegowina“ und des Namens Karl in seiner Umformung zum Königstitel „Kral“ sozusagen Ableger der Einrichtungen des fränkischen Reiches vorliegen, wie sie das aus karolingischer Zeit stammende Doppelgesidél der fränkischen Pfalzgrafen und Herzoge auf dem

Zollfeld in Kärnten bei den Slowenen vorbildlich vor Augen führte. Die Zeitspannung erklärt sich aus dem damals herrschenden Kulturgefälle zwischen West und Ost, über das uns auch ein anderes zeitgenössisches Zeugnis unterrichtet.

4. Herzog Ingos Gastmahl.

Puntjhart hat bereits darauf hingewiesen, daß die „*Conversio bagoariorum et carantanorum*“ von einem Herzog Ingo (vermutlich einem Königsboten oder Gaugrafen unter Karl den Großen), berichtet, den man als Schöpfer der Rechtsordnung im Lande ansah, nicht minder als einen Förderer der Befehrung der Slawen. So habe er ein prächtiges Gastmahl gegeben, bei dem er die christlich gewordenen windischen Bauern (*servos credentes*) seiner Tafel zuzog, wobei er ihnen mit Zutrunf aus goldenen Bechern Bescheid tun hieß, wogegen er ihren heidnischen Herren (*qui eorum dominabantur infideles*) im Freien (*foris domum*) Brot und Fleisch, sowie Wein in schwärzlichem Geschirr (*fusca vasa*) vorsetzte. Das hätte, nachdem sie sich mit einer Beschwerde die entsprechende Abfuhr ob ihres Unglaubens geholt hätten, sie zur eiligen Befehrung veranlaßt.²⁴) Der heidnische Adel der karantanischen Slawen verharrte bei seinen alteuropäischen Speisesitten, wie dies besonders festliche Anlässe offenkundig werden ließen. Die christlichen Bauern wurden als eine Art Landthing der Speise- und Weihgemeinschaft mit den deutschen Landesherren zugezogen. Der gegebene Anlaß war in der Tat das feierliche Mahl bei der Fürstenerhöhung, wenn dieses auch nicht beim Stein selbst anzusetzen ist, sondern sei es in der Karnburg, sei es in einem anderen Raum („S. Peters Kirchen daselbs“?) stattfand. Speise und Trank, wie sie bei Herzog Ingos sagenhaftem Mahl aufscheinen, helfen das Einsetzungsmahl jedenfalls veranschaulichen. Nach alter, in Südosteuropa lange festgehaltener Überlieferung legte man dort Fleisch auf einer Unterlage eines dünnen — alteuropäischen — Gladenbrotes vor. Das Schwarztongeschirr, in das der Wein gefüllt wurde, ist aus jenen Tagen als „Slawenkeramik“ im Osten allgemein bezeugt. Der Bischof Liudprand von Cremona, der im Jahr 949 als Gesandter Ottos d. Gr. am Konstantinopler Hofe weilte, berichtet ferner in seiner Schrift „*De legatione Constantinopolitana*“ (968), die in gewissem Sinne satirisch genannt werden mag, daß er ein Festmahl bei Hofe liegend eingenommen habe. So ist es durchaus nicht abwegig anzunehmen, daß es auch die slawischen Adelligen beim Festmahl so hielten. Die deutschen Standesherrn mochte dies freilich als ganz menschenunwürdig anmuten. Denn sie saßen beim Weihemahl auf Bänken und Stühlen erhöht an der Tafel und die fränkischen Gewaltboten oder Gaugrafen werden für den feierlichen Zutrunf vergoldete Becher

oder Pokale ähnlich denen verwendet haben, wie einen solchen ein Gundpald im Ostraum des fränkischen Reiches für eine Kirche in Pannonien gefertigt hat oder wie ihn der Baiernherzog Tassilo dem Kloster Kremsmünster zum Geschenk machte. Der letztere stammt aus dem Jahre 777. Das wesentlichste an der Überlieferung ist, daß die Zugehörigkeit zum Heidentum wohl nicht bloß nach der Auffassung des geistlichen Geschichtsschreibers, sondern nach geltendem Recht im fränkischen Reich jeglicher Gemeinschaft bei feierlichem Mahl und Zutritt wehrte. Auch freie windische Landsassen konnten in diese Rechtsgemeinschaft, wie die Frageformel, die vom „rechten Glauben des Herzogs“ handelt, ganz unmißverständlich besagt, nur als Christen einbezogen worden sein. Wenn Johannes von Biftring nun anknüpfend an den Bericht der „Conversio“ meint „et ob hanc causam etiam investitura principis in simplices et non in nobiles est transducta“²⁶⁾ so braucht man nur in Absehung von ursächlichem Zusammenhang die Szene des feierlichen Gemeinschaftsmahles nach der Herzogseinsetzung als geschichtlichen Bestand ins Auge zu fassen, um die Darstellung ins richtige Licht treten zu lassen. Auch bei der Ausdeutung des Badenstreiches, den der Edling oder Herzogsbauer dem neuen Herzog gibt, entfernt sich die Vergleichbarkeit einschlägiger Volksbräuche desto mehr von Sinn und Gehalt der Handlung, je mehr man sie im slawischen Osten zu suchen unternommen hat. Am nächsten steht die Überlieferung, die einen Langobarden am Hof Karls des Großen Leute seiner Herrschaft mit einem Badenstreich zueigen nehmen läßt.²⁷⁾ Hieher zählt auch der Bericht von der Bartschur, die bei den Langobarden unter sonderlichen Zeremonien — wohl der Einkleidung — zur Herrschaftsübertragung geübt worden sein soll, wie dies in einer sagenhaften Erzählung von einem Langobardenprinzen Taso überliefert ist, die W. Frh. von Balvasor wiedergibt.²⁸⁾ Mit Recht hält der Geschichtsforscher seine Methode von der Auswertung solcher Überlieferung tunlichst frei, der Volksforscher hat ein gutes Recht sie in die Waagschale zu werfen, wo sie durch den Geschichtsablauf wahrscheinlich wird. Und das ist in Kärnten der Fall. Es ist zumindest wahrscheinlicher, daß hier aus der Herrschaft der Ostgoten oder der ein Herzogtum in Friaul verwaltenden Langobarden sich Einflüsse oder Überlieferungen in Rechtsverfassung und Volksbrauch geltend machten als von seiten der Slawen, die durch die Awaren in Botmäßigkeit niedergehalten wurden und ihre Selbständigkeit schließlich einem reißigen Franken, Samo, zu verdanken hatten. Allorten knüpften zudem just die Deutschen im frühen Mittelalter in ihrem Rechtsbrauch auch an ältere Malstätten und Denkmäler an. Die Heranziehung eines Bruchstückes von einem alten römischen Kultbau in der Nähe als „Fürstenstein“ — er wird wie erwähnt von dem verkehrt aufgestellten

Basisstüd einer ionischen Säule gebildet — findet vielleicht gleichfalls am ehesten ihre Erklärung, wenn man an eine von Ostgermanen her überlieferte Stetigkeit der Weihehandlung denkt, in die die Slawen nur in der christlichen Bergemeinschaftung mit dem bodenständig im Lande verbliebenen Bauernvolk einbezogen wurden, das sie im Gau der Karnburg sprachlich überschichtet hatten.²⁹⁾ Eine Stütze dieser Gedankengänge bildet es, daß die aus altgermanischer Kriegerjugend überkommenen Privilegien des „Raubens“ und „Brennens“ kaum vom fränkischen Reichsjägermeister hier eingebüngert worden sein können, um seine Einsetzung zu bekräftigen, sondern aus Zeiten sich herschreiben, denen dies als Landbrauch der eigenen bodenständigen Jungmannschaft vertraut und ohne Harm war.³⁰⁾

5. „Darnach zeucht der fürst in S. Peterskirchen daselbs . . . (S. Frand).

K. Ginhart legte vor einigen Jahren dar, daß es sich bei der Pfarrkirche St. Peter zu Karnburg um das älteste aufrecht stehende kirchliche Bauwerk Österreichs handelt und daß das Schiff und der östlich anschließende quadratische Chor romanischen, höchst wahrscheinlich karolingischen Ursprungs sind. Sie steht knapp am Rande des über 50 Meter steil aus der Ebene emporragenden Felsbügels, auf dem die Karnburg errichtet war, wo der deutsche König Arnulf im Jahre 888 das Weihnachtsfest feierte. Auf dem Anger zwischen der Burg und dem dahinter aufstrebenden Ulrichsberg stand ehemals der Fürstenstein.³¹⁾ Angesichts dessen gewinnen jene älteren Nachrichten erheblich an Gewicht, die wie Sebastian Frand den Fürsten nach der Rechts- und Weihehandlung beim Stein „in S. Peters Kirchen daselbs“ ziehen lassen. So auch Sebastian Münster, Wolfgang Lazius und der Bericht der Kärntner Landstände im Diarium der Erbhuldigung von 1564 und der darauf beruhenden Chronik des Hieronymus Megiser v. J. 1612.³²⁾ Man möchte glauben, daß bei der Karnburg und dem St. Peterskirchlein sich wohl einmal Grabungen lohnen würden, zu einer Klärung dessen, was sich an germanischer Überlieferung in diesem für ihre Frühgeschichte bedeutsamsten Gau des Landes Kärnten finden mag.

¹⁾ G. Graber: Der Eintritt des Herzogs von Kärnten am Fürstenstein zu Karnburg: Abh. d. Wissensch. Wien. Philos.-histor. Klasse, Sitzungsbericht 190, 5. Abh. 1919. — Zu den Quellschriften: P. Puntschart: Herzogseinsetzung und Huldigung in Kärnten. Leipzig 1900.

²⁾ E. Schmidt: Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus (Historische Studien H. 47). Berlin 1904, S. 25., 27.

³⁾ Graber a. a. O. 37 ff. nach J. Grimm: Deutsche Rechtsaltertümer I, 355. Zur Bezeichnung „altindogermanisch“ berechtigt die vedische Ueberlieferung, derzu-

folge in Indien beim „*rajasuya*“, der Königsweihe, der opfernde König ein Unter-
gewand aus Birnen, darüber eines aus grauer Wolle und schließlich ein Oberkleid
anzuziehen hat. Was als urchümlich geheiligt war, wertete das deutsche Mittelalter
berechtigtmaßen als Ausdruck volkstümlicher Gesinnung, so auch der Bericht Thiet-
mars von Merseburg über die Inthronisation des Fürsten Jaromir in Prag:
„Crastina autem die Jaromirus adveniens populis jura veniamque comissi poscentibus
ante portam [sc. castri Pragensis] dedit illicoque intromissus pristinis honoribus magna
jucunditate inthronizatur, ac tunc depositis vilibus indumentis pretiosioribus ornatur.“
— Die polnische, von der tschechischen vielleicht abhängige, Königsfrage erzählt von
Lešek II., daß er bei feierlichen Gelegenheiten im Bauernkittel auf den Thron stieg,
während der Purpur auf dem Schemel lag. Es liegt kein Grund vor, diese Auffassung
wie E. Goldmann (Die Einführung der deutschen Herzogsgeschlechter Rärntens
in den slowenischen Stammesverband [Untersuchungen zur deutschen Staats- und
Rechtsgeschichte, 68. Heft] Breslau 1903, S. 142 ff.) oder auch G. Graber abzu-
lehnen. Goldmann geht von irrigen volksgeschichtlichen Voraussetzungen in der
Entwicklung dieser Auffassung aus. — Vergl. auch F. Doelle: Die Einkleidung
des dritten Ordens in Deutschland: Jahrbuch für Volkskunde. Herausgegeben von
Georg Schreiber. Münster 1935. S. 165 ff., bes. 172 ff.

⁴⁾ Graber, a. a. D. 90 ff. — Puntschart, a. a. D. 84, 137.

⁵⁾ Puntschart, a. a. D. 137, Anm. 6. — Goldmann, a. a. D. 149 f., 151,
Anm. 2. — A. Haberlandt, Der Einfluß der deutschen Volkskultur auf die
östlichen Völker: Aarsbok der Akademie für Volksforschung Uppsala. 1936. Seite 3 ff.
Ein „Heiratsstoß“, bei dem die heiratsfähigen Dirndl durch dreimaligen Steinwurf
in ein Loch das Jahr ihrer Verheiratung zu ermitteln trachteten, wurde durch Fels-
sprengungen beim Bau der Alpenstraße zwischen Inzell und Reichenhall wegge-
räumt. (Oesterr. Gebirgs- und Volkstrachten-Zeitung, 18. Jg., Salzburg 1936), S. 92.

⁶⁾ U. Holmberg: Det avkvistade trädets i forninnarnas initiationsriter: Aarsbok
der Vetenskaps Societeten in Lund 1934, S. 54 ff.

⁷⁾ Zingerle, Zeitschr. f. deutsche Mythol. II, 62 (zit. bei Goldmann,
a. a. D. 151).

⁸⁾ F. v. Andrian: Die Altausseer. Wien 1905, S. 79.

⁹⁾ Vergl. Hg. Broll: Aus Gmünds vergangenen Tagen. 1936, S. 137 ff.

¹⁰⁾ Vgl. Fabricius: Die akademische Deposition (zitiert bei Goldmann,
a. a. D. 188 Anm. I.)

¹¹⁾ A. a. D. 95 ff.

¹²⁾ Coloniae 1548, 10, 9 und 10, 10.

¹³⁾ Vgl. Jakob Grimm: Deutsche Mythologie 3, 406 ff.

¹⁴⁾ MG. SS. XXI. Helmoldi Presbyteri Chronica Slavorum. Hannover 1868. Lib. I,
pag. 168.

¹⁵⁾ Vgl. S. Hörtnagl und M. Meßner in „Tiroler Heimatblätter“ 13
(1935), 120 f.

¹⁶⁾ D. Menghin: Alte Gerichtssteine bei Bruneck. Schlern 1925, 6, 108, bes.
112. — P. Tschurtschenthaler ebda. 193. — S. Wopfner ebda. 193 f.

¹⁷⁾ G. Graber, a. a. D. 98. — John Meier: Der blaue Stein zu Eöln:
Zeitschr. für Volksk. N.F. II (1930), S. 29 ff. bes. 36 f. — Ders. über den
„Heissenstein“ zu Frankfurt a. M. als Gerichts- und Brautstein: D. Lauffer-Fests-
schrift. Berlin 1934, S. 242 ff. — Ueber einen „Lucheten Stein“ als Gerichtsmal
zu Wien-Währing: „Unsere Heimat“ V (1933), S. 343; 6, 15. — Ab. Hauffen:
Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Graz 1895. S. 61. — Zusammenfassend über

Gerichtssteine als Rechtsaltertümer: E. v. Rünßberg: *Rechtliche Volkskunde* (Reihe „Volk“ 3) Halle 1936, S. 95 ff.

¹⁸⁾ R. Ginhart: Die karolingische Kirche zu Karnburg in Kärnten: *Kirchenkunst* III (1931), S. 95.

¹⁹⁾ Puntschart, a. a. D. 137 f., 145 f.; vgl. Graber, a. a. D. S. 96 f.

²⁰⁾ Boemus 184 f. — Weltbuch, LVI b.

²¹⁾ B. J. Mansikka: Die Religion der Ostslawen: *FF Communications Nr. 43* Helsingfors 1922, S. 35 ff., 384 ff.

²²⁾ *Chronica Nestoris*, Fr. Miklosich, Wien 1860, S. 88; vgl. 108.

²³⁾ E. Jireček: Geschichte der Serben (Gotha 1911) I, 126; vgl. S. 25 Anm. 3 — *Wissensch. Mitt. aus Bosnien u. d. Herzegowina*. II (1894), 25 f., 42 ff., IV, 243 ff.

²⁴⁾ Puntschart, a. a. D. 234 ff.

²⁵⁾ Strzgowski, Wörter und Sachen (1909), S. 78.

²⁶⁾ Puntschart, a. a. D. 263 f.

²⁷⁾ J. Grimm: Deutsche Rechtsaltertümer I, 107; vgl. Graber a. a. D., 101 ff.

²⁸⁾ J. W. Frhr. v. Balasor: *Ehre des Herzogtums Krain*. Bd. III, 10. Buch S. 146. (Neudruck Rudolfswerth 1877—79).

²⁹⁾ Das „*Chronicon Caranthiacum*“ des Pfarrers Jakob Unrest zu St. Martin am Tschelsberg vom Ausgang des 15. Jahrhunderts betrachtet die Zeit der Hunneneinfälle nur als einen gesetzlosen Zwischenzustand im Lande und berichtet von Erbherzögen hier selbst, die es mit „herzog Malchmut“ aussterben läßt. — 536 fiel Aarentanien ins Herrschaftsgebiet des fränkischen Reiches; es wurde ohne Bruch in der germanischen Landnahme von den Ostgoten abgetreten, die 435 in Oberitalien nach Odoakers Sturz ihr Reich errichtet hatten und hier von den Langobarden abgelöst wurden, denen das nachbarliche Herzogtum Friaul dann jahrhundertlang zugehörte. Die für die Nachfolge des Slawenfürsten Boruth im 8. Jahrhundert von der „*conversio*“ genannten Fürsten Edgar und Waltunc waren dem Namen nach zumindest eingedeutscht. Vgl. S. Wopfinger: Die Reise des Benantius Fortunatus durch die Ostalpen (Schlern Schriften 9). Innsbruck 1925, S. 362 ff., bes. 403 ff.

³⁰⁾ Hierzu außer den Ausführungen bei E. Goldmann neuerdings L. Weiser: *Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde* — Bausteine zur Volkskunde u. Religionswissenschaft 1). Bühl (Baden) 1927.

³¹⁾ Ginhart a. a. D. 93.

³²⁾ Puntschart a. a. D. 89 ff. — P. Puntschart H. Brunner folgend (Zf. DAW 32 [1901], S. 131) sieht darin mit Recht eine Erinnerung an die — altgermanischem Waldbauerntum gemäße — Landnahme durch Brandbrennen; dem entspricht auch, daß die Burschenschaften des Vättschentals (Wallis) von den sogenannten „Schurtendieben“ hergeleitet werden, die nach der Volksüberlieferung ursprünglich in der ältesten Waldblichtung des Tales hausten und von dort zu den Bauern „Raubzügl“, d. h. Heischegänge gemacht haben sollen (vgl. L. Rütimayer *Urethnographie der Schweiz*. (Basel 1924, S. 363 f.).

Volksliedlandschaft Niederösterreich.

Versuch einer kritischen Darstellung.

Von Leopold Schmidt (Wien).

I.

Schon um den Untertitel dieser Abhandlung zu rechtfertigen, muß einer Auseinandersetzung mit dem Begriff der Volksliedlandschaft zunächst eine kurze Einführung in die hier verwendeten Begriffsprägungen vorausgehen, da sie sich zum Teil mit den allgemein auf dem Gebiete der Volksliedforschung verwendeten nicht ganz decken. Es scheint, abgesehen von allen einseitig literaturgeschichtlich oder musikalisch bestimmten Volksliedbegriffen notwendig, zu einer von der Volkskunde ausgehenden Terminologie zu gelangen, welche das Volkslied als Volksgut mit seinen Trägern in das Gefüge der erforschten Volkskultur einbezieht. Dazu soll vor allem die Trennung der Begriffe Volksgesang und Volkslied dienen; Volksgesang bedeutet dabei die Gesamtheit des gesungenen Liedgutes und das Singen, wie das damit in Verbindung stehende Singbrauchtum selbst. Der volkskundliche Volksliedbegriff wird folgerecht vom Volksgesang her bestimmt, wobei sich eine Beurteilungsmöglichkeit nach fünf Kriterien ergibt: Herkunft, Inhalt, Form, Verbreitung und Singbrauchtum. Ohne hier auf die Begründung dieser volkskundlich eingestellten Arbeitsmethode¹⁾ eingehen zu können, muß der Versuch gemacht werden, auf ihrem Grunde Wesen und Bedeutung einer Volksliedlandschaft darzustellen.

Niederösterreich ist als eigentliches Kernland des geschichtlichen Oesterreich wie als typisches Grenzland des deutschen Südostens mit der eigenartigen Volksgrenze gegen Osten und Nordosten keine in sich einheitliche Kulturlandschaft. Schon von der Besiedlung der karolingischen Ostmark an bis zum endgültigen Landesausbau und weiterhin über die Nachbesiedlung nach den Türkenkriegen und die merkantilistische späte Wienerwaldbesiedlung bis zu den verhältnismäßig jungen Einflußkreisen der Städte, insbesondere der Großstadt Wien, haben sich hier Kulturzonen und Kulturschichten gebildet, sind Kleinlandschaften entstanden und haben sich wieder aufgelöst, die alle ihre bestimmten Spuren im Volksgesang des Landes hinterlassen haben. Auch die negativen Spuren, das oft mehr befürchtete als tatsächlich eingetretene Aussterben des „echten“ Volksliedes gehört zu diesen Spuren, wie anderseits die „Blütezeit“ des Volksliedes dazu zählen muß. Ein kurzer Ueberblick über die niederösterreichische Volksliedforschung kann den ungefähren Gleichlauf aller hier lebendigen Bestrebungen mit der gleichen Forschung im ganzen deutschen Raume zeigen. Von der romantischen Volksliedbewegung ausgehend sammelten Tschischka und Schottky im südlichen Niederösterreich und brachten mit ihren Ergebnissen die erste deutsche

landschaftliche Volksliedausgabe²⁾ zuwege. Vorher ist ein literarisches Bemühen fast nicht festzustellen. Des Oberpfälzers Wolfgang Schmehl Aufmerksamkeit auf hier gesungene geläufige Lieder bezeugen jedenfalls seine Quodlibets, nicht zuletzt sein „Fahziehen in Oesterreich“ (1544), das die Rufe der Fahzieher in Wien enthält und so eines der ältesten Zeugnisse deutscher Arbeitslieder stellt.³⁾ Weiterhin aber ist bis zur Mitte des 18. Jh.s bisher noch kaum ein Zeugnis der bewußten Aufmerksamkeit auf heimische Volkslieder bekannt geworden. Direkte Anlehnungen an den Volksgesang darf man wohl bei dem „Wiegenlied“ annehmen, das anlässlich einer „Wirtschaft“ am kaiserlichen Hof am 29. Februar 1724, als die Gemahlin Karls VI. einen Thronerben erwartete, abgesungen wurde:

Haia pupaia mein Kindlein schlaff ein
 Laß da mein Singa nit unlusti seyn,
 Mia soan hie in Wirtshaus, wo soana was fehlt,
 Mia fressa, mia sauffa, und kost uns soa Geld,
 Heidl, Haia, Pupaia.

Der Zusammenhang mit dem 1818 aufgezeichneten „Haidl bubaidl in guater Ruah“, nach dem sich das barocke Lied sogar singen läßt, ist unverkennbar.⁵⁾ Im 17. Jahrhundert scheint nur das geistliche Lied in zweierlei Hinsicht einer weiteren Öffentlichkeit aufgefallen zu sein, einerseits als weihnachtliches Gassensingen in den Wiener Vorstädten⁶⁾, das Verboten anheimfiel (1647 und 1654), anderseits aber im Sinn der gegenreformatorischen Bestrebungen, welche als eine der berühmtesten Liedsammlungen Gregor David Corners „Groß Catholisch Gesangbuch“ (1631) entstehen ließ. Dieses brachte, wenngleich verändert, viele Lieder aus dem Volksmund, wobei Corner als Abt von Göttweig sicherlich auf niederösterreichische Lieder zurückgriff. — Die Literatur des 18. Jh.s ist in dieser Hinsicht noch wenig berücksichtigt worden. Am ehesten scheinen doch volksnahe bodenständige Menschen selbst eine gewisse Verbindung zum Volksgesang besessen zu haben, wie Joseph Haydns Verwendung und Verarbeitung von Volksliedmotiven zeigt, wobei freilich nicht immer mit Sicherheit festzustellen ist, ob er auf sie in Niederösterreich oder im Burgenlande aufmerksam wurde. So kann gewiß bei dem Thema des Sauschneider-Capriccios „Acht Sauschneider müssen seyn“ (1765) beides der Fall sein.⁷⁾ Erst die Auswirkung der deutschen Romantik brachte um 1818 nicht nur die beiden ersten Einzelsammler auf den Plan, sondern ließ auch eine geordnete Sammeltätigkeit in die Wege leiten, die für Niederösterreich von der größten Bedeutung wurde, da sie den ersten Querschnitt durch den Volksgesang des Landes ermöglichte. Es handelt sich hier um die 1819 durchgeführte Sammlung der Gesellschaft der Musikfreunde, die sehr stattliche Ergebnisse

zeigte.⁹⁾ Der südöstlichste Landesteil, die Gegend um Thernberg wurde übrigens kurz vorher bereits sammlerisch erfasst, weil hier die Anregungen des Erzherzogs Johann ähnlich wie in Steiermark selbst beachtet wurden, da der Erzherzog eben Thernberg besaß und sich zeitweilig hier aufhielt. Die Sammlung von Tschischka und Schottky hatte einen im wesentlichen nur literarischen Erfolg. Manche Dichter ließen sich von ihr anregen, manche Komponisten benützten oder setzten Liedweisen daraus, Beethoven ebenso wie später Smetana. Einen nachhaltigen Erfolg in bezug auf eine geregelte Sammeltätigkeit hatte sie dagegen nicht, ja selbst Schottkys eigene weitere Aufzeichnungen gelangten erst fast ein Jahrhundert verspätet zur Kenntnis der Öffentlichkeit.⁹⁾ Obgleich die Wiener Dichter der Zeit lebhaften Anteil an der Volksdichtung nahmen, beschäftigten sie sich doch mit Niederösterreich kaum. Von Reisenden wurden nur wenige darauf aufmerksam; Groß-Hoffinger¹⁰⁾ bildet dabei eine Ausnahme, da er einige Wiener Lieder, sogar mit Singweisen, aufzeichnete und veröffentlichte (1833); Reil¹¹⁾ konnte im Donauländchen einige Vierzeiler aufzeichnen (1835), Schmidl¹²⁾ beschrieb im Schneeberggebiet nur ungefähr die Art des Singens (1831). Eine ganz andere Richtung brachte einige Ergebnisse nach der Mitte des 19. Jh.s, in provinzieller Nachfolge der Grimmschen Mythologie. Ähnlich wie Friedrich Panzer getreue Brauchtumsaufzeichnungen mit den zugehörigen Liedern aus Bayern veröffentlichte, arbeiteten auch Amandus Baumgarten in Oberösterreich¹³⁾ und Karl Landsteiner in Niederösterreich, besonders im Waldviertel.¹⁴⁾ Nur durch ihn haben sich einige Aufzeichnungen alter Brauchtumslieder erhalten. Neben kleinen Streuveröffentlichungen ist die weitere Zeit bis zum Einsetzen der österreichischen Volksliedbewegung unfruchtbar geblieben. Erst die Gründung des Deutschen Volksgesangsvereins in Wien und späterhin, in geschichtlichem und persönlichem Zusammenhang damit, vor allem durch die Persönlichkeit Joseph Pommers, die Gründung des Oesterreichischen Volksliedunternehmens hat die Grundlage der planmäßigen Sammelarbeit geschaffen, der Niederösterreich sein Volksliedarchiv,¹⁵⁾ das größte provinzielle der Gegenwart verdankt. Die persönliche Sammelarbeit Karl Liebleitners, der Brüder Böschl, Raimund Zoders, Georg Koteles, Karl M. Kliers und weniger anderer, das Einsetzen einer verstärkten Sammeltätigkeit durch Lehrer und andere Volksbildner nach dem Weltkrieg haben diese erstaunliche Leistung erwachsen lassen.

Seit einigen Jahren ist das Sammelmateriel in jeder Hinsicht vorbereitet genug, daß nun auch eine Ueberschau und Bearbeitung möglich erscheint. Wenn die Deutschen in Böhmen bereits 1913 eine Bibliographie ihres Volksliedes¹⁶⁾ erhalten konnten, so war ein halbes Menschenalter später auch Niederösterreich so weit, daß zwei Dissertationen das Material

nach dem Stand von 1928 für das „weltliche“ (Dominik Hummel)¹⁷⁾ und 1931 für das „geistliche“ Volkslied (Rudolf Preitensteiner)¹⁸⁾ verzeichnen konnten. Diese nach Gustav Jungbauers stofflicher Anordnung gearbeiteten Bibliographien sind die einzigen Behelfe der weiteren Forschung.

Von dem Problem der Volksliedbibliographien führt der direkte Weg zu den Fragen der Volksliedlandschaft. Die Charakterisierung einer Volksliedlandschaft wurde bisher von ganz verschiedenen Standpunkten her in Angriff genommen. Zunächst trägt jede landschaftlich begrenzte Liedsammlung die Bestimmung in sich, zugleich Querschnitt und Charakteristik zu sein, gleichgültig, ob nun das Liedgut einer bestimmten Altersschichte — bei Louis Pinck für Lothringen nur die vor 1870 zum Beispiel — aufgenommen wird oder alles erreichbare Material. Die Erfassung des gesamten Singgutes, sowohl des lebenden wie auch der Aufzeichnungen in handschriftlichen Liederbüchern führt Max Jittenbach¹⁹⁾ zu der Bestimmung der „Volksliedlandschaft“, zugleich ein erster Versuch, den Begriff von Seiten der Einflußmöglichkeiten her in Angriff zu nehmen, wodurch die Volksliedlandschaft wesentlich als Produkt eines „mehrgeselligen“ Kräftespieles begriffen wird. Dieser an sich richtigen Bestimmung muß nur noch eine entsprechende volkskundliche Ausdeutung des Begriffes Kräftespiel beigegeben werden, um vom rein volksliedkundlichen Standpunkt abrücken und das Problem als eine Strukturfrage der Volkskultur einer Landschaft begreifen zu können.

Die Volksliedbibliographie ist hiefür nicht die richtige Grundlage. Sie erfüllt die Aufgabe des Querschnittes nur als Katalog, nicht aber in der gruppenmäßigen Anordnungsweise, welche zunächst eine Trennung des „echten“ Volksliedgutes und der „Kunstlieder im Volksmund“ anstrebt, dabei aber die ersten inhaltlich, die anderen dagegen alphabetisch anordnet. Ohne hier schon auf die Frage der für die Volksliedlandschaft nicht wesentlichen Unterschiede einzugehen, muß doch die Gleichwertigkeit beider künstlich getrennten Gruppen im Volksgesang, als Ganzheit genommen, festgestellt werden. Für die Fragen der inneren Struktur ist dagegen das Problem auch hier sehr wesentlich. Wenn jedoch die Volksliedlandschaft als eine eigene Seite der Volkskulturlandschaft aufgefaßt wird, dann liegen die Probleme der Struktur zunächst auf einem anderen Gebiete, nämlich dem der Einordnung des Volksgesanges in das gesamte Volksleben der Landschaft. Ohne Rücksicht auf die Herkunft muß daher zunächst die Einbettung des Liedgutes in das Brauchtum herausgearbeitet werden, die Bindung des Singens in ein Singbrauchtum wie die Stellung des verhältnismäßig gering gebundenen Gesellschaftsliedes. Es ergeben sich also zwei hauptsächlich Gruppen des Volksgesanges: das gebundene Lied, das aus Arbeitslied und Brauchtumslied besteht, und das weniger oder nicht gebundene Gesellschaftslied, das zum

Teil übrigens freigewordene Liedgut sein kann, wie anderseits freies Liedgut für kürzer oder länger auch in bestimmte Bindungen, oft nur örtlich, aufgenommen wird. Im letzteren Fall handelt es sich nach Joseph Schopps²⁰⁾ Begriffsbildung um „unechtes Arbeitslied“ und ebenso um „unechtes“ Brauchtumslied, wozu nur zu sagen ist, daß „unecht“ hier keinen wertenden Ton trägt und „echtes“ wie „unechtes“ gebundenes Liedgut gleichermaßen seine Funktion erfüllt.

Zur Erfassung der Struktur der Volksliedlandschaft Niederösterreich scheint vor allem das bisher stark vernachlässigte Brauchtumslied wichtig. Ohne die in den Bibliographien durchgeführte, irreführende Trennung des geistlichen und weltlichen Liedes anzuwenden, sollen daher zunächst die im Brauchtum des Jahres wie des Lebenslaufes eine Funktion innehabenden Lieder gemustert werden.

II.

In Thernberg sang man schon 1819 als „altes Neujahrslied“²¹⁾ „Ein Kind geboren zu Bethlehem, es freuet sich Jerusalem“, vermutlich auf dem Kirchenchor, vielleicht auch im Orte umherziehend, wie jetzt noch in Traismauer ein Ständchen mit dem Lied:

Wachet auf, ihr Christen allzugleich,
 Frohlocket und erfreuet euch!
 Heut zu diesem neuen Jahr,
 Freut sich die ganze Christenschar.
 Es wünscht der ganze Musikchor
 Ein glückliches neues Jahr,
 Gesundheit, Glück und langes Leben
 Und alles Gute auch daneben.
 Wir danken Gott für diese Gab,
 Daß er uns stets bewahret hat
 Vor Krankheit, Krieg und Hungersnot
 Und vor dem unversehnen Tod.²²⁾

In Röschi singt der Nachtwächter seinen eigenen Neujahrswunsch.²³⁾ In Groß-Ebersdorf hatten die meist blinden oder kranken Musiker, welche das brauchtümliche Ansingen besorgten, ein eigenes Abschluslied²⁴⁾, das sie beim Weiterziehen von einem Haus ins andere, sowohl bei Namens- und Geburtstagswünschen wie beim Neujahrssingen verwendeten:

Lebet wohl, lebet wohl ihr lieben Freunde,
 Lebet wohl auf wieda wieda segn,
 Um zu scheiden und zu meiden
 Sind jo wirkli koane Freudn

Um zu scheidn und zu meidn
 San jo wirkli kona Freudn,
 Lebet wohl, lebet wohl, liebe Freunde,
 Lebet wohl auf wieda wieda segn:

Zum Schluß sprechen die Sänger:

Daß eng enga Lebtag guit geht
 Und daß eng is Geld net ausgeht
 Und da Wein net zweng wird.

Zur gleichen Zeit beginnen auch die Sternsingerumzüge und das Singen von Dreikönigsliedern, zum Teil schon in volksschauspielmäßigen Formen. Die Sternsinger singen aber zunächst an Neujahr Neujahrswünsche und Lieder, so in Oberwölbling:

Wachet auf ihr Christen all,
 Seid begrüßt vieltausendmal.
 Wir verkünden euch den Tag der Freuden
 An dem sie Jesu Christ beschneiden.
 Seid begrüßt vieltausendmal
 Zu diesem neuen Jahr.²⁵⁾

Einen ausführlichen Neujahrswunsch in weit verbreiteten Formeln singen die Sternsinger in St. Peter am Neuwalb.²⁶⁾ Das eigentliche Sternsingen ist das Singen von Dreikönigsliedern, das im ganzen Lande verbreitet war und zum Teil noch ist.²⁷⁾ In Rottaun (bei Horn) wurde gesungen:

Dö heilingn drei Kini mit eahner Stern
 Dö suchan das Kinderl und hättns schon gern. Allelujah.
 Dö heilingn drei Kini, dö toan a weng eiln
 Und roasn i drei Tagn wohl vierhundert Meiln. Allelujah.
 Sie roasn wohl für des Herodes Haus
 Da Herodes schaut bei'n Fenster heraus. Allelujah.
 Da sagt da Herodes: Bleibts da bei mir
 I gib enß Wein und i gib enß a Bier. Allelujah.
 I gib enß a Brod a, kimts schlofa in Heu,
 I halt enß heut ganz zehrungsfrei. Allelujah.²⁸⁾

Meist ist das gemeindeutsche Sternsingerlied spielmäßig aufgelöst und wird abschließend von einem zweiten Dreikönigslied gefolgt, sehr häufig von „Der Stern fing an zu schwingen / Wir wollen anfangen zu singen.“²⁹⁾ Eine große Anzahl von Liedern verschiedenen Alters und verschiedener Herkunft wurden in die altösterreichischen Krippenspiele von St. Pölten³⁰⁾ und Traismauer³¹⁾ aufgenommen, wobei auch mit dem Aufführungstag

jeweils brauchmäßig gewechselt wurde. — Der hl. Sebastian wird an seinem Tag (20. 1.) durch Lieder geehrt, wovon sich „Dich Sebastian zu ehren / Heben wir ein Loblied an“ in Weitra³²⁾, „Dich zu loben und zu ehren“ in Waidhofen an der Thaya³³⁾ gefunden hat. Das sogenannte „Sebastianis-singen“ in Teesdorf³⁴⁾ dagegen war ein Volksschauspiel, doch ist bisher nur die Nachricht zu ermitteln gewesen. Vermutlich war es ähnlich den burgenländischen Sebastianspielen, die mit einem Sebastianslied zu schließen pflegen.³⁵⁾ Ein Umzugsbrauch in voller Form mit dazugehörigem Heischelied ist das Lichtmeßsingen³⁶⁾, das namentlich im niederösterreichischen Schneeberggebiet üblich ist, nur den steirischen Lichtmeßumzügen verwandt. Der ursprüngliche Zweck des Umzugs, nämlich Kerzenwachs zu sammeln, wird in manchen Fassungen noch erwähnt, so in Pottschach:

Sie wern uns wuhl erkennen recht,
 Mir san 'n heilign Dionisi seine Knecht.
 Von Gott san mir wuhl ausgesendt,
 Wir sammln zu Kiarzn, die gar schen brennt.
 Mir sammln zu Kiarzn und zu Liacht,
 Daß alls zu Gottes Ehr geschiacht.

Meist wird das Lied gefürzt und die Sänger beeilen sich zu dem gabenheischenden Abgesang zu kommen. — Der Fasching bringt eine schauspielhafte Gestaltung des Umzugbrauchtums, nämlich das „Burschna“³⁷⁾, das in voller Form gleichfalls nur im südöstlichen Niederösterreich erhalten ist, in kürzeren Reimen der Faschingsburschen aber auch weiterhin lebt. Das Burschna wird als Spiel von einem Heischelied geschlossen:

Tretts zsam, tretts zsam, ös Faschingsbuam,
 Daß koana, koa anzigs Prahl nit fehlt.
 I wollt, da Baua war mei Göd,
 Da gab er uns an Schilling Sped,
 An Schilling Sped, an Zentner Fleisch,
 Da hilft uns Gott ins Paradeis.
 Ins Paradeis zum Kellerfirst,
 Da hängen die Blunzen und Bratwürst.
 Nehma zerßt die langa,
 Die kurzen lass' ma hanga,
 Nehma die kurzen a dazua,
 Haben i und meine Brüada gnuu.
 Wohl unter der Frau Wirtin, wohl unter dem Herrn,
 Da essen die Kinder die Krapfn so gern.
 Hätten die Kinder das nit getan,
 So friagn ma an Krapfn davon.

An oder zween, wir müssen no nach Saring gehn.
 Saring is a weiter Weg, a weiter Weg, a weites Feld,
 Habn ma no koan Kreuza Geld.
 Das Liedl is gsunga, das Liadl is aus,
 Bitt meine Herrn, an Zwanzger heraus.³⁸⁾

Gleichfalls in den Fasching fällt das besonders im Waldviertel noch an einigen Orten abgesungene Sommer- und Winterspiel³⁹⁾. — Die Fastenzeit bringt an brauchmäßigem Liedgut fast nichts; nur ins Nachtwächterlied haben sich betrachtende Liedstrophen einbeziehen lassen.⁴⁰⁾ Auf die verschiedenen Tage der Karwoche sind manchenorts verschiedene Lieder bezogen, ohne daß ihre brauchmäßige Bindung an diese Tage festzulegen wäre. Den Anfang der Karwoche bezeichnet „Als Jesus von seiner Mutter ging / Die große hochheilige Woch anfing“ aus Altpölla⁴¹⁾, auf den Gründonnerstag bezieht sich „Wach auf, wach auf, mein frommer Christ / Weil heut der Tag der Todesangst ist“ aus Haugschlag und Kleingundholz⁴²⁾, ebenso „Am Pfingsttag abends, Jesu Christ / Zum Delberg hingegangen ist“ aus Krems.⁴³⁾ Auch das Ende der Karwoche ist in einigen Liedern ausgedrückt, besonders im „Still o Erde, still o Himmel, euer Gott liegt in der Ruh“, das im Waldviertel mehrfach (Zwettl, Altpölla, Maria-Taferl) verbreitet ist.⁴⁴⁾ Die Zahl der betrachtenden Lieder der Karwoche ist eine recht bedeutende. Brauchmäßig verwendet sind dagegen vor allem die kurzen Lieder und Sprüche der Ratschenbuben, die meist den Tageszeiten angepaßt sind. Am Karfreitag sind es dann meist die gleichen Lieder, nur daß ihnen eine Heischeformel angehängt wird, da nun die Buben die Belohnung für ihr Amt zu bekommen haben. So heißt es in Raasdorf:

Wir ratschen, wir ratschen die Pumpenmetten,
 Alte Weiber, stets auf und nachts Osterfleden.
 Mit Osterfleden habn ma no net gnua,
 A paar rote Eier dazua, is no net gnua,
 An Guld'n dazua, nacha habn ma gnua.⁴⁵⁾

Brauchmäßig ist dann das Ostern singen gebunden, der Umzug von Bur-schen oder Männern, heute manchmal auch des ganzen Kirchenchores, in der Osternacht, der im westlichen Niederösterreich, so in Waidhofen an der Ybbs ebenso üblich ist wie im Burgenland. Auch dasselbe Lied ist dabei bevorzugt, nämlich „Was ist nicht heut für eine heilige Nacht / Ist Christus erstanden aus seinem Grab.“⁴⁶⁾ Die österlichen Auferstehungslieder sind im selben Sinn wie die Weihnachtslieder ins Brauchtum eingeordnet; das „Christ ist erstanden“ in altertümlicher Singweise ist auch hier das vorherrschende Lied. Der Ostersonntag kennt häufig noch ein Eierbetteln, das

mit einem stark liedmäßigen Spruch „Hinweg, hinweg ist Traurigkeit / Es ist der Tag der Fröhlichkeit“⁴⁷⁾ verbunden ist. — Der Mai bringt im südlichen Niederösterreich den halbdramatischen Brauch des Maibaumumschnittes⁴⁸⁾, bei dem eng damit verbundene Lieder wohl kaum vorkommen. Der Sitte gemäß jodeln aber doch die dem Festzug voranschreitenden Holzknechte immer gleich und die auf einem Wagen nachfahrenden Spielleute erwidern diese „Nachspiellieder“ auch immer in denselben Formen. Die Holzknechte singen außerdem an den verschiedenen Orten bei der Gelegenheit ihnen passend erscheinende Holzknechtlieder, so in Lindabrunn:

Grüaß euch Gott, ihr liabn Leut alle,
Grüaß euch Gott in unsern schön Grabn,
Daß wir Lindabrunner Holzknecht san,
Das sechts, da brauchts net lang zfragen.⁴⁹⁾

Als Heiligkeitag ist der 4. Mai nun besonders wichtig, an dem häufig Felder segnen gegangen wird, auch bei den Florianbildern Lieder gesungen werden, wie „Ihr Christen kommt und rufet an / allhier mit mir St. Florian“ (St. Bernhard, Schwarza)⁵⁰⁾ oder „Kommt, laßt uns beten, daß uns Gottes Güte / Vor Feuerschaden gnädiglich behüte“ (Haugschlag, Waidhofen an der Thaya, Zwettl).⁵¹⁾ Am 15. Mai wird Johann von Nepomuk gefeiert; von den im 18. Jahrhundert üblichen Johannesandachten haben sich Reste noch erhalten, auch eine größere Zahl von Liedern, die dabei brauchmäßig gesungen werden. So war es in Reisenberg⁵²⁾ üblich, nach der Vitanei bei der Statue eines von drei volksbekannten Nepomuksliedern zu singen, ursprünglich offenbar an drei aufeinanderfolgenden Tagen je eines, nämlich „Freude tönt von allen Enden / Alles stimmt zum Jubelchor“, „Ein heiliges Lied will ich anstimmen / Von Blümelein, Vergißnichtmein“ und als Abschluß „Die Scharen der Frommen, sie eilen herbei / Mit wahren Gefühlen der Liebe und Treu“. In Schwadorf⁵³⁾ wurde bis um 1925 ein Johannesingen abgehalten, wo auf die Vitanei das „Laßt Johannes uns verehren / Seine Glorie stets vermehren“ folgte. Bei dem vom 15. Mai an durch neun Tage abgehaltenen „Johannesbeten“ im Waldviertel⁵⁴⁾ (heute noch in Raasdorf, Friedersbach, Obergrünbach) wurden viele auch sonst in Niederösterreich bekannte Johanneslieder gesungen: „Johann von Nepomuk / Ein Zier der Prager Brud“, „Laßt uns fröhlich triumphieren / St. Johannes venerieren“, „Laßt Johannes uns verehren / Seine Glorie stets vermehren“, „Johannes, starker Held, von Jesus auserwählt!“, „Mit Freuden stimmen wir heut all zusammen / Und loben, o Johannes deinen Namen“, „Ein frommes Loblied, St. Johann / Soll dir mein Mund jetzt singen“, „Freu dich, beglücktes Hirtenleben / Johannes, den die Kraft“, „O St. Johannes, starker Held / Glückselig ist dein Mund“ und „Fromme Her-

zen, euch erschwinget / Hoffnungsvoll zum Himmel singet“. Die bisher so gut wie nicht beachtete Bindung des Kirchenliedes an das Brauchtum, die eine Wirklichkeit bedeutet, erscheint bei dem wirklichen Leben, das diese Festbräuche erfüllt, jedenfalls von einer weitaus größeren Bedeutung als ihr bisher zugemessen wurde. Wie bei der bisher nicht untersuchten Johannesfeier werden ganz bestimmte Lieder auch bei den Flurumzügen in der Bittwoche gesungen, sowie zu allen im Jahr verstreuten Marienfesten. Pfingsten bringt wie alle großen Feste brauchtumsgebundene Lieder mehr kirchlicher Art und Lieder und Schauspiele des Gemeinschaftsbrauches nebeneinander. Ein im Obbatal einst bekanntes Sprüchlein für den Langschläfer „Pfingstludn, steh auf / Red d'Ludn auf d'Höh“⁵⁵⁾ weist bereits auf die Pfingstkönigsspiele, die sich im Wald- und Weinviertel noch erhalten haben. Die dabei halb gesungenen und halb gesprochenen Reime sind in den einzelnen Orten ziemlich ähnlich. Bezeichnend ist der Titschauer Heischespruch:

Da kommt die Pfingstkönigin mit all den Gschroa,
 Tat bittn um a floane Gab,
 A große Gab, was's Haus vermag,
 Raffee, Salz und a Destel Schmalz,
 Gebts ma die Da,
 Und behalts ihr das Gschroa.⁵⁶⁾

Kirchenlieder verschiedener Art und ohne allzuweitgehende Bindung werden bei den Fronleichnamsumzügen gesungen. Mit Sonnwend ist nur Spruchbrauchtum verbunden, das sich auf das Holzsammeln bezieht. Dagegen ist der eigenartige Brauch des „Bründlräumens“, der zur Zeit der großen sommerlichen Hitze sich im Waldviertel stets als nötig erweist, sowohl mit Spruch wie mit Lied verbunden. Der Brunnen wird angesprochen „Grüß dich Gott, kühler Brunnen / Wo wir heute das Wasser genommen“ und so weiter. Darauf werden einige Vaterunser gebetet und danach wird gesungen, vermutlich ein passendes geistliches Lied.⁵⁷⁾ — Von rein sommerlichem Gemeinschaftsbrauchtum ist die Ueberreichung des Erntekranzes die weitaus bedeutsamste. Sie ist auch heute noch mit Sprüchen und Liedern verbunden. Landsteiner berichtet, daß die betreffenden Reime gesungen würden, doch ist bei Landsteiners meist indirekter Kenntnis der Ueberlieferung dies wohl nicht ganz sicher. Bei Waidhofen an der Thaya heißt es:

Der Schnitt ist vorbei.
 Im Feld ist die Reiterei,
 A Lab Brot und a Maß Wein,
 Wird nit zviel sein!

Ich bin ein Madel aus Sachsen,
 Wo die schön Blümlein wachsen.
 Hab hingedacht, hab hergedacht,
 Hab ein schön Kränzlein mitgebracht.
 Das Kränzlein soll gebunden sein
 Um einen Eimer Wein,
 Solls kein Eimer sein,
 Eine Maß muß es sein.⁵⁸⁾

In Altenburg am Ramp heißt der Schnitterspruch:

Wir kommen her vom Schneiden,
 Wir haben geschnitten und Gott gedankt,
 Und haben gebunden einen Aehrenkranz.
 Der Kranz, der soll gebunden sein
 Aus lauter Korn und Blümelein,
 Weil wir aber dies nicht haben in unserem Vermögen,
 So möge es der liebe Gott dreingeben. Tschjuh!⁵⁹⁾

Im Spätsommer stehen nebeneinander manche Erntebräuche wie die ersten Weinhüterbräuche und einige Wallfahrten. Die großen niederösterreichischen Wallfahrtsorte wie Sonntagsberg, Maria-Tasferl, Maria-Langegg besitzen durchwegs weitbekannte Lieder, die hauptsächlich bei der Wallfahrt, meist verschieden nach Ankunft, Anwesenheit an der Gnadenstätte und Abschied gesungen werden.⁵⁹⁾ Auch die österreichische Hauptwallfahrtsstätte Maria-Zell wird von einer gewaltigen Zahl von Niederösterreichern besucht und dementsprechend ist auch die Zahl der volksbekannten Zeller Wallfahrtslieder eine äußerst bedeutende.⁶⁰⁾ Von den Weinbräuchen sind nicht viele Lieder überliefert, doch waren die Umzüge mit der Hüterkrone sicher nicht ohne Lieder;⁶¹⁾ die Ortsobrigkeiten werden zumindest auch jetzt noch dabei „hoch leben gelassen“, wozu die Musik einen Tusch spielt. Eine Reihe von Hüterliedern sind mehr Standeslieder, manches darunter vielleicht ehemals brauchmäßig gebunden. So scheint dies bei dem heischeliedmäßigen Schluß des Hüterliedes aus Nußdorf an der Traisen der Fall:

1. Laßt euch nur die Weinbeer schmecken,
 Stehlt's nach Noten, aber schlau,
 Denn der Wachter mitm Stedn
 Hat ja gar a grimmigs G'schau.
2. Kriagt er enk als Diab beim Kragen,
 Is um jede Bitt ganz schad,
 Hilft koan Woan und hilft koan Klagen,
 Eingesperrt werds ohne Gnad.

3. Tuat den Wachter aber dürsten,
 Halts a Lösgeld in die Höh
 Und er laßt enk aus dem Kotter,
 Stehln könnt's dann wia vor und eh.

4. I bitt gehorsam, meine Herrn,
 D'Halter trinken den Wein so gern,
 Der Hüater, der koan trinken kann,
 Der soll a koaner werd'n.⁶²⁾

Auch die Bräuche der Kirtaburschn waren oder sind sicher mit diesbezüglichen Liedern oder Bierzeilern verbunden, doch wird hier wohl geläufiges Gesellschaftsliedgut verwendet, sodaß keine eigenen Aufzeichnungen vorliegen. Das Kirchweihende, manchenorts mit Kirchweihbegraben und Umschneiden des Kirtabaumes verbunden, bringt wieder eigene Bierzeiler, von denen ein wirklich brauchmäßiger auch aufgezeichnet wurde:

Die Hitt'n is lar,
 Und 's Göld is iazt rar.
 So jung femma nimma zsam
 Auf's Jahr, wenn ma wieda Kiritag ham.⁶³⁾

Mit reichlichem Spruchbrauchtum ist die Weinlese verbunden, wo bei der Versteigerung der Weinbeergeiß wie bei anderen Veseßschlußfesten verschiedene Sprüche hergesagt werden. Die herbstlichen Heiligen spielen im Lied keine besonders große Rolle, obgleich die Landespatrone sich unter ihnen befinden, der mittelalterliche, nämlich der hl. Koloman, wie der seit der Renaissance verehrte hl. Leopold. Kolomanslieder haben sich nur im Weinviertel im Gebrauch erhalten, so in Eisgarn „Mein Herz, dich nun aufschließe / Zu singen fange an / Den Liebling Gottes grüße / den heiligen Koloman.“⁶⁴⁾ Den hl. Leopold feiert ein noch unvolksmäßigeres Lied „Im Kloster an dem Donaustrand liegt heiliges Gebein / der größte Schatz in unserm Land, umstellt vom Lampenschein.“⁶⁵⁾ Das fröhliche Leopoldbrauchtum des Fasselrutschens, scheint nicht allzu alt zu sein und ist auf Klosterneuburg beschränkt; weiterhin aber ist der Heilige gerade nur ein Terminpatron geworden. und hat so in beiden Fällen kein Singbrauchtum im Gefolge. Die herbstlichen Ausdreschbräuche haben als altes Gemeinschaftsbrauchtum Dreschersprüche und Arbeitsrufe erhalten. Auch die Frühwinterbräuche bringen nur Spruchbrauchtum, so das Martinsfest den Hüterspruch.⁶⁶⁾ Von der Adventzeit an beginnt dagegen das vorweihnachtliche und weihnachtliche Singbrauchtum. Außerhalb der Kirche spielt sich das Herbergsuchen mit der Privatandacht vor dem in den Häusern umhergetragenen Herbergsbild ab, wobei auch Adventlieder gesungen werden.⁶⁷⁾ Das

weihnachtliche Kirchenlied selbst ist auch in Niederösterreich in den verschiedensten Gestaltungen beheimatet gewesen. Von dem Adventlied „Ave Maria klare / Du lichter Morgenstern“ schreibt der Aufzeichner aus Herrenbaumgarten 1819, daß es noch bis 1782 in allen Kirchen des Viertels unter dem Manhartsberg gesungen worden sei.⁶⁸⁾ Auch die anderen Weihnachtslieder hatten jeweils ihre eigene Bestimmung, sodaß auch sie als durchaus Brauchtümlich gebunden anzusehen sind. Vielfach stehen die Hirtenlieder im Zusammenhang mit pastorellenartigen musikalischen Aufführungen, besonders in den Christmetten.⁶⁹⁾ Nicht umsonst zeichnete man 1819 das „Kirchenlied zum Neujahrstage“ nicht vollständig auf, sondern setzte es als so bekannt voraus, daß man nur den Anfang mitteilte:

„O Gott, du Herr der Zeit! So ist ein Jahr verstrichen...“⁷⁰⁾

Das alte Brauchtümliche Gemeinschaftslied dieser Zeit war im Waldviertel wie im oberösterreichischen Innviertel vor einiger Zeit im Kinderlied noch vertreten, das ein altes Gut aufbewahrte in Form eines heischenden Rauhnachtsliedes:

D'foasti Rauhnacht,
 Wer hats aufbracht?
 An alter Mann,
 Hat a paar roti Höjerln an,
 Is über d'Stiagn aufitrochn,
 Hat si's Handerl und Fuagl brochn.
 D'Schlüßl hörn mer flinga,
 Krapfn wern's uns bringa.
 Krapfn heraus, Krapfn heraus
 Sunst schlag'n mer eng a Loch ins Haus.⁷¹⁾

III.

Geburt und Taufe ist in Niederösterreich kaum von bedeutsamem Liedbrauchtum umgeben. Die erste Kindheit jedoch, das Wiegenlied wie das eigentliche Kinderlied in seiner reichlichen Fülle ist schon durch die Aufzeichnungen Tschischkas und Schottkys weitgehend erschlossen. Zwei bezeichnende Lieder, „Unsa Rax hat Raxln ghabt / Dreie, sechs, naini“ und „Da draußt auf'n Bergel, gu, gu / Sitzt grad so a Biaberl wia du“ hat Beethoven schon 1820⁷²⁾ gesetzt. Das Kinderlied ist mit dem Kinderspiel so eng verbunden, daß es eine feste Brauchtümliche Einheit bildet; manches davon gehört auch dem Brauchtumslied der Erwachsenen an, so das Scherzlied „Vöda Hans, was trägt die Gans auf ihrem Schnabel?“⁷³⁾ das als Kinderlied vorkommt, aber auch bei Hochzeiten gesungen wird. — Weiterhin scheint das Brauchtumslied im Lebenslauf wesentlich an die

Hauptpunkte, besonders an die brauchmäßigen Feste gebunden. Einen deutlich gekennzeichneten Einschnitt im Lebenslauf bedeutet die Soldatenzeit; die Refrutenlieder gehören zu den Liedern der Gemeinschaft und werden demgemäß auch bei den Abschiedsfesten vor der Assentierung vor allem gesungen. So sangen in Leesdorf die tauglich Befundenen:

Uns habns ghaltn, uns habns ghaltn,
 Uns habns ghaltn, uns habns ghaltn,
 Uns habns ghaltn für a Narrn.
 Uns habns ghaltn für a Narrn.

Und die Untauglichen dagegen:

Uns habns auffighaut,
 Wir habn zum Renna gshaut,
 Krüpplsteuer zahln ma gern.⁷⁴⁾

In Pulkau sang man das in Nordniederösterreich in vielen Fassungen verbreitete:

1. Auf Korneuburg habns uns geführt,
 Dort habns uns eingstalliert
 Und ausziagn habn mir uns miaßn,
 Bia=r uns Gott erschaffen hat.
2. Mein Vater stand allhier
 Meine Mutter tritt mir für
 Mein Bruder, meine Schwester
 Die weinen bitterlich.
3. Und han ich euch was Leids getan,
 So gedenkt nicht mehr daran,
 Gott wird es schon bezahlen,
 Wenn ich es nicht mehr kann.⁷⁵⁾

Das Soldatenlied bildet ein Singbrauchtum für sich aus, in enger Bindung an die Ueberlieferung der einzelnen Truppentkörper, mit deutlicher Betonung der Zugehörigkeit zu Deutschmeister, Einferschützen und den anderen Regimentern, anderseits aber auch mit einer dem gesamten Heer gemeinsamen Stimmung und Ueberlieferung, welche das Soldatenlied vom übrigen Volksgesang merklich trennt. Vielfach stimmt die Grundhaltung und Formgebung mit dem ständischen Liedgut überein. Die Betonung der Zugehörigkeit zu einem Truppentkörper — „An Anferschütz bin i / A recht a gsunds Ban“⁷⁶⁾; „Das Tschechern ist des Einfers Lust / Das Tschechern“⁷⁷⁾; mit Veränderung älterer Texte: „Und habn die Anserbuam ka Geld / Zie-

hen sie gegen Rußland in das Feld“⁷⁸⁾; „A Deutschemeister bin i, a fetscher Soldat“⁷⁹⁾; „Mir san zwoa Kamradn vom vierten Regiment,“⁸⁰⁾ (auch in der Fassung „Mir san zwa Kamradn vom anazwanzga Bataillon / Dar ane haßt Hauser, dar andere Hoffmann“ gesungen); „Ei lustig wohlan, und Dragoner zusamm“⁸¹⁾ — stimmt dabei mit der Standesfreudigkeit überein, die besonders in den Liedern der halbbäuerlichen Berufe stark zum Ausdruck kommt. Das Standeslied selbst ist zum Teil Arbeitslied, zum Teil aus diesem entstanden. An ständisches Brauchtum ist es wohl nur sehr lose gebunden. Eine brauchmäßige Bindung ist auch beim Liebeslied in allen Formen nicht erstlinig gegeben, da es fast durchwegs als Gesellschaftslied gesungen wird. Eigentliche „Fenstergsangln“, die an das Brauchtum der Probenächte oder an einen sittemäßig gebundenen Fenstergang geknüpft wären, lassen sich, da die meisten Liebeslieder ohne Brauchtumsschilderung aufgezeichnet wurden, im nachhinein kaum herausarbeiten.⁸²⁾ Immerhin ist für das erotische Lied eine stärkere Bindung an den Burschengesang von vornherein wahrscheinlich, und von vielen Liebesliedern ist eine derartige Bindung, vom Fensterganglied bis zum Ständchen jedenfalls anzunehmen. Rein inhaltlich ist jedenfalls auch dieses Gebiet nicht zu erledigen. — Brauchmäßig gebunden in vollem Wortsinn ist dagegen das Hochzeitslied. Für das Donauländchen gibt Reil die erstaunlich oberflächliche Beschreibung: „Bei Hochzeiten, Tänzten und zur Schnittzeit verführen die Burschen ein gellendes Geschrei, das nur ihnen allein gefällt und worin einer dem andern an Dauer des lang gezogenen Aushauches zu übertreffen sucht.“⁸³⁾ Schon die Sammlung von 1819 brachte dagegen aus der gleichen Gegend, nämlich aus Isper, einen „Gesang bei einer Hochzeit... Das Gmisch Gmasch genannt“:

1. Juhö und juhö und juhappes sasa,
 Izt sing ich den Gmisch Gmasch von ganz allerla;
 Als wie ein Taubenfutter ist alls durcheinand,
 Ich bleib bey mein Satz und es wird jetzt bekannt.
 Hörts doch von Plauschen auf, auf,
 Und merkts doch auf.
 Juhö und juhö und ju happes sasa

Izt sing ich den Gmisch Gmasch von ganz allerla. (7 Gefäße).⁸⁴⁾ sowie die „Beurlaubungstrophén der Hochzeiter Gäste bei einer Hochzeit zu Isper im Ispertale“:

1. Und solln wir doch etwan
 Gar nimma zsamm kama:
 So thuts mir doch denna
 Nix uibel aufnehma.

2. So gern als ich da blieb
Da könnt's enk leicht denka
I wollt enk noch recht gern
Ein Tag a zween schenka.
3. Die Gesellschaft ist sauber gwest,
Drum hats mich gefreut,
Und daß ich igt gehn muß,
Mein Weg, wißts, is weit.
4. Drum bhüt euch Gott hundertmahl
Schwestern und Brüder,
Und daß wir seyn lustig gwest
Das weiß a jeder.
5. Und solln wir doch denna
A Mahl noch zamm kama
So thuts mir wie heut
Nix in Uebel aufnehma.⁸⁵⁾

Die einzelnen Lieder waren jedenfalls nach den einzelnen Handlungen bei der Hochzeit, also im Brauthaus, in der Kirche, zur Begrüßung im neuen Haus, bei der Ansprache durch den Brautführer usw. aufgeteilt. Leider ist zu den älteren Aufzeichnungen nichts derartiges angemerkt. Eine hochbarocke „Aria bey einer Hochzeit“ aus Höhenberg bei Weitra mag das Brautpaar begrüßt haben:

1. Hymenäus mit was Freuden
Zieret heute diesen Tag,
Fort, fort, weiche alle Leiden,
Kummer, Elend, Angst und Plag.
Weil derjene Tag erschienen
Wo mit festen Liebes Band
Selbst der Himmel nach Beginnen
Knüpft die Herz durch Priesters Hand. (5 Gesänge).⁸⁶⁾

Die „Gratulations Aria“ aus Höhenberg bei Weitra ist auf denselben Ton gestimmt:

- Frohloset heut mit mir
Ihr Götter helft mir singen,
Weil ein Tag thut eindringen
Den ehr ich nach Gebühr,
Mein Herz thu dich erschwingen
Laß deine Stimm erklingen
Vivat es leb content
Nn bis ans End. (3 Gesänge).⁸⁷⁾

Eine eigene, weit volksbekanntere und vielgesungene Gattung bilden die geistlichen Hochzeitslieder. Sie wurden vielfach während der Trauung auf dem Kirchenchor gesungen; dazu gehören von den Aufzeichnungen von 1819 wohl „Kommt her ihr frommen Seelen / Frohlocket auf das Best“⁽⁸⁸⁾ aus Meisling wie das ohne Ortsangabe überlieferte „Hochzeit Lied in G-Dur:“ „Der Bund ist gemacht, 's Ja Wort gegeben / Verliebte Herzen, dieß wohl betracht“⁽⁸⁹⁾ Auch die Flugblattlieder „Ihr Ehleut ach hört mich doch an“⁽⁹⁰⁾ und „Der ehlich Stand ist ehrenwert“⁽⁹¹⁾ sind hier einzureihen. Obgleich bei Hummel nicht verzeichnet, war doch das am weitesten verbreitete Lied dieser Art „Hör an mein Christ, was ich erklär“ auch hier, selbstverständlich auch auf Flugblättern verbreitet; es erscheint sogar auf einem heimischen, nämlich einem Wiener-Neustädter Flugblattdruck von 1808.⁽⁹²⁾ Das umfangreichste Hochzeitslied hat sich in einem handschriftlichen Liederbuch aus Moidrans bei Zwettl gefunden; es wurde im Waldviertel häufig, und zwar nach der Brautübergabe gesungen:

1. Is scho a alte Sach:

So wia der Hochzeitstag,

So a die andre Zeit,

Freud oder Traurigkeit.

So is halt a

Und dos moan i halt a. (28 Gesäße).⁽⁹³⁾

Das Lied findet sich sonst nur im Böhmerwald wieder. — Hochzeitslieder in ihrer vollen brauchmäßigen Verwendung wurden nur im Wechsel- und Semmeringgebiet aufgezeichnet, wo sie ziemlich gleichartig sind. Hier hat der Brautführer außer seinen Sprüchen auch die diesbezüglichen Lieder selbst zu singen. Beim „Kranzlabtanzen“ leitet er mit dem Lied ein:

Ihr meine Fraun und Herrn

Ich hab jetzt ein Begehrn.

Ach Gott bei meiner Ehr

Ausfalln wirs recht schwer.⁽⁹⁴⁾

Die Reime, die nach dem Ehrentanz gesungen oder gesprochen werden, sind kein eigenes Lied, sondern eigentlich eine Fortsetzung der vorhergehenden die Handlung begleitenden Gesäße, wenngleich manchmal, wie in Feistritz, mit einer eigenen Weise:

Der Kranz, der wird aufbiwahrt,

Durt droum am Himmelsort,

Den ihr als bräutlichs Paar

Habts bracht zum Altar.⁽⁹⁵⁾

Ähnlich brauchmäßig ist auch die Schnaderhüpfkette „Brüada, füllts ma an mei Glas!“ in St. Martin am Obbsfeld,⁹⁶⁾ der das Brautlied „Musikanten, füllts mir an mei Glas!“ in Böggstall⁹⁷⁾ entspricht. Weniger fest an den Hochzeitsbrauch sind dann die vielen Bierzeiler gebunden, die von den Hochzeitsgästen, zunächst mit Beziehung auf das Brautpaar, weiterhin aber auch unabhängig davon gesungen werden.⁹⁸⁾

Von weiteren bedeutsamen Stufen im Lebenslauf sind nur die Totenbräuche von brauchmäßigem Liedleben umgeben. Hier nehmen die Totenwacht oder „Leichhüt“-lieder eine ganz besondere Stellung ein, da die langen Nächte der Totenwachen mit „echten“ wie mit „unechten“ Totenwachtliedern durchgesungen werden und so ihre funktionelle Gleichheit deutlich hervortritt.⁹⁹⁾ In Haag in Nordniederösterreich sang man „Guate Nacht, mein liebes Haus / I muaß aus dir hinaus“¹⁰⁰⁾, was dem zweiten Gesäß des „Guate Nacht, guate Nacht, o Welt“¹⁰¹⁾ aus dem südmährischen Oberfröschchen entspricht. Eine ganze Folge von „Leichhütliedern“ wurde in Außer-Neuwald im Wechselgebiet, hart an der steirischen Grenze aufgezichnet. Als in hervorragendem Sinn „echte“ Brauchtumslieder sind vor allem vier davon herauszuheben:

1. In der Blüte meiner Jahre
Lieg ich auf der Totenbahre,
In der prächtigsten Gestalt.
2. Meine rosenroten Wangen
Sind erloschen und vergangen,
Heute rot und morgen tot.
3. Gestern ward ich so schön zarte
Wie die Rosen in dem Garten,
Die zur Morgenstunde blühn.
4. Lebet wohl, ihr Blutsverwandte
Vater, Mutter und Bekannte,
Schaut mich an zum letzten Mal.
5. Lebet wohl, ihr schönen Wälder,
Wiesen, Gärten und auch Felder,
Wo ich oft mein Vergnügen fand.
6. Lebet wohl ihr Berg und Hügel
Schauts mich an in jedem Spiegel
Schauts mich an zum letztenmal.
7. Heute lieg ich auf der Bahre
Und ein Totenkleid ich habe
Werde bald zu Asche sein.
8. Seht das Schifflein, wie es eilet
Und die Wellen, die es treibet,
So geht unser Leben hin.¹⁰²⁾

Ein zweites, ebenfalls den Toten als Sprecher einführend, gibt sich als Abschiedslied:

Jetzt muß ich aus mein Haus,
Meine Hauswirtschaft ist aus.
Muß alles jetzt verlassen,
Muß fahren andre Straßen,
Mein Jesus bleib bei mir,
Maria reiß' mit mir! (7 Gefäße).¹⁰³⁾

In dieselbe Gruppe gehört als drittes auch das Urlaubslied:

O bedrängtes Menschenleben
Oder kurz genossne Freud,
Muß mich dann dem Tod ergeben,
Ist schon aus die Lebenszeit.
Hilft kein Bitten und kein Beten,
Scheiden muß ich nun von hier.
Nichts wächst für den Tod auf Erden,
Helfen tut kein Elixier. (5 Gefäße).¹⁰⁴⁾

In anderer Form, aber in der gleichen betrachtenden Art ist das vierte dieser Lieder gehalten „Gedenk o Mensch“, zu dem es in derselben Gegend auch eine in derselben Weise gesungene zweite, längere, aber zerrüttete Fassung gibt.

1. Gedenk o Mensch, was du jekten tuast,
Gedenk daß du einst sterben muast.
2. Wenn gestorben ich bin, so bin ich halt tot,
Dann traget mich wohl zum Röslein rot.
3. Ja Röslein rot und Beilchen blau
Heut lieg ich noch da in dem Vaterhaus.
4. Das Herz steht still, das Leben ist aus,
Morgen tragens mich beim Tor hinaus.
5. Sie tragen mich wohl übern grünen Alee
Da tut mir mein Herz halt auch nimmer weh.
6. Sie tragen mich wohl über Felder hier
Wohl auch durch Wälder hin zur Friedhofstür.
7. Sie stellen mich ab und beten für mich
Im Friedhof gemacht ein Grab schon ist.
8. Und das Grab wird wohl gehören mein
Ei grüß euch nun Gott ihr lieben Würmelein.
9. Ja grüß euch Gott nun ihr Würmelein hier
Ich fehr bei euch ein und ruhe wie ihr.

10. Ich habe verlassen mein Hab und mein Gut
Ich bleibe bei euch, geh nicht mehr zrud.
11. Gedente o Mensch, wie's ist auf der Welt,
Blümelein blühen ganz frei auf dem Feld.
12. Vormittag blühen sie blau, gelb und rot,
Nachts kommt die Kälte und alle sind tot.
13. Kein Kräutelein gibt es auf Erden allhier
Das Krankheit und Tod kann weisen die Tür.¹⁰⁵⁾

Außer diesen echten Totenwachtliedern werden in Außer-Neuwald auch betrachtende Lieder wie „Wenn ich morgens früh aufsteht / Und zu meiner Arbeit geh“¹⁰⁶⁾, „Alles ist vergänglich, es währt nur kurze Zeit“¹⁰⁷⁾, allgemeinere geistliche Lieder wie „Jungfrau ging in Garten / ex gloria!“¹⁰⁸⁾, „Was ist für alles Uebel gut? Geduld!“¹⁰⁹⁾, „Lasset uns in Jesu Namen / Beten, singen anzufangen“¹¹⁰⁾ gesungen und eigentliche Totenlieder, so das Totentanzlied „Ich geh herum in weiter Welt / Such meinen Raub zusammen“¹¹¹⁾ oder das Begräbnislied „Fahr hin, o Seel, zu deinem Gott / Der dich aus nichts gestaltet.“¹¹²⁾ Der Gesang beim Leichenbegängnis¹¹³⁾ selbst ist weit mehr als die häusliche Totenwache dem Einfluß von Schule und Kirche unterworfen, sodaß hier das Liedgut bedeutend stärker wechselt und weniger gebunden scheint als beim altartigen „Leichhüten“.

IV.

Gebundenes Liedgut, das sich nicht in die großen Kreise des Jahres- und Lebensbrauchtums einreihen läßt, gibt es vor allem auf dem Gebiet des Arbeitsliedes, dem in etwas loser Verknüpfung das ständische Lied anzugliedern ist, und beim Tanzlied, dem sich hauptsächlich aus formalen Gründen das gesamte Vierzeilersingen beordnen läßt. Das Arbeitslied ist in kennzeichnenden Proben seit Wolfgang Schmehls „Batzziehen in Desterreich“ immer wieder gesammelt worden. Auf das Arbeitslied der Schiffszieher auf den Treidelwegen „Tauch an, tauch an, mei lieber Schiffmann“ wurde man um 1800 aufmerksam, da G a l l u s = M e d e r i t s c h zehn Variationen für Klavier darüber schrieb; auf der Wiener Bühne tauchte es in der Folgezeit noch öfter auf.¹¹⁴⁾ Die Kammerlieder (Lieder beim Pilotenschlagen) sind ganz ähnliche Viertakter, so das St. Pöltner:

Dan=mal auf,
Zwoa=mal drauf
Drei=mal hoch
Und vier=mal nach.
Fünf=mal auf
Sex=mal drauf
Siebm=mal hoch
Acht=mal nach!¹¹⁵⁾

So ziemlich alle Motive der deutschen Kammerlieder sind auch in Niederösterreich bekannt. Weitere echte Arbeitslieder gibt es dagegen fast nicht. Zu den Arbeiten werden mehr angepasste Gesellschaftslieder gesungen. Zähllieder wie das geistliche ausdeutende Zahlenlied „Guter Freund ich frage dich“¹¹⁶⁾ gibt es wohl, doch müssen sie nicht in Verbindung mit Arbeitshandlungen stehen, ebenso wie „Der Bauer schickt den Jodel aus“¹¹⁷⁾ das im Kinderlied wohlbekannt ist, oder „Drent in der grean Au / Steht a Birnham, tragt Laub“, das schon 1833 auch für Wien aufgezeichnet wurde.¹¹⁸⁾ Dagegen wurde das vermutlich von Wien ausstrahlende Spinnradlied „I bin a jungs Bürscherl / bin neunzehn Jahr alt“, das in vielen verschiedenen Gefäßen variiert immer mit dem Kehrreim „Zwegn an Spinnradl drahn“ gesungen wird¹¹⁹⁾, wohl auch tatsächlich als Spinnlied verwendet.

Das ständische Lied ist wohl hier anzuschließen, jedoch nicht in einer inhaltlichen Anordnung, sondern nur auswählend, da hier viel Flugblattliedgut dazugekommen sein muß, das nie zu einer brauchwürdigen Funktion gelangte. So hat das Bauernlied, als Standeslied des Bauern, weit mehr literarische Bedeutung als ständisch brauchmäßige. Am ehesten ist hier das Spottlied verwurzelt, mit seinem traditionell flgenden Ton wie „Koa Bauer mag is nimmer bleiben“¹²⁰⁾, das im südlichen und westlichen Landesteil wie in Steiermark gesungen wird. Dagegen scheint das 1819 in Ulmerfeld aufgezeichnete „Juhe, wie lusti ists net auf der Bäueri / I möcht ja warla koan Stadtherr nit seyn“¹²¹⁾ nicht sehr volksmäßig. Der für Niederösterreich besonders wichtige Weinbauer hat wohl seine eigenen Lieder, unter denen das „Raum kraht der Hahn die Morgenstund / So steht der Hauer auf“¹²²⁾ anscheinend in Perchtoldsdorf, Gumpoldskirchen wie auch im Traisental tatsächlich Hauerlied war. Dagegen kann das „Weinleselied“ von 1817 „Ihr Mädchen und Jungs, hübsch munter / Jetzt heißt es ins Lese hinaus“¹²³⁾ sicher nicht den Anspruch darauf machen. Hingegen sind die Kohlenbauerlieder gut bezeugt. Die Kohlenbrenner, besonders im südlichen Niederösterreich zuhause, waren ihre eigenen Fuhrleute, setzten ihre Ware zum Teil mit eigenen Kaufrufen ab und waren ausgesprochen singfreudig. Bezeichnend ist etwa:

Bin ja da Kohlnbauerbua
 Und das a rara Bua,
 Wer ma's nid glaubn will,
 Hear ma nur zua.
 Fahr i in d'Stadt hinein,
 Muack i halt allweil schrein:
 Kaufts Kohln, Kaufts Kohln,
 Sagschartn ein! (3 Gefäße)¹²⁴⁾.

Weit verbreitet sind besonders „Bin i net a lustiga Koblbrennasbua“¹²⁵⁾ und „Kohlbaunbuam, riegelts en“¹²⁶⁾, beide im südlichen Wienerwald und im Schneeberggebiet oft aufgezeichnet. In enger Verbindung mit diesem aussterbenden Köhlerwesen stehen die Holzknechte und die Pecher, Die Holzknechte singen meist Lieder, die von den steirischen Holzknechten her bekannt sind, ohne daß eigentliche brauchmäßige Bindungen vorhanden wären. Hierher gehört „Der Lahnsattler Holzknecht, a lustiga Bua“¹²⁷⁾ und „Ja, de Holzknechtbuam, de müassn fruah aufstehn“¹²⁸⁾ Die ständischen Lieder und Bierzeiler der Pecher (Pechhader) sind noch wenig gesammelt; „Dö Pechabuam miaßn friah aufstehn“¹²⁹⁾ lehnt sich an Holzknechtlieder an. — Die weitaus am meisten bekannten und verbreiteten Ständelieder, die der Jäger und der Wildschützen, sind wohl nur zum geringsten Teil brauchmäßig gebunden; sie gehören ähnlich wie das Liebeslied dem Gesellschaftslied an. Das weite Gebiet dieser gebirglerischen Liedschöpfung, vom Almlied zum Wildschützenlied, stellt eine ausgesprochene Sondergruppe dar, über die sich heute noch sehr wenig sagen läßt, da jede ernsthaftere Voruntersuchung fehlt. Sowohl die weite Verbreitung der einzelnen Lieder wie auch die vermutlich ziemlich späte Entstehung lassen sie viel weniger in den Bereich des „echten“ Volksliedes zählen als bisher allgemein angenommen wurde.

Eine Mittelstellung zwischen Arbeitslied, Brauchtumslied und Gesellschaftslied nehmen die Handwerkerlieder und besonders die Lieder der Gesellen ein. Zum Teil handelt es sich hier um Flugblattlieder von weiter Verbreitung, die aber doch in bestimmten Kreisen zunächst gesungen wurden und daher eher als freigewordenes Liedgut zu bezeichnen sind. Lieder wie „Das Frühjahr tut ankommen / Gesellen werden frisch“¹³⁰⁾ oder „Es wohnt ein Meister zu Frankfurt an dem Rhein“¹³¹⁾ sind auch in Niederösterreich bekannt. „Daß die Handwerksbursch brave Leut sein, ja, ja, ja“¹³²⁾ ist eine österreichische Form des auch in Bayern bekannten „Handwerksbursch sein brave Leut“¹³³⁾ Eine große Zahl von Gesellenliedern wie das Binderlied¹³⁴⁾, „Rauchfanglehren ist mein Leben“¹³⁵⁾ und das dazugehörige ältere „Ein Ofenbua, der bin i ja / Stets lustig hopsa hopsasa“¹³⁶⁾ sind erotische Lieder, die nicht brauchtümlich gebunden sind, sondern einen Teil des Gesellschaftsliedes ausmachen.

Die in Niederösterreich zahlreich aufgezeichneten Nachtwächterrufe, zum Großteil von gemeindeutscher Artung, leiten zu den Rufen und rufartigen Liedern über, die jedenfalls in die Nähe des Arbeitsliedes gehören; es ist gebundenes Gut im engsten Sinne. Die Wiener Kaufrufe sind seit dem 18. Jahrhundert immer wieder aufgezeichnet worden und in erster Linie musikalisch von Bedeutung.¹³⁷⁾ Liedartig ist eigentlich nur der Ruf der Wiener Lavendelweiber „Kaufts an Lavendel / zwanzg Groschn a Büscherl Lavendel / An Lavendel kaufts o / Heut hätt i an do“, der in oft sehr

schöner Zweistimmigkeit abgesungen wird.^{137a)} Das Gegenstück zu diesen fast nur musikalischen Rufen sind die Rhythmusmerkmale, die bei manchen Arbeiten, besonders beim Dreschen üblich sind: „Stich d'Rak o!“ oder ausführlicher aus Prolling bei Ybbitz:

Hiasl hatta,
Stich d'Rak a,
Häng d'Haut auf
Bist a Maulaff.¹³⁸⁾

V.

Das brauchmäßig nicht gebundene Gesellschaftslied bildet keine geschlossene Gruppe von Liedern und ist durch kein eigenes Singbrauchtum gekennzeichnet. Hier lassen sich vielmehr nur Lieder vereinigen, die aus Singfreude und Singüberlieferung heraus gesungen werden. Bezeichnend sind für die Art des gesellschaftlichen Singens einige ältere Aufzeichnungen, die für die Gegenwart ihre Gültigkeit behalten haben, wenn man vom Liedgut selbst und der unter Umständen inzwischen verminderten Singfreudigkeit absieht. Bei der Volksliedsammlung von 1819 wurde aus Langenzersdorf der Einsendung der Lieder:

1. Ich hab ein kleines Hüttchen nur.
2. Cupido ist der beste Gast.
3. Wenn ich morgens früh aufsteht.
4. Wenn der Metzger auf die Alma geht.

hinzugefügt „... Volkslieder, welche in Langenzersdorf an Sonn- und Feiertagen unter Abendzeit von den Mägdchen zur Unterhaltung oft gesungen werden.“¹³⁹⁾ Genauer beobachtete zur gleichen Zeit der Pfarrer Franz Koppauer in Arbesbach seine Umgebung. „Die mehr gebildete Klasse pflegt in dieser Gegend Gesänge zu singen, die sich von den Theatern hieher übersiedeln, vorzüglich von dem Wiener und Linzer Theater, die sie im Stuhl (?) kaufen oder anderwärtig hier entlehnen, oder von umziehenden Harfenspielern und anderen Musikanten sich abschreiben oder abschreiben lassen. Ich habe erst unlängst die Sammlung komischer Theater Gesänge von Wenzel Müller, wie auch von Johann Huz und noch anderer in einem Hause meiner Pfarre liegen gesehen. — Die minder gebildete Klasse singt bey sitzenden Arbeiten, z. B. beym Flachsspinnen gern geistliche Lieder, auch andere weltlichen Inhalts: Von uhralten Geschichten. So hörte ich in unserem Jahrhunderte noch von dem tapfern Prinzen Eugen ein Lobgesang singen. Bey nicht sitzenden Arbeiten werden gewöhnlich Tyroler Liedchen oder andere ganz kurze gesungen, bey denen frehlich manchmal ein Broden mitunter läuft, den ein delikater Magen nicht leicht verdauen mag. Gar zu

lange Lieder behagen bei diesen Arbeiten nicht, besonders jungen und flüchtigen Leuten nicht, die bei ihrer schweren Arbeit gern von verschiedenen Gegenständen hören und bei dieser Abwechslung gern munter und fröhlich sind.“¹⁴⁰) Im allgemeinen ist von den späteren Sammlern auf die Singgelegenheiten und Singgepflogenheiten so gut wie kein Gewicht gelegt worden. Am häufigsten sind Kennzeichnungen des Singens im Wirtshaus, wovon Halberstadt aus dem Semmeringgebiet und besonders Ernst Hamza aus der Wechselgegend¹⁴¹) ausgezeichnete Beschreibungen liefern. Die Brüder Böschl¹⁴²) haben im singfreudigen Miesbacher Gebiet ebenfalls viel im Wirtshaus aufgezeichnet, doch weniger das gesellschaftliche Singen, wie Hamza etwa das Bierzeilerwett-singen der Burschen, sondern den gesamten Liedvorrat. Dieses Gebiet, etwa von der Triesting bis zum Semmering, scheint das einzige zu sein, wo sich auch erwachsene Männer zu gemeinsamem mehrstimmigen Singen zusammensetzen, wo auch in den Familien dieses streng geregelte, stark inneralpenländisch betonte Singen gepflegt wird. Von diesen Singgewohnheiten ist aber jedenfalls der Liedvorrat des Gesellschaftsgesanges stark abhängig, da bei größerer Traditionspflege das Einströmen neueren Liedgutes bedeutend erschwert ist. Die Struktur des Liedvorrates des niederösterreichischen Gesellschaftsgesanges läßt sich sehr schwer überblicken; bei etwa dreizehntausend Fassungen, die ungefähr tausend gänzlich voneinander verschiedenen Liedern angehören, fällt diesem Liedgut wieder die überwältigende Mehrzahl zu. Am engsten mit einer gemeinschaftlichen Haltung sind die Scherz- und Spottlieder verbunden, zumal, wenn sie eine Teilung der Sänger voraussetzen wie „Jetzt fahrn wir übern See, widiwe“¹⁴³) oder das weit verbreitete doch nur selten aufgeschriebene „Lebt denn enkä alta Burgermoasta no?“¹⁴⁴) Auch die Lieder mit wachsender Zeilenzahl wie „O Brüderlein, o Brüderlein“¹⁴⁵), das besonders im Wienerwald zuhause ist und „Und wenn ich in da Fruah aufsteh“¹⁴⁶), mehr im Mostviertel verbreitet, gehören hierher. Inhaltlich ist das ortsgebundene Spottlied weitgehend hierherzubeziehen wie „3' Sittendorf mag is net bleiben“¹⁴⁷). Lieder, bei denen Einzelsänger und lehrreimsingender Chor wechseln, schließen sich hier eng an; die Pinzgauer Wallfahrt¹⁴⁸) ist in Niederösterreich ebenso bekannt wie das Länderspottlied „Was bringen uns die Salzburger?“¹⁴⁹) Als Ständespott gehört das in den südlichen Vierteln viel gesungene „Wie machans denn die Schneider?“¹⁵⁰) und wohl auch „Was braucht ma auf an Bauerndorf?“¹⁵¹) hierher.

Die durch ihren Stoff vor allem bekannten und über weite Strecken verbreiteten Lieder lassen sich in die Struktur einer Liedlandschaft vom Gesichtspunkt des Liedvorrates am schwersten einreihen. Von den meisten gemeindeutschen Balladen kann nur ihre Anwesenheit festgestellt werden, ihr Fortleben bis in die jüngste Gegenwart, wie beim Schloß in Dester-

reich¹⁵²), beim Pfalzgrafen überm Rhein¹⁵³), bei der Frau von Weissenburg¹⁵⁴) und bei der Ballade von der Nonne^{154a}). Das Brombeerlied¹⁵⁵) ist in verschiedenen Fassungen im ganzen Lande bekannt, die „Mord-
eltern“¹⁵⁶) mehr im Norden. Der Norden und Osten des Landes scheint überhaupt an der Balladenverbreitung am stärksten beteiligt. So wurden die meisten weitverbreiteten Balladen um Hainburg, in den Vorstädten Wiens, im Marchfeld und in Nordniederösterreich, zum Beispiel um Guttenbrunn, gefunden. Dort haben sich auch sonst wenig oder gar nicht bisher bekannte Balladen gefunden wie die von der schönen Grazerin und dem Jäger:

1. Ins Grasen wollt gehen,
Jung und alt hat sie gesehen,
Daß sie dem Tod entgegen ging.
2. In den Wald ist sie gegangen
Eine Sichel hat sie mitgenommen
Sie hat gegrast ganz ohne Furcht.
3. Raum hat sie recht angefangen
Da kam der Jäger gegangen
Er kam ganz bloß allein zu ihr.
4. Der Jäger tut sichs nicht bedenken
Reißt ihr das Gras aus den Händen
Sie wich zurück, ja wiederum zurück.
5. Raum war sie drei Schritte gelaufen,
So hat sie der Schuß getroffen
Zehn Körnlein Schrot, sie war ja noch nicht tot.
6. Sie rief um ihre Kameraden
Die sich im Wald verlaufen hatten.
Sie waren alle, ja alle im Gebüsch.
7. Sie rief nun Jesus an und Maria an
Und die heiligste Mutter Anna,
Und dieses war ihr allerletztes Wort.
8. „Ach Eltern tut euchs nicht bedenken,
Gott wird euch das Urteil schon schenken,
Gott wird euer gerechter Richter sein,
Gott wird euch eure Sünden schon verzeihn.“¹⁵⁷)

Mordtaten, Hinrichtungen, Verbrechen aller Art reihen sich stofflich hier an und bilden eine umfangreiche Gruppe des Gesellschaftsliedes, ohne Rücksicht auf Alter und Herkunft. Neben weitverbreiteten Liedern wie dem vom Eifersüchtigen Knaben¹⁵⁸) aus Nordniederösterreich, „Es war einmal

ein Pfeifer¹⁵⁹) aus der Gegend um Wiener-Neustadt, verschiedenen Liedern von Kindesmörderinnen wie „Der Halter wollt in Wald austreiben“¹⁶⁰) aus der Pöbbsitzer Gegend, „Meine liebe Mutter, mit mir ist's schon aus“¹⁶¹), das sich schon 1819 in Lilienfeld fand, stehen solche, die von Wien ausgehend im Lande besonders heimisch waren wie „Der ermordete Tischlergeselle“¹⁶²), und ein sonst unbekanntes Lied aus Eibenstein:

1. Ein Kanonier in dieser Stadt
Urlaub zu nehmen er beschloß;
Als er den Urlaubspatz bekam,
Die Reif' er auch gleich vor sich nahm.
2. Wie er gegangen nur eine Stund,
Ein rotes Schnupftuch er da fund;
Wie er dasselbe aufgemacht,
Ein schönes Geld entgegen lacht.
3. Fünfhundert und ein Zehnerschein,
Das Kupfergeld mag auch wohl sein,
Und um sechs Gulden ein Paar Schuh,
Gebunden in ein rotes Tuch.
4. In einem Wirtshaus kehrt er ein,
Zu stärken sich mit Bier und Wein,
Da weint ein Bauer bitterlich,
Er schlug die Hand wohl über sich.
5. Der Kanonier trat gleich hinzu
Und sprach: „Was störet eur Rüh?“
„Ich hab verlorn mein ganzes Geld,
Rein Hilf ist mir auf dieser Welt.“
6. Der Kanonier sprach: „Nun alsdann,
In welcher Münz mein lieber Mann?“
„Fünfhundert Gulden und ein Zehnerschein,
Das Kupfergeld mag auch wohl sein.“
7. „Und um sechs Gulden ein Paar Schuh,
Gebunden in ein rotes Tuch.“
„Hier ist das Geld im Tüchlein,
Und laßt uns gute Freunde sein!“
8. Der Bauer sprach: „Mein lieber Herr,
Zu Fuß da ist die Reise schwer.
Habt sie die Güte zu fahren mit,
So setzen sich in Wagen hin!“

9. Er setzte sich in Wagen hin,
Und wie der Mann nun zu Schlaf anfang,
So nahm der Bauer den Radschuh gleich
Versehte ihm den Todesstreich.
10. Gelegentlich war hier kein Ort,
Wo er den Toten konnt schaffen fort.
In einem Wirtshaus stellt er ein,
Zu stärken sich mit Brot und Wein.
11. Der Wagen blut nun immer fort,
Der hat gewiß begangnen Mord.
Der Wirt der sah den Wagen hin,
Sah er den toten Körper drin.
12. Wie er den toten Körper sah,
Da war der Gendarm auch gleich da.
Der Bauer ward gebunden fest,
Nach Prag geliefert in Arrest.¹⁶³⁾

Sicherlich weiter verbreitet als diese nach Böhmen weisende Mordtat waren Lieder über den großen vormärzlichen niederösterreichischen Räuberhauptmann Grasl, wenngleich sich nicht viel davon erhalten zu haben scheint. Das „Hauptreuber Grasl Lied“ steht in dem handschriftlichen Liederbuch der Marie Bachl aus Herrenbaumgarten (1854), das im weiteren noch zu besprechen sein wird.

1. Die Geschichte ist bekannt,
So sich zugetragen
Unlängst in unserm Kaiserland
Wie man weiß zu sagen.
Was der Räuber Grasl
Hat hie und da getrieben
Und wie manche schlechte Tat
Er täte ausüben.
2. Er schickte nun zu rauben aus
In dem ganzen Lande,
Von Ort zu Ort zu spähen aus
Seine Räuberbande.
Morden, Brennen war ihr Plan,
Stehlen ihre Freude;
Sie ergöhten sich manchmal
Mit ihrer großen Beute.

3. Ein großes Schloß im Böhmerwald

Konnt er nicht bezwingen,
 Er bestürmte es mit seiner Band
 Doch wollts ihm nicht gelingen.
 Da beschloß er diesen Ort
 Mit Feuer anzusteden,
 Aus dem Schloß lief alles fort
 Vor lauter Angst und Schrecken. (hs. Schmerzen).

4. Eine junge Gräfin nur allein

Ist in dem Schloß geblieben,
 Er drang mit seiner Bande ein,
 Sie tät sich sehr betrüben.
 Sie schrie „Ach verschonet doch
 Mein so junges Leben“
 Allein sie mußte schmerzlich
 Doch ihren Geist aufgeben.

5. Nun eilten sie mit ihrem Raub

Eine andere Straßen
 Allwo sie ganz unerlaubt
 Auf einen Pfarrer passen.
 Sie erreichen auch ihr Ziel
 Täten ihn ermorden
 Alles ging nach ihrem Willen
 Fast an allen Orten.

6. Dann verbreiteten sie sich aus

Bis an die österreichische Grenze
 Allwo sie in einem Schinderhaus
 Vollbrachten ihre Tänze.
 Gepuht wie ein großer Herr
 Tāt er zuweilen reiten
 Von Postwägen hin und her
 Kisten mit Gold abführen.

7. Man behauptet frank und frei

In dem ganzen Lande,
 Daß er nicht zu bekommen sei,
 Weder seine Bande.
 Doch hat die Macht der Obrigkeit
 Sie bald überwunden,
 Seine Eltern, Schwester und Braut
 Gefangen und gebunden.

8. Mit dem Grasl selbst
 Tat es nicht lang mehr dauern,
 Weil man in allen Ort und Städt'
 Sehr stark auf ihn muß lauern.
 Er wollte mit dem blauen Dunst
 Die Menschen zwar verblenden
 Mit seiner unsichtbaren Kunst
 Entwischen ihren Händen.
9. Unweit Horn in Mittersdorf
 Dort wurde er gefangen
 Da ward der glückliche Ort
 Nach dem Gesetz verlangen
 Von Wien eine Polizei
 Hat ihn überwunden.
 Sie stießen ihm die Rippen ein
 Führen ihn nach Wien gebunden.
10. Drum spiegelt euch, ihr faulen Knecht,
 Und laßt euch sicher raten,
 Haus Desterreich ist und bleibt gerecht
 Und strafet solche Taten.
 Der seines Nächsten Leben und Gut
 Erfrecht sie anzugreifen,
 Der muß bezahlen mit seinem Blut
 Und bald im Tod erbleichen.¹⁶⁴⁾

Manche Verbrecherlieder sind auch in der selbsterzählenden Form, oft als reuiges Geständnis von Mördern vor ihrer Hinrichtung, gehalten und doch gerne gesungen. Dazu gehört das vielleicht von Wien ausgehende und sehr häufig gehörte „Ich bin ein Bursch von einundzwanzig Jahren / Schwere Eisen muß ich dennoch tragen“⁽¹⁶⁵⁾ wie auch das dazugehörige in Obbsitz aufgezeichnete Gegenstück „Ich bin ein Mädchen von 24 Jahren“⁽¹⁶⁶⁾ Im Liederbuch der Marie Bachl steht ein formal hierher gehöriges Lied „Wer auf des Lasters Wegen wandelt / Der laufet dem Verderben zu“⁽¹⁶⁷⁾ und das merkwürdige „Neue Lied des Fürsten Mörders“:

1. Ach die Nacht ist schon verschwunden
 Und der Morgen grüßt dich kühl,
 Nach zwei grauenvollen Stunden
 Steh ich schon am Lebensziel.
2. Dorten hinter jenen Bergen
 Zeigt sich schon das Morgenrot
 Gleich den schonungslosen Schergen
 Winnt er mir zum nahen Tod.

3. Schon begrüßt mit Feuerflügeln

Mich der Sonne Majestät,

Und mich deckt ein Erdenhügel

Wenn sie wieder untergeht.

4. Schon verfügt man sich der Regel,

Jetzt beginnt mein letzter Gang

Und der Lüfte schwarze Vögel

Krächzen mir den Grabgesang.

5. Mutter, die im Schmerz geboren

Und in Sorgen manche Nacht,

Schlaflos hast und mich verloren

.....¹⁶⁸⁾

Der offenbar hier besonders wichtige Inhalt führt zu den Stoffgebieten des auch außerhalb des Soldatenstandes gesungenen Kriegsliedes hin, wie „Die Sonne sank im Westen“¹⁶⁹⁾ oder „Im Jahre sechsundsechzig / Da ging der Jammer los“.¹⁷⁰⁾ Das weiterhin nicht verbreitete „Schlachtenlied aus Ungarn“, das sich auf die ungarische Insurrektion 1848/49 bezieht,

1. Als einst die Schlacht in Ungarn tät beginnen

Da schlug man sich fürwahr mit Heldenmut,

Ein jeder wollt bei diesem Kampf gewinnen,

Schredlich floß das Menschenblut;

Es wollte lang die große Schlacht nicht enden

Und Oesterreichs Heer wich nie, man hats erfahren,

Es kämpfte fest mit jedem Insurgenten,

Die eben auch nicht minder tapfer warn. (7 Gesänge).¹⁷¹⁾

hat seine Erhaltung bis 1910, wo es bei Großhollenstein aufgezeichnet wurde, sicherlich auch nur dem Umstand des rührenden Wiederfindens der beiden Brüder in der Schlacht zu verdanken, die auf verschiedenen Seiten stehen, sich erkennen und dennoch ihre Pflicht tun. Ähnliche Momente wie hier oder beim Räuber Grasl haben auch Lieder vom Bayrischen Hiasl¹⁷²⁾ weiterleben lassen oder das Straßenräuberlied¹⁷³⁾, das 1819 im Norden (Feldsberg) wie im Süden (Neunkirchen) aufgezeichnet wurde.

Auch die Schichtung des Liebesliedes ist wesentlich vom Stoff bedingt. Neben dem alpenländischen Liebeslied mit seinen feststehenden Motiven, dem Alm- und Wildschützenlied, die zum Teil lose aneinandergereihte Vierzeiler darstellen und in manchen Motiven an das Liebesbrauchtum anknüpfen wie „Heint is die Samstagnacht / Wo mir mein Herzerl lacht“¹⁷⁴⁾ vom Samstagabendbesuch bis zum Fensterstreit wie „Aber i wett um an Herzsiebna / s'Madl hat an Buam drinna“¹⁷⁵⁾, steht das sentimentale Lied des 19. Jh.s, das in größeren Gemeinschaften sehr gern gesungen wird.

Neben das frische Scherzlied wie etwa „Roan Junge kriags is nit / loo Alte mag is nit“⁽¹⁷⁶⁾ oder „Auf der Alm, da wächst a fuglats Gras“⁽¹⁷⁷⁾, Formen, die vor allem dem südwestlichen Gebirgsanteil Niederösterreichs angehören, tritt daher das etwas rührselige Abschiedslied wie „Schöne Köserln, die blüahn im Garten“⁽¹⁷⁸⁾, das mehr dem Donautal zugehört, wie das noch breiter ausführende sentimentale Liedgut von der Art „Von der Wanderschaft der Bua“⁽¹⁷⁹⁾, „Müde feht ein Wandersmann zurüd“⁽¹⁸⁰⁾ „In des Gartens dunkler Laube“⁽¹⁸¹⁾ und vieles ähnliches. Als Beispiel eines gemeindeutsch verbreiteten Liedes in einer sonst nicht bekannten Lesart soll für das ältere Liebeslied als vielgesungenes Gesellschaftslied eine Fassung der Drei Gesellen aus dem Herrenbaumgartner Liederbuch der Marie Bachl abschließend folgen:

1. Es spielen drei junge Gesellen,
Sie spielen was sie wollen,
Sie spielen miteinander den heimlichen Rat
Welcher auf die Nacht eine Schlafgespanin hat.
2. Der eine war darunter,
Der nichts verschweigen kunnte,
„Es hat mich gestern abends ein Mädl angeredt,
Bei ihr da soll ich schlaffen, in ihrem Federbett“.
3. „Bei ihr da will ich schlafen,
Zu Schanden will ichs machen
Zu Schanden will ichs machen und reisen davon
Damit das schwarzbraune Mädchen in Schanden muß dastehn.“
4. Das Mädchen stand unter der Wande
Sie hört ihre eigene Schande,
„Ach so gibt mir Gott meinen Sinn und mein Verstand
Daß mir ka solchener Kerl kommt unter meine Hand.“
5. Und wie der Hammer hat achti gschlagt,
Der Kerl ihr vors Fenster kam.
Er klopfet wohl an mit sein' silbernen Ring,
„Ei schlafest oder wachest, du auserwähltes Kind?“
6. „Ich schlafe nicht, ich wache,
Ich lieg in schweren Sachen,
Ich lieg in schweren Sachen, ich lieg in schwerem Traum,
Du hast mir gestern abends eine falsche Red gegeben.“
7. „Gestern abends war ich betrunken,
Da red't ich nach Gedunken,
Das was ich gestern gredt hab, das macht der kühle Wein,
Steh auf du schwarzbrauns Mädchen, laß mich zu dir hinein.“

8. „Zu mir herein kann ich dich nicht lassen,
 Reit du dieselbige Straßen,
 Reit du dieselbige Straßen, die du längst geritten bist,
 Ohne deiner kann ich schlafen, wannst gleich bei mir nit liegst.“
9. „Wo soll ich hinreiten,
 Es schlafen alle Leute,
 Es schlafen alle Leute und alle Bürgersohn,
 Es blihet, es donnert, es geht ein kalter Wind.“
10. Er setzt sich auf sein Gaule,
 Und haut sich selber aufs Maule,
 „Hätt ich mit meiner blieberblauen Goshen nur stille geschwiegn,
 So hätt ich heute Nacht in einem Federbett können liegn.“⁽¹⁸²⁾

VI.

Der Liedvorrat einer Landschaft kann weder in der Gebundenheit seiner Brauchtums- und Arbeitslieder noch in der Streuung und Stofflichkeit des mehr oder minder gemeinschaftlich gesungenen Gesellschaftsliedes genügen, um die Liedlandschaft zu charakterisieren. Das Kräftespiel, welches den Vorrat erwachsen hat lassen, läßt sich erst bei der Einbeziehung des gesamten vorhandenen gesungenen Gutes erkennen und besonders aus der Herausarbeitung der Herkunfts- und Altersverhältnisse der einzelnen Lieder, die sich meist als Exponenten größerer Kulturschichten und Kulturströmungen erweisen. Diese Herkunftsforschung führt dementsprechend zu den Problemen der inneren Struktur des gesamten landschaftlichen Liedgutes, die nicht mit der Erforschung der Innengeschichte des Einzelliedes gleichzusetzen ist, sondern deren Ergebnisse zu verwerten hat.

Zunächst kann eine Uebersicht über den örtlich wechselnden Liederreichtum zu ganz bestimmten Zeiten das Bild der äußeren Struktur ergänzen. Dazu dient in Verfolgung einer Forschungsrichtung, die erst an wenigen Stellen angesetzt hat, die Heranziehung der handschriftlichen Liederbücher, welche sich manche singfreudige Menschen im Volke anlegen, besonders Soldaten und junge Mädchen. Diese Liederbücher geben keinen Querschnitt durch den Liedreichtum eines Dorfes, oft vielfach nicht einmal durch den des einzelnen Sängers, da sehr oft Lieder eingetragen, meist aus anderen Liederbüchern abgeschrieben werden, die der Schreiber bloß kennenzulernen wünschte, die aber weder bei ihm, noch, was wesentlicher, in seiner Gemeinschaft weitergelebt haben. Man wird diese Liederbücher daher viel eher als stark zeitgebundene Denkmäler der jeweiligen Einflüsse auf das Liedleben zu werten haben, wofür sie dann allerdings wichtiger als das gesungene Lied werden können, das bereits eine gewisse Auswahl mitgemacht hat. — Aus Nieder-

österreich wurden derartige Liederbücher nicht veröffentlicht, wohl aber in den letzten Jahren schon gesammelt. Kennzeichnend für den Geschmack in der nächsten Umgebung Wiens ist der Inhalt des Liederbuches der Frau Grazer aus Gießhübl, 1893 geschrieben.

1. I hob kann Vater mehr, i hob ka Mutter mehr.
2. Es ist jo noch kein Jahr vorbei, das war an schöni Zeit.
3. Wir i bin verwichen, zu mein Dirndl gschlichen.
4. Wenn ich mich nach der Heimat sehn.
5. Was schimmert dort auf dem Berge so schön.
6. Wenn ich mich nach der Heimat sehn.
7. Wenn die Schwalben heimwärts ziehen.
8. Wenns Mailüfterl wagt.
9. Der Wanderer. Ich komme vom Gebirge her.
10. Ich hab ein kleines Hüttchen nur.
11. Der Zigeunerfnabe. Herr im Süd das schöne Spanien.
12. Der Wassergigerl. Fix Laudon Stern hallo hipp, hipp.
13. Das Drahn das is mein Leben. Ich bin ein fesches Haus.
14. Hamburg ist ein schönes Städtchen.
15. Mein Liebchen wohnt am Donaustrand. Ich bin zwar fürs
schöne Geschlecht verlorn.
16. Die Sonne sanft nach Westen.
17. Die Sonne geht im Osten auf.
18. Ich hab dir in die Augerln gschaut.
19. Des Mädchens Klage. Den lieben langen Tag,
Hab ich nur Schmerz und Plag.
20. Zwei Freunderln die wogln von Heuriger zaus.
21. Dirndl tief thrunt im Thal.
22. Zillertal du bist mei Freud.
23. Ich bin die schönste Ditesenz (!) vom wüchsign Wean.
24. 's Madl geht in Wald um Holz.
25. Der Obersteiger. Wo sie war die Müllerin, Zog es auch
den Fischer hin.
26. Das Ringal. I hab amal a Ringal girgt.
27. 's Banfl. Vor meiner Hütte da steht a Bankerl.
28. Da traurige Bua. A Deandl a saubers.
29. I 'rs'z kumt a mal mei Bua auf d'Alm.
30. Da traurige Bua. A Deandal a saubers.
31. Wenn im Lenz die jungen Rosen.
32. Mein Herz ist so traurig, mein Kopf ist so schwer.
33. Wie mein Ahnl zwanzig Jahr.
34. Der erste Schnee. Bin unlängst drinnen so gessen.

35. Wanderlied. Ich zog zur hellen Stadt hinaus.
 36. Das treue deutsche Herz. Ich kenn ein hellen Edelstein.
 36. Laßt man's frachen, es wird nix machen.
 38. Muttersprache, Mutterlaut.¹⁸³⁾

Der Inhalt dieses Liederbuches besteht fast nur aus Volksfängerliedern und Operettentrümmern. Von den hier eingetragenen Liedern werden kaum ein Drittel heute mehr gesungen. Aus Melsdorf in Nordniederösterreich liegen zwei Liederbücher aus verschiedenen Zeiten vor, das des Konrad Schiffmann von 1882 und das des Leopold Anger, in dem von 1909 bis 1931 Lieder eingetragen wurden. Das ältere ist wesentlich durch Vereinslieder, vermutlich infolge Zugehörigkeit des Besitzers zum Deutschen Turnverein beeinflusst.

Vögel singen, Blumen blühen.
 So leb denn wohl du stilles Haus.
 Mit Marschgesang und Liederklang.
 Im Wald und auf der Heide.
 Rühret die Trommel.
 Die Straßen hin und wider.
 Wie lieblich schallt.
 Nachtigall wie sangst.
 Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.
 Sei mir gegrüßt, mein Vaterland.
 Zu Mantua in Banden.
 Hoch vom Erzgebirg.
 Es klappert die Mühle am rauschenden Bach.
 Mit dem Pfeil dem Bogen.
 Das Wasser ist so hell und klar.
 Der Bauer ist ein Ehrenmann.
 Ich hab mich ergeben.
 Schredenstag und Trauerstunde.
 Hinaus in die Ferne.
 Erwacht ihr Schläfer drinnen.
 Laue Lüfte fühl ich wehen.
 Jesus, Jesus komm zu mir.
 Wach auf du Vaterlandsgefang.
 Sechs Jahrhunderte verrauschen.
 Es kam ein Engel hell und klar.
 Auf Christen sind (!) fröhliche Lieder.
 Erfreue dich Jerusalem.
 Wenn ich ein Vöglein wär.

Hinaus in die Ferne.
 Stimmt an mit hellem.
 Ich bin ein deutscher Knabe.
 Mit Hörnerklang und Lustgesang.
 Rupfe, rupfe Gräschen.
 In mächtigen Afforden.
 Seht wie die Sonne dort sinket.
 Trara die Post ist da.
 Leise zieht durch mein Gemüt.
 Hier im Freien unter Maien.¹⁸⁴⁾

Dieses völlige Beherrschtsein vom Schul- und Vereinslied zeigt einerseits einen überaus großen Gegensatz zu dem Gießhübler Liederbuch, anderseits aber täuscht es über das Fortleben älteren Liedgutes in Ahlsdorf selbst. Es ist die völlig einseitige Hervorkehrung einer einzigen Einflussschicht. Eine Mischung sämtlicher Einflüsse, wie es ungefähr dem tatsächlichen Liedleben entspricht, zeigt das Liederbuch der Leopold Anger.

Keine Heimat gibts auf Erden.
 Mit dem Herrn fang alles an.
 Fern im Süd, tief in Spanien.
 Beim alten Lindenbaum ans Bankerl glahnt.
 So leb denn wohl du stilles Haus.
 Steh ich in finstrier Mitternacht.
 Es braust ein Ruf wie Donnerhall.
 Kein Tröpflein mehr im Becher.
 So oft der Frühling durch das offne Fenster.
 Die Sonne sank im Westen.
 Wohl auf Kameraden aufs Pferd.
 Was Dörflein dort zu Ende geht
 Am Ort wo die Wiege stand.
 Es zogen drei Burschen.
 Hinaus in die Ferne.
 Das Jagen im Walde ist mein Leben.
 Woast du Muatterl was mir tramt hat.
 Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein.
 Stimmt an mit hellem hohen Klang.
 Deutschland, Deutschland über alles.
 Schon wieder tönts vom Sturme (!) her.
 Mondnacht is, Mondnacht is.
 's arme Muatterl fränkt sich hamlich ab.
 Wenn die Blümlein draußen zittern.

Mädchen wenn ich dich erblicke.
 Zwoa Sterndal am Himmel.
 Es war um halba neuni.
 Ein Mädchen siht verlassen.
 Es hat a Dirnderl viel gescherzt.
 Bia mei Ahnl zwanzig Jahr.
 Mein Herz ist wie ein Bienenhaus.
 Weil alle gern a Gschichtn wolln hörn.
 Verlassen, verlassen.
 A ganz flans Liedl werd i jekt besingen.
 Drin tief im Böhmerwald.
 In des Waldes düstern Gründen.
 Zu dir ziahts mi hin.
 Von der Alpe ragt ein Haus.
 Im tiefen Keller siht ich hier.
 Nach der Heimat möcht ich wieder.
 Da draußen im duftenden Garten.
 Das ist im Leben häßlich eingerichtet.
 Gott grüße dich.
 Bin ein fahrender Gesell.
 Lieschen in den Wald gern ging.
 Mutter gib mir deinen Segen.
 Zieht im Herbst die Lerche fort.
 Bei der schönen Meisterin.
 Es streuet Blüten jedes Jahr.
 An einem Sonntagsmorgen.
 Leise tönt die Abendglocke.
 Es zogen aus Preußen aus stille.
 Was gibts denn schöneres Leben.
 Drum Brüder setzt euch in die Runde.
 Ob du mich liebst, hab ich den Wind gefragt.
 Wie gerne dir zu Füßen.
 Schönster Schatz ich muß jekt.
 Still ruht der See.
 Ich habe den Frühling gesehn.
 Weiß du noch wie wir am Abend.
 Es war ein Knab gezogen.
 Der Herbstwind schüttelt die Blätter.
 Schöne Röserl blühn im Garten.
 Siehst du den Mond am Abendscheine.
 Drunt in Erdberg is a Gasserl.¹⁸⁵⁾

Hier ist das Vereinslied wie das Volksfängerlied vorhanden und Lieder aus Operetten stehen neben immerhin älteren, vermutlich örtlich schon überlieferten Liedern, wodurch dieses Liederbuch wohl einen Querschnitt so ziemlich des gesamten gesungenen Liedgutes der Gegend gibt. Derartige alle Einflüsse aufweisenden Liederbücher sind am häufigsten, schon weil ein gesinnungs- und vereinsmäßiges Auswählen des Liedgutes auf dem flachen Lande fast nicht vorkommt. Menschen, die gerne singen, legen auf einen programmatischen Liedinhalt wenig Gewicht, weit mehr auf „schöne“ Lieder; ein Mitgehen mit der Zeitströmung ohne Unterscheiden von geistigen Haltungen und Ausdrucksweisen kommt jedenfalls noch dazu. Leider vermitteln die vorliegenden Liederbücher nur Einblicke in die letzten Jahrzehnte. Wenn der Sammlung von 1819 irgendein großer Wert zukommt, dann ist es wohl der, ein Querschnitt durch den Liedvorrat der Zeit des Biedermeier zu sein, und zwar gerade in Hinsicht auf das gesungene, oft durchaus nicht langlebige Liedgut. Einen früheren ähnlichen Querschnitt gibt es nicht. Umfassender, aber gleichfalls durchaus zeitlich bedingt, ist der Querschnitt von 1905—1914, der erste Teil des Sammelmateriale im Volksliedarchiv. Für die Zwischenzeit, etwa die Mitte des 19. Jahrhunderts, müßten noch Liedsammlungen bäuerlicher Herkunft gesucht werden. Eine, allerdings sehr umfangreiche liegt vor: das bereits mehrfach hier benützte Liederbuch der Marie Bachl. Sein sehr bezeichnender biedermeierlicher Titel: „Liederbuch / der / Zusammenhang von / mehreren geschrieben in / Herrenbaumgarten den / 1. Jänner 1854 / für / mich / Marie Bachl / Haus Nr. 145“¹⁸⁶) weist bereits auf die nicht alltägliche Zusammenstellung des Liederbuches hin. Die eingetragenen 116 Lieder und Sprüche stellen offenbar den gesamten Liedvorrat einer jungbäuerlichen Menschengruppe dar, die sich bemühte, einer vermutlich sehr singfreudigen Angehörigen des Kreises eine Gabe nach ihrem Herzen zu widmen. Bezeichnenderweise lassen sich von den 116 Liedern nur achtundzwanzig bei Hummel nachweisen, ein deutlicher Beweis, daß der Liedvorrat einer Landschaft so stark wechselt, daß der Querschnitt von 1819 — die Sonnleithnersammlung — wie der um 1910 — eben die Sammlung des Arbeitsausschusses in ihren Grundbeständen — mit dem um 1850 nicht übereinstimmen.

Damit ist das Problem der äußeren Struktur des Liedvorrates einer Landschaft in voller Deutlichkeit aufgewiesen. Es muß sich nun darum handeln, diese Struktur geschichtlich, den Liedvorrat in seinem Wechsel von Wachsen und Schwinden zu erfassen, was durch eine zeitlich geordnete Darstellung der Einflußschichten am ehesten möglich erscheint, besonders da auf dem Volksliedgebiet Einfluß und Liedgut fast identisch sind, weil die Kulturströmungen eben zugleich auch Liedströmungen sind.

Die Feststellung von Einflußschichten ist die Darstellung der Verbreitung von Liedern, deren Entstehung oder Herkunft örtlich und zeitlich festlegbar ist. Daraus ergibt sich vor allem, daß das absolute Alter eines Liedes nichts über seine örtliche Altersstellung aussagt, da die Liederverbreitung nicht immer in unmittelbarem Zusammenhang mit der Liedentstehung zu bringen ist, vielmehr durch Wiederaufnahme, Neufassung, Druckverbreitung und andere Umstände das relative, örtliche Alter des Liedes von seinem absoluten unabhängig ist. Dieser Umstand ist vor allem für die Bestimmung der ältesten Einflußschichten von großer Wichtigkeit. Unzweifelhaft ist mit einem ältesten Liedvorrat zu rechnen, den die Besiedler Niederösterreichs im Mittelalter aus ihren Stammsitzen mitbrachten. Ob sich davon etwas erhalten hat, läßt sich nicht feststellen; auf dem Gebiete des Arbeitsliedes, etwa bei den Dreschermerkreimen, wie bei manchen Kinderliedern, könnte es der Fall sein. Jedenfalls sind die Brauchtumsgebundenen Lieder entweder selbst von hohem Alter, wie das Lied von der „foaßten Rauchnacht“, oder sie sind in Ablösung älterer Brauchtumslieder entstanden. Einen Teil des Altbestandes machen ferner einige geistliche Lieder aus, von denen „Christ ist erstanden“ vermutlich ohne Unterbrechung seit dem 13. Jh. ungefähr hier gesungen werden dürfte. — Die Schichte der Balladen, die gemeindeutsch, also bei absoluter Chronologie, ins 15. und 16. Jh. zurückführen und von denen manche, wie die „Frau von Weissenburg“ vielleicht noch früher anzusetzen sind, läßt sich örtlich kaum als derart altertümlich ansehen. Bewiesen scheint es nur für jene Lieder, die in örtlichen Quellen der Zeit, besonders in Wolfgang Schmelzls Quodlibet vorkommen, wie „Ich stand auf hohem Berge“¹⁸⁷⁾. Die Ballade vom „Schloß in Oesterreich“ ist nach manchen Annahmen in Niederösterreich entstanden; der älteste Beleg, ein Druck von 1606, trägt bedauerlicherweise keine Ortsangabe.¹⁸⁸⁾ Jedenfalls ist das Fortleben der Balladen aufs engste mit den Fliegenden Blättern verknüpft, welche bis um 1900 diese Lieder, darunter das Brombeerlied, die Nonne und andere in verschiedenen Fassungen immer wieder brachten. Das Lied von der schönen Bernauerin ist örtlich zu ältest erst auf einem Flugblatt von 1817¹⁸⁹⁾ überliefert, wenngleich Tschischka ein hundert Jahre älteres Lied gekannt haben will und es als zu seiner Zeit allgemein bekannt bezeichnet. Ohne den gemeindeutschen Balladen des Spätmittelalters und der Renaissancezeit also ein örtlich hohes Alter in Niederösterreich absprechen zu wollen, muß doch auf das Weiterleben in Drucken eindringlichst aufmerksam gemacht werden. Hier liegen zweifellos auch für die Melodienforschung noch bedeutende Aufgaben vor. — Das Kriegs- und Liebeslied des 17. Jh.s scheint kaum merkliche Einflüsse hinterlassen zu haben, höchstens Christian Weises „Ich habe ein Wort geredet“¹⁹⁰⁾. Es ist dagegen nicht daran zu zweifeln,

daß es im 17. und 18. Jh. selbst vielfach gesungen wurde. Auf das geistliche Lied war diese Zeit von weit bedeutenderem Einfluß.

Ein Querschnitt um 1719 hätte vermutlich ein ähnliches Bild für das Fortleben des Liedgutes des 17. Jh.s gegeben wie der von 1819 für das des 18. Jh.s. Hier lassen sich die einzelnen Liedschichten der Rokokozeit deutlich abheben. Neben dem vorklassischen Lied der Schulmeisterdichtung, wie es in vielen Hochzeitsliedern („Hymenäus, mit was Freuden“ usw.) zum Ausdruck kommt, stehen die Anatreontiker und Zeitgenossen Klopstocks und Wielands aus dem Reich. Freilich ist das Eindringen eines Liedes von Weißer nicht dem eines Raimund später schlechthin gleichzusetzen: zum meist handelt es sich doch um vereinzelte Fälle, die kein sehr beträchtliches Weiterleben aufzuweisen haben, dann aber tritt meist eine besondere Unterstützung noch hinzu. So war es bei Weißers „Philint stand jüngst vor Babetts Tür“ zweifellos ausschlaggebend, daß Joseph Haydn¹⁹¹⁾ es vertont hatte, daß es also erst in seiner Liedform zunächst wohl in Wien und weiterhin auch auswärts bekannt wurde. Zu der gleichen Schichte, allerdings von anderer struktureller Bedeutung, gehören jene Lieder, die im Lande, vor allem in Wien selbst entstanden. Hier waren es insbesondere die Theater, welche seit eben jener Zeit immer wieder auf den Volksgesang von größtem Einfluß sind. Zwischen den Liedern Philipp Hafners¹⁹²⁾ und dem niederösterreichischen Volksgesang besteht eine lebhafteste Wechselbeziehung. Wie schon viele Lieder mit dem 16. Jh. wurden auch die Theaterlieder — darunter auch die Hafners — noch jahrzehntelang auf Fliegenden Blättern weitergedruckt. Die Rolle der Fliegenden Blätter, die bisher nie richtig untersucht wurde, muß hier wenigstens gestreift werden. An auswärtigen Druckereien kamen um 1800 vor allem die großen Druckorte, besonders Steyr, in Betracht, daneben Linz, Wels, Salzburg, Graz, Augsburg und Prag. Später gelangten mehr und mehr Znaim (F. M. Lenf) und Urfahr (Ph. Kraußlich) zur Geltung. Im Lande selbst war es vor allem Wien, das schon im 18. Jh. in so ziemlich allen Druckereien auch Lieder erscheinen sah, was sich im 19. Jh. in einzelnen, geradezu spezialisierten Druckereien fortsetzte. Außerhalb Wiens entstanden Flugblätter, soweit bisher bekannt in Wiener-Neustadt^{192a)} Krems^{192b)} und Reg^{192c)}. Bei allen diesen Flugblattgedrucken ist nicht zu übersehen, daß sie eine Doppelstellung einnehmen und sowohl örtliche neue Lieder bringen, die von ihnen ausgehend sich verbreiten, andererseits aber auch gesungenes Gut gerne aufnehmen und weitertragen, wodurch sie also durchaus nicht immer als Ausgangspunkt oder ältester Beleg eines Liedes aufzufassen sind. — Das in den Volksgesang eindringende Theaterlied des 18. und 19. Jh.s nimmt noch in anderer Hinsicht als bereits erwähnt eine eigene Stellung in der Einflußgeschichte des Volksliedes ein. Das Wiener Theaterlied war seit Hafner so

weitgehend volksmäßig, daß es stets leicht Eingang fand. Sowohl von Schilander und Perinet wie aus verschiedenen unbekannten Stücken sind daher die Lieder im Volk erhalten geblieben. Ferdinand Raimund, der Abschluß des barocken Wiener Volkstheaters, dürfte dabei allen anderen weit voraus sein, besonders mit „So leb denn wohl du stilles Haus“⁽¹⁹³⁾ nur daß gerade seine Lieder fast nie aufgezeichnet wurden, da sie jedem Sammler ihrem Ursprung nach bekannt waren. Die Verbreitung des Theaterliedes ist schon in der Sammlung von 1819 zum Ausdruck gekommen; der Bericht des Arbesbacher Pfarrers Franz Koppauer legt für seine Zeit genügend Zeugnis ab. Auch die Verbreitung von Liedern der Bühne durch den Druck, in diesem Fall durch eigene Sammlungen wie die „Sammlung komischer Theatergesänge“ von Wenzel Müller, dem volkstümlichsten Londichter der Zeit, ist dabei schon zum Ausdruck gebracht.

Eine Schichte anderer Art, die aber zur gleichen Zeit von größtem Einfluß blieb und im Liedgut des 19. Jh.s von hervorragender Bedeutung wurde, ist die des sentimental Liedes. Schon manche Lieder der Zeitgenossen der Klassiker waren auf diesen Ton gestimmt, Gleims „Ich hab ein kleines Hüttchen nur“⁽¹⁹⁴⁾ und andere davon hielten sich auch in Niederösterreich. Zu dem von außen gekommenen Liedgut („Weint mit mir ihr nächtlich stillen Haine“⁽¹⁹⁵⁾ z. B.) gesellt sich dabei noch die Wiener Lieddichtung der gleichen Geistesrichtung; so gering der Einfluß der klassizistischen Wiener Dichtung auf den Volksgesang war (Zedlitz' „Mariechen saß weinend am Spinnrad“⁽¹⁹⁶⁾ ist eines der wenigen Beispiele), so kräftig war das Nachleben der eigenartigen österreichischen Spätromantik. Es ist vor allem das Mundartlied, das im 18. Jh. durch Maurus Lindemayer⁽¹⁹⁷⁾ vorbereitet worden war, jetzt mit einer ganzen Dichterschule dem Volkston sich zu nähern strebte und dabei mehr oder minder große Erfolge errang. Für das sentimentale Lied kommt besonders Anton von Klesheim in Betracht („Von der Wanderschaft da Bua“⁽¹⁹⁸⁾ z. B.). In einem biedermeierlichen Nachklang des Kokofo gefiel sich der unglaublich beliebte Castelli, von dem verhältnismäßig viel weiterlebte („Das Häusl am Roan“ z. B.). Die Gestalt Alexander Baumanns ist dagegen mit einer anderen ganz bezeichnenden Strömung der Zeit, nämlich der Entdeckung der Alpen, verbunden; jene Lieder, die Baumann in engem Zusammenleben mit dem Volk des Salzkammergutes dichtete, die schon deshalb vom Ton des älteren inneralpenländischen Liedes nicht wesentlich zu scheiden sind, wurden, auf dem Weg über Wien, auch nach Niederösterreich getragen („Bua willst auf d' Alma fahrn“ z. B.). In die gleiche Richtung gehört dann die Aufnahme von Liedern Anton Schossers („Müssen wir heut no ins Biri gehn“⁽¹⁹⁹⁾ z. B.), Johann Gabriel Seidls („Nix Bergsteign, nix Jagern“⁽²⁰⁰⁾ z. B.) und vieler anderer. Dieser Weg über Wien wäre für die

Lieder bekannter Mundartdichter nicht so wesentlich zu betonen, wenn damit nicht offenbar noch eine zweite Erscheinung in Verbindung stünde. Es handelt sich dabei um das in Niederösterreich einigermaßen verbindungslos stehende inneralpenländische Lied, dessen alte Ortsständigkeit bei dem Gesamtcharakter des niederösterreichischen Liedvorrats nicht ganz glaubhaft erscheint, das auch seit der Jahrhundertwende in steter Abnahme begriffen ist, im 19. Jh. aber doch von größter Beliebtheit war und dementsprechend häufig ausgezeichnet wurde. Außer dem Gebirgsanteil, der dabei gar nicht so sehr beteiligt scheint, könnte das Land einen Großteil dieses Liedgutes ebenfalls nun über Wien erhalten haben, und zwar eben in der Zeit der Entdeckung der Alpen, des Erzherzogs Johann und der ständigen Verwendung alpenländischer Elemente auf der Wiener Bühne. Durch diese Einwirkungen und wohl auch noch, wie im ganzen deutschen Sprachgebiet, durch den damit im inneren Zusammenhang stehenden Einfluß der reisenden Tiroler Sängergesellschaften dürfte ein guter Teil des Alm-, Jäger- und Wildschützenliedes von größerem oder geringerem Alter verbreitet worden sein. „Wenn ich in da Fruah aufsteh“⁽²⁰¹⁾, „Müaßt's mir nix in Uebel aufnehma“⁽²⁰²⁾, „Bin i net a schöner Kohlnbauernbua“⁽²⁰³⁾, und viele andere gehören hierher. Die geringe Bekanntheit des Tiroler Volksjägerliedes läßt leider hierüber noch weniger aussagen; vielleicht gehört schon die Bemerkung des Arbesbacher Pfarrers (1819), daß bei nicht sitzenden Arbeiten „gewöhnlich Tyroler Liedchen oder andere ganz kurze gesungen“ würden, hierher.

Die Mitte des 19. Jh.s bringt keine wesentlichen neuen Einflüsse, wenn man von den verhältnismäßig kurzlebigen des politischen Liedes um das Jahr 1848 absieht. Ein Zeugnis des sonst seltenen sozialen Liedes ist das

1. Die Zeiten sein halt einmal schwer
 Hat kan Mensch kan Arbeit mehr,
 Alle Arbeit hört si auf,
 Is das nit a wahra Graus
 Die Zeiten san halt amal schlecht
 Handl und Wandl gehn nimma recht. (9 Gesäße)⁽²⁰⁴⁾

das in einem handschriftlichen Liederbuch von 1836 steht. Von den vielen Liedern des Sturmjahres selbst scheint wenig weitergelebt zu haben. In manchen Schichten, vielleicht durch den Einfluß des Studentenliedes, starben Teile des Hederliedes^(204a) bis zur Gegenwart nicht aus. Zwei Lieder des acht- undvierziger Volksängers, Augustin Bez, „'s Marziveigerl“⁽²⁰⁵⁾ und seine traurige Umdichtung des Raimundschen Aschenliedes „Die Welt war einst gewiß“⁽²⁰⁶⁾ scheinen die einzigen Zeugnisse dieser Einflüsse geblieben zu sein. In der Folgezeit lassen sich die Einflußquellen meist bereits leichter fest-

stellen, doch wird nun, besonders mit dem Ansteigen der Volksliedbewegung, kein ganz objektiver Querschnitt mehr geboten. Merkwürdig ist der starke Rückgang der Einflüsse aus dem reichsdeutschen Liedgut, kaum daß einige Soldatenlieder („Bei Sedan auf den Höhen“²⁰⁷) z. B.) den Weg bis Niederösterreich gefunden haben. Dagegen steigt jetzt der Einfluß der in ungemeinem Wachstum befindlichen Großstadt Wien und das Operettenlied wie das stets eine eigenartige Mittelstellung einnehmende Volkslied finden die größte Verbreitung. Auch jetzt ist noch einmal die Liedverbreitung durch fliegende Blätter von hervorragender Bedeutung; seit der Jahrhundertmitte ist es vor allem *Mosbeck*, der fast das gesamte Volkslied verlegt. Später tritt besonders *Josef Blaha* hinzu, neben dem aber noch kleine Volksbuchdruckereien, besonders *Hegenauer*, eine ziemlich große Rolle spielen. Neben dem Koupel mit seiner dem Volkslied nicht sehr zusagenden Chansonform, mit dem pointierten Reim, lebte übrigens auch in dieser Schicht das alpenländische Lied in allen seinen Abarten noch weiter, in „Arrangements“, Bearbeitungen usw., darunter „Wann i auf d' Alma geh“²⁰⁸), „I bin da Turlhofer“²⁰⁹) und manche andere.

Die Beachtung all dieser Einflußmöglichkeiten soll nicht dem Endziel gelten, bodenständige Eigenart zu leugnen und den Liedvorrat als eine in den Zeiten wechselnde Summe von fremdem Gut erscheinen zu lassen. Es kann kein Zweifel herrschen, daß eine eigene Liedschöpfung in bäuerlichen Kreisen neben den vorhandenen Altschichten schon vom rein Stofflichen her den Eigenwuchs des Landes verkörpert, wozu besonders das bergbäuerliche Lied des Südens („Ja unsa Roithausn hat a Loch“²¹⁰) z. B.) zu zählen sein wird. Nur muß auch bei dieser Möglichkeit der Liedentstehung, die wir heute doch wohl noch am wenigsten überblicken, stets mit beachtet werden, daß auch sie mit den zeitlichen und kulturellen Strömungen in Zusammenhang steht. Eine andere Frage ist die nach der landschaftlichen Formgebung, nach landschaftlich zu umgrenzenden Zersingungsarten ebenso wie nach einer landschaftlich charakterisierten Musikalität. Auf diesem Gebiet ist so gut wie nichts vorgearbeitet. Zweifellos wird sich jedoch hier dasselbe ergeben, was sich von der Seite der Liedkartographie in Bezug auf die landschaftliche Zuordnung jetzt schon sagen läßt: Niederösterreich zerfällt in mehrere Kleinlandschaften, die nach verschiedenen Seiten über die Landesgrenzen hin mit anderen Kulturlandschaften verbunden sind. Das ehemals steirische Wechselgebiet wie das ganz anschließende Bergland bis zur Triestingfurche ist ein verhältnismäßig stark abgeschlossenes Gebiet, in dem ein Liedgut vorherrscht, das dem inneralpenländischen, bei weitgehender Selbständigkeit in der Melodik und Sangart, stark entspricht. Der Reichtum an Jodlern und alpenländischen Liedern dieser Gegend weist also im wesentlichen nach der angrenzenden Obersteiermark hin. Das Mostviertel im Westen hängt

im Alpenanteil gleichfalls mit Steiermark zusammen, in den breiteren Tälern und im Vorland dagegen hauptsächlich mit Oberösterreich, wie sich weiterhin auch im Weihnachtslied und Weihnachtspiel²¹¹⁾ besonders kennzeichnend dartun läßt. Das Donautal selbst bildet bis zum Wienerwald im Norden und Süden eine gewisse Einheit, gleichfalls mit dem oberösterreichischen Donautal in Verbindung. Nördlich davon im Waldviertel zeigen sich dagegen deutliche Beziehungen zu den anderen spätbesiedelten Waldgebieten, dem Mühlviertel wie dem Böhmerwald. Vom brauchtümlichen Hochzeitslied, das nur im Waldviertel und im Böhmerwald²¹²⁾ vorkommt, bis zum Gmünder Weihnachtspiel, das die gleiche Verbreitung aufweist, zeigen sich diese Gebiete sehr eng verbunden, was zum Teil auch durch wandernde Holzarbeiter, die in beiden Landschaften zuhause waren, und andere noch aufzudeckende Verbindungswege bewirkt sein mag. Zwischen dem äußersten Süden und dem äußersten Norden des Landes zeigt sich die ganze Spannung, die das Land in dieser Richtung charakterisiert. Während vom Pöbbsfeld nach Pöggstall, also im mittleren Drittel des Landes, nordwärts und südwärts etwa gleich weit entfernt von der Donau, die Hochzeitslieder so ziemlich dieselben sind, stimmen die aus Weitra mit denen aus Feistritz nicht nur nicht überein, sondern haben ihre Verbindungen nördlich, beziehungsweise südlich der Landesgrenzen. Weiterhin liegt über dem Lande jedoch auch eine deutliche Ost-Westspannung. Der gesamte Westen schließt sich in breiter Front an altbesiedeltes Gebiet bairischen Kolonisationslandes an, ohne wesentliche Bevölkerungsbewegungen. Der Wienerwald, als Grenze zwischen Ost und West, ist zum Großteil von hier aus angegangen worden und weist daher besonders in seinem Westabfall große Verbundenheit mit dem Mostviertel auf. Sein Inneres dagegen ist vielfach spät, zum Teil erst im 18. Jh., und zwar wenigstens teilweise durch alpenländische Neusiedler erschlossen worden, womit das Bierzeilersingen und vieles andere zusammenhängen wird. Der eigentliche Osten, der Steinfeldgau wie das ganze Wiener Becken südlich und das Weinviertel nördlich der Donau gehören ihrer Besiedlungsgeschichte wie ihrer Volkskultur nach eigentlich dem deutschen Osten an. Das erst nach den Türkenkriegen endgültig neubesiedelte Viertel unter dem Wienerwald steht dabei in manchen Verbindungen zum Burgenland wie das Weinviertel zu Südmähren und zum Deutschtum der südwestlichen Slowakei. Die Erhaltung alter Balladen wie die Vorliebe dafür ebenso wie das UmzugsSpielbrauchtum, die gemeinsamen Leichenwachbräuche und Lieder bestätigen diese Zusammenhänge. Hier im Osten kommt es auch am ehesten zur Auseinandersetzung mit fremdem Volkstum; sind doch bis heute die Spuren kroatischer und slowakischer Nachbesiedlung im Lande noch vorhanden. 1819 konnte aus Oberstodtall²¹³⁾, wo heute keine Slowaken mehr bekannt sind, noch ge-

meldet werden, daß auch slowakische Lieder — auch brauchtmäßig gebundene — gesungen würden. An der unmittelbaren Volksgrenze, so an der March (Dröfing), wo bis zu einem gewissen Grad schon Zweivölklichkeit herrscht, singen heute die Slowaken ihre eigenen Lieder, haben auch ihr eigenes Dreikönigssingen, während die Deutschen keines besitzen. Beziehungen zu allen Nachbarn lassen sich aus vielen Liedern und Vierzeilern feststellen, doch ergibt sich daraus kein eigentliches Bild. Weit aus wesentlicher ist die Tatsache, daß hier im Osten des Landes die späte Besiedlung wohl auch nichtbairische Siedler gebracht hat, was auf den Volksgesang in Auswahl und Umformung von Einfluß war und wohl noch ist.²¹⁴⁾ Mit der Herausarbeitung all dieser Einflüsse wird sich erst später, bei einem höheren Stand der Sammlung und Forschung im Lande wie in den Nachbarlandschaften das eigentliche Bild der Volksliedlandschaft Niederösterreich darstellen lassen.

¹⁾ Vergl. Schmidt, Der Volksliedbegriff in der Volkskunde: Das deutsche Volkslied. 38, 73 ff.

²⁾ Hier immer nach dem Neudruck herangezogen: Oesterreichische Volkslieder mit ihren Singweisen. Gesammelt von F. Tschischka und J. M. Schottky. Hg. von F. S. Krauß (Der Volksmund Bd. I). Leipzig 1906.

³⁾ Rudolf Wolkan, Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten I/2, Nr. VIII, Franz Spengler, Wolfgang Schmelzl (= Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Oesterreich III) 8 ff.

⁴⁾ Franz Ernst Brückmann, Epistolae itinerariae III. 351 f. Braunschw. 1756.

⁵⁾ Karl M. Klier, Via popeia — ein griechisches Lied?: Das deutsche Volkslied 37, 4 ff.

⁶⁾ Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. 1839, 314.

⁷⁾ Karl M. Klier, Das Volksliedthema eines Haydn-Capriccios: Das deutsche Volkslied 34, 88 ff.

⁸⁾ Vergl. Dominik Hummel, Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Niederösterreich: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich XXIV, 128 ff.

⁹⁾ Schottkys Volksliedernachlaß I. Texte, hg. von Emil Karl Blümmel (Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde VII), Wien 1912.

¹⁰⁾ Hans Norman (Pseudonym für Groß-Hoffinger), Oesterreich wie es ist, II. Wien wie es ist. Leipzig und Löwenberg 1833. 2. Teil, 34 ff.

¹¹⁾ Ant. Friedrich Reil, Das Donauländchen der kaiserl. königl. Patrimonialherrschaften im Viertel Obermannhartsborg in Niederösterreich. Wien 1835, 43 ff.

¹²⁾ Adolf Schmidl, Der Schneeberg, Wien 1831, 95.

¹³⁾ A. Baumgarten, Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Heimat, hg. von A. Deping: Heimatgaue, Linz 7, 1 ff, 96 ff.

¹⁴⁾ R. Landsteiner, Reste des Heideglaubens in Sagen und Gebräuchen des niederösterreichischen Volkes. Jahresbericht des k. k. Oberghymnasiums in Krems, 1869.

¹⁵⁾ Vergleiche dazu die jährlichen Berichte des Arbeitsausschusses für Wien und Niederösterreich (für 1935: Das deutsche Volkslied, 38, 84).

¹⁶⁾ Gustav Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen (Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde VIII) Prag 1913.

¹⁷⁾ Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich XXIV, 1931, 124 ff. Vgl. dazu Schmidt, Nachweise zu niederösterreichischen Volksliedern. Unsere Heimat, N.F. IX, 1936, 347 ff.

¹⁸⁾ Das geistliche Volkslied in Niederösterreich mit besonderer Berücksichtigung des Weihnachtsliedes. Maschinenschriftliche Dissertation der Universität Wien.

¹⁹⁾ Max Jittenbach, Mehrgeselligkeit. Studien am deutschen Volkslied in Lothringen (Schriften des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer in Reich an der Universität Frankfurt. N.F. 4) Frankfurt 1932, 82 ff.

²⁰⁾ Joseph Schopp, Das deutsche Arbeitslied (Germanische Bibliothek II/38).

²¹⁾ Karl M. Klier, Schatz österreichischer Weihnachtslieder, Klosterneuburg, Nr. 4.

²²⁾ Leopold Teufelsbauer, Jahresbrauchtum in Oesterreich, I. Niederösterreich (Bücher der Heimat 11), 27. Neujahrsklieder aus Neulengbach und Orth a. d. Donau: Das deutsche Volkslied 39, 1937, 4 ff.

²³⁾ Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 27.

²⁴⁾ Aufgezeichnet von Karl Schweinzer, 1907, SA (= Sammlung des Arbeitsausschusses für das Volkslied in Wien und Niederösterreich, hier immer Volksliedarchiv genannt) 23/4.

²⁵⁾ Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 28.

²⁶⁾ Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 27.

²⁷⁾ Leopold Schmidt, Alte Weihnachtsspiele. Gesammelt in Niederösterreich, Wien 1937. Nr. XI—XXI.

²⁸⁾ Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 32.

²⁹⁾ Schmidt, Alte Weihnachtsspiele 38 f.

³⁰⁾ Raimund Zoder, Das St. Pöltners Krippenspiel: Unsere Heimat N.F. III, 1 f.

³¹⁾ Raimund Zoder, Das Traismaurer Krippenspiel. Wien 1920.

³²⁾ Joseph Gabler, Geistliche Volkslieder. 714 religiöse Lieder mit 387 Melodien gesammelt in der Diözese St. Pölten. Regensburg 1890. 208.

³³⁾ Gabler, Geistliche Volkslieder Nr. 247 208 f.

³⁴⁾ Heimatkunde des Bezirkes Baden. Wien 1928. 91.

³⁵⁾ Leopold Schmidt, Das Volksschauspiel des Burgenlandes (Wiener Zeitschrift für Volkskunde 41, 1936, 85).

³⁶⁾ Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 36 ff. Heinrich Moses, Das Lichtmesssingen (Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde VI, 54 ff.).

³⁷⁾ Teufelsbauer, Jahresbrauchtum, 39 ff. Arthur Haberlandt, Schauspiele der Volkjugend (Deutsche Bescheffte 4) 5 ff.).

³⁸⁾ Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 41 f.

³⁹⁾ Theodor Bernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich, 250. Josef Zehetner, Das Sommer- und Winterspiel aus Martinsberg (Das deutsche Volkslied 38, 78 ff.); Jdenko Sponner, Volkskundliches aus der Wachau (Das Waldviertel III., Volkskunde, 1926, 133).

⁴⁰⁾ Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 46

⁴¹⁾ Gabler, Geistliche Volkslieder Nr. 110, S. 96.

⁴²⁾ Gabler, Geistliche Volkslieder Nr. 112, S. 99.

⁴³⁾ Gabler, Geistliche Volkslieder Nr. 113, S. 100.

⁴⁴⁾ Gabler, Geistliche Volkslieder, Nr. 115, S. 101.

⁴⁵⁾ Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 51.

⁴⁶⁾ Teufelsbauer, Jahresbrauchtum. R. Zoder und R. M. Klier, Volkslieder aus Niederösterreich, Wien 1934, II, 22.

- 47) Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 61.
- 48) Arthur Halberstadt, Eine originelle Bauernwelt. Volksleben im Semmeringgebiet, 59 ff. Eigene Aufzeichnungen in Aue bei Weissenbach, 1930.
- 49) Heimatkunde des Bezirkes Baden, 95 f.
- 50) Gabler, Geistliche Volkslieder 211, Nr. 250.
- 51) Gabler, Geistliche Volkslieder 209, Nr. 248.
- 52) Aufgezeichnet von Adolf Schuch, Reisenberg, 1936.
- 53) Aufgezeichnet von Franz Langwieser, Schwadorf, 1936.
- 54) Aufgezeichnet von Stephan Biedermann, Raistenfeld, 1936.
- 55) Edmund Frieß, Volksglaube und Brauchtum im Obbatal: Unsere Heimat, N. F. I, 330.
- 56) Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 69.
- 57) Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 75.
- 58) Landsteiner, Reste des Heidenglaubens 69.
- 59) Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 77.
- 59a) Neben den Fliegenden Blättern wären besonders die Wallfahrtsliederbücher zu verfolgen. Vgl. Der fromme Pilger, oder Sammlung von andächtigen Liedern und Litaneien, welche bei Prozessionen und Bittgängen gesungen und gebetet werden. Maria Taserl 1849, ein sehr seltenes Buch, das 139 Gesänge enthält.
- 60) Preitensteiner, Das geistliche Volkslied in Niederösterreich, zählt allein 71 Mariazeller Lieder zu den Volksliedern; volkstümliche gibt es noch weit mehr.
- 61) Hans Plöckinger, Die Mistelbacher Kirchtagsumzüge: Wiener Zeitschrift für Volkskunde 36, 65 ff.
- 62) Aus dem handschriftlichen Liederbuch des Rudolf Reinsberger (1905 als Weinhüter geschrieben) aufgezeichnet von Ernst Schönbauer. SA 37/46.
- 63) Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 82.
- 64) Gabler, Geistliche Volkslieder 223, Nr. 266.
- 65) Gabler, Geistliche Volkslieder 213, Nr. 252. Ein älteres, nach einem Repomuklied gedichtetes Leopoldslied ist „O Diener Gottes, Leopold / Du Schützer unserer Lande!“ 6 Str. Wien, bei Ignaz Grund, ohne Jahr. (Sammlung für deutsche religiöse Volkskunde, Wien).
- 66) Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 10.
- 67) Teufelsbauer, Jahresbrauchtum 11 f.
- 68) Klier, Schatz österreichischer Weihnachtslieder, Nr. 1a.
- 69) Klier, Schatz österreichischer Weihnachtslieder, Nr. 36. E. R. Blümmel—Gustav Gugitz, Von Leuten und Zeiten im alten Wien, 374.
- 70) Klier, Schatz österreichischer Weihnachtslieder, Nr. 39.
- 71) Landsteiner, Reste des Heidenglaubens 37, Anm. 1. Pailler, Weihnachtslieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol I, 307. Baumgarten, Das Jahr: Heimatgaue 7, 15.
- 72) Ludwig van Beethovens sämtliche Briefe, hg. von E. Raftner und J. Rapp, Leipzig 1923, 575 f.
- 73) Hummel, Bibliographie Nr. 931. Zoder—Klier, Volkslieder aus Niederösterreich II, 32.
- 74) Aufgezeichnet von E. R. Blümmel, SA 124/5.
- 75) SA 124/13 Nachlaß Blümmel. Vgl. Jungbauer, Bibliographie 1340.
- 76) August Angenetter—E. R. Blümmel, Lieder der Einserschlüssen (Deutsch-österreichische Bücherei 3) 25.
- 77) Angenetter—Blümmel, 34.

- 78) Angenetter—Blümmel, 100.
- 79) Bernhard Baumgartner, Soldaten-Liederbuch I, 50 f.
- 80) Hummel, Bibliographie Nr. 776.
- 81) Hummel, Bibliographie Nr. 771.
- 82) Ein Ansaß zur Darstellung liegt in den volkstümlichen Schilderungen bei Halberstadt, Eine originelle Bauernwelt, 69 ff.
- 83) Fr. Reil, Das Donauländchen, 45.
- 84) Hummel, Bibliographie 1075.
- 85) Hummel, Bibliographie 382.
- 86) Hummel, Bibliographie 1038.
- 87) Hummel, Bibliographie 374.
- 88) Hummel, Bibliographie 373.
- 89) Hummel, Bibliographie 379.
- 90) Hummel, Bibliographie 376.
- 91) Hummel, Bibliographie 377.
- 92) Fünf geistliche Lieder. Das Erste: Zu der heiligen Mutter Anna / Auf der Welt hab ich kein Freud usw. — Das Zweyte: Hör an mein Christ was ich erklär etc. Neustadt 1808. Sammlung für deutsche religiöse Volkskunde, Wien (2 56).
- 93) Hummel, Bibliographie, 1069.
- 94) Halberstadt, Eine originelle Bauernwelt, 52 (nicht bei Hummel).
- 95) Ernst Hamza, Eine Bauernhochzeit im niederösterreichischen Wechselgebiete: Zeitschrift für österreichische Volkskunde XVIII, 1912, 19. Der Abdruck bei Hummel nicht erwähnt.
- 96) Hummel, Bibliographie 375.
- 97) Hummel, Bibliographie 384.
- 98) Beispiele bei Hamza, Halberstadt und Anton Kerschbaumer, Eligius. Lebensbilder aus dem niederösterreichischen Gebirge: Für Hütte und Palast, IV, 145 f.
- 99) Bemerkungen über die niederösterreichischen Totenwachtbräuche öfter, so bei Eduard Stepan, Heimatkunde der Gemeinde Göstling a. d. Ybbs, Wien 1920, 219; Heimatkunde des Bezirkes Baden, 106 f; Eugen Frischau, Volkskundliches in: Heimatbuch des Bezirkes Horn, I, 482; Kerschbaumer, Eligius, 230; Heinrich Raufcher, Volkskunde des Waldviertels, in: Das Waldviertel III, Volkskunde, 59.
- 100) Das deutsche Volkslied 3, 29.
- 101) Das deutsche Volkslied 3, 48.
- 102) Dieses wie die folgenden Lieder wurden von Franz Reingruber in jahrelanger Arbeit aufgezeichnet. SA 276/3.
- 103) SA 276/6.
- 104) SA 276/7.
- 105) SA 276/10.
- 106) SA 276/1. Vgl. Gabler, Geistliche Volkslieder Nr. 294.
- 107) SA 276/2.
- 108) SA 276/4.
- 109) SA 276/5.
- 110) SA 276/8.
- 111) SA 276/9.
- 112) SA 276/12.
- 113) Beschreibung bei Kerschbaumer, Eligius, 231 mit dem Lied „O ihr Christen hier betracht / Wie der Tod mit seinem Pfeil“ (6 Gefäße).

- 114) E. R. Blümmel und G. Gugitz, Altwienerisches. Bilder und Gestalten, Wien, 1921, I, 205 ff. R. M. Klier, Wir lernen Volkslieder! III, 22 f.
- 115) Schopp, Das deutsche Arbeitslied, 42.
- 116) J. Wurtth—E. R. Blümmel, Kinderreime und Kinderlieder aus Niederösterreich. Anhang zu Franz Ziska: Oesterreichische Volksmärchen: Der Volksmund IV, 87 f.
- 117) Wurtth—Blümmel, 89 f.
- 118) Groß-Hoffinger, Wien wie es ist II, 37.
- 119) Schmidt, Zum Spinnradlied (Das deutsche Volkslied 35, 3 ff.).
- 120) Hummel, Bibliographie 533.
- 121) Hummel, Bibliographie 539.
- 122) Hummel, Bibliographie 633.
- 123) Hummel, Bibliographie 688, Wolfan, Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten II/1, 123.
- 124) Hummel, Bibliographie 674.
- 125) Hummel, Bibliographie 676.
- 126) Hummel, Bibliographie 430.
- 127) Hummel, Bibliographie 684, vergleiche die niederösterreichisch betonte Fassung „Der Raßwalder Holzfnecht“ ebendort.
- 128) Heimatkunde des Bezirkes Baden, 96.
- 129) Hummel, Bibliographie 702.
- 130) In bäuerlicher Fassung: Hummel, Bibliographie 534.
- 131) Hummel, Bibliographie 648.
- 132) Hummel, Bibliographie 647.
- 133) Fr. Ditsfurth, Fränkische Volkslieder Nr. 309.
- 134) Hummel, Bibliographie 310.
- 135) Zoder, Das St. Pöltner Krippenspiel 14.
- 136) Hummel, Bibliographie 708. Das erste Gefäß schließt offenbar an das Vogelfängerlied aus Schikaneders Zauberflöte an.
- 137) Karl M. Klier, Kleine Volkslied-Studien. 1. Alt-Wiener Ausrufe: Das deutsche Volkslied 38, 64 ff. Mehrere Aufzeichnungen bei Groß-Hoffinger, Wien wie es ist, II, 52 ff.
- 137a) Neuere Aufzeichnungen z. B.: Das deutsche Volkslied 39, 61.
- 138) Schopp, Das deutsche Arbeitslied 322.
- 139) SA 99.
- 140) SA 95.
- 141) Hamza, Folkloristische Studien aus dem niederösterreichischen Wechselgebiete (Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 1913, 118 ff.).
- 142) Karl Kronfuß und A. und F. Böschl, Niederösterreichische Volkslieder und Zöbeler aus dem Schneeberggebiet (Oesterreichisches Volkslied-Unternehmen. Arbeitsausschuß für Niederösterreich 1, = Kleine Quellausgabe 5) 4 ff.
- 143) Hummel, Bibliographie 465.
- 144) Hummel, Bibliographie 466; aus Storzendorf im Traisental: Das deutsche Volkslied 34, 30.
- 145) Hummel, Bibliographie 459.
- 146) Hummel, Bibliographie 463.
- 147) Hummel, Bibliographie 487.
- 148) Hummel, Bibliographie 417.
- 149) Hummel, Bibliographie 416.

- 150) S u m m e l, Bibliographie 432.
- 151) S u m m e l, Bibliographie 452.
- 152) S u m m e l, Bibliographie 29.
- 153) S u m m e l, Bibliographie 38.
- 154) S u m m e l, Bibliographie 17.
- 154a) S u m m e l, Bibliographie 54.
- 155) S u m m e l, Bibliographie 4.
- 156) S u m m e l, Bibliographie 15.
- 157) SA 85/13, S u m m e l, Bibliographie 2.
- 158) S u m m e l, Bibliographie 21.
- 159) S u m m e l, Bibliographie 22.
- 160) S u m m e l, Bibliographie 23.
- 161) S u m m e l, Bibliographie 24.
- 162) S u m m e l, Bibliographie 10.
- 163) S u m m e l, Bibliographie 14. SA 28/8.
- 164) SA 222/51.
- 165) S u m m e l, Bibliographie 30.
- 166) S u m m e l, Bibliographie 31.
- 167) SA 222/62.
- 168) SA 222/81.
- 169) S u m m e l, Bibliographie 985.
- 170) S u m m e l, Bibliographie 334.
- 171) S u m m e l, Bibliographie 788.
- 172) S u m m e l, Bibliographie 625.
- 173) S u m m e l, Bibliographie 722.
- 174) S u m m e l, Bibliographie 214. R r o n f u ß—P ö s c h l, Niederösterreichische Volkslieder und Jodler aus dem Schneeberggebiet, 16.
- 175) S u m m e l, Bibliographie 498. R r o n f u ß—P ö s c h l, Niederösterreichische Volkslieder, 12 f.
- 176) S u m m e l, Bibliographie 73. R r o n f u ß—P ö s c h l, Niederösterreichische Volkslieder, 10.
- 177) S u m m e l, Bibliographie 70. R r o n f u ß—P ö s c h l, Niederösterreichische Volkslieder, 11.
- 178) S u m m e l, Bibliographie 85.
- 179) S u m m e l, Bibliographie 1141.
- 180) S u m m e l, Bibliographie 1097.
- 181) S u m m e l, Bibliographie 1067.
- 182) SA 222/82.
- 183) SA 246/1.
- 184) SA 275/72. Aufgefunden von A. Fr ü h w a l d.
- 185) SA 275/73. Aufgefunden von A. Fr ü h w a l d.
- 186) SA 222. Aufgefunden von Sophie A l b r e c h t.
- 187) W o l f a n, Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten I/2, 37, 247.
- 188) W o l f a n, Wiener Volkslieder I/2, 80, 250
- 189) W o l f a n, Wiener Volkslieder I/2, 1, 246.
- 190) S u m m e l, Bibliographie 1052.
- 191) S u m m e l, Bibliographie 1111; Bl. G l o s s h und Robert H a a s, Zärtliche und scherzhafte Lieder aus galanter Zeit, Wien 1925, S. 26.
- 192) H a f n e r, Scherz und Ernst in Liedern, hg. von E. A. B l ü m m l, Wien 1923.

^{192a)} Josef Fritsch und Samuel Müller. — Eine eingehende Darstellung der niederösterreichischen Flugblattliedbrücke bereite ich vor.

^{192b)} Christian Walter, Johann Jakob Kopicz, Ignaz Anton Prärzl, Johann Carl Fichter.

^{192c)} Christo Joseph Hueth.

¹⁹³⁾ Hummel, Bibliographie 1124.

¹⁹⁴⁾ Hummel, Bibliographie 1049.

¹⁹⁵⁾ Hummel, Bibliographie 1152.

¹⁹⁶⁾ Hummel, Bibliographie 1090.

¹⁹⁷⁾ Hummel, Bibliographie 1091.

¹⁹⁸⁾ Hummel, Bibliographie 1141.

¹⁹⁹⁾ Hummel, Bibliographie 1098.

²⁰⁰⁾ Hummel, Bibliographie 1099.

²⁰¹⁾ Hummel, Bibliographie 241.

²⁰²⁾ Rier, Ueber drei Kunstlieder unbekannter Verfasser im Volksmund: Jahrbuch für Volksliedforschung II, 162.

²⁰³⁾ Hummel, Bibliographie 332.

^{204a)} Vgl. John Meier, Volksliedstudien (Trübners Bibliothek 2) 214 ff.

²⁰⁵⁾ Hummel, Bibliographie 836; Fr. v. Helfert, Der Wiener Barnatz im Jahre 1848, Wien 1882, S. 410, Nr. 2031.

²⁰⁶⁾ Hummel, Bibliographie 987.

²⁰⁷⁾ Hummel, Bibliographie 845.

²⁰⁸⁾ Hummel, Bibliographie 551; Fliegendes Blatt bei Josef Blaha um 1900, von Carl Lorenz.

²⁰⁹⁾ Hummel, Bibliographie 535; Fliegendes Blatt bei Josef Blaha um 1900; Arrangement von Carl Lorenz.

²¹⁰⁾ Hummel, Bibliographie 429.

²¹¹⁾ Vgl. Schmidt, Alte Weihnachtspiele. Gesammelt in Niederösterreich, Nr. VII.

²¹²⁾ Jungbauer, Bibliographie S. 573, Volkslieder aus dem Böhmerwald, I, 267.

²¹³⁾ SM 90.

²¹⁴⁾ Raimund Zoder (Schubert und die Volksmusik: Das deutsche Volkslied 11, 1909, 5) hat darauf hingewiesen, daß manche Lieder, besonders aus Nordniederösterreich, sich stark oder nur mit solchen aus Franken decken. Wenn auch im Zusammenhang dieser Darstellung es vermieden wurde, auf Vergleiche mit Landschaften einzugehen, die nicht Nachbarlandschaften sind, so liegt hier doch ein wichtiges Problem vor, das einer eigenen Untersuchung bedürfte.

Deutsches Burschenleben im Ofner Bergland.

Von Eugen von Bonomi (Budapest).

Von den Altersgemeinschaften (Kinder, mannbare Jugend, Verheiratete) spielt die Altersklasse der Ledigen im dörflichen Leben eine bedeutende Rolle. Sie ist der wichtigste und tätigste Träger und Bewahrer besonders der Festsitten.¹⁾ Während die Burschen zumeist weniger oder mehr geschlossene Verbände bilden, ist dies bei den Mädchen im gleichen Alter nur selten der Fall.

Wir wollen hier das deutsche Burschenleben im Ofner Bergland schildern, wie es ist und wie es war.²⁾ Nach den Burschen richten sich vielfach auch die Mädchen. Die Burschenschaften greifen ja gewissermaßen auch in ihr Leben ein. Eben deshalb soll hier — soweit als nötig — auch die gleichaltrige weibliche Jugend in Betracht gezogen werden. Dem Aufsatz liegt das Material aus 24 Gemeinden zugrunde, die ich — Diósd und Telfi³⁾ ausgenommen — im Winter 1935/36 selbst durchforschte, und zwar: Bia, Krottendorf=Béfasmegyer, Promontor=Budafof, Budajenő, Budafalászi, Budafeszi, Budaörs, Csobánka, Diósd, Etyek, Leányvár, Nagytovácsi, Pesthidegkút, Weindorf=Pilisborosjenő, Piliscsaba, Pilisszentiván, Pilisvörösvár, Pomáz, Solymár, Telfi, Klein Turwal=Torbágy, Törökbálint=Groß Turwal, Üröm, Zámboék. Nicht alle haben rein deutsche Bevölkerung. In mehreren sitzen neben dem Deutschtum auch Madjaren und Slawen. Das Brauchtum der einzelnen Dörfer stimmt im großen und ganzen überein. Wo nicht diese oder jene Gemeinde angeführt ist, sind immer alle gemeint. Zur Lautschrift vgl. Elmar v. Schwarz, Lautschrift für deutsche Mundarttexte aus Ungarn: Deutsch-ungarische Heimatsblätter 2 (1930), 243 ff.

Die deutschen Burschengemeinden.

Die Burschengemeinde vereinigt die schulentwachsene männliche Jugend des Dorfes ungefähr vom 16., 17. Lebensjahr bis zur Heirat. Die Kinder (bis zum 6. Lebensjahr), die kleinen (vom 6. bis zum 10. Lebensjahr), mittleren (vom 10. bis zum 14. Lebensjahr) und großen Buben (vom 14. bis zum 16. oder 17. Lebensjahr) bilden lockere Gemeinschaften. Im Kreise der Burschen herrscht — so war es wenigstens bis zur Jahrhundertwende oder noch bis zum Krieg — Zucht und Ordnung. Seither zerfielen die alten Einrichtungen. Die einstige Macht und Bedeutung der Burschenschaften ist dahin.

Das Einkaufen.

Zu den Burschen zählte einst nur der, der sich unter gewissen Förmlichkeiten in ihre Gemeinde aufnehmen ließ, d. h. „einkaufte“.⁴⁾ Dadurch

wurde der große Bube aller Rechte teilhaftig, die ihm einst versagt waren. Zugleich nahm er auch Pflichten auf sich. Obwohl der Brauch des Einkaufens noch in vielen Gemeinden besteht,⁵⁾ hat er seinen alten Sinn schon lang verloren.

Einst.

Der große Bube, „der schon in den Jahren war“ (16, 17 Jahre alt), erschien mit einigen Altersgenossen (die Einzelaufnahme war selten) zur Fastnacht, am Kirchtag oder zu Katharina im Wirtshaus, wo die Burschen beisammen waren. Einer von ihnen brachte ihren Wunsch zum Ausdruck: „Miä wöüln uns äi(n)khaufə losn“ (Wir wollen uns einkaufen lassen), „miä khaufə uns äi(n), wos miəsmə zooln?“ (Wir kaufen uns ein, was müssen wir zahlen?), hieß es kurz. Fand sich jedoch keiner, der sich zu reden traute, blieben sie alle in der Tür stehen und warteten, bis einer der Burschen sie fragte, was sie wollten. Das Betreten des Wirtshauses, ohne gleich zu sagen, warum man eigentlich gekommen sei, war sehr gewagt; man lief Gefahr, sofort hinausgeworfen und tüchtig geprügelt zu werden. Ein Bube hatte ja im Wirtshaus noch nichts zu suchen. Nach den wenig höflichen Worten, die ihnen entgegenschallten, faßte einer doch den Mut, den Grund ihres Kommens anzugeben. Zumeist waren die Burschen von ihrem Kommen schon vorher unterrichtet. (In Budafeszi mußte man sich z. B. vor dem Einkaufen bei einem Altburschen zur Aufnahme melden). Oft waren gerade sie es, die die Jungen dazu ermunterten.

Die Burschen sahen einst nicht nur auf das Alter des großen Buben, sondern auch auf seine körperliche Tüchtigkeit. War er ihrer Meinung nach noch zu schwach, so wurde er auf eine gewisse Zeit zurückgestellt. In einigen Gemeinden hatte der Burschenkandidat tatsächlich auch gewisse Kraftproben zu bestehen. In Budafalász, Piliscsaba, Üröm und Weindorf mußte er in einem Viertel (Getreidemaß)⁶⁾ stehend einen Mehren Weizen vom Boden aufheben, der zu diesem Zweck ins Wirtshaus gebracht worden war (bereits in den 80er Jahren abgekommen). In Groß-Turwal mußte ein Altbursche bestätigen, daß der große Bube unter seiner Aufsicht auf der Herrschaftswiese einmal schon gemäht hatte, also mit der Sense schon umgehen könne (vor ungefähr 100 Jahren). In Piliszentiván hieß es einst: Wer in der Kirche den Blasbalg noch nicht zu treten vermag, ist noch nicht reif zum Einkaufen. Anderswo blieb es nur bei den Fragen, ob man schon einen Sack Weizen aufheben, tragen, verschiedene landwirtschaftliche Arbeiten verrichten könne usw. Mitunter wurden auch Scherzfragen gestellt. In Budaörs fragte man z. B. den Jungen, ob er schon imstande sei, einen Grashalm auszureißen.

Nachdem der große Bube für den Burschenstand tauglich befunden war, mußte er einen Einstand zahlen. Dieser Einstand war von Gemeinde

zu Gemeinde verschieden. Man forderte entweder Geld (1, 2, 3, 4 Gulden)⁷⁾ oder ein Viertel Wein (ungefähr 14 Liter)⁸⁾, manchmal auch ein Faß Bier.⁹⁾ Reichere Dorfgenossen zahlten oft mehr, ärmere weniger. Das Geld übernahmen die Altburschen und ließen dafür Wein bringen. Jedem Buben reichten sie ein Glas Wein und stießen dann mit ihnen an („zur Gesundheit der neuen Burschen“). Wenn sie das Glas zum Munde führten, bekamen sie von den Burschen die Puəschnwatschn (Burschenohrfeige). Die alten Burschen sagten dabei: „Jäiz pist ə Knäicht, ə Puəsch“ (Jetzt bist du ein Knecht, ein Bursch), „tast waast, tast ə Knäicht pist“ (daß du weißt, daß du ein Knecht bist). Man durfte sich nicht zur Wehr setzen. In Budaörs mußte man für die Ohrfeigen vögöülz Kout (vergelte es Gott) sagen. Nicht überall blieb es bei einem Glas Wein. In Buda-leszi und Klein-Turwal hieß es drei Glas Wein nacheinander zu leeren.¹⁰⁾

Ließ man sich an einem Wochentag einkaufen, wo also keine Tanzmusik war, so tanzten in einigen Gemeinden (Csobánka, Pesthidegkút, Promontor) die Altburschen mit den Neuaufgenommenen einige Runden (Harmonikabegleitung). In Solymár gab es an einem Wochentag zum Abschluß oft Schläge. Die neuen Knechte mußten in den 80er Jahren noch durch das Kummeth schlüpfen.¹¹⁾ Zwei Burschen stellten sich mit einem kleinen Kummeth (daß das Durchschlüpfen nicht so leicht sei!) innerhalb der Wirtshaustür auf. Jeder hatte einen Kochlöffel in der Hand. Als es hieß: „Puəm, jäiz käimə tuəchs Khumət“! (Buben, jetzt gehen wir durchs Kummeth!), mußte jeder neue Knecht durchschlüpfen, dabei schlugen die Kummethalter mit den Kochlöffeln auf sie los. Sprang einer darüber, mußte er zur Strafe zweimal durchschlüpfen. Das trug dem natürlich eine doppelte Tracht Prügel ein. An Tanztagen fand das Einkaufen einen schöneren Abschluß. Ließen sich mehrere einkaufen, so gab es für die neuen Knechte einen Tanz (allg., in Klein-Turwal und Pomáz drei besondere Stücke), den sie mit ihren Mädchen¹²⁾ oder mit den jüngeren Tanzmädchen, die eben zugegen waren, tanzen durften. Wenn der Musikant rief: „Jäiz khumt ə Schtikl fiə di näiche Puəschn, wos jäiz äi(n)khauft san (Jetzt kommt ein Stück für die neuen Burschen, die jetzt eingekauft sind), mußten die Altburschen und ihre Mädchen den Tanzboden räumen.

Überglücklich verließen die neuen Knechte abends das Wirtshaus. Bevor sie schlafen gingen, spielten sie den Leuten im Dorfe noch verschiedene Streiche; dies gehörte schon zum Einkaufen. Sie schlugen z. B. die Fenster ein, verschleppten aus den Höfen verschiedene Geräte (in Piliscsaba trugen sie einmal die Schubkarren des Dorfes auf den Kalvarienberg), hängten Fensterläden und Türen aus und trugen sie in die Nachbarschaft, entfernten die Bänke (Pankl) vor den Häusern, warfen Aborte um usw. Der

Bauer war am nächsten Tag sicher nicht angenehm berührt, wenn er den Schaden merkte; was konnte er aber tun? Es werden sich gestern wieder einige eingekauft haben, dachte er bei sich, damit war die Sache auch erledigt.

Dem Wirtshaus, wo man sich einkaufte, gehörte man auch fortan an. Nach dem Namen des Wirtes hieß der Bursch X Puäsch, Y Puäsch (ebenso die Mädchen: X Mäintsch, Y Mäintsch). Solange es in den Dörfern nur ein ständiges Wirtshaus gab, kaufte sich jeder, ob arm oder reich, dort ein. Später kaufte sich der Sohn reicher Eltern im Wirtshaus der Reichen, der Sohn armer Eltern bei seinesgleichen ein.

Mit dem Einkaufen begann im Leben des großen Buben ein neuer Abschnitt. Alles, was ihm bisher verwehrt war, konnte er nun frei genießen: Er durfte mit den Burschen mittun, ins Wirtshaus gehen, bei der Tanzmusik erscheinen, in der Kirche unter den Burschen stehen, rauchen (dem Nichteingekauften schlugen die Burschen die Zigarette aus dem Mund), zu den Mädchen gehen, abends sich auch nach dem Gebetläuten auf der Gasse aufhalten (wenn die Burschen einen Buben um diese Zeit noch auf der Gasse antrafen, prügelten sie ihn oder nahmen ihm den Hut weg oder legten ihn in den Brunnentrog und gossen einen Eimer Wasser über ihn; in Pomáz tauchten sie die Buben in den Dera-Bach. Die Namen,¹³⁾ womit man bisher belegt wurde, bekam man nicht mehr zu hören.

Das Schlafen bei den Eltern in der Stube hatte auch ein Ende. Der neue Bursch mußte von nun an bis zur Heirat im Stall schlafen. Das Lager im Stall entsprach den Burschen auch in jeder Hinsicht. Sie konnten — ohne beaufsichtigt zu werden — ausgehen und heimkehren, wann sie wollten. Oft fanden sich auch Kameraden im Stall ein; dann wurde Karten gespielt oder gesungen.

Jetzt.

Das Einkaufen ist noch in zehn Gemeinden Brauch. Es ist nur noch eine Gewohnheit, woran die Burschen nur darum festhalten, weil sie dadurch öfter kostenlos zu Wein kommen. Auf dem Einstand allein liegt die Betonung. Obwohl sich noch viele Förmlichkeiten erhalten haben, ist das Einkaufen für den großen Buben kein Erlebnis mehr.

Auf das Alter der großen Buben, die sich einkaufen wollen, sieht man nicht mehr so genau wie ehemals. In Etyeß kaufen sich die Buben schon mit 13, 14 Jahren ein. Die Burschen wissen ungefähr, wer von den großen Buben bald an die Reihe kommt. Wenn die Burschen durstig sind, warten sie oft gar nicht darauf, bis sich einer zum Einkaufen meldet. Sie packen den großen Buben, wo sie ihn treffen, führen ihn ins Wirtshaus, und sagen: „Jäiz khaufmø ti äi(n)“ (Jetzt kaufen wir dich ein).

Die Zeche muß er bezahlen. Auch pflegen sie auf die Rechnung eines großen Buben (natürlich auf die seines Vaters) im Wirtshaus Schulden zu machen und stellen dann die Rechnung dem Vater zu. Begleicht er sie, ist sein Sohn eingekauft (Piliscsaba).

Einkaufen kann man sich — Advent und Fasten ausgenommen — im allg. zu jeder Zeit. Die alten Einkaufstermine werden aber noch beachtet.¹⁴⁾

Der Einkauf muß, wie einst, bei den älteren Burschen erfolgen. In Piliscsaba kam es vor 4 Jahren zum erstenmal vor, daß ein Wirt einkaufte. Da er noch keine Burschen hatte, lud er mehrere 15, 16-jährige Burschen zu sich ein, bewirtete sie, ließ ihnen zum Tanz aufspielen und sagte schließlich: „Nun seid ihr meine Burschen.“

Der Ort des Einkaufens ist das Wirtshaus. In Etnes (oft auch in Budajenö) findet es im Keller statt. Den großen Buben kaufen die Burschen, die in der Gasse wohnen, im Keller seines Vaters ein. Eingeladen werden sie von den jüngsten Burschen (Einladungsformel: „Tu sulst khumə zu X säi(n) Viertl Wäi(n)“). Aus dem Keller wird der Bube — wenn der Vater noch etwas springen läßt — mit der Bauernkapelle ins Wirtshaus begleitet.

Kraftproben gibt es nicht mehr. In Piliscsaba wird der Bube auf seine Fertigkeit im Tanzen geprüft (seit 1935).

Der Einstand ist nicht festgesetzt. Das wenigste, was einer zahlen muß, ist 1—3 Liter Wein. In Etnes und Üröm hält man sich noch an das Viertel Wein.

Das Bruderschaftstrinken ist überall Brauch. In Etnes schenkt der jüngste Bursch allen den Wein ein. Wird seine Hand dabei naß, so bekommt er vom ältesten Burschen eine Ohrfeige. Nach dem Trinken reicht jeder Bursch dem neuen Knecht die Hand und sagt: „I wintsch tə vüü(l) Klik zu täi(n) Knäichtnschtaund“ (Ich wünsche dir viel Glück zu deinem Knechtstand).

Während des Trinkens (in Pesthidegüt während des Tanzes) heben die Burschen den neuen Knecht in die Höhe und rufen Vivat! oder éljen (madj. = hoch). Den Rest des Weines gießt er auf die Untenstehenden (mit Vorliebe auf die Mädchen) herab. Die Musik spielt hierauf einen Tusch. Nachher lassen sie ihn fallen. Erst jetzt bekommt er die Burschenohrfeigen.

Die Neueingekauften bekommen ihr Schtikl (Stück, Tanz) oft auch heute noch.

Das Gefühl der Geborgenheit, der Stolz endlich schon dem Kreise der Burschen anzugehören, geht dem neuen Burschen von heute vielfach ab. Das Einkaufen ist kein Übergangsbrauch mehr, sondern nur noch eine Eintrittskarte ins Wirtshaus. Jeder geht nun seine eigenen Wege, ohne einem älteren Burschen dafür verantwortlich zu sein.

Der Burschenrichter.

An der Spitze der Burschengemeinden stehen überall die Rekruten. Einen Burschenrichter kannte man nur in Csobánka. Mit dem Krieg ist diese Würde auch hier abgekommen.

In Csobánka wohnen Deutsche (Katholiken), Slowaken (Katholiken) und Serben (Orthodoxe). Die Dorfgemeinschaften stehen miteinander im allg. in guten Beziehungen. In einem kleinen Dorf wie dieses ist ja das Zusammengehen der einzelnen Volksgruppen eher der Fall als in einem großen (z. B. Pomáz). So war es auch im Burschenleben. Die Burschen setzten sich einen gemeinsamen Richter, dem alle gehorchten. Gewählt wurde er im Herbst, nach der Ernte. Zur Wahl versammelten sich deutsche, slowakische und serbische Burschen in einem Wirtshaus. Jeder Volksteil stellte einen Richterandidaten. Auf den die meisten Stimmen fielen, der wurde Burschenrichter. Diese Stelle hatte er drei Jahre lang zu bekleiden. Nach der Wahl überreichte der Vorgänger dem neugewählten Burschenrichter das Zeichen seiner Würde, eine Riemenpeitsche mit den Worten: „Da hast sie du jetzt und machst Ordnung weiter.“ Der neue Richter bewirtete dann die Wähler. Nicht immer nahm die Wahl einen glatten Verlauf. Wählte man z. B. zweimal nacheinander einen Deutschen, (das Deutschtum ist in der Mehrheit), so entbrannte der Kampf zwischen Deutschen und Slawen. Gar oft kam es deswegen zu Raufereien.

Pflicht des Burschenrichters war: Schlägereien zu verhindern, die Buben aus dem Wirtshaus zu jagen, bei Hochzeiten den „Burschenausstand“ (ein Viertel Wein) entgegenzunehmen und gerecht zu verteilen, wenn er ein Katholik war, mußte er auch in der Kirche unter den Burschen Ordnung halten.

Schließlich sei bemerkt, daß der katholische Burschenrichter immer mehr Ansehen und Macht hatte als z. B. der orthodoxe. Hinter ihm stand der größte Teil der Burschen (Deutsche und Slowaken). Der Orthodoxe konnte sich nur auf seine serbische Minderheit stützen.

Die Rekruten.

Das größte Ansehen, die meisten Rechte und Freiheiten hatten in der Burschengemeinde immer die Rekruten (Jahrgang der Stellungspflichtigen). Sie waren die Tonangeber im Dorf. Alle jüngeren Burschen der Ortschaft unterstanden ihnen.

Der Tag der Stellung war ein wichtiges Datum. Nun sollte nämlich die Entscheidung fallen, wer körperlich tüchtig oder wer minderwertig ist. Untauglich zu sein galt für eine große Schande. Bei den Mädchen legte man sich damit auch keine Ehre ein. Am Morgen des genannten Tages

zogen die Burschen zu Fuß oder mit Wagen singend auf den Musterungs-ort.¹⁵⁾ Ihr Hut war mit Bändern in den Landesfarben reich geschmückt. Auf dem Weg zum Musterungsort gab es keinen Unterschied zwischen den Burschen. Jeder war froh gelaunt, jeder hatte gleichen Hutschmuck, jeder wollte seinen Mann stellen. Nach der Musterung war es aber anders. Die Untauglichen (Kripln [Krüppel], Kriplsoldoon [Krüppelsoldaten], Ulaanə [Ulanen] in Budajenö) wurden aus dem Kreis der Tauglichen ausgeschlossen. Man beraubte sie außerdem ihres Hutschmuckes¹⁶⁾ oder zwang sie, ihren Hut anders zu schmücken.¹⁷⁾ Bei der Heimfahrt war für sie der „Krüppelwagen“ (der letzte Wagen) bestimmt. Manchmal hieß man sie auch zu Fuß zurückkehren. Am Abend fanden sich die Rekruten im Wirtshaus ein, wo sie bei Wein und Gesang beisammensaßen. Die Zecher bezahlten die Untauglichen. Bis zum Einrücken galt es noch alle Freuden der Jugend auszukosten.

Die Zeit, wo man den Heimatsort verlassen und die Kaserne beziehen mußte, war endlich da. Am letzten Sonntag fand die sogen. Rekrutn-, Soldoon- oder Äi(n)rukmuusi (Rekruten-, Soldaten-, Einrückmusik) statt. Da gab es für sie einige Tänze (Rekrutenschtikl). Andere durften nicht mittanzen. Bevor der Bursch den Heimatsort verließ, nahm er von allen Verwandten und Bekannten Abschied (fiotkout näimə Lebewohl sagen).¹⁸⁾ Nebst guten Ratschlägen brachte dieser Abschiedsgang auch einige Gulden ein.

Die Einrückenden geleitete Alt und Jung bis ans Dorfende. Hier spielte die Bauernkapelle zum Abschied einen Marsch, wonach die Burschen sich auf die Wagen setzten und Soldatenlieder¹⁹⁾ singend abzogen. Gute Kameraden begleiteten sie auch bis zur Kaserne. Unterwegs lehrten sie in alle Wirtshäuser ein.

Den Soldaten, der auf Urlaub kam, betrachteten die heimgebliebenen Burschen als Gast. Ein Muusiköö(l)d (Musikgeld, Eintritt zur Tanzmusik) forderte man von ihm nicht. Nach dem Abrüsten mußte er aber wieder zahlen.²⁰⁾

Das Ende der Dienstzeit, den Tag der Heimkehr begrüßte die ganze Gemeinde mit Freude. Am meisten freuten sich die Mädchen; es war nun Aussicht, bald unter die Haube zu kommen. Die Uəlaubəschtikln (Urlauberstücke, Tänze der ausgedienten Soldaten) lockten immer viele Mädchen herbei.

Die Dienstboten.

Als vollwertige Mitglieder der Burschengemeinde galten zu jeder Zeit auch die Knechte, die im Ort in Dienst stehen. Sie dürfen mit den Burschen mittun, besuchen dasselbe Wirtshaus, gehen ebenso zum Tanz wie diese. Zurückgestellt oder gar verachtet werden sie nirgends. Wo es

mehr Knechte gibt (in größeren Gemeinden wie z. B. Budaörs, Promontor, Pilisvörösvár u. a.), bilden sie oft eine kleine Gemeinde für sich. Die Gründe, die sie zusammenführen, sind ja verständlich: gleiche Interessen und Erlebnisse, oft sind sie Landsleute usw.

Die Knechte sind in der Regel rüstige arbeitsfähige Burschen, die die Jünglingsweihe sicher schon empfangen haben. Bevor man sie am Dienstort in den Kreis der Burschen aufnimmt, werden sie befragt, ob sie schon eingekauft sind. Die Antwort lautet nur höchst selten: Nein. In Csobánka mußten sie sich, ob sie eingekauft waren oder nicht, von neuem einkaufen. In Etnes bekommt der Diensthote, falls er noch nicht eingekauft ist (er stammt unter Umständen aus einer Gemeinde, wo das Einkaufen unbekannt oder bereits abgekommen ist), außer seinem Lohn vom Dienstherrn noch ein Viertel Wein, daß er sich bei den Burschen einkaufen könne. Der Einkauf in Gestalt von Getränken blieb früher keinem Knecht erspart. Jetzt fordert man ihn, meines Wissens, nur noch in Leányvár.

Die Knechte sind fast ausschließlich Fremde (aus dem Schildgebirge, aus den ärmeren Gemeinden des Ofner Berglandes oder aus dem Weißenburger Komitat). Im Heimatsort pflegt man sich nicht zu verdingen (Schande, Stolz). Aus gewissen Gemeinden geht man überhaupt nicht als Knecht: Budaörser treffen wir weit und breit nicht an.

Nationale Zugehörigkeit der Knechte: In überwiegender Zahl Deutsche, oft Madjaren,²¹⁾ selten Slawen. Die andersstämmigen Diensthoten nehmen die deutschen Burschen ebenso liebevoll auf wie die Deutschen. Viele heiraten am Dienstort und werden dort ansässig.

Das Wirtshaus.

Das Wirtshaus spielt im Leben der Dorfjugend sowie auch der Männer eine große Rolle. Hier verbringt man seine Freizeit, hier „erholt“ man sich nach der schweren Arbeit der Woche. Die zu einem Wirtshaus gehören, bilden gewissermaßen eine Familie, eine Partei. Das Wirtshaus ist ihr zweites Heim.

In unseren Gemeinden gab es bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts überall nur ein Wirtshaus, das Herrschaftswirtshaus oder auch „großes Wirtshaus“ genannt. In diesem einzigen Wirtshaus war alt und jung, arm und reich beisammen. Die Burschen saßen in der Burschenstube — wenn es eine gab —, die Männer in der Männerstube. In die Männerstube wagten die Burschen nicht einmal recht hineinzugucken. Traten Männer ins Wirtshaus, sprangen gleich einige Burschen auf und überließen ihnen ihren Platz. Mit dem Aufkommen neuer Wirtshäuser (70er, 80er Jahre) wurde die alte Eintracht gestört. Die Reichen behaupteten auch weiterhin ihren Platz im großen Wirtshaus, die Armen, Häusler,

Tagelöhner, Handwerker, schieden gewöhnlich aus, setzten sich anderswo fest und bildeten oft eine Schutz- und Trutsgemeinschaft.²²⁾ Dadurch verschärften sich die alten Gegensätze zwischen arm und reich, Unter- und Oberdorf, die im gemeinsamen Wirtshaus überbrückt waren. Dies führte zu Reibereien. Zwischen Burschen und Burschen wurden also Schranken aufgerichtet. In einigen Dörfern war das Betreten eines anderen Wirtshauses durchaus nicht ratsam, ja geradezu verboten. In Promontor, z. B. wurde bis 1873 strenge darauf geachtet, daß sich niemand anderswohin „verirre“. Jede „Klasse“ hatte ihr Wirtshaus. Bei Peter Hofhauser waren die „Dörfler“-Burschen und -Mädchen (die Reichen), bei Franz Wagner die Handwerker („Glandra“, „Schwalbenschweifröde“) und ihr Mädchenkreis, bei Franz Schmied die Hauer, Steinbrecher und die Kwöülnmaadl (Quellenmädchen, Mädchen, die bei den Saxlehner'schen Bitterwasserquellen beschäftigt waren), bei Joseph Has (im Volksmund das Wirtshaus zu der Laus) die Knechte und Mägde und die Nichtdeutschen. In Budaörs war der Wirtshausbesuch bis zum Krieg nach Gassen folgend geregelt: Die Burschen und Mädchen aus der Oberen Gasse (die Proosla,²³⁾ die Reichen) gingen zu Anton Herzog, die aus der Neugasse zu Johann Krud, die Kleinhäusler zu Andreas Hauser. Auch in anderen Gemeinden war die Jugend nach Vermögen und Stand gesondert. Gelegentlich erschien man auch im Wirtshaus der anderen (Tanzmusik), da hieß es aber schweigen und sich gut benehmen, wollte man nicht an die Tür gesetzt werden. Die Kriegs- und Nachkriegszeit brachte die Leute einander näher. Heute gibt es keinen Zwang mehr. Jeder geht jetzt dorthin, wohin er will, besser gesagt, wohin seine Kameraden gehen.

An Wirtshäusern sind unsere Gemeinden reich. Für die Jugend kommen natürlich nur die in Betracht, wo man auch tanzen kann. Räumlichkeiten, die nur für den Tanz bestimmt waren, kannten die Alten nicht. Heute gibt es überall geräumige Tanzböden.

Die Freizeit verbringt man auf dem Dorfe, wie erwähnt, im Wirtshaus. Das war nicht immer so. An Wochentagen hatte der Bursch im Wirtshaus einst nichts verloren. Auch die Sonn- und Feiertage wurden nicht unbedingt dort zugebracht. Im Frühjahr und Sommer, besonders dann, wenn keine Tanzmusik war, zogen Burschen und Mädchen manchenorts auf die Gemeindewiese, wo sie sich mit verschiedenen Spielen (Ballspiele, blinde Kuh, Stoß werfen, Messer werfen, Karten usw.) die Zeit vertrieben. In Bia spielte die Jugend vor der herrschaftlichen Kornkammer (bis zum Krieg), in Pilisscaba auf dem „Ruhstand“ (bis 1899), in Pilisvörösvár auf der Hutweide (noch vor 40—50 Jahren), in Promontor auf der Herrschaftswiese (noch vor 50—60 Jahren), in Üröm auf der Gemeindewiese (noch vor 40 Jahren) usw.

Das Taschengeld, das der Bursche einst vom Vater bekam, ließ einen häufigen Wirtshausbesuch auch gar nicht zu. Wenn er zum Tanz ging, erhielt er 1 Gulden Musikgeld, sonst nur 5—30 Kreuzer oder nichts. In Krottendorf gab es vor 60—70 Jahren nur Musikgeld. Da einem für Getränke nicht viel übrig blieb, trank man im Wirtshaushof Wasser (die Wirte gingen dabei auch zugrunde). Dem Tisch in der Wirtsstube lehrte man den Rücken. Die Perbáler (eine deutsch-slowakische Gemeinde) nahmen sich zum Zeitvertreib Kürbisterne ins Wirtshaus mit, die sie dort lauten. Das Zechen im Wirtshaus war also bei der Jugend nicht Mode. Mädchen schämten sich geradezu, wenn ihnen der Geliebte etwas anbot. Geistige Getränke tranken sie überhaupt nicht. Jetzt sind gerade sie es, die die Burschen zum Schenktisch führen.

Die Dorfjugend und der Tanz.

Vormittag die Kirche, nachmittag das Wirtshaus und der Tanz; das ist kurz das Sonn- und Feiertagsprogramm der Burschen und Mädchen.

In alter Zeit gab es nur wenig Tanzgelegenheiten (Fastnacht, Kirchtag, Katharina). Die Jugend unserer Tage kann sich in dieser Hinsicht wahrlich nicht beklagen. Heute muß man sich nur in der Advent- und Fastenzeit und an einigen großen Feiertagen (Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Dreifaltigkeitssonntag, Fronleichnam) des Tanzens enthalten, sonst steht es frei.²⁴⁾ Die Erlaubnis zum Tanz erteilte einst der Pfarrer und der Richter (Bürgermeister). Nicht der Wirt mußte um die Bewilligung der Tanzmusik ansuchen, sondern die Burschen der Gemeinde. Zuerst trugen sie ihre Bitte dem Pfarrer vor, erst dann gingen sie zum Richter. Der Richter fragte in der Regel: „Seid ihr schon bei dem Herrn Pfarrer gewesen“? Beide mußten ihre Zustimmung geben. Später, in den 80er, 90er Jahren, war nur noch der Richter maßgebend; jetzt der Oberstuhlrichter. Die Burschen haben dabei nichts mehr zu tun; alles besorgt der Wirt.

Der Tanz beginnt nach der Vesper. Man tanzt — die Nachtmahls-pause ausgenommen — bis in die Morgenstunden.²⁵⁾ Einst wurde schon zur Zeit des Gebetläutens Schluß gemacht. Jeder beeilte sich, den Tanzboden zu verlassen, um nicht „Besen“ genannt zu werden. Das Gebetzzeichen vermag dem Tanz keinen Einhalt mehr zu gebieten.

Die Mädchen kommen im allg. allein zum Tanz.²⁶⁾ Abgeholt werden sie nur zum Ball (in Pomáz nicht), in Csobánka und Budaörs (in Buda-lászl und Nagykövácsi bis zum Krieg) auch an den drei Faschingstagen, in Budaörs auch am Kirchtag. Die Erlaubnis dazu holt der Bursch bereits eine Woche oder einige Tage bevor (jetzt auch schon am selben Tag) von den Eltern des Mädchens ein. Er sagt einen kleinen Bittspruch in Reimen her oder hält in schlichten Worten um das Mädchen an:

Pin i khumə, pin i too,
Käipzmə äingə Touchtə, naa owə joo?

(Jfámbeť.)

Veittə, Paasl, Maam,
Säiz olli zwaa təhaam,
Käipz mə äingə Maadl zən taunzn,
I pring si äing jo widə haam.

(Bomáz.)

„X Veittə, tuəfət i mit äingə (Lisi) mitkeen əfs Päil?“ (X Better, dürfte ich mit euer Y auf den Ball gehen?), — „X Paasl und Y Veittə, i taat äing reicht schäi(n) pitn, tasi äingə Touchtə auffiən tāaf“ „(X Base und Y Better, ich würde euch recht schön bitten, daß ich eure Tochter „aufführen“ darf), — „Veittə und Paasl, läichtsmə äingə Touchtə əm Fosching zən Taunz. Mit aan Fuəs auf, min aundə(r)n niidə, waun te Fosching vəriiwa is, pring i si äing wiidə“, (Better und Base, borgt mir eure Tochter für Fastnacht zum Tanzen. Mit einem Fuß hoch, mit dem anderen nieder, wenn der Fasching vorüber ist, bringe ich sie euch wieder; Nagyköváci und Groß Turwal). Der Bursch wird bei dieser Gelegenheit bewirtet. Das Mädchen schenkt ihm ein Taschentuch (jezt schon selten), einen Blumenstrauß oder Rosmarin. Wenn die Jungen auf den Ball gehen, zahlt der Bursch den Eintritt und das Nachtmahl im Wirtshaus, sonst das Mädchen. In Nagyköváci (vor 50—60 Jahren) und in Jfámbeť (ungefähr bis 1900) mußte der Bursch das Mädchen zu jedem Tanz abholen.

Einst durften die Mädchen den Tanzboden nur dann betreten, wenn sie die Burschen von der Gasse, wo sie sich versammelt hatten, hineinriefen (Budakeszi, Budaörs, Pilisvörösvár). Jetzt gehen sie gleich hinein. Eintritt zahlen die Mädchen erst seit dem Krieg. Auf dem Tanzboden stehen sie Arm in Arm, entlang der Wände. Die älteren Mädchen sehen die Jüngeren nicht gern beim Tanz (Konkurrenz). Sie stoßen sie auch zurück, beschimpfen sie „wos suchə tee rouziche Viichə too?“ (Was suchen diese roßigen Vieher da?) — „Tee haum no iərə Feedəpiksl in Kii(d)l-sok trinnə“ (Die haben noch ihren Federkasten im Kittelsack) oder hängen ihnen einen Zuzl (Zutscher) an. In Budakalász mußte sich das junge Mädchen, das zum Tanz kommen wollte, bei den älteren einkaufen. Dieses Einkaufen bestand darin, daß es sie zu sich einlud und ihnen saure Milch vorsekte (zulezt in den 60er Jahren des 19. Jh.s).

Die Aufforderung zum Tanz geschieht durch Winken (einst) oder man tritt zum Mädchen und sagt: „Ist erlaubt?“ Das Mädchen darf keinen der Burschen zurückweisen. Eingedenk der Folgen, die das „Beförben“ des Tänzers nach sich ziehen würde, wagt es auch niemand. Der abgewiesene Bursch hat nämlich das Recht, das Mädchen auf der Stelle zu ohrfeigen (jezt kommt das schon selten vor), es zum Tanz zu zwingen („Wirst du

hergehen!“, „Ob du hergehst!“), mitten im Tanz stehen zu lassen oder es hinauszuerwerfen. Beschämend ist auch das „Hinausspielen lassen“. Der Abgewiesene bestellt einen Marsch, nimmt das Mädchen am Arm, führt es zur Tür und stößt es hinaus. Für diesen Tag ist das Mädchen vom Tanz ausgeschlossen.

Während das Mädchen mit einem Burschen tanzt, darf es kein anderer zum Tanz auffordern (in der nächsten Umgebung von Budapest tut man es schon). Es ist jedoch Brauch, fremden Burschen die Partnerin nach einigen Runden zu überlassen („aufführen“). Nach dem Tanz klatscht Bursch und Mädchen einander in die Hände (sie geben einander einen „Patsch“). Das Handreichen nach dem Tanz ist städtischer Import. Nach dem Tanz hat der Bursch dem Mädchen gegenüber keine Verpflichtung. Es stellt sich wieder in den Kreis seiner Kameradinnen und wartet, bis es ein anderer zum Tanz führt.

Es gehört wohl zu den seltensten Fällen, daß ein Bursch oder ein Mädchen nicht tanzen kann. Schüchterne hat es aber immer gegeben, diese belegt man mit verschiedenen Namen: Wingllaanə, — puzə, — khiəə, rutschə, — schteəə, Troutl, Trauminäit (Winkellehner, — pužer, — tšerer, — rufšer, — steher, Trottel, Traumich-nicht), Schimlholdə (Schimmelhalter Leányvár), Laamnuu(d)l (Lehmnudel Bia, Leányvár, Pesthidegút), Töüli (Tölpel Promontor), Möö(l)leik (Mehlfleck Zsámbék), Flutn (Budajenő).

Dem Tanz der Jugend sehen oft auch die Mütter der Mädchen und jungverheiratete Frauen zu. Ihre Gegenwart, die ständige Aufsicht, ist aber den Burschen nicht sehr willkommen. Wenn sie ihnen schon lästig werden, versuchen sie sie auf alle Art zum Verlassen des Tanzbodens zu bewegen. In Solymár (einst auch in Piliszfaba) streuen die Burschen Stroh vor die Füße der Weiber (Mahnung an den Strohsack, d. h. an das Schlafengehen), in Piliszentiván bringen sie Sessel in die Tanzstube, in Krottendorf Solymár und Piliszentiván treten die Burschen auf die Behen der Weiber, in Etyek bringen die Burschen Besen herein und beginnen zu lehren (d. h. man lehrt die Weiber hinaus), in Klein Turwal und Zsámbék ruft einer der Burschen: „Jäizt khumə träi Schtikln flə ti unäinkloodəni Käist“ (Jetzt folgen drei Stücke für die nicht eingeladenen Gäste) „ə Schtikl flə ti Wäiwə, wos iəri Täichtə hiətn“ (ein Stück für die Weiber, die ihre Töchter hüten) usw. Manchmal bekommen die Frauen auch barsche Worte zu hören: „Wäiwə, naus!“ (Weiber, hinaus!), „Wäiwə, keets haam!“ (Weiber, geht heim!), flə ti Oltn is schə Zäit zən Schloofə keen! (für die Alten ist schon Zeit zum Schlafengehen!), „keez haam ti Kaas möö(l)gə!“ (geht heim die Ziege melken!), „keez haam ti Käinz möö(l)gə“ (geht heim die Gänse melken!) „keez äingən Hau(n), äingə Antn aufschwaafə! (geht heim euren Hahn, eure

Ente aufschweifen, d. h. ihren Schweif hochbinden wie man es bei den Pferden tut). In Piliszentiván und in Solymár stimmten die Burschen einst auch das Tanzlied an:

Hopstraadiroo, miø prauchø khøni Wäiwø too,
 Täin ti Wäiwø san zu schläicht
 Zuørøn oldn Schtiiflknäicht.
 Hopstraadiroo, miø prauchø khøni mäaa.

Nach alledem räumen die Weiber sofort den Saal.

Zum Tanz spielen in den Wirtshäusern überall Bauernkapellen auf (Blechmusik, dann und wann Streichmusik, selten Ziehharmonika). In jeder Gemeinde gibt es zurzeit — Telfi ausgenommen — wenigstens zwei Bauernkapellen. Diese spielen natürlich nicht immer im gleichen Wirtshaus. Sie gehen dorthin, wo man sie bestellt. Das Bestellen der Musik war noch vor 20—30 Jahren Pflicht und Recht der Burschen (in Solymár seit zwei Jahren wieder). Sie wählten sich die, die ihren Ansprüchen am besten entsprach. Vom Wirt bekamen die Muusiau(n)schtöllø („Musikansteller“, drei, vier Burschen, die sich mit der Musikkapelle in Verbindung setzten) ein paar Liter Wein oder einige Glas Bier umsonst („Marschtrunk“, „Marschwein“, „Marschbier“, nach dem „Marschmachen“ benannt). In Krottendorf bekamen sie bis 1900 auch das Nachtmahl und Zigarren. Vor Beginn des Tanzes spielen die Kapellen vor dem Wirtshaus seit jeher 2—3 Stücke („Marsch machen“). In der Pause reichten die Burschen den Musikanten den Marschtrunk. Das Bewirten der Musik kommt ja hie und da auch jetzt noch vor (in Pomáz nur dann, wenn die Musik einer fremden Gemeinde zu Gast ist). Den Marschtrunk müssen die Burschen aber bezahlen. Die Musik und die Musikerlaubnis besorgt heute der Wirt.

Die Kirche.

Daß den Burschen das Wirtshaus im allgemeinen wichtiger ist als die Kirche, steht außer Zweifel. Sie wohnen zwar der Messe bei, nehmen an Prozessionen und manchmal auch an Wallfahrten teil, aber oft nur darum, weil es so Sitte ist oder weil sie müssen.

In der Kirche hat jede Altersklasse ihren bestimmten, von altersher zugewiesenen Platz. Die Burschen stehen zumeist auf dem Chor,²⁷⁾ unter dem Chor,²⁸⁾ auf der Männerseite entlang der Bänke (Klein Turwal), in der „Burschensakristei“ (Budajenő, Nagykovácsi). Die Mädchen stehen im Mittelgang, hie und da im Quergang (Csobánka, Nagykovácsi, Solymár), auf der Weiberseite entlang der Bänke (Budafeszi, Klein Turwal) oder vor den Bänken (Telfi).

Im Gotteshaus steht die Jugend überall unter strenger Aufsicht. Dies tut auch not. Es gibt ja in der Kirche immer auch solche, die sich nicht ernst benehmen, schwätzen, lachen, einander stoßen oder sonstwie Unordnung machen. Die Schulkinder unterstehen den Lehrern (in Pilisvörösvár bis zum Krieg dem Totengräber), die mannbare Jugend, namentlich die Burschen (Mädchen geben zum Eingreifen selten Anlaß), dem Khiæchækhoprool (Kirchenkorporal, allg.) oder dem Tischitusch (Solymár, in Piliszentiván heißt er seit den 90er Jahren „Burschenrichter“). In Nagyköváci (bis zum Krieg) und in Klein Turwal (bis 1922/23) gab es einen Korporal für die Mädchen (Maadlkhoprool) und einen für die Burschen (Puæschnhoprool). In Solymár kennt man den Maadltischitusch (der andere heißt Puæschntischitusch) erst seit 4—5 Jahren. Der Kirchenkorporal ist schon vielerorts abgekommen.³⁰⁾ Nur in sieben Gemeinden hält man noch an dieser alten Einrichtung fest.³¹⁾

Den Kirchenkorporal wählt seit jeher der Kirchenrat oder der Schulstuhl. In Betracht kommen nur verheiratete Männer, die fleißig in die Kirche gehen und am religiösen Leben der Gemeinde tätig Anteil nehmen. Sein Amt bekleidet er entweder nur 1 Jahr³²⁾ oder 3 Jahre³³⁾, solange er will³⁴⁾ oder auch lebenslänglich. Hier ist es eine Ehrenstelle, dort ist sie mit einem gewissen Lohn oder verschiedenen Begünstigungen verbunden (er zahlt weniger Kirchensteuer, ist von den Gemeindearbeiten enthoben und dgl.)³⁵⁾ In der Kirche hat er einen bestimmten Platz. Im allgemeinen sitzt er in der Nähe der Burschen oder dort, von wo aus die Kirche am besten zu überblicken ist. (Sanctuarium, Chor, Orgelbank).³⁶⁾ Was sind die Pflichten des Kirchenkorporals? Vor allem in der Kirche (in einigen Gemeinden auch bei Prozessionen)³⁷⁾ Ordnung zu halten. In Bia, Budaörs (bis 1907/08), Piliszentiván und Solymár pflegte er vor der Messe in die Wirtshäuser einzufahren, um die Burschen an den Kirchgang zu mahnen. Wie und wann straft er? Schöne Worte helfen nicht immer; am wirksamsten ist das Schlagen. In Pesthidegút überreichte der Kleinrichter dem Kirchenkorporal bei Antritt seines Amtes eine Haselnußgerte (bis zum Krieg). Diese lag fortan in der Kirche auf dem Blasbalg. In Nagyköváci mußte der Kleinrichter die Haselnußgerte ins Haus bringen. In Krottendorf lag einst in der Sakristei, für alle Fälle, ein Ohrenziemer bereit. Nicht immer griff man zum Stod. Am häufigsten gab es und gibt es Ohrfeigen. Der Kirchenkorporal hat das Recht, sofort dreinzuschlagen, wenn es notwendig ist. In Piliszentiván nahm er die Schuldigen erst nach der Kirche her. In Zsámbék schrieb er ihre Namen auf einen Zettel, den er dem Dorfrichter einhändigte. Das weitere besorgte schon der Richter.

Das Tragen der schweren Kirchenfahnen und Kreuze bei Prozessionen und Bittgängen ist Pflicht der Burschen. Es ist eigentlich ein Ehren-

dienst. Manchmal bekommen die Träger vom „Kirchenvater“ oder vom Richter etwas Geld für Wein. Der Eifer hat seit dem Krieg überall abgenommen. In Promontor z. B. rausten sich einst die Burschen um das Fahmentragen (ein Faß Bier war in Aussicht gestellt!). In Budaörs trugen — solange noch eingekauft wurde — die Rekruten die großen Fahnen, die neuen Knechte die kleinen. Die Rolle der Burschen übernehmen jetzt allmählich die großen Buben. Die Mesner und Vorbeter haben jetzt schon ihre bestimmten Kreuz- und Fahmenträger, die sie bei jeder Gelegenheit heranziehen.

Die Burschen und das Lied.

Im Bannkreis der Großstadt nimmt die Sangeslust allmählich ab. In ferner liegenden Gemeinden lebt noch das Lied; in der nächsten Umgebung von Budapest fristet es nur noch ein kümmerliches Dasein. Nicht nur das Leben, auch die Leute sind hier schon anders geworden.

Der wichtigste Träger des Gesanges war und ist die Jugend. Heutzutage gibt es aber leider weniger Gelegenheiten zur Pflege des Volksgesanges als einst. Die Spinnstuben sind noch in lebhafter Erinnerung. Die Burschen waren hier gern gesehene Gäste. Nachdem sie gekommen waren, wurde erst recht viel gesungen, erzählt und gescherzt.

Das Singen im Freien hatte einen besonderen Reiz. An Sommerabenden (bevorzugte Tage waren Samstag und Sonntag) saßen die Burschen (manchmal waren auch die Mädchen dabei) vor den Häusern auf den Bänken und sangen. Nach einer gewissen Zeit erhoben sie sich, zogen singend durch die Gassen des Dorfes und ließen sich dann wieder auf einer anderen Bank nieder. So ging es oft bis spät in die Nacht hinein. Daran hatte man im allg. nichts auszusetzen. Manchmal kam es doch vor, daß der im Schlaf gestörte Hauswirt sie davonjagte. Dies ließen die Burschen nicht ungerächt: Sie verschleppten entweder die Bank des Bauern oder warfen seinen Schornstein um (Promontor), hatte er eine Tochter, so konnte die sich auf einen Schandmai gefaßt machen. In einigen Gemeinden mußte der Gesang schon um 9, 10 Uhr verstummen (Bia, Etnes, Solymár, Üröm). Der Dorfrichter schritt um diese Zeit die Gassen ab und hieß die Burschen heimgehen. Ein Widersetzen gab es nicht. Wenn der Richter gut gelaunt war, durften sie noch zum Abschluß ein Lied singen. Anderswo ließ man sie singen, solange sie wollten. Das Heulen und Lärmen duldete man jedoch nicht; da griff schon der Nachtwächter ein. Dem Gesang der Jugend hörten auch die Alten gerne zu. Dabei vergaß man oft das Schlafengehen. Sangesfreudige Männer ließen den Burschen oft Wein reichen oder luden sie auf einen Trunk in den Keller ein.

In der Advents- und Fastenzeit war das Singen (sogar auch das Pfeifen) untersagt. Die Spinnstube ist nicht mehr. Das Singen auf der Gasse ist verboten (Ruhestörung!). Es bleibt also das Wirtshaus und einige andere Gelegenheiten (Maisschälen, Feder schleifen usw.) übrig, wo das Volkslied noch erklingen kann.

Kaufereien.

Gerauft wurde und wird in jeder Gemeinde; hier mehr, dort weniger. Das hängt immer von den Umständen und von der Zanksucht der Bewohner ab. So viel steht fest, daß es einst mehr Schlägereien gab als heute. Die Strafen, die die Dorfrichter über die Rädelsführer verhängten, waren viel zu mild, konnten also die Rauflust nicht zügeln. Seitdem die Gendarmerie über den Dorffrieden wacht, ist es im allgemeinen stiller geworden. Die „Watschenfabrik“ (Wachstube) hat schon so manchem Burschen den Mut genommen.

Gerauft wird fast ausschließlich im Wirtshaus. Bevorzugte Kaufstätten waren einst die Wirtshäuser außerhalb der Gemeinden (z. B. das alte Kammerwalder Wirtshaus, das Budaörser und Promontorer besuchten, das Lustwirtshaus in Pesthidégút usw.). Anlässe zu Schlägereien bieten seit jeher: Rausch, Neidereien, Vermögens-, Standes- und Rassenunterschiede, Eifersucht, Feindseligkeiten, die Gegenwart fremder Burschen u. ä. Jedes Dorf hat seine stillen und unruhigen Zeiten. In Budaörs wurde z. B. in den Jahren 1900—1906 viel gerauft (scharfer Gegensatz zwischen Oberdorf und Unterdorf). J. M. aus Budaörs schreibt darüber in seinem Hausbuch 1906 folgendes:

„... Aber eines muß ich hier Aufmerken den es ist wirklich Schrecklich wie heute die Menschen schon so Rachegierig auf einander sind Überhaupt die Jugend den früher hat man einen bei einer Kauferei mit Fäusten ordentlich durch geprügelt und das war alles heute aber muß es eine Mordwaffe sein entweder ein Scharfes Messer oder ein Revolver oder gar ein fein geschlifer Hirschfänger dan geht es auf Leben und Todt und so kommt es oft in ein Monat 2 oder 3 mal vor das mancher Unschuldig Stirbt oder als Krüppel von Spitale nach Hause kommt ja so Herrscht heute unter der Menschheit die Nächstenliebe den man kann bereits beim hellen Tage nicht mehr Sicher herum gehen, es ist bereits gefährlicher wie in einem Kriege es gibt aber Auch keine Strafgerechtigkeit mehr ...“

Die Kaufereien zwischen Dorfgenossen sind im allgemeinen nicht so gefährlich. Wenn aber Burschen aus verschiedenen Gemeinden aneinander geraten, fällt es gewöhnlich schlimm aus. Da wird mit Hieben nicht gespart; es geht ja gewissermaßen um die Ehre des Heimatsortes. Man ist bestrebt, die Gegner so „zuzurichten“, daß sie sich es merken.³⁸⁾ Damit ist es noch

nicht abgetan. Bei nächstbester Gelegenheit rächen sich die Burschen der unterlegenen Gemeinde an denen der Sieger-Gemeinde. Es ist dabei nicht wichtig, ob man denselben gegenübersteht (diesen Schlägereien liegen zu-meist keine persönlichen Gegensätze zugrunde!). Daß es hier noch ärger zugeht als zuvor, leuchtet ein. Diese periodisch wiederkehrenden Kaufereien zwischen den Burschen der Nachbargemeinden säen gegenseitigen Haß, der oft erst nach vielen vielen Jahren überwunden werden kann.

Den Kaufereien sah die Behörde auch einst nicht untätig zu. Als bald erschien der Richter mit dem Kleinrichter und ein, zwei Geschworenen (Mitglieder des Gemeinderates) an Ort und Stelle. Nachdem er Schläge ausgeteilt hatte, übergab er den „Anführer“ dem Kleinrichter, der ihn dann in den „Arrest“ führte. Diese Arreste (Spritzenhaus, Schupfen, Gemeinde-stall, Holzkammer) jagten wohl den wenigsten Burschen Furcht ein.³⁹⁾ Hier hatte der Schuldige ein paar Stunden, im schlimmsten Falle aber eine Nacht, zu verbringen. Bevor er freigelassen wurde, bekam er vom Richter einige Ohrfeigen. Er mußte dann um Verzeihung bitten und versprechen, sich in der Zukunft besser zu benehmen. Der Dorfrichter strafft heute nicht mehr; dafür ist die Gendarmerie und der Gerichtshof da.

Geschlechtsleben.

Die Komm=⁴⁰⁾ und Probenächte sind zur Genüge bekannt; es ist überflüssig darauf näher einzugehen. Der voreheliche Geschlechtsverkehr ist auch in unserem Gebiet nicht selten. Hat der Bursch mit einer Gleichgestellten zu tun und ist Aussicht auf Nachkommenschaft, so steht seiner Heirat im allgemeinen nichts im Wege. Damit ist dann auch der Fehltritt verziehen. Ist das Mädchen jedoch arm, so wird das Liebesverhältnis nicht immer in eine Ehe verwandelt. Der Bursch, der ein Mädchen seiner Jungfräulichkeit beraubt hat und es dann stehen läßt, gilt für ehrlos. Gefallene Mädchen pflegen sich manchmal an ihrem treulosen Liebhaber zu rächen (sie beschämen sie bei Wallfahrten, entreißen ihnen den Rosmarin auf dem Weg zur Kirche u. dgl.). Wenn das Mädchen seine Keuschheit verloren hat, darf es auch nicht mehr ohne Kopftuch gehen. Beim Tanz steht es hinter den anderen Mädchen. Es wird auch ohne Brautfranz getraut.

Tracht.

Eine herkömmliche, nur für Burschen bestimmte Tracht gibt es in unserem Gebiet nicht. Die Männertracht ist zugleich Burschentracht.⁴¹⁾ Wir wollen daher, ohne sie genau zu beschreiben, nur einiges erörtern.

Im vorigen Jahrhundert trug Mann und Bursch das „ungarische Gewand“ (enganliegende Hose mit reicher Verschnürung, kurzer Doppel-

reiherröck und Weste mit Padsongknöpfen; alles aus blauem Tuch, Stiefel). Die Männer hatten ein dunkelblaues Gewand, die Burschen (besonders die Bräutigame) ein hellblaues. In den 90er Jahren kam das schwarze „Stiefelgewand“ auf (anliegende schwarze Tuchhose ohne Verschnürung, schwarzer Rock und Weste mit Beinknöpfen, Stiefel). Der Krieg brachte das „deutsche Gewand“ (lange schwarze Tuchhose, schwarzer Doppelreiherröck und schwarze Weste; Fußbekleidung: Schwarze Zugstiefel oder Schnürschuhe).

Das ungarische Gewand sieht man noch hie und da bei alten Männern. Das schwarze Stiefelgewand tragen zumeist Männer, das deutsche Gewand die jüngere Generation. Der städtische Einfluß macht sich aber schon stark geltend.

Mit einem ungeschmückten Hut ging der Bursch einst an Sonn- und Feiertagen nicht fort. Ein Rosmarinzweig, eine Pelargonie oder eine künstliche Blume mußte ihn zieren. In den Bauerngärten war der Rosmarin und die Pelargonie — auch schon deshalb — sehr beliebt. Gab es zuhause im Garten keine dieser Blumen, so ging der Bursch zum Nachbarn und bat um eine. Die Leute ließen sich oft gar nicht bitten. Kam ein Bursch ohne Rosmarin daher, so riefen sie ihn in den Garten und gaben ihm einen. War es unmöglich auf schöne Art einen zu bekommen, so stahl man ihn einfach. Kurz vor dem Krieg war es Mode, künstliche Blumen zu tragen. Diese kaufte man beim Dorfkrämer oder ließ sie bei der Dorfputzmacherin machen. Das Tragen der Hutnadeln aus Zelluloid fällt auch in diese Zeit.

Zu gewissen Gelegenheiten mußte und muß das Mädchen den Hut des Geliebten mit Rosmarin oder künstlichen Blumen und Bändern zieren, und zwar zu Fastnacht, am Kirchtag, zu Katharina und dann, wenn sie mit ihm auf den Ball geht. Kranzelmädchen schmücken den Hut ihrer Junggesellen (Hochzeit).

Die Burschengemeinde als Träger von Sitte und Brauch im Kreislauf des Jahres.

Neujahr.

Auch Burschen pflegen ihren Mädchen das neue Jahr „anzuwünschen“ oder „anzuspielen“ (besonders seit dem Krieg). Dies war und ist nicht allgemein Brauch. In Piliszentiván zogen die Burschen in der Neujahrsnacht mit Musik zu den Mädchen (bis 1923/24.) Zuerst wünschten sie ein glückliches Neujahr, dann spielte die Musik im Hof zum Tanz auf. Das Mädchen mußte mit jedem Burschen einige Runden tanzen auch dann, wenn es grimmig kalt war. Nachher wurden die Burschen bewirtet.

Fastnacht.

Seinen Höhepunkt erreicht das Fastnachtstreiben an den drei letzten Tagen: Fastnachtsonntag, =montag und =dienstag („die heiligen drei Faschingstage“). Vieles ist auch auf den Aschermittwoch verlegt. Träger der verschiedenen Fastnachtsbräuche ist zum guten Teil die Jugend.

Tanz.

Am Sonntag vor dem Fastnachtsonntag (manchenorts auch am Sonntag vor dem Rixtag) ist in einigen Gemeinden Prowiömuusi (Probiermusik, man tanzt Prowiöring, der Sonntag heißt auch Probiersonntag).⁴²⁾ Man darf heute umsonst oder zu ermäßigtem Eintrittspreis eine Tanzprobe halten. Man richtet schon die Beine für den Tanz an den letzten drei Faschingstagen ein.

Getanzt wird Fastnachtsonntag, =montag und =dienstag; in Leányvár (seit einigen Jahren), Piliszentiván (seit 3—4 Jahren) und Solymár (seit 2 Jahren) nur noch Sonntag und Montag, in Promontor nur Fastnachtsonntag (die Leute müssen zur Arbeit gehen. Fabriken!). Fastnachtmontag abends pflegen im allgemeinen die Verheirateten zu tanzen⁴³⁾; sonst die Jugend.

Am Fastnachtdienstag abends, bevor die Fasten eingeläutet wurden, ging einst der Richter mit einem Geschworenen überall von Wirtshaus zu Wirtshaus den Tanz einstellen.⁴⁴⁾ Dieses „Tanzabschaffen“ besorgt heute der Wirt, die Gendarmerie oder ein Geschworener. Der Richter tut es nur noch in Budajenő, Nagykovácsi, Piliscsaba und Piliszentiván.

Das Bewirten der Burschen zu Fastnacht.

Fastnachtmontag und =dienstag vormittag, mitunter auch Aschermittwoch, gehen die Pilisvörösvärer, Ürömer, und Weindorfer Burschen zu ihren Mädchen ins Haus, wo sie bewirtet werden. Man setzt den Burschen Schinken, Würste, Käse, Bäckereien und dgl. vor. Dies war auch in Budafeszi (Aschermittwoch, bis zum Krieg) in Pesthidegút (am Montag, Dienstag und Aschermittwoch, bis zum Krieg), in Piliszentiván (Aschermittwoch, noch vor 10 Jahren) und in Solymár (Aschermittwoch nach dem Aschern, bis 1910) Brauch.

Faschingsnarren.

Fastnachtmontag und =dienstag, am häufigsten aber Aschermittwoch, ziehen noch in vielen Dörfern die „Faschingsnarren“ (Foschinksnoan, Maschkaraadi, Vöschttölti „Verstellte“) durch die Gassen.⁴⁵⁾ Diese sind maskierte (beliebte Masken: Mann, Weib, Großvater, Großmutter) Burschen (manchmal auch junge Männer), die von Haus zu Haus oder nur zu den Mädchen gehen und Gaben heischen. Sie stellen sich oft stumm und

deuten nur auf das, was sie begehren (Bratwürste, Schinken, Fleisch, Speck, Eier, Krapfen). In Budafeszi überreichten sie einst der Hauswirtin einen Zettel, worauf geschrieben stand: Wer nicht gibt Bratwürste, Fleisch, Wein oder Geld, muß von der Welt (oder: den holt der Teufel von dieser Welt.) Bekommen sie nicht das, was sie wünschen, so wird es einfach gestohlen. Was sie tagsüber zusammentragen, verzehren sie abends im Wirtshaus oder verkaufen es (besonders Eier).

„Zunftreiten“.

Fastnachtmontag wurde in Zsámbék (alljährlich bis 1931) und in Piliscsaba (noch vor 65—70 Jahren) Zunft geritten. Die Veranstalter waren in Zsámbék die Burschen des großen Wirtshauses, in Piliscsaba die deutsche Burschengemeinde (Slowaken waren nicht dabei!). Die sogenannte Zunft ist aus Blech geschnitten, etwa 1 Meter lang und 30—40 Zentimeter hoch. Sie stellt einen Adersmann dar, der hinter seinem mit 4 Pferden bespannten Pflug schreitet. Jedes Jahr wurde sie „aufgefrischt“, d. h. neu bemalt. Die Zsámbéker Zunft ist im großen Wirtshaus noch zu sehen. Nachstehend der Verlauf des Zunftreitens in Zsámbék:

Am Tage des hl. Sebastians (Gemeindefeiertag), abends, versammelten sich die deutschen Burschen im großen Wirtshaus. Die zwei Zechmeister sollten gewählt werden, die die etwaigen Speisen, womit das Zunftreiten verbunden war, zahlen würden. Mit dem Ertrag des Sammelganges konnte man nämlich nicht immer die Speisen decken. „Vorzechmeister“ wurde, wer das meiste zu zahlen geneigt war; wer weniger bot als dieser, wurde nur „Zechmeister“.

Am Fastnachtmontag in der Früh vor 8 Uhr rüdten alle Burschen zu Pferd vor dem großen Wirtshaus an. Um 8 Uhr begann der Sammelgang. An der Spitze des Zuges ritten die zwei Zechmeister, hinter ihnen der Standartenträger mit der ungarischen Nationalfahne und ein Bursch (immer der jüngste Bursch) mit der Zunft, die am Ende einer Stange befestigt war, dann folgten die Burschen. Als Vekter ritt auf einem Schimmel der Trompeter (immer der jüngste Musikant der Kapelle, die im großen Wirtshaus spielte), der während des Rittes verschiedene Weisen blies. Die Burschen sangen dazu. Ihr Weg führte zu den Honoratioren, zu den Wirtshäusern, zu den Mädchen und ins Vaterhaus der Burschen, die am Zug beteiligt waren. Sie ritten überall in die Höfe hinein. Nachdem sie das Lied „Frisch auf ihr Brüder, wir haben einen Befehl . . .“ abgesungen hatten, wurden sie bewirtet. Die Hausfrau und die Mädchen gingen zu jedem Burschen hin und boten ihnen Wein und Bäderei an. Zuletzt kam der Vorzechmeister an die Reihe. Im Glas, aus dem er trank, lag das Geldstück, das für die Zunftreiter bestimmt war. Den Wein trank er aus (oft goß er ihn auch aus), das Geldstück steckte er ein. Nach der

Bewirtung sangen die Burschen das Lied „Jetzt reisen wir's beim Tor hinaus . . .“ Dann zogen sie weiter.

Nach der Beendigung des Sammelganges ritten alle zum Wirtshaus zurück. Hier warteten schon große Buben auf sie, die die Pferde übernahmen und heimführten. Im Wirtshaus folgte dann der Tanz der Zechmeister mit ihren Geliebten; andere durften nicht mittanzen. Nach den drei „Zechmeisterstüdele“ tanzten die Verheirateten. Die Burschen mußten am heutigen Tage zusehen.

Fastnachtdienstag nachmittag um 3 Uhr wurde die Junft feierlich an die Decke der Tanzstube gehängt. In der Mitte des Tanzbodens stellte man eine Leiter auf. Sodann bestieg sie ein Spatzvogel mit der Junft in der Hand (durch die Junft wurde vorher die Nationalfahne gesteckt). Es dauerte oft eine Stunde, bis die Junft in der Höhe war. Der Bursch, der sie aufhängen sollte, mußte nämlich bei jeder Sprosse, die er betrat, einen Spruch oder einen Witz sagen (womöglich solche, worüber die Anwesenden lachen konnten). Daß auch derbe Witze mit unterliefen, versteht sich von selbst. Zielscheibe der Witze und des Spottes waren die Mädchen (Rüegericht!). Einige Beispiele:

Kuædi Ksunthäit flæ Fuks und Fleadæwisch,

Wäär waas, op täis (er deutet auf ein Mädchen) Maadl no æ Junkfrau is.

oder

Kuædi Ksunthäit iwæ Päag und Tool

Und häit æfs Jooæ flæ tii (er zeigt auf ein Mädchen) æ Khindlmool (Taufe).

oder

Kuædi Ksunthäit flæ täin Puæschn, tææ æ Maadl träi Jooæ schæ liæpt und si waas niks tævau(n).

Nach jedem Spruch reichte ihm ein Bursch, der neben der Leiter stand, ein Glas Wein. War die Junft endlich an der Decke befestigt, tanzten die zwei Zechmeister mit ihren Mädchen drei Stüde. Nachher setzte der allgemaine Tanz ein. Die Junft blieb bis zum nächsten Jahr an der Decke der Tanzstube hängen.

Fast genau so verlief das Junftreiten in Piliscjaba. Abweichungen: Die Junft hatte nur zwei Pferde, es wurde nur ein Zechmeister gewählt, und zwar am Fastnachtsonntag, den Zug eröffnete ein Bursch mit der Junft, der Zechmeister ritt in der Mitte der Burschen, einen Standarten-träger und einen Trompeter gab es hier nicht. Das Junftreiten veranstaltete man nur jedes zweite Jahr.

Der Umzug mit dem „Schiff“.

Ebenfalls abgekommen ist der Umzug der Leányvärer und Piliscsabaer Burschen mit dem Schiff. In Leányvár wurde er alljährlich Aschermittwoch vormittag veranstaltet (zum letztenmal vor dem Krieg), in Piliscsaba nur jedes zweite Jahr (einmal Junstreiten, einmal „Schiffahrt“) Fastnachtdienstag nachmittag (zum letztenmal vor etwa 70 Jahren).

Das „Schiff“ bestand aus nacheinander stehenden Schlitten (in Leányvár 2, in Piliscsaba 3), die mit einer Kette umspannt waren. Zwei Pferde zogen es. Auf dem Schiff stand ein Herd mit einem großen Rohr (Schornstein des Schiffes), einige Tische, Sessel und Kisten (Ware). Bemannung: Rutscher, Steuermann (er saß am Steuer, d. h. er hielt das obere Ende einer Stange, deren unteres Ende am Boden lief), Koch und Köchin, beide weiß gekleidet. Auf dem Schiff konnte man unentgeltlich speisen (Würste) und trinken. Mit dem Schiff zogen die Burschen in den Gassen des Dorfes umher. An den Ecken wurde halt gemacht (Stationen). Die alten Gäste verließen das Schiff; neue stiegen auf. Dem Schiff folgte eine jauchzende und tanzende Burschenschar. Schließlich fuhr man damit in den Wirtshaushof. Zur Belustigung der Leute wurden hier noch einige derbe Spässe gemacht. In Piliscsaba z. B. trat ein Bursch zum Wirt und sagte ihm, es sei ein Schiff aus Amerika gekommen und hätte ein echt amerikanisches Trampeltier mitgebracht. Wenn er darauf neugierig sei, möge er hinauskommen. Ein Bursch verbarg sich unterdessen in einer Kiste des Schiffes. Den Wirt führte man dann zu dieser Kiste und hob den Deckel auf? das „Trampeltier“ war ein Bursch, der dem Wirt seine Rehrseite zeigte.

Hans und Grete.

Der Umzug der Burschen zu Fastnacht mit den zwei Stroh puppen (Hansl und Kreedl) ist aus vielen Gemeinden belegt.⁴⁶⁾ Zurzeit lebt der Brauch aber nirgends mehr.

Hans und Grete waren zwei Stroh puppen in Mannes- und Frauenkleidern (Hosen! Kopfbedeckung: Strohhut mit Flederwisch), die auf einem Wagenrad so angebracht waren, als tanzten sie miteinander. Das Rad war am Ende einer Stange so befestigt, daß es den Boden während der Fahrt streifte und sich infolgedessen drehte. Das andere Ende der Stange ruhte auf der Achse zweier Pflugstüßräder (manchmal auf einem Schlitten.) Davor spannten sie ein Pferd oder einen Esel. Auf dem Tier ritt manchmal ein Bursch; zumeist wurde es aber geführt. Damit zogen dann die Burschen Fastnachtdienstag oder Aschermittwoch durch die Dorfgassen (Vermummte waren oft dabei!), lehrten mit Hansl und Kreedl zu den Mädchen oder auch in die Wirtshäuser ein. In Budakeszi und Piliscsaba war damit ein Heischegang verbunden.

Der Schlag mit der „Lebensrute“.

Bereits abgekommen ist der Brauch, den Mädchen zu Fastnacht drei Hiebe zu geben.⁴⁷⁾ Diese drei Schläge teilten die Burschen Fastnachtdienstag in der Tanzstube (Budawalász, Solymár), Fastnachtdienstag oder Aschermittwoch auf der Gasse aus, und zwar mit Stock, Rute Karbatſche, Schindel, Rochlöffel oder Hand.⁴⁸⁾ Die Schläge hießen in Krottendorf, Piliszentiván, Promontor und Solymár ti trái Lochötn (die drei „Lachenden“), das Schlagen: Ahoprakkø, Ohoprakkø (Eſobánka, Promontor). In Piliszentiván sagte man dabei: „Frisch und ksund“!, in Pomáz: „Ohoho“.

Bevor die Fasten eingeläutet wurden, erschien in Krottendorf (bis 1888) der Richter mit dem Kleinrichter und zwei Geschworenen. Türen und Fenster wurden gleich geschlossen, daß niemand der Anwesenden entweichen könne. Die Geschworenen brachten dann eine Bank herein, auf die sich jeder, ob Bursch oder Mädchen, legen mußte und vom Kleinrichter drei Stockstreich, die drei Lachenden bekam. Zwar versuchten die Burschen die Mädchen zu befreien (sie rissen Türen und Fenster auf, es kam zu Raufereien), dies gelang aber nur selten. Nach den drei Schlägen sangen alle einige Fastenlieder (z. B. Laß mich deine Leiden singen . . . Ihr Sünder kommt gegangen . . .)

Verspottung der alten Mädchen.

Die Mädchen, für die während der Fastnacht kein Bursch Interesse hatte, die also „übrig“ geblieben sind, müssen, so sagt man allenthalben, „Schnee reitern“ (in Pesthidegkút und Budafalász heißt es, sie müßten nach der Fastnacht den Blodsberg in Ofen abreiben). Das öffentliche Beschämen der alten Mädchen am Fastnachtdienstag ist nur in Üröm gebräuchlich. Hier verwirklichen die Burschen das Schneereiten. Fastnachtdienstag abends wird in eine Reiter, die schon während der Fastnacht in der Tanzstube an der Decke hängt, Schnee (wenn es keinen Schnee gibt, nimmt man Zucker oder Sand) getan. Die ältesten Mädchen, manchmal auch die ältesten Burschen, werden gezwungen zu reitern. Die andern umtanzen sie. Das Entlaufen ist selten möglich.

Vereinzelt kam es auch schon in anderen Gemeinden vor, daß die Burschen Fastnachtdienstag vor Mitternacht eine Reiter auf den Tanzboden brachten, um die alten Mädchen zu beschämen.⁴⁹⁾ Zum Reitern kam es aber nie, da die Mädchen die Tanzstube fluchtartig verließen.

Das Hahnen schlagen.

Eine beliebte Volksbelustigung war am Aschermittwoch das Hau(n)-khäimpfn („Hahnkämpfen“, Hahnen schlagen). Dieser Brauch war in 11 Gemeinden bekannt; in 10 Gemeinden ist er bereits abgekommen (ver-

boten).⁵⁰⁾ In Leányvár konnte das Hahnen schlagen auch heuer noch stattfinden.

Aschermittwoch vormittag (in Piliscsaba schon Fastnachtdienstag nachmittag, vor dem Tanz) gruben die Burschen im Wirtshaushof oder vor dem Wirtshaus (in Leányvár beim Friedhof) einen lebenden Hahn bis zum Hals in die Erde (auch in den Schnee) ein. Um den Hahn zogen sie einen Kreis ungefähr 4 Meter im Durchmesser. Wer am Hahnen schlagen teilnehmen wollte, mußte sich in diesen Kreis stellen. Wo kein Kreis gezogen wurde, dort nahm man einige Schritte vom Hahn entfernt Aufstellung. Dem „Hahnkämpfer“ band man die Augen zu, gab ihm einen Säbel, eine Sense oder einen Prügel in die Hand und befahl ihm vor dem Schlagen sich dreimal umzudrehen. Jeder durfte dreimal nach dem Hahn schlagen (in Leányvár wird dabei getrommelt und geblasen). Das Spiel dauerte so lang, bis es einem gelang, den Hahn zu köpfen. Der Hahn wurde im Wirtshaus zubereitet und gemeinsam verzehrt. Natürlich blieb es nicht nur bei diesem einzigen Hahn, auch anderes Geflügel kam auf den Tisch. Die Beche bezahlten die, die den Hahn nicht köpfen konnten.

In Pesthidegút fand das Hahnen schlagen in der Wirtsstube statt. Der Hahn wurde bevor geschlachtet und erst dann unter einen Topf getan. Mit verbundenen Augen mußte man mit einem Prügel nach dem Topf schlagen. Wer den Topf nicht traf, zahlte zur Strafe 1 Liter Wein.

Fastnachtbegräbnis.

Am Fastnachtdienstag vor Mitternacht oder am Aschermittwoch wird der Fasching im Wirtshaus (Burschen) oder im Keller (Männer) „begraben“. Den toten Fasching stellt ein Bursch dar, der auf einem Tisch oder in einer Mulde liegt. Diesen begräbt man mit Nachahmung des kirchlichen Zeremoniells. Er wird mit Wein oder Sodawasser „eingesegnet“, ein Bursch hält die Leichenpredigt, die übrigen heulen. Schließlich trägt man ihn aus der Tanzstube; der Fasching hat ein Ende (überall).

In einigen Gemeinden begrub man die Fastnacht auch anders. In Budaörs wurde am Fastnachtdienstag nach dem letzten Tanz ein Brett des Fußbodens aufgehoben, unter das man eine Flasche Wein schob (in den 90er Jahren). In Diósd war es ein Bogen Papier, auf dem die Spitznamen aller Burschen standen. Bevor man den Bogen unter das Brett legte, verlas man die Namen. In Klein Turwal gruben die Burschen Aschermittwoch in der Mitte der Tanzstube ein Loch (als das Wirtshaus noch nicht gebrettert war), stellten 3—4 Flaschen Wein hinein, legten in einer Blechdose einen Bogen Papier dazu, auf dem aber nicht die Spitznamen, sondern die Vor- und Zunamen aller Anwesenden standen. Das Loch wurde dann zugeschaufelt. Im nächsten Jahr, vor dem Fastnachts-

begräbnis, nahm man die Flaschen und die Blechdose wieder hervor. Der Wein wurde gemeinsam getrunken, die Namen aus dem Vorjahre vorgelesen (noch vor dem Krieg). In Solymár vergruben die Burschen im Wirtshaushof vor der Küchentür ein Kistchen, das eine Flasche Wein, Semmel und Kipfel enthielt. Ostermontag nachmittag kam es wieder zum Vorschein.

Der erste Fastensonntag.

An Invocavit (Pomáz) oder schon am Vorabend (Krottendorf) leuchten auf den Anhöhen um Krottendorf und Pomáz Feuer auf. In dichten Scharen zieht die Dorfbevölkerung zu den Feuern, um dem „Scheibenschmeißen“ (Scheibenschlagen) zuzusehen.

Das Scheibenschlagen ist in Krottendorf und Pomáz jetzt noch Brauch, in Budakalász soll es schon in den 80er Jahren abgekommen sein. Veranstalter sind die Burschen. Einige Tage vorher werden schon die Scheiben gemacht. Man zersägt alte Jagdauben in viereckige Stücke, rundet sie ein wenig ab und bohrt in ihre Mitte ein Loch für den Stod, an dessen Spitze sie in die Flammen gehalten werden, bis sie Feuer fangen. Am Abend des genannten Tages zünden die Burschen in Krottendorf am Josephsberg, Kalvarienberg und Silberberg in Pomáz am Gröschlberg Feuer an. Wenn schon alle versammelt sind, beginnt das Scheibenschmeißen. Jede Scheibe wird einer bestimmten Person gewidmet. Die ersten drei Scheiben schleudert in Krottendorf der älteste Bursch: 1. Für unseren Herrgott sein bitteres Leiden, 2. für die Angst Christi, 3. für die armen Seelen im Fegfeuer. In Pomáz: 1. Für den lieben Herrgott, 2. für die liebe Frau. Dann folgen Ehrenscheiben für die Honoratioren (Pfarrer, Richter, Notar, usw.) Nachher schleudern die anderen Burschen Ehren- (für die Geliebte) und Hohnscheiben. Es bietet sich eine gute Gelegenheit, wo man Schwächen und Fehler (besonders der Mädchen) öffentlich ausrufen kann. (Volksjustiz).

Seit einiger Zeit dürfen auch die großen Buben mittun. Am Feuer der Burschen haben sie aber nichts zu suchen. Sie müssen sich anderswo eins machen. Auch schleudern sie nur selten Scheiben, sondern vorwiegend Kartoffeln, in denen brennende Späne stecken.

Ostern.

Eierlaufen.

Dieses Wettspiel der Burschen war nur in Krottendorf bekannt. Bis 1924/25 wurde es alljährlich veranstaltet; seither nicht mehr. Ostersonntag nach dem Mittagessen gingen die Burschen mit Körben von Haus zu Haus Eier sammeln. „Ti Aarlaufø meichtn pitn um ø poø Aar“ (Die Eierläufer möchten bitten um ein paar Eier) sagten sie, wenn sie in ein Haus traten. Nach dem Heischegang legten sie die Eier, in einem bestimmten Abstand voneinander (ein Schritt), in der Hauptgasse hin. Man

trug immer so viel zusammen, daß man damit die halbe Hauptgasse belegen konnte. Die Burschen bildeten nun zwei Parteien: Aus der einen sollte der Eierläufer, aus der anderen der Eierleser hervorgehen. In einem Hut lagen zwei Zettel: Auf dem einen war ein Stod gezeichnet, der andere war leer. Die Partei, die den Zettel mit dem Stod zog, mußte den Eierläufer stellen, die andere den Eierleser. Läufer und Leser waren immer die jüngsten Burschen der Gruppe. Auf ein gegebenes Zeichen begann das Wettspiel. Während der Eierleser die Eier von der Straße einzeln in einen Korb sammelte, mußte der Eierläufer mit einem Stod in der Hand bis zur Csillaghegner Wassermühle (jetzt steht hier das Arpád-Bad) und zurück laufen. Zum Beweis, daß er die bestimmte Strecke zurücklegte, tauchte er seinen Stod bei der Mühle in ein Leersäß. Entlang des Weges standen Burschen der Gegenpartei, die den Läufer beobachteten, ob er nicht einen kürzeren Weg einschlug. Wer mit seiner Aufgabe eher fertig war, wurde Sieger. Die Eier trugen die Burschen dann ins Wirtshaus, wo sie sie zubereiten ließen. Die Getränke mußte die Gegenpartei bezahlen.

Ostertau, Osterwasser, Emmaus.

Der Ostertau und das Osterwasser ist für Mensch und Vieh segensreich. Einst mußte der Bursch Ostermontag (der Ostersonntag ist zu heilig!) vor Sonnenaufgang auf die Gemeindewiese oder aufs eigene Feld reiten und das Pferd eine Zeitlang weiden lassen (überall). Das betaute Gras war aber nur dann wirksam, wenn der Bursch, ohne gewedt worden zu sein, ausritt und am Weg mit niemandem sprach. In Klein Turwal war dies Pflicht der großen Buben. Vor dem Morgenläuten mußten sie aber wieder zuhause sein und mit den Eltern in die Frühmesse gehen. In einigen Dörfern (Etnes, Leányvár, Üröm) hat sich dieser Ritt in den Ostertau noch erhalten. In Etnes reiten die Burschen Ostermontag vor Sonnenaufgang in Gruppen ums Dorf. In Leányvár reiten sie über drei Dorfgemarkungen (Leányvár, Csév, Timnye).

Seit dem Krieg ist auch im Ofner Bergland das Ansprühen der Mädchen am Ostermontag Mode. Bauernburschen tun dies jedoch selten; umso mehr die Handwerker. Eine „Ostertaufe“ wurde den Mädchen vereinzelt auch früher zuteil (Begießen). Statt Rosenwasser gebrauchten die Burschen Brunnenwasser, statt eines Gläschchens handhabten sie den Eimer.

Am Ostermontag geht man „Emmaus“ (eben aus). Das Ziel des Osterspazierganges ist bei der Jugend fast immer ein Wirtshaus. Beliebt sind die, die außerhalb des Dorfes stehen. Oft gehen Burschen und Mädchen an diesem Tag in die Nachbargemeinde zum Tanz.

Mai.

Maibaum.

Am ersten Mai setzen die Burschen Maibäume. Die Wirte bekommen alljährlich einen Baum; von den Standespersonen aber nur die, die den Burschen zugetan sind und die auch wissen, daß man für derartige Ehrenbezeugungen etwas zu spenden pflegt. Mädchen setzt man nur noch manchenorts einen Maibaum. In Zsámbék darf seit 1928 kein Maibaum mehr gestellt werden. Ein Baum beschädigte nämlich damals die elektrische Lichtleitung.

Errichtet werden die Maibäume — Nagyköváci und Pesthidegkút ausgenommen — überall schon am letzten April in den Abendstunden oder in der Nacht zum ersten Mai. Die Bauernkapellen spielen vielerorts einige Märsche dazu.⁵¹⁾ In Pesthidegkút setzt man sie am ersten Maisonntag, vor Sonnenaufgang. In Nagyköváci werden sie den Standespersonen schon am ersten Mai, den Wirten aber erst am 4. Mai (Florian, Gemeindefeiertag) nach der Vesper gesetzt. Den Maibaum fährt man auf einem blumengeschmückten Wagen mit Musikbegleitung zum Standort.

Den Baum besorgen die Burschen schon einige Tage vorher, am Vortag, oder erst knapp vor dem Setzen. Sie stehlen ihn zumeist. Im allgemeinen pflegt dies keine Folgen zu haben. Mancher Bauer ärgert sich zwar darüber, wenn einer seiner schönen Obstbäume gefällt wurde, doch läßt er es dabei. Als Bursch hat er es sicher auch nicht anders getan. Die Waldhüter schlagen für etwas Geld oder ein paar Liter Wein einen anderen Weg ein; auf die Bäume, die die Burschen fällen, kommt es wohl nicht an. So glatt verläuft die Sache aber nicht immer. Schon oft kamen die Burschen wegen Holzfrevel auf die Anklagebank.

Der Maibaum ist entweder ein ganzer Baum (Tanne, Linde, Buche), dem man nur seine Gipfeläste läßt oder er besteht aus zwei Teilen, die mit einer Kette oder einem Strick zusammengefügt sind. Wo er aus zwei Teilen besteht, dort ist der Stamm eine Stange („Floßbaum“, man borgt ihn von den Zimmerleuten), an deren Spitze ein Tannen-, Linden- oder Buchenwipfel, ein kleiner Obstbaum (zumeist ein Kirschbaum) oder eine Weide befestigt wird. Die Höhe der Maibäume ist verschieden (6—20 Meter). Wirten und Standespersonen stellt man hohe, den Mädchen kleine. Das Maibaumstellen ist auch eine Kunst. Ein schief stehender Baum bringt den Burschen kein Lob ein. Wo unter den Burschen einer Gemeinde Zwietracht herrscht, dort kommt es manchmal vor, daß die Maibäume der Gegenpartei beschädigt werden (man entfernt z. B. einen Keil). Einst wurden sie auch umgesägt, umgeworfen oder verschleppt. Ein Maibaum ohne Schmuck (Fahnen, Bänder, Flaschen, manchmal auch

Apfel, Rippel oder Semmel) war in der Vorkriegszeit noch undenkbar. Heute ist der ungeschmückte Maibaum vorherrschend.

Die Maibäume bleiben in Budaörs bis zum vorletzten, letzten Mai-sonntag oder ersten Juni-sonntag, in Diósd bis zum letzten Mai-sonntag, anderswo aber den ganzen Monat hindurch stehen. In Nagytovácsi und Üröm tauscht man die Krone der Bäume am 15. Mai aus.

Das Stürzen („Umlassen“) erfolgt — Budajenő, Budaörs und Diósd ausgenommen — am letzten Maiabend in aller Stille. In Budajenő und Diósd ziehen die Burschen mit Musik von Baum zu Baum und stürzen sie. Nachher begeben sie sich ins Wirtshaus, wo eine Tanzunterhaltung stattfindet. Nachstehend schildere ich den Verlauf des Maibaumstürzens in Budaörs, dem ich am 29. Mai 1930 vor dem Eßterle'schen Wirtshaus beigewohnt habe.

Das Stürzen begann nach der Vesper. Vor Beginn gruben die Burschen in der gewünschten Fallrichtung eine ungefähr 2 Meter lange, $1\frac{1}{2}$ Meter breite Furche bis zum Stamm. Um den Baum wanden sie einen Strick, womit er zu Fall gebracht werden sollte. Als die Bauernkapelle angerückt war, nahm das Stürzen seinen Anfang. Als Erstes spielte die Musik einen Marsch (An unsere Helden), dann eine Polka (Suzanna Polka), zuletzt eine Schneltpolka (Schneltpolka). Nach dem Marsch zogen die Burschen am Strick und brachten den Baum in eine schiefe Stellung. Nach der Polka war er schon dem Boden nahe und mußte gestützt werden. Erst bei der Schneltpolka ließ man ihn fallen. Um dem Schmutz des Baumes entspann sich zwischen den Kindern, die schon auf diesen Moment gewartet hatten, ein Kampf. Jedes wollte etwas erhaschen. Nachdem der Maibaum seines Schmutzes beraubt war, nahmen ihn einige Burschen auf ihre Schultern und trugen ihn dorthin, von wo sie den Stamm geliehen hatten. Auf dem Stamm saßen einige Knaben mit den Fahnen in der Hand, die noch vor kurzem auf dem Gipfel des Maibaumes wehten (wem es gelingt eine Fahne zu ergattern, darf auf dem Stamm „reiten“). Unter den Klängen der Musik kehrten die Burschen wieder ins Wirtshaus zurück. Anschließend folgte Tanzmusik.

Die Burschen, die die Maibäume gestellt haben, bekommen dafür vom Wirt und von den Standespersonen einen Oldémaasch (ungarisch áldomás = Kauftrunk), und zwar entweder schon beim Setzen oder erst beim Stürzen, in einigen Dörfern sogar beim Stellen und beim Stürzen. Der Wirt gibt ihnen Wein, die Standespersonen Geld.

Wir haben bereits erwähnt, daß am ersten Mai auch den Mädchen ein Maibaum gesetzt wird (schon im Schwinden begriffen). Den Maibaum stellt der Geliebte in den Hof vor die Tür. 1892/93 war es in Solymár Brauch, am Maibaum auch eine kleine Tafel mit dem Namen

des Mädchens und des Verehrers anzubringen. Die Maibäume der Mädchen sind in der Regel kleiner als die der Wirte und der Honoratioren (5—6 Meter hoch). Hat der Bursch ernste Absichten, stellt er einen höheren. Den Maibaum zieren verschiedene Bänder. Es ist selbstverständlich, daß das Mädchen, dem einer gesetzt wurde, auch stolz darauf ist. Der Baum bleibt auch den ganzen Monat über stehen, die Leute sollen sehen, daß das Mädchen Anwert hat. Nur in Solymár ist es anders. Hier läßt das Mädchen den Maibaum schon am nächsten Tag entfernen. Es wäre eine Schande, wollte es sich damit brüsten. Statt eines Maibaumes pflegen die Burschen auch oft einen Zweig am Tor oder am Fenster des Mädchens anzubringen.

Liederliche Mädchen oder solche, die sich einen Burschen zum Feind gemacht haben, bekommen einen Schandmai: Auf einer Mistgabel oder auf einer Latte aufgepflanztes Rebenbündel, einen dünnen Ast auf den Zaun oder aufs Fenster, eine Bogelscheuche oder eine Strohuppe mit lumpigen Kleidern, die aufs Dach oder auf den Giebel gesetzt wird, man streut ferner Reben, Mist, Stroh, Kohlen u. dgl. vor ihre Türe oder vor das Haus. Das Mäiweegl (Maiweg aus Stroh, Reben, Dünger usw. von der Tür des Mädchens bis zu der des Burschen, dessen heimliche Liebe es ist) wird jetzt selten gestreut. Ein Mädchen, das auf einem Schandmai gefaßt ist, steht schon frühmorgens auf, um gegebenenfalls alles wegzuräumen, bevor es noch die Leute zu sehen bekommen. Auch die Mutter des Mädchens steht am ersten Mai früher auf, um der Tochter unter Umständen behilflich zu sein.

Mailümmelreiten.

Am ersten Maisonntag nachmittag wurde in Klein Turwal (zum letztenmal 1884) und in Budafeszi (zum letztenmal 1922) das Mailümmelreiten veranstaltet.

Vor dem Reiten galt es einen Burschen zu finden, der geneigt war, die Rolle des Mailümmels zu spielen. Nur Dienstboten gaben sich dazu her, Bauernburschen nicht. Der Lohn des Mailümmels war 2 Gulden (Budafeszi), Nachtmahl und Wein (Budafeszi, Klein Turwal). Der Korb (er glich einem Bienenkorb), den der Mailümmel tragen sollte, mußte in Budafeszi schon tags vorher fertig sein. Der Nachtwächter oder der Feldhüter flocht ihn aus Weidenzweigen. In Klein Turwal wählten die Burschen vor dem Reiten einen Vorreiter. Wer den meisten Wein zu zahlen versprach, durfte an der Spitze des Zuges reiten.

Am ersten Maisonntag nachmittag ritten die Klein Turwaler Burschen vom großen Wirtshaus in die launge Sutn⁵³) (jetzt Sonnentäl oder Jharos genannt). Den Zug eröffnete die Bauernkapelle, ihr folgte

der Borreiter, hinter ihm der Mailümmel (ohne Korb!), schließlich die Burschen. Der Wirt fuhr mit einem Faß Wein und Bier nach (damals gab es in der langen Sutn noch kein Wirtshaus). Das Dorf war an diesem Tag sozusagen entvölkert. Wer nur konnte, zog mit. In der langen Sutn veranstalteten die Burschen ein Wettrennen. Die Preise (Uhr, Geld) stifteten Männer. Während dieser Zeit flochten die Mädchen den Korb für den Mailümmel aus Reißig, Eichenlaub und Feldblumen.

In Budafeszti war das alles nicht. Hier ritten die Burschen, jeder einzeln in die „Piön Sutn“ (Birnenstutte, jetzt Fußballplatz) und stellten sich zum Einzug ins Dorf auf.

Am späten Nachmittag zogen die Budafeszter und Klein Turwaler Burschen in ihr Dorf ein. Voran schritt die Musik, dann kamen die Burschen mit dem Mailümmel, der nun den Korb aufhatte. Der Korb reichte bis zum Sattel, ließ also von der Gestalt des Lümmels nur die Füße frei. Sein Pferd führten zwei Burschen am Zaum. Jeden Maibaum des Dorfes umritten die Burschen. Die Musik spielte dabei Märsche. Einige Burschen gingen in die Häuser hinein, vor denen ein Maibaum stand und nahmen den Oldémaasch in Empfang (Budafeszti). Nach dem Umreiten der Maibäume zogen alle ins Wirtshaus. Bevor man den Mailümmel aus dem Korb schlüpfen ließ, wurde er verspottet: „Mailiml, Poznlipl“ schrien sie ihm im Chor zu. Eine Tanzunterhaltung schloß den Tag.

Pfingsten.

Pfingstkönigreiten, Pfingstköniglaufen.

Das Wettreiten der Burschen (Pfingstkönigreiten) ist mit Ausnahme von Leányvár überall abgekommen. In Leányvár reiten jetzt große Buben. Das Wettlaufen der Knaben (Pfingstköniglaufen) ist noch in Üröm und Krottendorf Brauch. Wir schildern zunächst das Pfingstkönigreiten in Leányvár.

Dieses Wettreiten wird am Pfingstsonntag zu Mittag veranstaltet. Es nehmen daran nur noch große Buben teil. Geritten wird vom Ende des Dorfes bis zur Kirche. Das Ziel ist ein Mann, der die Khopm (Kappe) hält. Diese Khopm ist aus Reißig, Laub und Blumen (vorwiegend Feldblumen) pyramidenförmig geflochten. Nach unten hin ist sie offen, nach oben hin jedoch geschlossen. An der Spitze ist ein kleines Holzkreuz und ein Pfingstkönighaar (Federpfriemengras, *Stipa pennata*) angebracht. Wer als Erster zum Ziel kommt, ist der König. Dem Sieger setzt der Mann die Khopm auf, die dann alle Teilnehmer abwechselnd tragen. Nach dem Wettreiten beginnt der Heischegang. Voran reitet der König, nach ihm

die anderen Teilnehmer; zuletzt gehen zwei Knaben mit einem Korb, der die Gaben aufnehmen soll. Der Zug kehrt in jedes Haus ein. Im Hof reiten sie drei-viermal im Kreis herum, wobei sie folgendes Lied singen:

Miə räitn tohii(n), miə räitn tohääa,

Miə pringə täin Äingl⁵⁴⁾ Pfinkstkhinich tohääa.

Täa täin Äingl Pfingstkinich wü(l) hoo(b)m,

Täa sul träi roudi Kholfooni⁵⁵⁾ hoo(b)m.

Träi roudi Kholfooni san wos wääat.

Miə räitn hausien, miə räitn schpozien

Mit Väigl⁵⁶⁾ und mit krienen Klee.

Nicht vorschönt tas Khindläin in də Wiägn.

Keez zaum, keez zaum, mäini liem Peasaunen.⁵⁷⁾

S räisn träi Schnäikkə iwəs Houwəföö(l)d,⁵⁸⁾

Miə näimə niks äi(n) wie Aar und Köld.

Tə Schliäsl wäat schə klingen,

Ti Hausfrau wäat schə pringen.

Miə wintschn äing olli kliksöüliche Pfingstfäjäteeg.

Leányvár, 10. Mai 1936.

Die Gaben (Eier, Bäckerei) werden am Abend gemeinsam verzehrt, das Geld verteilt. Den Kranz pflegt man zu „zerreißen“.

Wie war es in den übrigen Gemeinden? Auch dort nahm das Pfingstkönigreiten einen ähnlichen Verlauf. Veranstaltet wurde es nicht am Pfingstsonntag wie in Leányvár, sondern erst am Pfingstmontag nachmittag nach der Vesper. Beteiligen durfte sich daran jeder (eingekaufte) Bursch der Gemeinde. In Budafalász ritt man auf dem Berg, in Groß Turwal vom Herrschaftswirtshaus an bis zu den Prindl-Ädern (Brunnenäder, in der Nähe des Friedhofes), in Krottendorf vom Donaustrand, wo jetzt das Pünkösöd-Bad errichtet ist, bis zum „weißen Kreuz“ (in der Nähe des Heldendenkmals), in Pilisvörösvár vom Karancser Berg bis zu den ersten Häusern der Gemeinde, in Pomáz in der Aani Koosn („Eine Gasse“ = Hauptgasse, jetzt Beniczky-Gasse) von dort, wo jetzt das Schulgebäude steht, ungefähr $\frac{1}{2}$ Kilometer weit. In Üröm von der Kirche bis zur Statue des hl. Florian (außerhalb der Gemeinde). Die bestimmte Strecke mußte man in Budafalász Krottendorf und Üröm dreimal nacheinander zurücklegen. Wer als Erster zum Ziel kam, hieß allerorts Kheenich, Khinich, (König), der Zweite hieß Kheenichflərə (Königsführer, Krottendorf, Pomáz, Üröm), der Dritte war der Froos (Krottendorf, Üröm) oder Köö(l)dpäidl (Geldbeutel, Budafalász, Pomáz). Der Dritte mußte den Korb mit den Gaben tragen. Der König bekam einen aus Feldblumen geflochtenen Kranz, der während des Sammelganges am Halse seines Pferdes hing (Budafalász, Krottendorf,

Üröm). In Groß Turwal war der Preis ein Lamm, 10 Gulden u. ä. Die Preise stifteten Männer. In Pomáz wurde dem Sieger die Kaas (Geis, Ziege vgl. Pfingstköniglaufen) aufgesetzt, in Pilisvörösvár erhielt er nichts. Ein Heischegang folgte nur in Krottendorf, Budafalász und Üröm. Wenn im Hof der einzelnen Häuser alle Teilnehmer Platz hatten, ritten sie hinein, wenn nicht, nahmen sie vor dem Haus, auf der Gasse Aufstellung. Die Reime, die die Burschen hersagten, stimmten — abgesehen von unbedeutenden Abweichungen — mit denen der Kinder überein (siehe dort). Statt: „miö käingə“ usw. sagten die Burschen: „Miö räitn . . .“ Am Abend, wenn alles vorüber war, zogen die Burschen zum Vaterhaus des Pfingstkönigs, um den Kranz auf das Hausdach oder auf den Giebel zu stecken. Der Kranz blieb hier, bis er zerfiel. Die Burschen wurden nachher vom Vater des Königs bewirtet.

Wann wurde in den einzelnen Gemeinden zum letztenmal geritten? In Krottendorf 1866/67, in Groß Turwal 1868, in Budafalász und Pomáz in den 70er Jahren, in Pilisvörösvár noch vor etwa 50 Jahren, in Üröm bis zum Krieg. Über das Wettreiten in Budaörs, Solymár und Weindorf ist nichts näheres bekannt; es soll in diesen Gemeinden bereits vor über 100 Jahren abgekommen sein.

Das Pfingstköniglaufen war von jeher für die mittleren und großen Buben bestimmt. In Pomáz ist es schon vor 50—60 Jahren, in Budafalász jedoch erst 1934 abgekommen. In Krottendorf und Üröm wurde es auch 1936 veranstaltet.

Man läuft am Pfingstsonntag nachmittag nach der Vesper. Die festgesetzte Strecke (ungefähr 500 Meter auf der Hauptstraße, in Budafalász entlang des Kirchhofes) muß auch hier dreimal zurückgelegt werden. Der Sieger heißt König, ein Mann, der zugleich das Ziel ist, setzt ihm die Kaas auf (statt Pfingstköniglaufen sagt man auch Kaas-Laufen!). Die Kaas ist ein pyramidenförmiges Holzgestell, das die Mütter der Läufer mit Reisig, Laub und Feldblumen beflechten. Nach dem Wettlaufen setzt und setzte überall der Betteigang ein. Einer der Knaben trug die Khassa (Sparbüchse), ein anderer den Korb. Beim Hersagen des Pfingstreimes umgehen die Knaben den König. Die Kaas wird zuletzt, ebenso wie bei den Burschen der Kranz, auf das Hausdach oder auf das Dach des Schweinestalles gesetzt. Nachstehend die Pfingstreime:

Budafalász:

Miö käingə tohii(n), miö käingə tohääa,

Miö pringə täin Äingl Pfingstkhinich tohääa.

Wäää täin Äingl Pfingstkhinich wü(l) hoo(b)m,

Täää muəs träi routige Fau(n)⁵⁹⁾ rumtroogn.

Träi routige Fau(n) sint auch wos wääat.
 Von Sool,⁶⁰⁾ von Sool pis auf ti Äat.⁶¹⁾
 Keez zaum, keez zaum, mäine liem Singē auf äinen Rink,
 Miē haaben äinen praavm Haushäan tarin.
 Unsē Haushäaa ist äin äarenwäat
 Von Sool, von Sool pis əf ti Äat.
 Was solten wiēr iēm schäinken?
 So khaumē^{61a)} nicht zu täinken.
 So schäinkmēr iēm ə roudi Housn,
 Wou 99,000 Tukoo(d)n⁶²⁾ trinnē lousn.
 Keez zaum, keez zaum mäine liem Singē auf äinen Rink,
 Miē haaben äine praave Hausfrau tarin.
 Unsē Hausfrau is äin äarenwäat
 Von Sool, von Sool pis auf ti Äat.
 Was solten wiēr iē schäinken?
 So schäinkmēr iēr ə kschoupfēti Hau(b)m,⁶³⁾
 Tii muēs schteen wiēr-ə Tuē(r)ltau(b)m.
 Ti Nochtigol fliekt iwēs Haus,
 Häär und Frau s Ksaung is aus.
 Häjē san mē jungi Ksöö(l)n⁶⁴⁾,
 Aufs Jooēr wäämmē si päissē schtöü(l)n⁶⁵⁾,

Wenn sie etwas bekommen haben, sagen sie:

Jäizt petaunkmēr unz fiē tiisen Koob,
 Wo Häär und Frau kekeeben hot.

(April 1936).

Rottendrof:

Keloupt säi Jeesus Kristus!
 Miē käingē toēt hii(n), miē käingē tohäaa,
 Miē pringē täin Pfinkstkhinichkraunz von kräänē Wold häaa.
 Kräani Wold, s krääni Hääi,
 So is pē unz tē Pfinkstnprauch.
 Pfingstnprauch is äarenwääat⁶⁷⁾
 Äarenlaup is säaarē wäat,⁶⁸⁾
 Pulvē und Saund⁶⁹⁾ likt auf tēr Äat.
 Wolte mite schäinken,⁷⁰⁾
 khaumē nichts zu däingen.
 Schäinkst tu miēr ən Hoosen,
 täär lauft əfs krääni Woosen,
 Täär täin söö(l)wn Hoosn wü(l) hoo(b)m,
 Täär muēs tas Pulwēs, Pläiwēs⁷¹⁾ troogn.

Pulwəs, Pläiwəs trooch ich nāt,
 Söö(l)wn Hoosn moog ichs nāt.
 Mäine liēm Läidl keez zaum, keez zaum auf äinen Rink,
 Miə haum ti praavi Austərin⁷²⁾
 Austəring is unz äarenwäät,
 Pulvə, Saund likt auf tər Äat.
 Wolte mite schäinken,
 khaumə nichts zu däingen,
 Schäinkst tu miər ə Tuə(r)lttau(b)m,
 fliəkt si wiə-r-ə Schoupfhau(b)m.
 Auf und auf und Aalschtäik⁷³⁾
 In də Mitt täin häilingə Käist,
 Ti Nochtigol fliəkt iwəs Haus,⁷⁴⁾
 Mäine liēm Läidl s Ksaungl is aus.

(Dezember 1935).

Ūröm:⁷⁵⁾

Miə käingə tohii(n), miə käingə tohääa,
 Miə pringə täin Häan Pfingstkhinich tohääa.
 Aus kriənən Wold, aus kriənə Au.
 So is pə unz in Pfingstn tə Prauch.
 Trepen⁷⁶⁾ trepen singən wiər alle in äinen Rink,
 Wiə haaben äinen praavm Häan tərīn.
 Tää Hää is tas äarenwäät,
 Woolvəschtəund⁷⁷⁾ is auf tər Äat.
 Was solen wiə iəm schäinken?
 Khaun niimaund nicht zu bedäinken.
 Schäink mər iəm äinen Hoosen,
 Tää wo lauft əm kriənən Woosen.
 Tää wo täin söö(l)wm Hoosn wü(l) hoo(b)m,
 Tää muəs Pulvə und Pläiwəs troogn.
 Trepen, trepen singən wiər alle in äinen Rink,
 Wiə haaben äine praave Frau tərīn.
 Ti Frau is tas äarenwäät,
 Woolvəschtəund is auf tər Äat.
 Was solen wiə iə schäinken?
 Khaun niimaund nicht zu bedäinken.
 Schäink mər iə äine kuldəne Hau(b)m,
 Tii wo schteet wiərə Tuə(r)lttau(b)m.
 Trepen, trepen singən wiə alle in äinen Rink,
 Wi haaben äinen praafm Soun tərīn.

Taa Soun is tas äarenwäat,
 Woolvëschtand is auf tər Äat.
 Was solen wiər iəm schäinken?
 Khaun niimaund nicht zu bedäinken.
 Schäinkmər iəm äine roude Housn,
 Wo trääi Päingö trin loosn.
 Trepn, trepn singen wiə alle in äinen Rink,
 Wiə haaben äine praafe Touchtə tər in.
 Ti Touchtə is tas äarenwäat,
 Woolvëschtand is auf tər Äat.
 Was solen wiər iə schäinken?
 Khaun niimaund nicht zu bedäinken.
 Schäink mər iə ə kuldənəs Päitt⁷⁸⁾
 Mit Naagl vëschtäikt,
 In də Mitt tə häilingə Käist,
 Taa wo unz olli in Himl äi(n)wäist.

Für die Gaben bedanken sie sich mit folgenden Worten:

Miə petaunken unz fiə tiise Kaab,
 Wos Hääar und Frau kekeeben hat.
 Keloupt säi Jeesus Kristus!

(April 1936).

*

*

Der „Lamplanz“ in Groß Turwal.

Die Groß Turwaler Jugend führt alljährlich am Pfingstmontag nachmittag in einem Wirtshaus den sog. Lamplanz (Lammtanz) auf. Wir entnehmen die Schilderung des Tanzes einem Zeitungsbericht.

„In einem großen Kreis stellen sich Burschen und Mädels paarweise auf. Inmitten des Kreises steht ein Tisch, auf den ein mit farbigen Bändern geschmücktes Lamm gestellt wird, das von einem der vielen tanzenden Paare gewonnen werden kann. Genau eine halbe Stunde lang wird getanzt. Um diese Frist genau einhalten zu können, wird eine Weckeruhr auf den Tisch gestellt, die pünktlich „eingestellt“ wird. Den Tanz beginnt mit einem schönen Blumenstrauß in der Hand des Mädels, das erste Paar. Alles tanzt im Kreise nach und der Strauß wandert von Paar zu Paar. Wenn die vorgeschriebene Frist, die halbe Stunde, abgelaufen ist, meldet sich die Weckeruhr und das Lamm hat jenes Paar gewonnen, in dessen Hände sich beim Klingeln des Weckers der Strauß befindet. Mit großem Jubel wird das „Siegerpaar“ in den Tanzsaal begleitet und der Tanz wird fortgesetzt, meistens bis zum nächsten Morgen. Das gewonnene Lamm darf aber nicht nach Hause getragen werden, sondern wird gleich geschlachtet und von den Burschen am Abend verzehrt . . .“⁷⁹⁾

Das Weinlesefest.

In seiner heutigen Form war das Weinlesefest in der Vorkriegszeit unbekannt. Kleine Familienfeste nach dem Abschluß der Weinlese gab es auch schon ehemals. Außer der Familie des Bauern, den Lesern und Leserinnen und Nachbarn war aber niemand zugegen. So war es, als das Ofner Bergland noch ein blühendes Weingebiet war.⁸⁰⁾ Jetzt, wo es im allgemeinen nur noch unbedeutende Weinberge gibt, werden im Herbst überall große Weinlesefeste veranstaltet, die ganze Dörfer bewegen. Diese Weinlesefeste sind erst nach dem Krieg aufgekomen. Eingeführt wurden sie von Wirten, Musikanten, Lehrern, Vereinen u. a. In Bia veranstalteten es z. B. zuerst die Madjaren, in Piliscsaba die Slowaken; erst nach einigen Jahren machten es ihnen die Deutschen nach. Die Weinlesefeste sind gewissermaßen noch im Werden. Jedes Jahr kommt etwas neues hinzu. Hier wollen wir nur eines schildern, und zwar das Piliszentiváner, das noch wenig Beiwerk hat.

Das Weinlesefest veranstaltet man an einem Oktobersonntag im Wirtshaus (jedes Jahr in einem anderen). Ein zwei Wochen bevor wählen die Burschen einen Richter (Bursche) und eine Richterin (Mädchen). Auch setzen sie sich gleich mit einigen Mädchen in Verbindung, die den Lesefranz machen sollen.

Vor Beginn des Festes werden die Würdenträger und der Lesefranz feierlich abgeholt. 15—20 berittene Burschen in ungarischer Tracht (csikós = Pferdehirt) kommen mit der Musikkapelle um sie. Mit Richter, Richterin (sie sitzen auf einem Wagen) und Lesefranz (4 Mädchen tragen ihn auf einer Stange) ziehen sie dann zum Wirtshaus.

Die Wände des Tanzsaales sind an diesem Tag mit Weinlaub, Trauben und anderem Obst geschmückt. Nachdem die Mädchen den Lesefranz (pyramidenförmiges Drahtgestell, woran Trauben, Äpfel, Birnen usw. hängen) mitten an der Decke des Tanzbodens aufgehängt haben, eröffnet Richter und Richterin mit einem Walzer den Tanz. Das Obst bewachen während des Tanzes die „Hütermädchen“ und „Hüterburschen“. Wer vom Obst stiehlt, wird von den Hütern ergriffen und zum Richter geführt (der Richter sitzt an einem Tisch.) Den Dieb verurteilt der Richter zu einer Geldstrafe. Diese Strafe beträgt in der Regel 1 Pengö, wenn das Obst vom Lesefranz stammt, 20—30 Heller, wenn es nur Wandschmuck war. Um Mitternacht wird der Lesefranz verlost (ein Los kostet 10 Heller). Wer den Kranz gewinnt, muß den Burschen Wein zahlen. Richter und Richterin tanzen dann miteinander einen Tanz, wonach alle Teilnehmer das Nachtmahl einnehmen. Das Nachtmahl wird von den Strafgeldern beglichen.

Richter, Richterin, Hütermädchen, Hüterburschen und ungarische Roßhirten fehlen bei keinem Lesefest. Neben diesen ständigen Personen tauchen manchenorts auch andere auf: Graf und Gräfin (Budakalász), Kleinsrichter (Piliscsaba und Solymár), Notär (Bia) u. a. Das einfache Abholen der Würdenträger zum Fest, wie wir es in Pilisszentiván gesehen haben, ist in den meisten Gemeinden zu einem farbenprächtigen Aufmarsch geworden. Es werden immer neue und neue Personen eingestellt: Leser, Leserinnen, Weinhüter, Zigeuner; Slowaken (Groß Turwal), Narren. Auch Kinder werden schon herangezogen: In Piliscsaba gab es z. B. 1935 einen Rosenwagen, auf dem Kinder in ungarischer Tracht saßen. Das Beiwerk ist schon fast wichtiger als das Fest.

Kirmes.

Die Kirmes ist auf dem Lande das beliebteste Fest. Der kirchliche Teil hat für die Jugend wenig Bedeutung, umsomehr der weltliche.

Am Kirchtag der einzelnen Gemeinden findet sich die tanzlustige Jugend der ganzen Umgebung ein (eine gute Gelegenheit Bekanntschaften zu schließen!). Man braucht dazu nicht eigens eingeladen zu werden; wer will, kommt. Die Solymärer Burschen pflegen jedoch die Nagykovácsier und Pilisvörösvärer Burschen und Mädchen am Sonntag bevor zur Kirchweih einzuladen. Eine Gruppe der Burschen geht nach Nagykovácsi, eine andere nach Pilisvörösvár.

Die fremden Burschen und Mädchen sind beim Tanz gern gesehene Gäste (Abwechslung). Wenn aber ihrer zu viel kommen, ist es der ortsansässigen Jugend doch nicht recht. Sie läuft nämlich Gefahr, durch die Fremden in den Hintergrund gestellt oder gar verdrängt zu werden. In größeren Gemeinden, wo sich die Fremden auf mehrere Wirtshäuser verteilen können, geht es ja noch. Eine Gefahr bedeutet dieser Zustrom nur für kleine Gemeinden mit ein-zwei Wirtshäusern. Einst setzte man sich auch zur Wehr. Den Kampf führten ausschließlich die einheimischen Mädchen, die alles daran setzten, ihre Nebenbuhlerinnen (die Burschen wandten ihre Aufmerksamkeit heute den fremden Mädchen zu und ließen die anderen sitzen!) zu vertreiben. Den fremden Burschen geschah nichts. Wie gingen die Mädchen zu Werk? Sie schnitten den fremden Mädchen die Schürzenbänder oder die Fransen ihrer Tücher ab, „zwickten“ mit der Schere Löcher in ihre Röcke, banden die Kittel zweier nebeneinanderstehender Mädchen mit Draht oder Bindfaden zusammen, lösten die Bänder an ihren Hemdärmeln, hängten ihnen einen „Schweif“ (Fegen, Papierstreifen) an, beauftragten Knaben, ihnen mit Brennesseln auf die nackten Arme zu schlagen usw. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen viele fremde Mädchen sofort den Ort verließen. Diese wirksamen Mittel wurden im Notfall

überall angewandt, am häufigsten jedoch in Budaörs gegen die Ofner Dienstmädchen, in Krottendorf gegen die Budakalászer und Pomázer Mädchen, in Piliszentiván gegen die Pilisvörösvärer Mädchen, die die Gemeinde am Kirchtag geradezu überfluteten, auch in Weindorf und Üröm. Daß diese bösen Streiche mit der Zeit auch heimgezahlt wurden, versteht sich von selbst.

Die Kirchweih dauert zwei Tage. Der erste Tag heißt Khiiritoog (Kirchtag), der zweite Noochkhiiritoog (Nachkirchtag). Die „kleinen“ Kirchtage (Kirchtage von Kapellen), locken keine Fremden mehr herbei. Der religiöse Charakter des Festes kommt bei diesen besser zur Geltung.

Zum Kirchweihfest gehört auch das Khiiritoogsschikl (Kirchtagsgeschenk). Der Bursch kauft seiner Liebsten in der Regel ein Lebzeltchenherz oder eine Lebzeltchenpuppe. Das Mädchen beschenkt den Burschen mit einem Rosmarinzweig oder einer Masche.

Katharina.

„Kathrein stellt den Tanz ein“. Die Adventszeit steht bevor. Am Sonntag davor wird überall zum letztenmal getanzt. In Solymár und Pesthidegút war Katharina noch vor kurzer Zeit ein großes Fest der Burschen, das mit besonderer Feierlichkeit begangen wurde.

In Solymár setzten die Burschen für Katharina von altersher Burschengerichte ein und ließen sog. Kathreinbilder malen. Bis 1934 konnte dies — ausgenommen die Jahre 1914—21 — alljährlich ungehindert geschehen. 1935 ließ die Gemeindevorstellung die Kathreinfeier nicht mehr zu (Begründung: Schwere wirtschaftliche Lage). Nach Pesthidegút hat diesen Solymárer Brauch erst 1867 der Steinmeß Paul Moser verpflanzt. Hier fand diese Feierlichkeit insgesamt siebenmal statt (1867, 1895, 1896, 1897, 1905, 1907, 1926). Anreger und Leiter waren immer Mitglieder der Familie Moser, und zwar Paul Moser (†), sein Sohn Paul und dessen Sohn Paul. 1901 wollten einige Krottendorfer Männer den Solymárer Brauch auch in ihre Gemeinde einführen. Da die Burschen kein Interesse dafür zeigten, unterblieb die Kathreinfeier.

Im folgenden schildere ich die Wahl des Burschengerichts und den Verlauf der Kathreinfeier in Solymár. Dasselbe gilt auch für Pesthidegút. Die kleinen Abweichungen werden an Ort und Stelle angeführt.

In jedem Burschenwirthshaus wurde ein Burschengericht gewählt. Die Wahl verlief zu Allerheiligen, im Tanzsaal des Wirthshauses. Die sechs Gerichtsleute, auf die man stimmen konnte, bestimmten die Burschen schon vor der Wahl. Einer dieser sechs Burschen wurde gleich zum Notär ernannt, dieser hatte die Wahl zu leiten. Ein anderer Bursch übernahm die Stelle des Weinherren, seine Aufgabe war, jedem Wähler, der seine

Stimme abgegeben hatte, ein Glas Wein zu reichen. An einem Tisch, worauf zwei brennende Kerzen standen (in Pesthidegfút nicht), saßen die fünf Kandidaten in weißen Röcken (in Pesthidegfút zogen sie sie erst nach der Wahl an). Vor jedem stand ein Liter Wein und ein Glas zum Bewirten der Wähler. Die Wähler (nur Burschen!) kamen einzeln in den Saal und traten vor den Tisch. Auf die Frage des Notärs: „Wer soll leben?“ (in Pesthidegfút: „Auf wen stimmst?“) antworteten sie mit dem Namen des Kandidaten, dem sie ihre Stimme geben wollten. Der Notär vermerkte das auf einem Papier. Wenn schon alle Burschen ihr Stimmrecht ausgeübt hatten, schloß man den Saal. Der Notär begann die Stimmen zu zählen. Wer von den 5 Kandidaten die meisten Stimmen hatte wurde Richter, wer weniger als dieser, wurde Vizegespan, dann Stuhlrichter, Vizerichter, erster Geschworener (in Pesthidegfút: Erster Richter, zweiter Richter, Vizegespan oder Obergespan, Stuhlrichter, Kassier). Nach dem Zusammenzählen der Stimmen wurden die Wähler in den Saal eingelassen. Der Notär verkündete das Ergebnis: „Wir geben zu wissen, daß das ehrsame Burschengericht abgewählt ist. Richter ist X., Vizegespan ist Y. usw. Eljen, hoch lebe das ehrsame Burschengericht!“ Die Gerichtsleute wählten nachher zwei Kleinrichter und einen (in Pesthidegfút zwei) Mädchenhüter. Der Neugewählte Burschenrichter bewirtete dann alle Burschen.

Tags darauf versammelten sich die Burschen wieder im Wirtshaus, um die Ausführung des Rathreinbildes zu besprechen. Nachdem sie übereingekommen waren, wurden die Gerichtsleute beauftragt, sich mit dem Maler in Verbindung zu setzen.

Am Sonntag vor Katharina hielt man die Rathreinfeier ab. Am Vorabend brachte der Maler das fertige Bild in das Haus des Burschenrichters. Sonntag kamen die Geliebten der Gerichtsleute und der Kleinrichter (in Pesthidegfút nicht) zum Burschenrichter. Jedes Mädchen brachte einen Strauß aus künstlichen Blumen mit (rote Bänder daran), die sie am Rahmen des Bildes, drei oben (für den Richter, Vizegespan und Stuhlrichter), drei unten (für den Vizerichter, Notär und ersten Geschworenen) befestigten. Bald nachher kamen auch die Burschen zum Burschenrichter. Hier nahmen sie eine Tause ein. Nach der Tause gingen die zwei Kleinrichter mit dem Rathreinbild, begleitet von der Musik, in den Hof. Während die Musik verschiedene Märsche spielte, hielten sie das Bild der Gasse zugekehrt, daß es jeder Vorübergehende ansehen könne. Vom Haus des Burschenrichters zogen dann alle zum Stammwirtshaus. Voran die Musik, nachher die zwei Kleinrichter mit dem Bild, dann drei und drei Gerichtsleute Arm in Arm, zuletzt die Burschen. Im Wirtshaus angelangt, hängte man das Bild an die Mauer. Zu beiden Seiten des Bildes

brannte eine Kerze, woran die Kleanrichtepuschn (Kleinrichterbuschen, Blumensträuße, die die Kleinrichter von ihren Mädchen bekamen) befestigt waren. Hinter dem Bild steckten zwei kleine ungarische Nationalfahnen. Es folgte Tanz.

Montag abends (bis 1910 erst Donnerstag) versammelte sich die Jugend wieder im Wirtshaus zum Puschnopnämö (Blumenstrauß-Abnahme). Die Sträuße nahmen die Mädchen der Gerichtsleute vom Bild herab (die Musit spielte dabei Trauerweisen) und nähten sie dann in einem Nebenzimmer an den Hut ihrer Geliebten. Dann tanzten die sechs Gerichtsleute mit ihren Mädchen sechs Stück; jeder Bursche tanzte eine Runde mit dem Mädchen des anderen. (In Pesthidegút gab es nur drei Tänze; die Partnerinnen wurden nicht getauscht). Erst nachher durften die Sträuße vom Bild genommen werden.

Wozu war der Mädchenhüter da? Er mußte dafür Sorge tragen, daß der Bursch, der sich während des Tanzes mit seiner Geliebten auf der Gasse aufhielt, bestraft werde. Der Mädchenhüter nahm ihm den Hut weg, überreichte ihn dem Richter oder einem der Gerichtsleute, die den Burschen verurteilten. Wenn er seinen Hut wieder haben wollte, mußte er die Strafe zahlen (Wein, Bier, Zigarren).

Das Rathreinbild gehörte dem Wirt. Bis zum nächsten ließ er es in der Wirtsstube hängen.

Rathreinbilder.

Von den vielen, vielen Rathreinbildern, die in Solymár im Laufe der Zeit gemalt wurden, blieben nur noch vier übrig: Eins ist bei Martin Milbich (1904), eins angeblich im Museum für Kunstgewerbe zu Budapest (1908/09,) eins im Gromon'schen Wirtshaus (1928) und eins im Schäfers'schen Wirtshaus. In Pesthidegút gab es, wie erwähnt, überhaupt nur sechs Bilder. Das letzte (1926) ist noch im Scheffschit'schen Wirtshaus zu sehen. Was geschah mit den übrigen Bildern? Sie wurden leider zerrissen oder verbrannt.

Die Maler waren ortsansässige Zimmer- und Schildermaler, Bauern oder Handwerker. In Solymár: Ignaz Piz (Bauer †), Lorenz Darmstädter (Bauer †), Martin Darmstädter (Zimmermann), Johann Darmstädter (Schlosser), Andreas Seemann (Zimmer- und Schildermaler), Martin Schofaz (Zimmermaler), Martin Rurz (Tagelöhner). In Pesthidegút: Anton Resch („Tefl Taunl“ genannt †) und sein Bruder Georg.

Der Preis der Bilder war je nach der Ausführung verschieden. Das Pesthidegúter Bild aus dem Jahre 1895 kostete z. B. 7 Gulden, die aus den Jahren 1896, 1897 nur 6 Gulden 50 Kreuzer. Die Bilder bezahlten die Burschen.

Jedes Bild trägt eine Überschrift: „Die Erſame Buſſchen Geſellſchaft“ (Solymár 1904), „Die Erſame Buſſchen G.“ (Solymár 1928, Peſthidegkút 1926), „Die ehrſame Buſſchen“ (Solymár 1933). Bis zur Jahrhundertwende ſtand noch auf allen Bildern: „Das ehrſame Buſſchen Gericht“. Die Änderung und Kürzung der Überschrift hat einen intereſſanten Grund. Der Oberſtuhlrichter erfuhr 1897, daß die Peſthidegkúter Buſſchen vor Katharina ein Gericht wählen und einander verſchiedene Titel verleihen. Da er darin etwas geſegwidriges ſah — Titel und Würden könne doch nur der Staat verleihen! — ließ er die Peſthidegkúter Bilder aus den Jahren 1895, 1896, 1897 beſchlagnehmen. Nach langem Bitten bekamen die Peſthidegkúter ihre Bilder 1901 zurück. Das Wort „Gericht“ und die ausgeſchriebenen Würden waren aber ausgelöſcht. Man ſagte ihnen, daß in Zukunft ſtatt „Gericht“ „Geſellſchaft“ geſetzt werden müſſe; das Ausſchreiben der Würden ſei von nun an verboten. Mit dem neuen Wort „Geſellſchaft“ konnten ſich die Peſthidegkúter Buſſchen nicht befreunden. Es wurde doch ein Gericht gewählt und keine Geſellſchaft! Was tun? Man ſchrieb einfach nur G. Jeder konnte es ſich nach Belieben ergänzen. Der Amtſmann dachte an Geſellſchaft, der Bauer an Gericht. Die Würden wagte man ſeitdem nicht mehr auszuſchreiben. Ob es den Solymárern auch ſo geſchah wie den Peſthidegkútern, konnte ich nicht ermitteln. Soviel ſteht feſt, daß die Änderungen um dieſe Zeit auch in Solymár durchgeführt wurden. 1901 ſoll auf den Bildern noch „Gericht“ geſtanden haben. Das Bild vom Jahre 1904 zeigt ſchon den Übergang. Hier ſteht ſchon „Geſellſchaft“; die Würden ſind nur mit ihren Anfangsbuchſtaben angedeutet.

Auf den Bildern ſind die Namen der Mitglieder des Gerichts und die aller Buſſchen verzeichnet (in Spalten untereinander oder fortlaufend nacheinander), die zu der Zeit zum Wirtſhaus gehörten. Die Namen der Gerichtsleute ſtehen über den anderen (Solymár 1933, Peſthidegkút 1926) oder in der mittleren Spalte zwiſchen den anderen (Solymár 1904, 1928). Ihre Namen ſind mit andersfarbigen und größeren Buchſtaben geſchrieben als die der übrigen Buſſchen. Einſt wurden, wie erwähnt, auch die Würden dahintergeſetzt. Auf dem Peſthidegkúter Bild (1926) iſt der Kleinrichter und der Mädchenhüter verzeichnet; auf dem Solymárer Bild vom Jahre 1904 nur der Mädchenhüter. Die Namen der Buſſchen umſchließt ein doppelter Kranz aus Roſen, und Eichenlaub mit Eichel. Unterhalb der Namen ſehen wir auf jedem der noch erhaltenen Bilder das ungarische Staatswappen mit der Stephanskronen, Größe der vier Bilder: Ungefähr 1 m × 50—70 cm.

„Zu Kathräi(n) keets Schpüü(l)n au(n)“ (zu Katharina geht das Spielen an) sagt man in Solymár. Da es eine Zeitlang keine Tanzmusik gibt, wo sich die Jugend treffen könnte, gehen die Burschen an Sonn- und Feiertagen nach dem Abendessen zu den Mädchen „spielen“ (Karten, Zimmerspiele, erzählen, singen usw.).

Die Burschengemeinde als Träger von Sitte und Brauch im menschlichen Lebenskreis.

Hochzeit.

Die Brautleute laden zwei Wochen vor der Hochzeit in allen Gemeinden persönlich ein. Am Vorabend oder am Tag der Trauung, frühmorgens, pflegen in einigen Dörfern die Burschen⁸¹⁾ oder die Beistände⁸²⁾ die bereits geladenen Gäste noch einmal einzuladen. Bevor sie sich auf den Weg begeben, nehmen sie im Hochzeitshaus, wenn sie am Abend gehen, ein Nachtmahl, wenn sie am Morgen gehen, ein Frühstück ein. Die Burschen gehen zu zweien, zu vieren, oft sind es ihrer auch zehn-fünfzehn. Aus dem Hochzeitshaus nehmen sie manchenorts eine Flasche Wein mit (Die Flaschen schmückt die Braut mit Rosmarin und Bändern)⁸³⁾. Burschen oder Männern, denen sie begegnen, reichen sie die Flasche. Im Haus angelangt, sagen sie einen Ladespruch, wenn sie keinen können, bitten sie einfach im Hochzeitshaus zu einer bestimmten Zeit zu erscheinen. Nachstehend ein Ladespruch aus Budaörs:

„Herr Hauz vird und Hauz Frau, sie wollen es uns nicht für Übel aufnehmen, das wir auch euch so frühen Morgen überlaufen, den ihr werdet euch wohl zu errinern wissen, das wir zwei ausgesande Boden sind von Jungen Hern Breudigam wie fon seiner viel geliebten Jungfrau Braut. Wir wollen euch bitten sie wolen ihnen das Kleid (Geleit) geben, von Weg zu steß (Steg) von Hof zu Gassen von Gassen zu Straßen, bis in das heilige Gottes Hauz. Aldort werden sie verbunden werden mit den Sakrament der Ehe. Nach Tollendung der Kuplation (Kopulation) wertet man sie wieder zurück führen in das ehr und Tugend same Hochzeit Hauz, und werden sie zu Tische setzen und ihnen auftragen ein Glas Wein und andere Gottes Gaben werden auch dabei sein. Habe ich meine Red (Rede) und Antwort nicht gut hervor gebracht, so bitte ich sie wollen mich und meinen zweiten Gatten doch nichtern (nüchtern) lassen“ (nach einer Handschrift aus dem Jahre 1863).

Die Hochzeitsbitter werden überall bewirtet. Sind ihre Flaschen unterwegs leer geworden, füllt man sie im Hause wieder an.

Bei der Hochzeit wurde bis zum Ausbruch des Krieges überall noch viel geschossen; jetzt noch ab und zu. Im Hochzeitszug hatte einst jeder Bursch eine Pistole bei sich, aus der sie auf dem Weg vom Hochzeits-

haus zur Kirche und auf dem Rückweg Schüsse abgaben.⁸⁴⁾ Auch die übrigen Burschen schossen. Heute schießt man im Hochzeitszug nicht mehr, außerhalb des Zuges jezt noch (mit Schlüsseln!). In vielen Dörfern führten und führen die Junggesellen im Hochzeitszug eine Flasche Wein mit sich, aus der sie die Burschen, die unterwegs Schüsse abgeben, auf der Stelle trinken lassen.⁸⁵⁾ In Etnes beschlossen den Hochzeitszug noch bis in die 90er Jahre Kellner mit großen Weinkrügen in der Hand. Sie mußten die Burschen bewirten. Auch beim Auftragen des Bratens wird geschossen.

Beim Hochzeitsmahl müssen noch in den meisten Gemeinden die eingeladenen Burschen die Speisen auftragen.⁸⁶⁾ Die Schürze, die sie umhaben, ist entweder ihr Eigentum oder entliehen oder sie wird ihnen von den Kranzelmädchen für den Tag zur Verfügung gestellt⁸⁷⁾ (in Pilisvörösvár und Promontor dürfen die Burschen sie behalten).

Das Abholen des Bratens und der Bäckerei ist in einigen Dörfern Pflicht der Burschen und Mädchen, die zu Gast sind;⁸⁸⁾ anderswo besorgen es die Köchinnen mit dem Hilfspersonal. Bevor der Braten an die Reihe kommt, erheben sich Burschen und Mädchen vom Tisch und gehen mit der Musik um den Braten. Jeder Bursche nimmt eine Flasche Wein mit (in Solymár nur einer, der Wein ist aber für den Bäcker bestimmt). Männer und Burschen, denen man unterwegs begegnet, werden bewirtet. Was übrig bleibt, gehört dem Bäcker. Beim Bäcker angelangt, tanzen sie in Isámbék drei Tänze. Den Weg zum Hochzeitshaus legt man mit dem Braten tanzend und hüpfend zurück. Beim Eintritt ins Haus gibt einer der Burschen einen Schuß ab (Leányvár, Solymár). Den Braten übernehmen die Köchinnen, die Jugend aber tanzt noch ein Stück im Hof (Budajenő, Leányvár, Solymár).

Am Abend erscheinen überall die Kameraden des Bräutigams und überhaupt alle Burschen der Gemeinde im Hof des Hochzeitshauses. Sie kommen um den „Burschenausstand“, um das Viertel Wein. Wenn Braut und Bräutigam unter die Tür treten, singen sie das Ehstandslied⁸⁹⁾ und beglückwünschen dann das Brautpaar. Nachher dürfen sie mit den Hochzeitsgästen überall drei Tänze tanzen (in Etnes erst nach der Haubung!). Der Bräutigam läßt ihnen dann das Viertel Wein (oft auch zwei), außerdem noch Fleisch und Kuchen reichen. Die Burschen ziehen damit ins Wirtshaus oder ins Nachbarhaus, wo sie es verzehren. Den Wein und die Speisen tragen immer die jüngsten Burschen. Was die Altburschen übrig lassen, gehört ihnen.

Nach dem Mittagessen oder nach der Haubung der Braut beginnen die Ehrentänze. Die Braut tanzt mit jedem Anwesenden, zuletzt mit ihrem Bräutigam. Raum hat das Paar einige Schritte getan, schlagen schon die Burschen mit der Karbatsche (Taschentuch mit Knöpfen) auf sie tüchtig

los.⁹⁰⁾ In Krottendorf sagen die Burschen dabei: „Hinaus, äis khäəz nimmə zə unz,, (Hinaus, ihr gehört nicht mehr zu uns). Das Brautpaar flüchtet in die Ecke der Stube (Etnesl), in das Nebenzimmer oder in den Hof.

Die Burschen sahen es früher nicht gern, wenn ein fremder Bursch einem Mädchen aus ihrer Gemeinde den Hof machte. Sie liefen ja Gefahr, ein Mädchen, vielleicht noch ein schönes und reiches zu verlieren, auf das nur sie Anrecht hatten. Wenn die Sache ernst zu werden schien, hielten sie den Burschen eines Tages im Wirtshaus oder auf der Gasse an und forderten ihn auf, einen Einstand zu zahlen (10—20 Liter Wein). Wollte er dies nicht tun, hieß es gleich weiter, bekäme er Prügel und dürfte nicht mehr zum Mädchen kommen. Die meisten leisteten dem Aufruf sogleich Folge, da sie wußten, daß mit den Burschen nicht zu spassen sei. Es gab aber mitunter auch solche, die sich weigerten. Diesen erging es übel. Sie wurden geprügelt, aus dem Dorf verjagt, man nahm ihnen den Rock oder den Hut weg, den sie nur mit Wein auslösen konnten. Man ließ sie nicht das Haus des Mädchens betreten, waren sie mit einem Wagen gekommen, so entfernte man ein Rad, schnitt das Leitseil durch, machte einen sog. Ziegeunerknopf in den Strang usw. Wer den gewünschten Einstand bezahlt hatte, konnte sich im Dorf frei bewegen. So war es bis zum Krieg. Heute kann ein Bursch ungehindert in eine andere Gemeinde zu seinem Mädchen kommen, ohne daß er deswegen zur Rede gestellt würde.

Heiratet ein Mädchen auf ein anderes Dorf, so fordern die Burschen vom Bräutigam beim Verlassen der Gemeinde ein Lösegeld. Sie sperren den Weg, der aus der Gemeinde in die neue Heimat führt, mittels eines Seils, einer Kette (nur in Pomáz, das Seil wurde nämlich schon oft durchgeschnitten!) oder eines Nationalbandes (nur in Bia, ung. seit 1925) ab und geben ihn nur dann frei, wenn der Bräutigam die gewünschte Summe für die Braut erlegt.⁹¹⁾ Dieses Aufhalten des Hochzeitszuges hat bei großen Hochzeiten ein feierliches Gepräge. Einer der Burschen beglückwünscht im Namen der Burschenschaft das junge Paar. Er hält eine kleine Ansprache oder sagt einen Spruch her. Einige Beispiele:

„Gelobt sei Jesus Christus! Alle hochhehrsame eingeladene Hochzeitsgäste! Ich hätte einige paar Wörter herfürzubringen, daher bitte ich um einen kleinen Geduld und um einen kleinen Stillstand. Eine Kette ist aufgezo-gen von Silber und von Gold. Die Jungfrau Braut fahret fort, sie fahret fort auf ein ganz fremdes Ort. Da stund geschrieben: Spreche wenig, rede wahr, borge wenig und bezahl es bar, so bleibst du wie du bist. Jetzt wünsch ich dem jungen Herrn Bräutigam, sowie auch seiner vielgeliebten Jungfrau Braut viel Glüd und Segen zu ihrem heiligen Ehstand. So viel Flocken in dem Schnee, so viel Glüd und Segen in der

Eh'. Jetzt bitte ich die hocheingeladenen Hochzeitsgäste, die Jungfrau Braut zu versteinern. Dann könnet in Gottes Namen eilen fort. Eilet hin auf dieses Ort, wo euch Gott am liebsten hat. Bleibet treu bis in den Tod, dann habet Gnade beim lieben Gott. Vivat"! (Pomáz, mündlich).

„Haltet an, den der Strich ist Voran!

Gelobt sei Jezus Cristus!

Filgelibte Braut, hir ist die Maut,
wo du in deine Zukumpft schaußt.

du fährst über die Grenze
auf Hochzeit lust und Tencze.

Wir Burschen haben dich gelibt über die Wäld (Welt)
und geben dich über Grenze nur um filles Geld.

du solst Glück und Segen haben in dein Zukünftigen leben
Gott sol es geben. Vivat, Geehrte Hochzeit geste“.

(Biliszentiván, nach einer Handschrift.)

„Geertes Brautpar, So habe ich mich doch nicht getäuscht und euren Hochzeitstag richtig erathen. Werter Breutigam! Wie dein gegenwertiges Brauthen gibt es wohl selten eine, Sie ist vornehmlich an Tugenden die einen Ehman und Familienvatter zieren kann, darin hast du Glückliche Bürgschaft, wie sie wenig gegeben ist, Ich wünsche euch aus vollen Herzen Glück, den es ist ja kaum denkbar, das Leute gibt die in jeder Beziehung so sehr für einander passen. Empfanget meinen kurzen Wunsch mit einen kühlen Trunk, der eure Liebe immer Erfrische.“ (Solymár, nach einer Handschrift).

„Gelobt sei Jesus Christus, Junges Ebar! Es ist Eine Dorf sitte, das man das Neuserbundene Ebar aufhalt, befor sie ihr lieber Ehman fortnimt in ein fremdes Dorf. Auch wir halten euch auf aber nicht nur wegen des gebrauchs, sondern wir wollen dem Jungen Brautbar vil Glück wünschen und lebe wol sagen. Nun so lebet woll und zit fort an Euren neuen Heimatsort, seit imer zufrieden und hört nicht auf Eins das andere zu lieben, weil die Liebe Bringt Frieden und Segen in den Eheleben. Traget Eier Kreuz mit Gedult und gebet einer den andern nicht die Schult. Liebe Braut Blige (blide) noch Einmahl zurück auf deinen Schönen heimats Dorf. Befindest du Ein größeres Glück, so denke auch an unz zurück. Der Liebe Gott soll Eier Vatter sein, auch in Eiren Neuen Heim. Jest wider holle ich meine innigsten Herzenswünsche in dem ich eich im Schutze der imehr (immer) werenden Hilfe Maria Empfele. Es begleide eich Gottes seggen und gnade, Amen.“

(Weindorf, nach einer Handschrift.)

Wir wollen bemerken, daß das Hersagen der Sprüche in der nächsten Umgebung von Budapest allmählich aus der Mode kommt. Die Burschen nehmen sich im allgemeinen nicht mehr die Mühe einen Spruch zu lernen.

Nach dem Beglückwünschen beginnt das „Handeln“, das zugleich zur Belustigung aller Umstehenden und der Hochzeitsgäste dient.

Die Burschen verlangen für die Braut in der Regel einen hohen Preis. Dabei werden ihre Eigenschaften und Tugenden gepriesen. Der Bräutigam will sie aber billiger haben. Die Burschen senken den Preis um einige Heller, dem Bräutigam ist sie noch zu teuer, sie lassen wieder nach. So fährt man fort, bis man schließlich handelseins wird. Nachdem der Bräutigam das Geld auf eine Tasse gelegt hat, reichen die Burschen dem Brautpaar, oft auch allen Hochzeitsgästen, ein Glas Wein. Jeder läßt auf die Tasse eine Münze fallen. Das Glas wirft man schließlich an ein Wagenrad, daß es zerbreche. Ist eine Musik zur Stelle, spielt sie zum Abschluß einen Marsch. Das Seil fällt, der Hochzeitszug zieht weiter. Das Geld vertrinken die Burschen sogleich.

Es ist eine große Schmach für ein fort heiratendes Mädchen, wenn das Aufhalten des Brautzeuges aus irgend einem Grunde unterbleibt. Es ist ihr, als hätte man es aus dem Heimatsort geradezu hinausgeworfen. Ja heißt es dann bald in der Gemeinde, es war sicher nichts mehr wert u. dgl. In Nagykovácsi, wo die Burschen seit einiger Zeit den Weg nicht mehr zu sperren pflegen, ließ man 1932 einen Hochzeitszug durch Anaben aufhalten (eine Frau verfaßte in aller Eile einen Spruch), die Braut sollte nicht traurig in die Fremde ziehen.

Den Mädchen ist es nicht recht, wenn ein Bursch ihres Heimatsortes ein Mädchen aus einer anderen Gemeinde heimführt. Für diese Tat wird er manchenorts auch bestraft. Führt er zur Hochzeit, halten ihn die Mädchen an und fordern, ebenso wie die Burschen, ein Lösegeld (Leányvár, Piliszentiván, einst auch in Nagykovácsi). In Piliscsaba kam dies zum letztenmal vor 9 Jahren vor. Da heiratete ein Bursch ein Mädchen aus Leányvár. Die Piliscsabaer Mädchen hatten schon das Seil gezogen, womit sie den Burschen bei der Ausfahrt aufhalten wollten, als plötzlich der Vater des Bräutigams zu ihnen trat und sagte, sie mögen sich mit ihrem Seil schleunigst entfernen, sonst würde er es durchschneiden. Die Mädchen gehorchten; seither tun sie es nicht mehr. In Etnes geschah es vor zwei Jahren zum erstenmal. Die Mädchen zürnten dem Burschen nicht deswegen, weil seine Ehegattin aus einem anderen Dorf gebürtig war, sondern darum, weil es ihrer Meinung nach nicht notwendig gewesen wäre anderswo Umschau zu halten. So ein Mädchen hätte er auch zuhause finden können.

T o d.

Die Bestattungsbräuche sind, je nach dem der Verstorbene zur Altersklasse der Kinder, der mannbaren Jugend oder der Verheirateten gehört, verschieden. Durch das Aufkommen der Beerdigungsanstalten (Leichenvereine) ist schon so mancher alte Bestattungsbrauch erloschen, der noch vor einigen Jahrzehnten, vor der Gründung dieser Vereine, in Übung war. Das Begräbnis ist überall gleichförmig geworden.

Auf dem Dorf, wo die Leute noch vom Gefühl der familienhaften Zusammengehörigkeit durchdrungen sind, geht der Tod eines Dorfgenossten der ganzen Gemeinde nahe. Am schmerzlichsten berührt er, abgesehen von den Familienmitgliedern und Verwandten, natürlich immer die, zu deren Altersklasse der Tote gehörte. Stirbt z. B. ein Bursch oder ein Mädchen, so betrachten ihn die Burschen und Mädchen des Dorfes als ihren Toten; ist es ein Verheirateter, so treten die Verheirateten in den Vordergrund. Bei einem Ledigen halten es Burschen und Mädchen für ihre Pflicht, an seinem Begräbnis teilzunehmen und es so feierlich wie möglich zu gestalten (Hochzeit des Toten!).

Einen Totengräber gibt es in den meisten Gemeinden von altersher. Wo nicht, dort mußten die Träger des Sarges (bei Burschen und Mädchen Burschen, bei Verheirateten Männer), auch das Grab schaufeln,⁹²⁾ im Winter bei großem Schnee auch den Weg bis zum Friedhof und zum Grab freilegen.

Vor der Einführung des Leichenwagens wurden die Toten überall zu Grabe getragen, in fünf Dörfern, wo es noch keinen gibt,⁹³⁾ jetzt noch. Aber auch dort, wo der Wagen bereits eingeführt ist, werden Jugendliche nur sehr selten oder gar nicht gefahren. Warum? Die Ledigen sind im allgemeinen noch nicht Mitglieder des Leichenvereins; da der Gebrauch des Wagens für Nichtmitglieder sehr kostspielig ist, nimmt man davon Abstand. Die alte Form des Bestattens, das Tragen, hält man bei einem jungen Menschen für „schöner“. In Bia, Pilisvörösvár und Zsámbék werden Ledige nur bei schlechtem Wetter gefahren, sonst nie. In Pomáz ist das Fahren des ledigen Toten nur bei den Madjaren Brauch; bei Deutschen und Slawen nicht. Wir können also sagen, daß man Ledige auf unserem Gebiet trotz des Leichenwagens auch jetzt noch zu tragen pflegt. Die Träger der Bahre sind bei Ledigen, ob Bursch oder Mädchen, die Burschen. Eine Ausnahme bildet Bia. Hier tragen den Sarg Burschen und Mädchen abwechselnd: Von der Stube bis auf die Straße die Mädchen, von dort bis zum Eingang des Friedhofes die Burschen, vom Eingang bis zum Grab wieder die Mädchen. Die Bahrtäger (4 oder 6) sind überall verwandte oder bekannte Burschen (Nachbarschaft!), die man dazu bitten muß; ebenso die Lampen- und Windlicht-

träger. Bei einem verstorbenen Burschen tragen Burschen die Lampen- und Windlichter, bei einem Mädchen die Mädchen. Die Bahrträger haben am linken oder rechten Rockärmel (in Etnei an der Brust) einen Rosmarinzweig oder einen Strauß aus Kunstblumen (die Leidtragenden spenden ihn), den sie ins Grab werfen.

Dem toten Burschen oder Mädchen setzt man im Sarg ein Kränzchen aus Wachs auf (Brautkranz!). Auf den Sarg legt man einen Kranz, den die Eltern oder Paten spenden. Totenkronen aus Wachs, Rosmarin, künstlichen Blumen usw. gebraucht man noch in Budaféhi, Budaörs, Groß Turwal, Klein Turwal, Krottendorf, Nagykövácsi, Piliscsaba, Piliszentiván und Jásmbéi; in Diósd und Promontor nicht mehr. Die Totenkrone trägt ein Mädchen vor dem Sarg. Manchenorts ist sie am Sargdeckel befestigt.

Farbe des Sarges: Bei Kindern weiß (silbergrau), bei Ledigen grau, bei Verheirateten braun und — besonders bei alten Leuten — auch schwarz.

War der verstorbene Bursch oder das Mädchen zufällig Mitglied des Leichenvereins, so ist manches anders. Wo es einen Leichenwagen gibt, wird der Tote gefahren, wo nicht, getragen. Wenn der Verein über ein eigenes Personal verfügt, stellt er auch Bahr-, Lampen- und Windlichtträger; wenn nicht, nur die Lampen, Windlichter, Fahnen, Schärpen und das Kreuz, das vorangetragen wird. Um die Träger hat sich dann die Familie zu kümmern. Die Fahne, die Schärpen der Lampen- und Windlichtträger sind bei einem Ledigen blau, bei Verheirateten aber schwarz.

Einem Ledigen gibt, wie erwähnt, die ganze Burschen- und Mädchen-gemeinde des Dorfes das letzte Geleit. Alle sind festlich gekleidet, als gingen sie auf eine Hochzeit. Ist der Verstorbene ein Bursch, so schreiten zu beiden Seiten des Sarges Burschen, ist er ein Mädchen, so Mädchen. Oft zieht auch eine Musikkapelle mit.

Schon am Geläut kann man es erkennen, ob der Tote ein Kind, ledigen oder verheirateten Standes war. In Budajenő, Budaörs, Piliszentiván gibt man z. B., wenn ein Kind gestorben ist, mit der kleinen Glocke das Zeichen und läutet dann mit der kleinen und mittleren Glocke aus. Ist es ein Lediger, gibt man mit der mittleren Glocke das Zeichen und läutet dann mit der kleinen, mittleren und großen Glocke aus („das ganze Geläut“). Bei einem Verheirateten gibt man mit der großen Glocke das Zeichen und läutet nachher wieder mit allen drei Glocken aus. In Gemeinden, wo es nur zwei Glocken gibt, ist die Altersklasse des Verstorbenen nicht erkennbar. In Solymár wird z. B. das Zeichen für Ledige und für Verheiratete mit der mittleren Glocke gegeben.

Am Grabkreuz der Ledigen ist im allgemeinen ein blauer oder weißer Schleier (auch Band) angebracht.

Deutsche Jugend und nichtdeutsche Jugend.

Das Ofner Bergland ist bekanntlich ein deutsch-madjarisch-slawisches Siedlungsgebiet. Mit Madjaren (gemeint ist nur das alteingesessene madjarische Bauerntum!) wohnen die Deutschen in Bia, Etnet, Pomáz und Zsámbék; mit Slawen in Budafalás (Serben), Csobánka (Serben und Slowaken), Groß Turwal (Serben, die im Deutschtum fast aufgegangen sind), Piliscsaba (Slowaken), Pomáz (Serben und Slowaken). Dem Glauben nach sind die Deutschen alle katholisch, die Madjaren in Zsámbék katholisch, anderswo Kalviner, die Slowaken katholisch, die Serben Orthodoxen, in Groß Turwal Katholiken.

Das Verhältnis der einzelnen Volksgruppen zueinander kann im Rahmen dieses Aufsatzes nicht erörtert werden. Uns kommt es hier nur auf die Jugend an.

Was die einzelnen Volksgruppen voneinander trennt, ist die Rasse, die Sprache und oft der Glaube (dadurch andere Kirche, anderer Festkalender, häufig auch andere konfessionelle Schule). Was die deutsche und nichtdeutsche Jugend trotz rassischen, konfessionellen und sprachlichen Gegensätzen zusammenführen könnte, wäre das Wirtshaus. Aber auch hier gibt es nur wenig Berührungspunkte. Deutsche, Madjaren und Slawen haben von altersher ihre eigenen Wirtshäuser, ihre eigene Musik (Deutsche: Blech- oder Schrammelmusik, Madjaren: Zigeunermusik, Slawen: Tamburin) und ihre arteigenen Tänze (Madjaren: Tschardasch, Slawen: Kolo). Der deutsche Bursche schwärmt nicht für Zigeunermusik und Tamburin, für Tschardasch und Kolo. Den madjarischen und slawischen Burschen ist wieder die Blechmusik und z. B. der Ländler fremd. Mit einem Wort: Jeder fühlt sich nur in seinem Wirtshaus wohl.

In der Kriegs- und Nachkriegszeit bahnte sich eine Annäherung an. Das hängt u. a. zum guten Teil mit der Zunahme der madjarischen Sprachkenntnis zusammen. Die madjarische Schule schuf eine Gemeinsprache. Einst konnten die Leute miteinander auch darum wenig verkehren, weil sie die Sprache des andersstämmigen Dorfgenossen entweder gar nicht oder nur mangelhaft beherrschten. Der deutsche Bursch spricht jetzt z. B. mit dem slowakischen Burschen weder deutsch noch slowakisch, sondern madjarisch. Mit der Sprache kommt das andere.

Wo die einzelnen Nationalitäten der Glaube eint, finden sie den Weg eher zueinander. Deutsche und Slowaken sind Katholiken. Seit dem Krieg kommt die slowakische Jugend, besonders am Kirchtag, immer häufiger in deutsche Gemeinden; auch die Deutschen suchen die slowakischen Gemeinden dann und wann auf. Es kamen auch schon viele Ehe zwischen Deutschen und Slowaken zustande.

Verbindend sind weiters: Jungmannschaft, Sportvereine, Beruf, gleicher Arbeitsort usw.

Das Bauerntum geht in der nächsten Umgebung von Budapest allmählich zurück; der Boden wird immer weniger. Deutsche, madjarische und slawische Bauernsöhne müssen also entweder ein Handwerk ergreifen oder in den Fabriken als Industriearbeiter ihr Brot verdienen. Sie bilden eine Interessengemeinschaft. Über die Gegensätze setzt man sich rasch hinweg. In Pomáz gehen z. B. zur ungarischen Tanzmusik nur deutsche Handwerker und Fabrikarbeiter; deutsche Bauernburschen aber nicht.

Auch der zahlenmäßige Rückgang mancher Nationalitäten in einigen Dörfern ist hier ausschlaggebend. Wenn ein Volk, zur Minderheit wird und sich nicht mehr behaupten kann, gleicht es sich der Mehrheit an. Etnet war, bevor das Deutschtum kam, eine rein madjarische (kalvinische) Gemeinde.⁹⁴⁾ Das katholische Deutschtum drang im Laufe der Zeit vor, das Madjarentum nahm ab (zum Teil abgewandert; Ehen waren ja zwischen Katholiken und Kalvinern unmöglich!). Das ungarische Wirtshaus ging 1894/95 ein. Die wenigen madjarischen Burschen gehen jetzt mit den deutschen Burschen. In Pomáz waren die Slowaken vor einigen Jahrzehnten noch ziemlich stark. Ihre Zahl nahm aber rasch ab. 1920/21 löste sich das slowakische Wirtshaus auf. Die slowakischen Burschen und Mädchen besuchen jetzt das ungarische Wirtshaus; nur wenige schlossen sich den Deutschen an.

¹⁾ Vgl. Luz Madensen, Sitte und Brauch: Die deutsche Volkskunde, hrsg. von Adolf Spamer, Leipzig Bd. I. S. 126. ²⁾ Literatur: Eugen Bonomi, Az egyházi év Budaörs német község nyelvi és szokásanyagában tekintettel Budaörs környékére (Das Kirchenjahr in Spruch und Brauch der deutschen Gemeinde Budaörs mit Rücksicht auf die Umgegend): Arbeiten zur deutschen Philologie Heft 53. Budapest 1933. — Rudolf Hartmann, Deutsche Volkskunde in Ungarn: Das Deutschtum im Ausland — Ungarn, hrsg. von Karl Bell, Dresden. — Anton Buzadits, Der „Lampeltanz“ in Törökbálint: Neues Sonntagsblatt vom 7. Juni 1936. — Die Spalte „Jugenddecke“ im Neuen Sonntagsblatt vom 15. und 29. März 1936. — 1899 erschien in einem Budapestener Judenblatt ein Schmähaußatz gegen das Deutschtum von Budaörs. Der Schreiber kommt auch auf die Jugend dieses „sehr unangenehmen schwabischen Nestes“ zu sprechen. Das Christliche Volksblatt vom 4. November 1899 übernimmt den Aufsatz und weist die böswilligen Verdächtigungen und Beschimpfungen der jüdischen Presse zurück. Dies nur der Vollständigkeit halber. ³⁾ Für die Angaben über Diósd bin ich Herrn Franz Jsidákovits-Diósd, für die über Tefli Handelschullehrerin Frä. Anna Loschdorfer-Budapest zu Dank verpflichtet. ⁴⁾ Das Einkaufen nannten die Altburschen in Budaörs und Köröm auch „Knechten verkaufen“. — Auch zu den mittleren Buben mußte man sich einkaufen in Szécsény (noch vor 40 Jahren), Nagybácsi (bis zum Krieg), Krotten-dorf (bis 1900), Piliszfaba, Köröm (bis zum Krieg). Zu den großen Buben kaufte man sich ein in Diósd (bis 1923), Klein Turvay (bis zum Krieg), Nagybácsi (bis

zum Krieg), Solymár (bis 1892/23), üröm (bis zum Krieg), Weindorf (bis zum Krieg). Einkaufen konnte man sich bei den ältesten der mittleren und großen Buben zu Fastnacht, anlässlich der Kinderunterhaltungen in den Stuben. Der mittlere Bube zahlte 20—50 Kreuzer, der Große Bube 1 Gulden. Das Geld steckten immer die ältesten der Gruppe ein. In Weindorf gebührte es den drei ältesten. ⁵⁾ Bia (1918 bis 1934 war kein Einkaufen, seit 1935 wieder), Budajenő, Esobánka, Etheß, Leányvár, Pesthidegkút (1914—20 nicht, seither wieder), Piliszfaba, Telfi, üröm, Zsámbék. — Abgekommen ist der Brauch in Budakalász (1914), Budakeszi (1885), Budaörs (1912), Diósd (1923), Groß Turwal (1914), Klein Turwal (1919), Krottendorf (um 1900), Nagytóvácsi (1914), Pilisvörösvár (schon vor 70—80 Jahren), Pomáz (1929—1930), Promontor (1877), Solymár (1892/94), Weindorf (1914). ⁶⁾ Vgl. Andreas Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, München 1872—77, Bd. I. Spalte 845. ⁷⁾ 1 Gulden: Budaörs (1912 aber schon 3 Gulden), Weindorf. 2 Gulden: Esobánka, Diósd, Klein Turwal, Krottendorf. 3 Gulden: Nagytóvácsi (zuletzt schon 2 Kronen). 4 Gulden: Promontor. ⁸⁾ Budakalász, Budakeszi, Leányvár, Pesthidegkút, Piliszfaba, Pomáz, Solymár, üröm, Zsámbék. ⁹⁾ Bia, Budajenő. ¹⁰⁾ Die Burschen sagten: „Wau(n)st nāt khau(n)st trāi Klaasl Wāi(n) tringə, pist khə Knäicht“ (Wenn du nicht drei Glas Wein trinken kannst, bist kein Knecht). ¹¹⁾ In Pesthidegkút trieb man die Nichteingekauften durchs Krummet; in Nagytóvácsi die Kinder, die das Hochzeitshaus umstanden. ¹²⁾ Die jungen Mädchen wurden auf diese Art ins Wirtshaus eingeführt. ¹³⁾ Puuo (Bube), Rouzpuuo (Rogbube), Rouzläifl (Rogbüffel), Rouzəmsuntoog (Rog am Sonntag), Ksöölchtə (Geselchter), Fleepäi(d)l (Flohbeutel), Lauskheal (Lauferl), Lausschipl (Laußschippel vgl. Schmeller a. a. O. Bd. 2, Sp. 438), Krindschipl (Grindschippel), Kriəə Hund (grüner Hund) usw. ¹⁴⁾ In Etheß wird jeden Sonntag einer eingekauft. ¹⁵⁾ Die Musterungsorte waren Bia, Ofen (Kaiserbad) und Pomáz. Auf dem Wege zur Assentierung sang man im allgemeinen das Lied: Nach... marschieren, dort lassen wir uns visitieren und wir taugen ins Feld. Andere Lieder: Die Assentierung fangt sich's an... (Etheß), Am Sonntag nach der Kirche, da werden wir assentiert... (Klein Turwal), Wir wissen schon wem wir zugehören... (Budaörs, Krottendorf), Der Richter sitzt am Sessel, hat die Feder in der Hand, er schreibt uns armen Burschen die Zettel hintereinand... (Telfi). ¹⁶⁾ Budaörs, Diósd, Klein Turwal, Piliszfaba, Pilisvörösvár, Zsámbék. ¹⁷⁾ In Solymár hatten die Tauglichen einen Trauerflor am Hut, die Untauglichen den alten Hutschmuck. In Budajenő mußten die Untauglichen ihren Hut mit einem schmälern Nationalband zieren. In Budakalász, Etheß, Krottendorf und Promontor steckten die Tauglichen ihr Zertifikat an den Hut, den Untauglichen ließ man den Hutschmuck. ¹⁸⁾ Fiət Kout näimə = Behüt · dich · Gott nehmen. Fiət Kout ist im Ofner Bergland der gebräuchlichste Abschiedsgruß. Vgl. auch Karl Frause, Deutsche Grußformeln in neuhochdeutscher Zeit. Breslau 1930. 4. ¹⁹⁾ Der Kaiser von Oesterreich braucht viel Leut... (Budaörs), Soldatenleben, das heißt ja lustig sein... (Etheß), Mein Vaterland muß ich's verlassen und muß reisen ins fremde Land... (Klein Turwal), Die Abschiedsstunde ist schon vorhanden, Soldatenleben muß ich's anfangen... (Pesthidegkút), Der helle Tag bricht an, die Sonne scheint schon, da weinet manche Mutter um ihren lieben Sohn... (Esobánka, Pomáz, Zsámbék), Lebe wohl Vater und Mutter, Schwester und Bruder und meine Herzsallerliebste... (Piliszentiván), Was höret man Neues in der Welt, daß man jezt Rekruten stellt... (Solymár), Ich bin ein junger Soldat... (Telfi) usw. ²⁰⁾ In Krottendorf und Pesthidegkút durfte der verabschiedete Soldat nach der Heimkehr noch einmal unentgeltlich tanzen. ²¹⁾ In deutsch-slawischen Gemeinden gingen die madjarischen Dienstboten lieber ins slawische Wirtshaus, als ins deutsche.

In Groß Turwal gingen sie ins serbische Wirthaus, in Piliscsaba ins slowakische.²²⁾ In Pesthidegkút lebten Bauern und Kleinhäusler bis zur Romassierung (1866) im besten Einvernehmen. Grund mußten nur die Bauern abtreten; die Häusler besaßen ja nichts. Dies sate Zwietracht. Auch die Burschen wurden dadurch in zwei Parteien gerissen. Von der „Kleinhäuslerbanda“ (Musikkapelle der Kleinhäusler) wollten die Bauern nichts mehr wissen. Da es aber im Orte damals nur diese gab, gründeten die Bauern 1867 eine eigene Musik („Bauernbanda“). Die Häusler sollten nicht meinen, daß die Bauernburschen auf sie angewiesen wären. Das Wirthaus der Reichen war dann das Matthias Hog'sche, die Häusler blieben bei Franz Schestschil.²³⁾ Mhd. bras = Schmaus, Mahl vgl. Matthias Leger, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Leipzig 1872. Bd. I. Sp. 341.²⁴⁾ Am ersten Weihnachtstag ist nirgends Tanzmusik, am zweiten nur in Budaféji. Der Tanz zu Silvester und zu Neujahr ist im allg. erst nach dem Krieg aufgekommen; vorher durfte man erst Sonntag nach Dreikönig zum erstenmal tanzen. Am Ostersonntag wird nur in Diósd (seit dem Krieg!) getanzt, sonst nirgends. Ostermontag wird — Diósd, Naghkovácsi, Pomáz und Solymár ausgenommen — überall getanzt. Pfingstsonntag ist, mit Ausnahme von Pomáz (erst seit 4—5 Jahren) nirgends Tanzmusik, am Pfingstmontag überall. Am Dreifaltigkeitssonntag ist nur in Promontor Tanz. An Fronleichnam tanzt man nirgends.²⁵⁾ Die beliebtesten Tänze sind: Ländler, Walzer, Polka.²⁶⁾ Ungefähr 60% der Budaörser Mädchen gehört den verschiedenen religiösen Vereinen an, die unter der Leitung der dortigen Nonnen stehen. Diese Mädchen („Marienmädchen“ im Gegensatz zu den „Wirthaus- oder Tanzmädchen“) dürfen kein Wirthaus betreten und mit einem Burschen überhaupt nicht tanzen (heuer wurde ihnen der Tanz bei Hochzeiten — nur mit Vater oder Bruder! — gestattet). Sehen sie nur zum Fenster der Tanzstube hinein, während drinnen getanzt wird, entzieht man ihnen das Vereinsabzeichen auf eine gewisse Zeit.²⁷⁾ Bia, Budaörs, Gjobánka, Groß Turwal, Leányvár, Pesthidegkút, Pilisszentiván, Pilisvörösvár, Pomáz, Promontor, Telti, Zsámbék (auf der linken Seite die Bauernburschen, hinter der Orgel die Handwerksburschen).²⁸⁾ Budaféji, Diósd, Etheß (seit 4—5 Jahren), Krottendorf (auch auf dem Chor), Piliscsaba (seit ungefähr 30 Jahren), Solymár. In Budafalás / in der alten Kirche, die neue wurde 1907/08 gebaut / und Krottendorf (bis zum Kriege) standen die Burschen hinter dem Hochaltar und in der Sakristei.²⁸⁾ Wahrscheinlich aus tuschen = schlagen, stoßen, klopfen, vgl. Schmeller a. a. D. Bd. I. Sp. 628.³⁰⁾ Bia (kurz vor dem Krieg), Etheß (mit dem Krieg), Gjobánka (siehe Burschenrichter), Klein Turwal (1922/23), Krottendorf (bereits vor 50 Jahren) Pesthidegkút (1914), Piliscsaba (vor ungefähr 10 Jahren), Promontor (in den 90er Jahren). In Diósd, Leányvár, Pilisvörösvár, Pomáz, Telti, Weindorf gab es nie einen Kirchenkorporal.³¹⁾ Budajenő, Budaörs, Groß Turwal, Pilisszentiván, Solymár, Üröm, Zsámbék.³²⁾ Etheß, Klein Turwal, Naghkovácsi, Pesthidegkút, Solymár.³³⁾ Bia.³⁴⁾ Budajenő, Budaörs, Groß Turwal, Krottendorf, Piliscsaba, Zsámbék. In Promontor spielte sich Jakob Heckmann zum Kirchenkorporal auf. († in den 90er Jahren). Vor ihm gab es keinen, auch nachher wurde keiner gewählt. Man nannte ihn einfach „Steinbrecher Pfarrer“ (er war Steinbrecher).³⁵⁾ Bia (zahlt kein Ehegeld, lecticale), Budajenő (leistet keine Arbeit für die Gemeinde), Budaörs (zahlt kein Ehegeld), Etheß (darf ein Joch der Kirchenfelder für sich bebauen), Klein Turwal (jährlich 10 Gulden), Krottendorf (jährlich 20 Gulden), Naghkovácsi (Ehrenamt), Pesthidegkút (frei vom Ehegeld, enthoben von allen Gemeindefarbeiten, durfte sich aus dem Gemeindewald 2 Wagen Holz holen), Pilisszentiván (leistet keine Arbeit für die Gemeinde), Zsámbék (das Gras, das auf dem Kalvarienberg wächst,

gehört ihm; außerdem bekommt er noch 2 Zentner Weizen), Solymár (jezt 10 Pengő für das Jahr, einst 10 Gulden). ³⁶⁾ Bia (Orgelbank), Budajenő (in der „Burschensakristei“ unter den Burschen), Budaörs (sitzt auf einem Stuhl hinter den Burschen), Etheß (auf der Männerseite in der ersten Bank), Groß Turwal (bis 1920/21 auf dem Chor, auf einem hohen Stuhl, seither im Sanktuarium neben der Sakristei), Klein Turwal (unter den Burschen auf einer Bank ohne Lehne, um sich nach allen Seiten hin bewegen zu können; der Mädchenkorporal saß inmitten der Mädchen), Krottendorf (im Sanktuarium neben der Sakristei), Nagybácsi (Burschensakristei), Pesthidegút (auf dem Chor stand für ihn eine Bank), Piliscsaba (auf der Männerseite vorne), Piliszentiván (auf der Orgelbank neben dem Kantor), Promontor (Heßmann saß auf der Männerseite in der vorletzten Bank), üröm (kein bestimmter Platz), Solymár (Burschentischitusch und Mädchentischitusch sitzen auf der Männer- und Weiberseite in der letzten Bank vor dem Quergang), üröm (kein bestimmter Platz), Zsámbék (auf dem Chor auf einer Bank hinter den Burschen). ³⁷⁾ Etheß, Klein Turwal, Piliscsaba, Piliszentiván. ³⁸⁾ Vor den Budaörser Burschen hatten die der Nachbargemeinden Achtung. Weil sie als Käufer bekannt waren, hieß man sie in den umliegenden Gemeinden nur Wuudeschö (Budaörsler) Krauthaunö (Krauthahn = Smaragd- oder Grüneidechse, die mit ihren Artgenossen oft im Streit liegt, vgl. Eugen Bonomi, Ortsneckereien aus den Öfner Bergen: Festschrift für Gideon Pecz, Budapest 1933, S. 221.), holts mii, sunst rauf i (hältet mich, sonst raufe ich, Klein Turwal), holts omol (mäin) Jangö (hältet mal meinen Rock — d. h. sich zum Kaufen bereit machen, Budajenő). ³⁹⁾ Bia (Stube im Haus des Heiducken), Budajenő (Spritzenhaus), Budafalás (Holzkammer des Gemeindehauses), Budaörs (Roznkhammā(r)l Rattenkammer, Stube im Gemeindehaus, seit 40 Jahren nicht mehr), Diósd (Wachstube der Gendarmerie), Etheß (Holzkammer des Gemeindehauses), Groß Turwal (Stube im Gemeindehaus), Klein Turwal (Wika Schtubb'm Wika-Stube [madj. wika = Stier], Stube im Hirtenhaus neben dem Gemeindestierstall, zu diesem Zweck gebraucht bis zum Krieg), Krottendorf (bis zu den 90er Jahren in einer kleinen Kammer des Adam Kungl'schen Wirtshauses), Leányvár (Spritzenhaus), Pesthidegút (Holdakhammā(r)l Hirtenkammer [Holda, Halter = Hirt], Kammer im Hirtenhaus; besteht nicht mehr), Piliscsaba (Kammer im Hirtenhaus, wo man die Ehefrucht [Lecticale-Weizen] unterbrachte), Piliszentiván (bis 1900 im Stierstall), Pilisbörösvár (seit jeher in der Wachstube der Gendarmerie), Promontor (Stube im Gemeindehause), Solymár (Houwakhammā(r)l Haserkammer Scheune neben dem Hirtenhause, wo das Futter für die Gemeindestiere aufbewahrt wurde; abgerissen vor 30—40 Jahren), Telfi (Spritzenhaus), üröm (Kmaa(n)schtaä(d)l Gemeindestadel, Scheune der Gemeinde neben dem Hirtenhaus), Weindorf (wie üröm) Zsámbék (Zee(d)lhäisl = Zettelhaus auf dem Marktplatz, wo man die Viehpässe schrieb; abgerissen 1934). — Diese Arreste sind schon überall außer Gebrauch gesetzt. Die Uebeltäter führt heute gleich die Gendarmerie ab. Die Strafen muß man in „echten“ Arresten abtun. ⁴⁰⁾ Khummnoocht Kommnacht (allg.), Fäjeraumtsnoocht Feierabendsnacht (Pesthidegút, Solymár). Beliebte Tage: Dienstag, Donnerstag und besonders Samstag. Die Burschen gehen zu den Mädchen au'n schräja anschreien oder au(n)fäinztö(r)ln fensterln. ⁴¹⁾ Die Solymärer Burschen- und Mädchen-tracht beschreibt Hartmann, a. a. O. 248, 249. ⁴²⁾ Budafeßi (jedoch mit Eintritt), Budaörs (umsonst), Etheß (umsonst) — Abgekommen ist die Probiermusik in Bia (vor 30 Jahren), Diósd (1914), Leányvár (vor 30—40 Jahren), Pesthidegút (mit dem Krieg), Piliszentiván (mit dem Krieg), Solymár (1905/06), üröm (vor etwa 10 Jahren). Anderswo kannte man die Probiermusik für Erwachsene

(vor Kinderunterhaltungen war oft Probiermusik!) nicht. ⁴³⁾ „So sollte es sein“. In Pesthideglút, Piliscsaba, Solymár und üröm halten sich die Verheirateten noch an diese Zeit, anderswo setzen sie sich darüber hinweg und kommen zum Tanz, wann sie wollen. Zu Fastnacht werden überall Bälle für Ledige und Verheiratete („Anechten oder Burschenball“, „Männerball“) abgehalten. Am Burschenball dürfen die Männer, am Männerball die Burschen drei Tänze tanzen. ⁴⁴⁾ Der Richter klopfte mit seinem Stock an die Wand, an die Decke oder auf den Fußboden und sagte: „Puoschn, Fäjeraumt“ (Burschen, Feierabend!), „tə Fosching hot ən Äind!“ (der Fasching hat ein Ende), „jäiz khumt tə Marsch, no hot tə Fosching ən Äind“ (jetzt kommt der Marsch, dann hat der Fasching ein Ende), „Puoschn, ti Fostn faungər au(n)!“ (Burschen, die Fasten beginnen), „Musikautn, ə Schtikl täafz no schpüü(l)n, no is tə Fosching pekroo(h)m“ (Musikanten, ein Stück dürfet ihr noch spielen, damit ist der Fasching begraben), „ən Marsch, no is olləs aus“ (noch einen Marsch, dann ist alles aus) usw. Nach dem letzten Tanz riefen die Burschen in der Regel: „Richtə Veittə, no ə Schtikl!“ (Richter Better, noch ein Stück). Manchmal kam der Richter auch ihrer Bitte nach. ⁴⁵⁾ Budajenő, Budakalász, Eszobánka, Klein Turwal, Leányvár, Nagyhóváci, Pesthideglút, Piliszentiván, Pomáz, Telki, üröm. Abgekommen ist der Brauch in Bia (vor etwa 30 Jahren), Budakeszi (vor 6—8 Jahren), Budaörs (vor 70—80 Jahren), Diósd (1923), Etyek (kurz vor dem Krieg), Piliscsaba (1925/26), Pilisvörösvár (1914), Promontor (schon vor dem Krieg), Solymár (1910), Zsámbék (1912). ⁴⁶⁾ Abgekommen ist der Brauch in Budakeszi (vor etwa 10 Jahren), Budakalász (vor 8—10 Jahren), Eszobánka (1933), Krottendorf (1933), Pesthideglút (kurz vor dem Krieg), Piliscsaba (1921/23), Pilisvörösvár (kurz vor dem Krieg), Piliszentiván (mit dem Krieg), Pomáz (1930), üröm (kurz vor dem Krieg), Weindorf (1930), Zsámbék (1889). ⁴⁷⁾ Budakalász (vor ungefähr 70 Jahren), Eszobánka (vor 4 Jahren), Krottendorf (1888), Piliszentiván (1914), Pomáz, Promontor (vor etwa 40 Jahren), Solymár (vor 60—70 Jahren). ⁴⁸⁾ Budakalász, Eszobánka (die Burschen gingen auch ins Haus zu den Mädchen, auch die Faschingsnarren „prackten“), Piliszentiván (man ging auch zu den Mädchen ins Haus), Pomáz (auch die Faschingsnarren schlugen die Mädchen) Promontor. ⁴⁹⁾ Budaörs, Budakalász, Krottendorf, Piliszentiván. ⁵⁰⁾ Eszobánka (in den 90er Jahren), Diósd (1905), Groß Turwal (?), Klein Turwal (vor 60—70 Jahren), Pesthideglút (vor einigen Jahren), Piliscsaba (1896/97), Piliszentiván (1912), Pilisvörösvár (kurz vor dem Krieg), üröm (vor 10 Jahren), Zsámbék (1927/28). ⁵¹⁾ Budajenő (vor dem Krieg immer, nach dem Krieg kam es nur zweimal vor), Eszobánka (seit 10—12 Jahren nicht mehr), Leányvár, Klein Turwal (aber nur dann, wenn der erste Mai auf einen Sonntag fällt), Nagyhóváci, Pesthideglút, Piliscsaba (nur in den Jahren 1920—27), Krottendorf (schon oft), Piliszentiván, Promontor (noch vor 50 Jahren), üröm. In den übrigen Gemeinden wurde er ohne Musik gestellt. ⁵²⁾ Bia (bis zum Krieg), Leányvár, Klein Turwal, Solymár (selten), üröm (auch am 15. Mai, wenn sie die Krone austauschen), Weindorf, Zsámbék. ⁵³⁾ Die Sutt, Suttén = Lache, Pfütze, kleiner sumpfiger Platz, vgl. Schmeller a. a. D. 2. Sp. 339. ⁵⁴⁾ Engel. ⁵⁵⁾ Rote Chorfahnen. ⁵⁶⁾ Weilschen. ⁵⁷⁾ Geht zusammen, geht zusammen, meine lieben Personen. ⁵⁸⁾ Es reisen drei Schnecken übers Haserfeld. ⁵⁹⁾ Die Alten sagen: Roudi Khoosauna rote Chorfahnen. ⁶⁰⁾ Saal. ⁶¹⁾ Erde. ^{61a)} Kann man. ⁶²⁾ Dukaten. ⁶³⁾ Schopshaube. ⁶⁴⁾ Feuer sind wir Junggesellen. ⁶⁵⁾ Auf's Jahr werden wir uns besser stellen, auch: äi(n)schtöü(l)n einstellen. Im Scherz: Krumpion schöü(l)n, schtöü(l)n Kartoffeln schälen, stehen. Vgl. Bonomi, a. a. D. 81. ⁶⁶⁾ Jetzt bedanken wir uns für diese Gabe. ⁶⁷⁾ Zeile 6 lautet nach dem Alten: Miə haum schə khäät və Aarenlaup. ⁶⁸⁾ Ehrenlaub ist sehr wert.

⁶⁹⁾ Statt Saund sagen die Alten auch Soo(d)l Sattel. ⁷⁰⁾ Die Alten sagen noch: Wos woltmør iøm tain schäinken? Es wird hier sicher auf den Hausherrn Bezug genommen, der in der alten Fassung auch nicht erwähnt ist. ⁷¹⁾ Bleiweiß. ⁷²⁾ Die Alten sagen: Haustionarin = Hausdienerin. ⁷³⁾ Die Alten sagen: Naaglschtäik = Nesselstöcke. ⁷⁴⁾ Zeile 27 lautet nach den Alten: Tää tain Weik zuer Söölichkhäit wäist. Die beiden Schlußzeilen der mitgeteilten Fassung fehlen. ⁷⁵⁾ Vgl. Bonomi, a. a. O. 80, die Fassung, die ich hier mitgeteilt habe, weist nur unbedeutende Abweichungen auf. — Ein Bruchstück aus üröm, aus der alten Zeit:

Miø räitn tohiin, miø räitn tohäää,
 Miø pringø in kriønø Pflngstkhinich tohäää.
 Miø wolten iøm pekläiden
 Mit Somet und mit Säiden,
 Mit Somet und mit Roosnkuld
 Wos tø kriøni Pflngstkhinich troogn wult.
 Miø wintschn tain Häan øn Hoosn.
 Tää lauft øf kriønø Woosn,
 Miø wintschn tain Häan ø Fos vul Wäin,
 Tais Fos, tais liøkt sou khül häärai(n)

⁷⁶⁾ Trepen = treppeln, trippeln, mit kurzen kleinen Schritten eifertig gehen; vgl. Schmeiler, a. a. O. Bd. I. Sp. 672. ⁷⁷⁾ „Wohlverstand“; es heißt auch: Wool khäin Schtaund (wohl kein Stand). ⁷⁸⁾ Bett. ⁷⁹⁾ Buzadits, a. a. O. ⁸⁰⁾ Vgl. Arthur Haberlandt, Das Gefüge der deutschen und magyarischen Volkskultur: Neue Heimatblätter I (1936), 209. ⁸¹⁾ Bia, Budaörs (seit dem Kriege nicht mehr), Groß Turwal (zum letztenmal vor etwa 50 Jahren), Leányvár, Pesthidegút, Piliscsaba, Piliszentiván, Promontor (seit 30 Jahren nicht mehr), Solymár. ⁸²⁾ Budakalász (noch vor 30—35 Jahren, sie luden aber nur die Verheirateten ein), Eszöbánya (zwei Wochen vor der Hochzeit laden die Beistände ein, eine Woche vor der Hochzeit die Brautleute; die Beistände laden die Verheirateten ein, die Brautleute die Ledigen), Klein Turwal (seit dem Kriege nicht mehr), Krottendorf (bis zum Kriege), Nagybácsi (bis zum Kriege), Piliscsaba (die Beistände laden seit einigen Jahren statt Braut und Bräutigam ein), Pilisbörösvár (einer der Beistände und der Bräutigam), Pomáz (noch vor 10 Jahren), üröm (seit 10—12 Jahren nicht mehr). ⁸³⁾ Budaörs (seit 50—60 Jahren nicht mehr), Leányvár, Groß Turwal (vor 50 Jahren), Pesthidegút, Piliszentiván, Promontor (noch vor 30 Jahren), Solymár. ⁸⁴⁾ Bia, Budajenő, Budakalász, Budaörs, Etyek, Klein Turwal, Leányvár, Krottendorf, Promontor. ⁸⁵⁾ Groß Turwal, Leányvár, Pesthidegút, Piliscsaba, Piliszentiván (man wirft ihnen auch Zigarren zu), Solymár. ⁸⁶⁾ Bia, Budakalász (immer seltener), Eszöbánya, Leányvár, Groß Turwal (im Schwinden), Klein Turwal, Krottendorf, Nagybácsi (selten), Pilisbörösvár (selten), Pomáz, Promontor (hie und da), Solymár, üröm, Zsámbék. Die Burschen tragen nicht mehr auf in Budaörs (seit dem Kriege), Etyek (seit 40—50 Jahren), Piliscsaba (seit einigen Jahren), Piliszentiván (seit einigen Jahren). In Pesthidegút ist das Auftragen der Speisen Pflicht des Bräutigams. ⁸⁷⁾ Budakalász, Groß Turwal, Krottendorf, Pilisbörösvár, Pomáz, Promontor, Solymár. ⁸⁸⁾ Budajenő, Klein Turwal (erst seit dem Kriege), Leányvár, Pesthidegút (seit 7—8 Jahren), Piliscsaba, Solymár, Telki, Zsámbék. ⁸⁹⁾ Bia, Budajenő (einst), Budakesi, Budaörs (noch vor 40 Jahren), Eszöbánya (aber nicht überall), Etyek (aber in der Stube), Leányvár (in der Stube, nachdem sie die drei Stücke getanzt hatten), Piliscsaba (seit dem Kriege nicht mehr), Solymár (erst in der Nachkriegszeit), Telki. ⁹⁰⁾ Budakalász, Diósd, Etyek, Groß Turwal, Krottendorf, Leányvár,

Pilisvörösvár, Solymár, Tefli, Weindorf. ⁹¹⁾ In den einzelnen Gemeinden wurde zum letztenmal ein Brautzug aufgehalten in Bia (1933), Budajenő (1935/36), Buda-
 lalás (vor 7—8 Jahren), Budafeji (vor dem Krieg), Budaörs (1910), Esobánka
 (1912), Diósd (angeblich nie), Etheß (vor etwa 8 Jahren), Groß Turwal (vor unge-
 fähr 50 Jahren), Klein Turwal (vor 5 Jahren), Krottendorf (1919), Leányvár (1933),
 Nagyhovácsi (1932 hielten den Zug Buben an, 1919 Burschen), Pesthidegkút (1935),
 Piliscsaba (1936), Piliszentiván (1930), Pilisvörösvár (1920), Pomáz (1931),
 Promontor (vor ungefähr 50 Jahren), Solymár (1930), Tefli (1936), üröm (1935),
 Weindorf (1935), Zsámbék (1936). ⁹²⁾ Leányvár (bis 1931/32), Piliszentiván (bis
 1885), Promontor (bis zu den 60er Jahren des 19. Jh.s), ⁹³⁾ Esobánka, Diósd,
 Nagyhovácsi, Piliszentiván, Weindorf. ⁹⁴⁾ Joseph Teller, Az etyeki német
 nyelvjárás hangtana (Lautlehre der deutschen Mundart von Etheß). Handschriftlich
 eingereichte Doktorarbeit (1925/26) im Archiv des deutschen Instituts an der Uni-
 versität Budapest. S. 1.

J. R. Bünker und die deutsche Volkskundeforschung.

Von Géza Karjai-Kurzweil (Martinsberg-Pannonhalma).

Wenig über 50 Jahre alt, im ersten Kriegsjahr (13. November 1914), starb in Dedenburg unvermutet an einer schmerzhaften Krankheit eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der deutschen und ungarischen Volkskundeforschung, Johann Reinhard Bünker.¹⁾ Er war, aus einer schweizerischen Familie stammend, in Kärnten (Fabrikanlage Seebach) 1863 geboren und wirkte als Lehrer an der evangelischen Volksschule A. B. in Dedenburg. Ohne zu wissenschaftlichem Beruf besonders ausgebildet zu sein, erwarb er durch Selbststudium und durch die Bekanntschaft mit hervorragenden deutschen und ungarischen Volkskundeforschern (R. Weinhold, R. Meringer, M. und A. Haberlandt, Fr. Boem, J. Bolte, J. Meier, A. Herrmann, J. Jankó, A. Solymossy, usw.) erstaunliche Fachkenntnisse und leistete der Wissenschaft durch Liebe zur Sache und vorbildliche Gründlichkeit wertvolle Dienste. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Tätigkeit wurde er zum Oberkustos des 1896 durch die Vereinigung des alten Stadt- (1867) und Komitats-Museums (1885) neugegründeten und 29. Dezember 1901 eröffneten Dedenburger Stadtmuseums berufen. Dieses Amt bekleidete er bis zu seinem Tode. Die Bestände des Museums wuchsen unter seiner Leitung an Gegenständen, Bildern, Handschriften jeder Art bedeutend und wurden sogar durch eine selbständige volkskundliche Abteilung vermehrt.

Die Früchte von Bünkers wissenschaftlicher Tätigkeit sind in zahlreichen gedruckten Aufsätzen, selbständigen Werken und unveröffentlichten Handschriften niedergelegt, welche wir der Reihe nach in aller Kürze besprechen wollen.

I. Gedruckte Werke.

Als die erste Gruppe dieser Abteilung können Bünkers museums- und ausstellungswissenschaftliche Aufsätze erwähnt werden. Von der Millenniumsausstellung in Budapest 1896 erstattete er in zwei Aufsätzen überaus gründliche Berichte. Er beschrieb die 24 Bauernhäuser des ethnographischen Dorfes auf das Genaueste in der Abhandlung „Das ethnographische Dorf der ungarischen Millenniums-Landesausstellung in Budapest“ (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XXVII, 1897. Auch als Sonderdruck: Wien 1897, 26 S.), ferner die Herde und Defen und sonstiges Zubehör der einzelnen Haustypen im Aufsatz „Herde und Defen in den Bauernhäusern des ethnographischen Dorfes der Millenniumsausstellung in Budapest“ (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, VII, 1897, S. 11—31. Auch als Sonderdruck.) Die drei Bauernstuben des Dedenburger Museums, durch welche die verschiedenen Volks-

Stämme des Dedenburger Komitats — die Ungarn, Heanzen und Kroaten — sehr ansprechend dargestellt wurden, beschreibt er im Aufsatz „A soproni múzeum néprajzi szobái“ (Die volkstundlichen Zimmer des Dedenburger Museums): A Magyar Nemzeti Múzeum Néprajzi Osztályának Értesítője (Anzeiger der ethnographischen Abteilung des Ungarischen National-Museums), Jahrgang IV (1903), S. 78—80.²⁾ Als das Museum am 4. Oktober 1913 in das heutige prächtige Gebäude übersiedelte, hat Bünker die volkstundliche Abteilung mit verschiedenen Werkstätten aus alten Tagen sowie mit überaus lehrreichen, inhaltsvollen und vortrefflich ausgestellten systematischen Sammlungen zur Volkskunde Westungarns bereichert. Die Vorbereitung seines Volkschauspielwerkes und die dadurch erhöhte Anstrengung haben ihn aber an der wissenschaftlichen Beschreibung der neuen Bestände völlig verhindert.

Die Mehrzahl von Bünkers gedruckten Arbeiten galt der Sachvolkskunde und innerhalb derselben vorzüglich der Hausforschung. Bünker hielt sich in dieser Hinsicht zur sog. „Merlinger-Gruppe“ der österreichischen Hausforscher, welche sich bemühte, die oberdeutsche Hausform auch im Gebiet des historischen Ungarn nachzuweisen. Die ungarische Forschung hat diese Bestrebung nie gebilligt und war bestrebt, entsprechende Gegenbeweise zu bringen, wie das die einschlägigen Werke der ungarischen Volkskundeforscher deutlich bezeugen.³⁾ Die haus- und siedlungskundlichen Arbeiten Bünkers sind in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge die folgenden:

Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Dedenburg in Ungarn: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXIV (1894), S. 115—130. Auch als Sonderdruck.

Das Bauernhaus in der Heanzerei. Ebenda XXV (1895), S. 89 ff. Auch als Sonderdruck.

Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark und in benachbarten Gebieten. Ebenda XXVII (1897), S. 113—191. Auch als Sonderdruck.

Das siebenbürgisch-sächsische Haus. Ebenda XXIX (1899), S. 226 ff. Auch als Sonderdruck.

Typen von Dorffluren an der dreifachen Grenze von Niederösterreich, Ungarn und Steiermark. Ebenda XXX (1900), S. 109 ff. Auch als Sonderdruck.

Das Bauernhaus der Gegend am Millstättersee in Kärnten. Ebenda XXXII (1902), S. 12 ff. Auch als Sonderdruck.

Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten. Dresden 1906. Das ungarische Material stammt teilweise von Bünker, der im Auftrag des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins im Sommer 1904 den Stoff dazu sammelte.

Das Bauernhaus der Gegend von Stams im Oberinntale (Tirol): Mitt. der Anthrop. Ges. in Wien XXXVI (1906), S. 187—238. Auch als Sonderdruck.

Westungarische Vorhallenhäuser. Ebenda XXXVIII (1908), S. 3—8. Auch als Sonderdruck.

Das Bauernhaus der Gegend von Köflach in Steiermark: Wörter und Sachen I (1909), S. 121—163. Auch als Sonderdruck.

Durch diese überaus gewissenhaften und oft zu sehr ins Einzelne gehenden Forschungen und Aufnahmen des Heanzenhauses, des Hauses der östlichen Steiermark, des siebenbürgischen Sachsenlandes, der Stamser Gegend in Tirol, des Hauses von Vienz, Zakopane, Murau, Millstatt usw., gewann die deutsche Volkskundeforschung die Kenntnis mancher wichtiger Haustypen und Bünker selbst erntete die begeisterte Anerkennung der in- und ausländischen Fachkreise. — In diesem Zusammenhang müssen wir noch einiger archäologischer und kunstgeschichtlicher Aufsätze Bünkers gedenken. Zuerst erwähnen wir die auch sagengeschichtliche Motive enthaltende Abhandlung „Újabb adatok a meglakatolt emberi állkapcsok történetéhez“ (Neue Angaben zur Geschichte der mit Schloß beschlagenen menschlichen Kinnbacken): Értésítő (Anzeiger der ethnographischen Abteilung des Ung. Nationalmuseums) VI (1905), S. 215—217. Hierher gehört ferner die Beschreibung eines bei Haschendorf (Hasfalva) aufgedeckten bronzenen Hängegefäßes oder Opfertisches: „Der Haschendorfer Bronzefund“ (Mitt. der Anthrop. Ges. in Wien XLIV, 1914, S. 316—326. Auch als Sonderdruck), der Aufsatz über die schönen steinernen Grabdenkmäler des alten evangelischen Friedhofes zu Dedenburg (Dedenburger Zeitung, um 1910), die Beschreibung der „Fresken der Heiligengeist-Kirche in Sopron“ (Dedenburger Zeitung, Jg. XLIV (1912), Nr. 42). Die Schilderung der Brennöfen in Stoob (Mitt. der Anthrop. Ges. in Wien XXXIII, 1903, S. 329 bis 335. Auch als Sonderdruck) ist in diesem Zusammenhang ebenfalls zu erwähnen.

Teils zur Volkskunst, teils zum religiösen Brauchtum gehören jene hölzernen Tischkreuze, die Bünker an seinen volkstündlichen Wander- und Sammelfahrten in der Gegend von Köflach erwarb und im Aufsatz „Tischkreuze“ (ZföBf. XIII, 1907, S. 12—18) kurz besprach. Wie er sich zum Brauchtum hingezogen fühlte, zeigt übrigens auch die umfangreiche Studie „Eine heanzische Bauernhochzeit“ (ZföBf. X, 1900, S. 288—306, 365—382).

Die Volksdichtung der Heanzen hat Bünker in hervorragendem Maße berücksichtigt. Er begann bereits 1893 alles das aufzusammeln, was nicht schon der Vergessenheit anheimgefallen war. Die ersten Früchte seiner Bemühungen gehören in den Bereich der Kleindichtung. Aus dem Munde

von Volksschülern in Dedenburg hat er eine stattliche Reihe heanzischer Sprichwörter aufgezeichnet, welche er 1894 in den Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn (III. Band, 11.—12. Heft) erscheinen ließ. Auf dieselbe Weise und mit der Hilfe befreundeter Lehrerkollegen in den Komitaten Dedenburg, Eisenburg und Wieselburg brachte er aus Agendorf, Gamisdorf, Gols, Hartau, Kemeten, Lodenhaus, Mörbisch, Pinkafeld, Pöttelsdorf, Weppersdorf, Neudau und Dedenburg 352 heanzische Kinderreime zusammen und gab sie in 10 Gruppen geordnet im „Supplement-Heft I“ zum VI. Jahrgang der ZföBf. (Wien 1900, S. 1 bis 25) mit einer kurzen Einleitung versehen heraus.

Gelegentlich der Auffammlung der letzteren teilte ihm einer seiner Schüler ein Märchen mit, das er von seinem Onkel, dem Straßentlehrer Tobias Kern hörte. Aus dem Munde dieses um 1894 bereits in seinem 64. Lebensjahre stehenden Straßentlehrers (* 15. Dez. 1831 in Dedenburg), den Bünker immer den „alten Mann“ nennt, konnte er zwischen 1894—1906 die prächtigsten Märchen, Schnurren und Sagen in heanzischer Mundart allsonntäglich bei fröhlichem Zusammensein in seiner Wohnung aufzeichnen. Einen Teil dieser Erzählungen, die der alte Mann in jüngeren Jahren als Arbeiter an verschiedenen Orten Niederösterreichs von Arbeitsgenossen vernommen hatte, hat Bünker unter dem Titel „Niederösterreichische Schwänke, Sagen und Märchen I—XXXVI“ 1897—1898 im III. (S. 91—93, 217—248) und IV. (S. 28—40, 79—100, 173—198, 238—249, 283—290) Jahrgang der ZföBf. in einer erstaunlich genauen phonetischen Wiedergabe der Dedenburger heanzischen Mundart mitgeteilt. Weitere 15 Erzählungen veröffentlichte er mit gleicher Genauigkeit unter dem Titel „Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen“ im VII. (1897, S. 307—315, 396—403) und VIII. (1898, S. 82—90, 188—196, 291—300, 415—428) Band der ZföBf.⁴⁾ Diese sowie die noch bis Ostern 1905 aufgezeichneten Stücke gab er mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien im Werk „Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart (Leipzig 1906, XII u. 436 S. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft) heraus. Die sinngemäß geordneten⁵⁾ 113 Erzählungen erregten in- und außerhalb der Fachkreise großes Aufsehen. Die in zwei Aufzeichnungen (1895 und 1905) unter Nr. 112 und 113 mitgeteilte Erzählung verrät deutlich, wie getreu der alte Tobias Kern die in seiner Seele aufgespeicherten Güter der Volksdichtung auch nach Jahrzehnten bewahrte. Ihres erotischen Inhaltes wegen ließ Bünker 10 Erzählungen nicht in diesem Band, sondern in der unter Auschluss der Öffentlichkeit nur für Volkskundeforscher erscheinenden Zeitschrift „Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen“ (Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft) Band II, S. 173, erscheinen. In Bünkers handschriftlichem Nachlaß fand sich unter anderem

auch eine Sammlung von Kindermärchen, die er ebenfalls nach der mündlichen Erzählung Kerns aufschrieb. Aus dieser Sammlung wurden einige Stücke auch im Sammelwerk Paul Zaunert, Deutsche Märchen aus dem Donaulande (Jena 1926. In der Serie: Märchen der Weltliteratur) veröffentlicht. Aus derselben stammen auch jene 15 Kindermärchen, die Max Mell mit der warmherzig-anmutigen „Widmung. An mein liebes Söhnchen Waldemar“ — die Bünker offenbar zum Geleitwort seines hochdeutschen Kindermärchen-Werkes bestimmte — unter dem Titel „Was mir der alte Mann erzählte. Märchen aus dem Burgenlande, aufgezeichnet von J. R. Bünker“ (München-Gladbach 1929, 119 S. Volksvereins-Verlag), herausgab und mit einem Nachwort versah. In diesem Band finden wir auch das Bildnis des braven alten Mannes, dem die deutsche Volksdichtung die Uebermittlung reichster Sagen Schätze verdankt.

Um 1900 erhielt Bünker von seinen Kollegen in Bernstein, Hartau, Remeten, Weppersdorf, usw. mit den Kinderreimen auch eine größere Anzahl von Volksliedern, teils in der heanzischen Mundart, teils in der Schriftsprache aufgezeichnet. Diese vermehrte er in den folgenden Jahren durch solche Lieder, die in Dedenburg die Wein- und Aderbau betreibenden Heanzen sangen, und gab sie unter dem Titel „Heanzische Volkslieder“ in der ZföVf. (Jg. XV, 1909, S. 127—138. Auch als Sonderdruck) heraus. Es ist nur zu bedauern, daß er nur jene 106 Lieder seiner Sammlung veröffentlichte, die „den Charakter des heanzischen Liedes“ an sich trugen, die übrigen aber, welche diesen Charakter nicht aufzeigen konnten oder auch in den österreichischen Alpenländern bekannt waren, unberücksichtigt ließ. Immerhin besitzt seine Publikation, die natürlich nur einen geringen Teil des äußerst reichen heanzischen Volksliedgutes darstellt, besonders durch die in Mundart mitgeteilten Lieder einen bleibenden Wert. Es ist zu bedauern, daß Bünker die zugehörigen Weisen nicht mehr aufzeichnen und mitteilen konnte.

Lebhafte Interesse brachte er auch den Volksspielen entgegen. Gelegentlich seiner Studienfahrten in den Salzburger Lungau erfuhr er manches über das Scheibenschießen und beschrieb diese schöne Volksstille aufs Genaueste in der ZföVf. (Scheibenschießen. Jg. XIII, 1907, S. 3—12). In derselben Zeitschrift beschrieb er ein im Dedenburger Museum verwahrtes altes Kartenspiel und teilte die auf den Karten enthaltenen belehrenden Verse mit (Ein altes Kartenspiel. ZföVf. XIII, 1907, S. 122—130. Auch als Sonderdruck). Von den stark abnehmenden Kinderspielen des kärntnerischen Liesertales hat er vier noch rechtzeitig aufgezeichnet und in der ZföVf. veröffentlicht (Volkstümliche Jugendspiele aus Kärnten. Jg. XVI, 1910, S. 188—191).

Bedeutend sind auch die Verdienste, die sich Bünker auf dem Gebiete der Volkschauspielforschung erworben hat. Er veröffentlichte 1895 zwei Volkschauspiele aus der Dedenburger Gegend (Die hl. drei Könige: 3föBf. I, S. 81—83. Türken und Husar: ebenda, S. 83—84). Das erste ist ein recht eigenartiges Dreikönigspiel, auf dessen niederösterreichische und steirische Verwandte M. Haberlandt als Schriftleiter in der Fußnote hinweist. Die Weise der von den drei Königen gemeinsam gesungenen Verse habe ich in Bünkers handschriftlichem Nachlaß gefunden. Er hat sie offenbar erst nach dem Abdruck des Spieltextes aufgezeichnet. Das Husarenspiel wurde — wie Bünker anmerkt — gleich nach dem Dreikönigspiel von denselben Darstellern aufgeführt. Der vielfach unklare Text dürfte das Bruchstück eines längeren Spieles sein. 1913 veröffentlichte Bünker ebenfalls in der 3föBf. (S. 160—189) „Das Spiel vom reichen Prasser und dem armen Lazarus“ und das Spiel „Der geduldige Job“ aus zwei Steirisch-Lasniker Handschriften. Diese Texte dienten nur zur Probe aus seiner reichen Sammlung steirischer Volkschauspiele, die unter dem Titel „Volkschauspiele aus Obersteiermark“ (Wien 1915, 261 S., als Ergänzungsband XI zu Jahrgang XXI der 3föBf.) bald nach dem am 13. November 1914 erfolgten Tode des Verfassers erschien. Die Handschriften der hier publizierten Volkschauspiele fand er teils selbst (1908) in der Gegend von Murau, teils erhielt er sie von Dr. Hubert Steiner aus Murau zur Abschrift und durch die Leitung des Vereines für österreichische Volkskunde aus dessen Bibliothek. Von den auf diese Weise zusammengebrachten 20 Texten, unter welchen einige sogar in zwei Fassungen vertreten waren, hat er — bei Doppelaufzeichnungen jeweils die bessere und vollständigere Fassung wählend — 14 zum Abdruck ausgewählt. Die Fachkritik hat den großen wissenschaftlichen Wert der Publikation mit dem schönsten Lob anerkannt. Und zwar mit Recht, da die überaus gründlichen Einleitungen zu den einzelnen Spielen, die peinlich genaue Behandlungsweise der Texte (die Vers- und Prosafassung der beiden Donnersbacher Paradeis- und Schäferspiele bringt er z. B. in Paralleldruck!) aller Anerkennung wert sind.

II. Handschriftlicher Nachlaß.

Im Besitz der Witwe in Dedenburg befinden sich noch zahlreiche Handschriften aus verschiedenen Gebieten der Volkskunde, Notizen und kleinere Stoffsammlungen zu begonnenen Aufsätzen, usw. Die Mehrzahl dieser Handschriften gehört in den Bereich des Volkschauspiels. Es sind fast ausschließlich Abschriften, nur in drei Fällen liegt auch die Originalhandschrift der Spiele vor. Da sie mir die Witwe höchst entgegenkommend zur Herausgabe überlassen hat, versuche ich in aller Kürze ein vorläufiges

Bild über diese wertvollen Volkschauspielhandschriften zu geben und die einzelnen Spiele sowie die von Bünker herrührenden Beschreibungen zu besprechen.

Dialogus in Epiphania Domini. Ein deutsches Dreikönigspiel aus St. Lambrecht (westliche Obersteiermark). Stammt allem Anschein nach aus dem 16. oder 17. Jahrhundert. 305 paarweise reimende Verse (Knüttelverse). Das in jeder Hinsicht interessante Spiel steht auf S. 92 bis 102 jener St. Lambrechter Handschrift, die auf S. 21—91 das lateinische Schuldrama „*Actio Comica De S. Theophilo*“ enthält. Bünker hat aus der schwer leserlichen Handschrift nur die 1. Szene des 1. Aktes abgeschrieben. Die Anbetungsszene des Dreikönigspieles hat Bünker auch im Lichtbild festgehalten (12,5×17,5 cm).

Genoveva. Abschrift eines Genovevaspielles aus Raning (Kärnten) auf 107 Quartseiten. Das Original erhielt Bünker vom Besitzer Martin Mitterscheider in Raning. Es ist nach seiner Beschreibung ein „Quartband mit weichen Deckeln, die mit schwarzer Leinwand, den Rücken bildend, verbunden und mit rot und blaugrün marmorierten Papier überzogen sind. Die erste Seite trägt den Titel (Graf Siegfried und seine Gemahlin Genoveva) und das Personenverzeichnis, die 2. Seite ist leer. Auf S. 3 beginnt der Text und erstreckt sich bis S. 105. Bis zur S. 92 bestehen die Blätter des Bandes aus rauhem grauen Konzeptpapier, von da ab aus weißem Kanzleipapier. Die Verschiedenheit der Schrift erweist, daß an dem Stück mehrere Schreiber geschrieben haben. Das meiste stammt von der Hand eines Johann Penker, dessen Namen auf S. 92 und auch am Ende des Textes auftritt. An letzter Stelle ist diesem Namen die Jahreszahl 1862 angefügt. Später ging das Buch an einen Martin Penker über. Aus der „Klagenfurt, am 8. Dezember 1882“ datierten Aufführungsbewilligung des k. und k. Landespräsidenten geht hervor, daß die Aufführung des Stückes unter der Leitung des Johann Hinterlasnig zugelassen wird. Hinterlasnig, der offenbar auch der Einreicher war, dürfte damals auch der Besitzer des Stückes gewesen sein. Jetzt (um 1908) ist es Eigentum des Martin Mitterscheider.“ Es handelt sich hier um ein umfangreiches gereimtes (2126 Verse) Genovevaspiel, welches wahrscheinlich erst in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts entstand, starken oberösterreichlichen Einfluß verrät und mit anderen Genoveva-Volkschauspielen kaum in einigen Zügen übereinstimmt.

Goliathspiel. (Raning, Kärnten). Abschrift des Spieles „Der Goliath.“ Das Original befindet sich nach Bünker „in einem gebundenen Manuskriptbande des Martin Mitterscheider, und zwar als Nachspiel zu dem biblischen Spiel von Josef und seinen Brüdern. Dieses umfaßt die S. 1—205 und ist jenem Spiel gleich, das ich aus der Gegend von Sanft

Georgen ob Murau bereits abgeschrieben habe.⁶⁾ Das Nachspiel vom Goliath nimmt die Seiten 206—223 ein. Auf dem 1. unnummerierten Blatte des Bandes nennt sich Jakob Mitscha, Mefner in Raning, als Schreiber des Buches. Ob er der Verfasser des Spieles ist, läßt sich nicht feststellen. Datiert ist das Buch vom Jahre 1825. Pappendeckel mit braunem Papier überzogen. Lederrücken und Lederbändchen zum Zubinden.“ Das Spiel scheint ein barockes Schuldrama zu sein. Es gliedert sich in die bisher bekannten Goliathspiele nicht ein und gehört wahrscheinlich zu den ältesten Stücken dieser Gattung. Seine Beziehung zum wirklichen Volksschauspiel steht fest, da es als Nachspiel zu dem obersteirischen Josefspiel gespielt wurde. Vom Spiel hat übrigens Bünker die Kampfszene auch photographisch aufgenommen (Format wie beim obigen Dreikönigspiel).

Heinrich von Eichenfels oder Untergang von Sünd und Laster. (Raning). Verfaßt von Matthias Mitterscheider. Das Original, nach welchem Bünker seine Abschrift verfertigte, ist ein „Quartband mit steifen Deckeln. Sie sind mit graugrünem Papier, das braune Marmorierung zeigt, überzogen. Die beiden Deckel werden durch einen Rücken aus blauer Buchbinderleinwand (Kalis) zusammengehalten. Auf dem vorderen Deckel befindet sich ein leeres weißes Schildchen. Das erste Blatt (Vorlagblatt) ist leer. Auf der ersten Seite des 2. Blattes ist in der Ecke rechts oben ein 15 Kreuzer Stempel vom Jahre 1893 aufgeklebt, der durch die Stampilie der k. und k. Bezirkshauptmannschaft Spital (Kärnten) überstempelt wurde, ein Zeichen dafür, daß dieser Band zu Erteilung einer Aufführungsbewilligung im Wege der Bezirkshauptmannschaft an die Statthalterei eingereicht wurde. Die zwei Seiten des 2. Blattes enthalten das Personenverzeichnis. Diesem schließt sich der obige Titel des Spieles an. Unterhalb des Titels steht der Vermerk: „Verfaßt Matthias Mitterscheider“ mit Tintenstift von der Hand Mitterscheiders geschrieben“. Der Text beginnt auf der ersten Seite des 3. Blattes und läuft bis zum Ende des Stückes, d. i. bis S. 214 fort. „Dort nennt sich Jakob Maisliher als Abschreiber des Spieles. Seinem Namen ist die Jahreszahl 1893 angefügt“. Das Stück ist übrigens eine Dramatisierung der bekannten Geschichte von Christoph von Schmid. In anderer Fassung wurde es auch sonst gern gespielt.⁷⁾

Hirlanda, Herzogin von Bretagne oder Sieg der Unschuld. (Raning, Kärnten). Abschrift auf 216 Quartseiten. Das Original ist nach Bünkers Aufzeichnung ein „gebundener Quartband mit Rücken aus dunkelblauer Leinwand. Das 3. Blatt enthält auf seiner ersten Seite mit roter Tinte geschrieben folgenden Titel von der Hand Matthias Mitterscheiders: „Ein 1erreiches Schauspiel mit Namen: Hirlanda Herzogin von Bretagne oder Sig der Unschuld! Ein Trauerspiel in 4 Akten. Ge-

ichtet und verfaßt aus der Geschichte von Mathia Mitterscheider in Kaning im Jahr 1878!“ Das ganze Buch ist von der Hand Mitterscheiders geschrieben.“ Das äußerst umfangreiche Stück bedeutet eine wertvolle Bereicherung der sonst durchaus nicht reichen Gruppe der Hirlandaspiele. Mitterscheider hat den Volksbuchstoff in seiner Prosabearbeitung geschickt dramatisiert. Das Stück wurde in Kaning nach 1878 oft aufgeführt.

Hirtenspiel. Aus Reichenau in Kärnten. Das von Bünker abgeschriebene Original war im Besitz Matthias Mitterscheiders in Kaning. Es ist nach Bünker ein Quartband mit Deckeln aus steifem Pappendeckel. Das Spiel umfaßt darin 170 Seiten. Die ersten davon enthalten das Personenverzeichnis. Auf der 1., 2. und 171. Seite steht der Name Ferdinand Strohmaier mit dem Ortsvermerk: „A. Reichenau“ und der Jahreszahl 1878. Da die Schrift eine andere ist als die des Namenszuges, muß angenommen werden, daß Strohmaier nicht der Schreiber, bzw. Abschreiber des Stückes, sondern daß er nur der zeitweilige Besitzer des Buches war, und daß dieses im Jahre 1878 in seinen Besitz kam.“ Das Stück stellt eigentlich ein Gesamtweihnachtspiel dar, aber sehr später Form. Es entstammt wohl erst dem 19. Jahrhundert.

Karoline als Husarenobrist. Ein schönes Schauspiel. (Kaning, Kärnten). Abschrift auf 39 Quartseiten. Besitzer des Originals Matthias Mitterscheider in Kaning. „Das Spiel ist enthalten im selben Bande, welcher das Spiel vom „Verlorenen Sohn“ in sich schließt. Es umfaßt 64 unnummerierte Seiten. Das vorletzte Blatt ist in Verlust geraten. Das Stück weist daher eine unbedeutende Verstümmelung auf. Die Schrift ist klar und verweist auf die Mitte des 19. Jahrhunderts; erträgliche Bauernschrift. Die Hand ist eine andere als jene, die den „Verlorenen Sohn“ geschrieben.“ Das Spiel ist eine auf ein Volksbuch vom Anfang des 19. Jahrhunderts zurückgehende Bearbeitung der alten Boccaccio-Novelle über den auf die eheliche Treue seiner Gattin wettenden Kaufmann. Dieses Motiv wurde in der deutschen Literatur seit der Mitte des 16. Jahrhunderts episch wie dramatisch oft behandelt.

Mondscheinritter, Der. (Kaning, Kärnten). Ein Nachspiel. Abschrift nach dem Original, welches mit dem bereits besprochenen Genovevaspiel in einen Band gebunden wurde. Der mit steifen Deckeln versehene Quartband war im Besitz Matthias Mitterscheiders in Kaning. „Das Genovevaspiel nimmt darin mit einem Prolog, der 4 Seiten umfaßt (die nicht numeriert sind), und mit weiteren 125 Seiten, die den Text des Spieles bilden, den ersten Platz ein. Hierauf folgen 5 leere Seiten, dann beginnt das Nachspiel ohne Voraussetzung eines Titels und eines Personenverzeichnisses. Das Nachspiel umfaßt 38 Seiten und ist unvollendet. Die Innenseite des Umschlages trägt die Nummer 43. Sie enthält den Prolog.

Es fehlen somit 4 Seiten. Der Titel wurde mir von Mitterscheider selbst angegeben und von ihm wurde mir auch gesagt, daß er das Spiel frei er-sonnen habe. Am Ende des Prologes ist übrigens von seiner Hand die Bemerkung geschrieben: „Verfaßt von Mathias Mitterscheider zu lieb der Gesellschaft.“ Das Spiel ist eine typische Bauerntheaterangelegenheit neuerer Prägung.

Passionspiel aus St. Lambrecht (Steiermark). Bünker hat dieses im Jahre 1606 verfaßt und zur Aufführung in der Kirche be-stimmte Passionspiel nach dem in Graz bewahrten Original genau abge-schrieben und mit verschiedenen Bemerkungen versehen. Das als „Passio Domini nostri Jesu Christi, accomodata in versiculos Germanicos“ betitelte wichtige Spiel gehört nicht in den Bereich der Volksschauspiele im eigentlichen Sinne des Wortes. Eben deshalb soll darauf sowie auf Bünkers Notizen hier nicht eingegangen werden.

Passionspiel aus St. Lorenzen ob Murau. Von diesem Spiel habe ich glücklicherweise nicht die Abschrift, sondern das Original selbst in Bünkers Nachlaß aufgefunden. Es ist ein Quartband mit Leinwandrücken und Dedeln aus steifem Karton. Auf der ersten Seite des sonst ganz leeren Vorsatzblattes steht oben rechts die Bleistiftnotiz: „Angekauft von Johann Stod, Bauernknecht beim Lero in Mahrbach, Gemeinde Lorenzen ob Murau, um 10¹² am 5. Juli 1909. J. R. Bünker.“ Von den 164 unnummerierten Seiten nimmt das Spiel 142 in Anspruch, die übrigen 22 sind leer. Auf die Ankündigung (S. 1—2) folgt das Spiel (S. 3—142), in 15 Auftritte eingeteilt. Die Reden der Personen sind von 1 bis 338 durchlaufend nummeriert. Auf S. 142, gleich nach dem Ende des durchwegs mit schwarzer Tinte geschriebenen Textes, stehen die Bleistiftnotizen: „Ober Edling, am 23. Februar 1901. P. Burgstaller jun.“ Darunter „Dieses Buch gehört dem Johann Stod.“ Ganz unten links das Monogramm „WB!“ mit der Jahreszahl 1907. Das in jeder Hinsicht merkwürdige Stück ist in einigen Zügen mit dem von Schlossar⁸⁾ veröffentlichten Passionspiel verwandt. Es entstammt wohl erst dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Von einer Aufführung in Metnitz (Kärnten) haben wir 9 Lichtbilder (Format wie oben) im Nachlaß gefunden.

Die Pfarrerstochter von Taubenheim, (Kaning), Ab-schrift. Das Original ist nach Bünker ein „Quartband in Dedeln aus grauer Pappe, die nur außen durch braungelbes Packpapier überzogen und mit einem Lederrücken zusammengehalten werden. Auf der zweiten Seite des 1. Blattes steht der zehnzeilige Wunsch des Verfassers. Das 2. Blatt ent-hält auf seiner 1. Seite den Titel, auf der zweiten Seite das Personenver-zeichnis. Der Titel lautet: „Ein Lehrreiches Schauspiel mit Namens des Pfarers Tochter zu Taubenham. Geschriben und verfaßt von dem Huber

Josef. Raning 1873.“ In einer Art Kartonsche steht ferner: „Auch mit den Nothwendigen Liedern versehen, welches auch größtenteils Eigene Gedichte sind von J. Huber.“ Rechts und links von der Kartonsche stehen sinnige Theatersprüche. Vom 54. Auftritt bis zum 65. ist der Text dem Verlorenen Sohn entnommen. Im ganzen umfaßt der Text im Original 136 unnummerierte Seiten. Auf der letzten Seite steht noch der Vermerk: „Grundalpe am 12. September 1873. Huber Josef“ und „450 Reim“. Das Spiel behandelt den bekannten Stoff des gleichnamigen Gedichtes von G. A. Bürger.⁹⁾

Philipp Reicher, Fabrikant oder Der Karawatsch am Verlobungstag. (Raning). Abschrift auf 32 Quartseiten. Das Original ist ein „Quarthest mit hellblauem Umschlag aus stärkerem Papier. Seite 1 weist den Titel auf: „Ein schönes Lustspiel mit Namens Filip Reicher, Fabrikant oder Der Karawatsch am Verlobungstag. Raning am 9ten September 1883. Mathias Mitterscheiders Gedicht“. S. 2 enthält das Personenverzeichnis. Auf S. 3 beginnt der Text. Von da an sind die Seiten von 1—48 numeriert. 7 Blätter am Ende des Heftes blieben unbeschrieben. Es handelt sich also hier wieder um ein originelles Bauernstück wie beim Mondscheinritter, den ebenfalls M. Mitterscheider verfaßte.

Kaufhige Bartl, (Der), oder der Bauer als Baron. (Raning). Abschrift des Originals, welches nach Bünker aus 36 unnummerierten Quartseiten in einem Umschlag aus starkem braunen Packpapier bestand. Verfasser: Matthias Mitterscheider. Abschreiber: Lukas Zauchenberger, 8. September 1904. Zuletzt aufgeführt 1904/5. Das Stück ist motivlich eine Neufassung des seit Shakespeares „Taming of a shrew“ immer wieder verwendeten Bauern als König. Der Text ist ziemlich jung. Wir besitzen auch ein Lichtbild über Bartl und Moizele (Maria).

Räuber von Maria Kulm, (Die), oder Die Kraft des Glaubens. (Metnitz, Kärnten). Schauspiel in fünf Aufzügen. Abschrift nach dem Original. Dies ist ein „Großquartband — im Besitz des Andreas Auer in Unteralpe bei Metnitz — mit steifen Dedeln, Leinwandrücken und -Eden. Die erste Seite des 1. Blattes enthält den Titel, die des 2. Blattes das Personenverzeichnis. Auf der ersten Seite des 3. Blattes beginnt der Text des Stückes. Am Schluß des Stückes finden wir den Vermerk: „Gurk, den 13. Mai 1865. Hohenwarter m. p.“ (Schreiber des Stückes.) Der Text des Spieles umfaßt 92½ Seiten. Es handelt sich hier um das auf Volksbühnen (z. B. in Laufen 1828—33) viel gespielte Ritterstück von Heinrich Runo,¹⁰⁾ das zuerst in Karlsbad (1816) aufgeführt wurde.

Rekrutierung im Krähwinkel, Die (Raning). Abschrift nach dem Original. Bünker sagt darüber folgendes: „Das Spiel wird ein „Nachspiel“ genannt und erstreckt sich auf 30 Seiten. Ein Personenverzeichnis

fehlt. Matthias Mitterscheider sagte mir, daß dieses Stück als Manuskript in seine Hand kam. Das vorliegende Spiel hat Johann Hinterlathnig im Jahre 1893 von jenem Manuskript abgeschrieben. Wer dieses verfaßte, weiß Mitterscheider nicht anzugeben. Aufführungsbewilligungen, die sich beiden Spielen auf weiteren unnummerierten Seiten anschließen und die von den Bürgermeistern der Orte Radenthein, Treffen, Arriach, Afritz, Feld, Kleinkirichenheim, Reichenau, Obermillstatt und Seeboden ausgestattet wurden, erweisen, daß die beiden Stücke in den Wintermonaten von 1893 und 1894 dreizehnmal aufgeführt wurden.“ Das Nachspiel ist wieder ein typisches Bauernstück, welches wir einstweilen nicht näher bestimmen können.

Ritter Jobst von Helfenberg (Metnitz). Abschrift des Originals auf 129 Quartseiten. Ein Ritterstück in 5 Aufzügen. Das Original ist eine Großquarthandschrift. „Auf der ersten Seite des 3. Blattes beginnt der Text. Von da ab sind die Seiten unnummeriert bis zur 94. Seite, wo auch der Text endet. Titel fehlt, es ist demnach nur aus der Lektüre festzustellen, ob obiger Titel gut gewählt ist. Auf der Vorderseite des vorderen Deckels ist ein Schildchen aus weißem Papier aufgeklebt, dasselbe trägt.....zweimal den Namen Hohenwarter, einmal mit der Jahreszahl 1891, das anderemal mit dem Datum 18. 5. 1879. Es ist dies jedenfalls ein später Besitzer... Der Schreiber nennt sich nirgends, es ist aber ganz sicher derselbe Hohenwarter, der in Gurk am 13. Mai 1865 die Abschrift des Stückes „Die Räuber von Maria Kulm“ fertig gebracht hat. Wie jenes Textbuch ist auch dieses jetzt im Besitze des Knechtes Andreas Auer beim Mittleren Wandlitrer in Unterlpe bei Metnitz.“

Rosa von Tannenburg (Raninig). Abschrift nach dem Original auf 150 Quartseiten. Ein umfangreiches Ritterstück nach der Erzählung von Christoph von Schmid, in zwei „Handlungen“. Es dürfte mit dem gleichbetitelten Volksstück von Vitus Lugetti (geb. 1790 Fulpmes, gest. 1853 Schwaz) identisch sein, dessen Hartmann¹¹⁾ gedenkt. Die Originalhandschrift ist nach Bünker ein „Quartband mit Lederrücken. . . . Handschrift M. Mitterscheiders. Von 1—154 Text, auf S. 155 Aufführungsbewilligung der k. und k. Statthalterei in Klagenfurt vom 13. Oktober 1880. Auf S. 156 ein Personenverzeichnis von anderer Hand geschrieben. Ein Titelblatt fehlt. Darauf folgen 10 leere Seiten, dann „Der Wollenhändler aus Oberkärnten“, verfaßt von M. Mitterscheider, mit dessen eigenhändiger Unterschrift. Am Ende fehlen einige Seiten. Letzteres Stück noch nicht abgeschrieben, weil Fragment. Vielleicht läßt sich die Ergänzung beschaffen.“ Ich fand im Nachlaß neben der Originalhandschrift auch eine schöne Aufnahme von der letzten Szene des ersten Stückes (Format wie oben).

Scharfrichters Freiknecht oder König Wenzel der Wilde. (Kaning). Abschrift des Originals auf 106 Quartseiten. Ritterstück in Prosa in 41 Auftritten. Das Original ist ein „Quartband mit schwarzer gepreßter Leinwand bekleidet.... 2. Blatt enthält den obigen Titel mit der Jahreszahl MDCCCII. Auf der ersten Seite des 4. Blattes beginnt der Text. Die Blattseiten sind von jener Seite, die den Titel des Stückes enthält, fortlaufend bis zur 50. Seite mit Bleistift numeriert. Dabei hört die Numerierung auf, der Text erstreckt sich jedoch noch über weitere 80 Seiten, so daß das Spiel 130 Seiten umfaßt. Auf der 131. Seite nennt sich der Abschreiber des Stückes „Lukas Rauchenberger, Dilettant“. Das Stück ist in klarer Schrift mit leidlicher Rechtschreibung geschrieben. Es wurde zuletzt im Jahre 1904 in Kaning aufgeführt.“

Störtenbäcker (Kaning). Abschrift des Originals auf 205 Quartseiten. Volksbuchspiel in Prosa in 9 Akten. Der vollständige Titel lautet: „Klaus Störtenbäcker der kühnste Seeräuber und Admiral von Hamburg oder Treue Liebe bis in den Tod“. Verfasser Matthias Mitterscheider, Grundbesitzer in Kaning. Das Original ist ein „Quartband mit Leder Rücken und Lederdecken.... Auf der ersten Seite des 3. Blattes steht die Widmung des Verfassers... Kaning am 6. 4. 1883. Geschrieben ist das vorliegende Stück... von Josef Hinterlaignig, einem Mitglied der Spielgesellschaft... Die Vorderseite des 4. Blattes trägt den oben angeführten Titel... Die Numerierung beginnt mit der ersten Seite des 5. Blattes und läuft fort bis zur 261. Seite. Unmittelbar an das Ende des Stückes schließt sich die Aufführungsbewilligung des k. u. k. Landespräsidenten von Klagenfurt an... (19. Juli 1883). Nach weiteren Vermerken der Ortsvorstände wurde das Stück in den Jahren 1883, 1884 in 15 Orten 16mal aufgeführt. Mitterscheider machte mir die Mitteilung, daß er das Stück nach einem Roman bearbeitete, den er noch besitze... Die Aufführung des Stückes habe aller Orten überaus gefallen.“ Vom Spiel haben wir auch eine Aufnahme in obigem Format. Die Beliebtheit des Störtebeker-Stoffes zeigen auch die zahlreichen oberflächlichen Bearbeitungen (Lieder, Epen, Balladen) und einige Volkslieder.

Ursel mit dem Wunderkropf (Kaning). Von diesem typischen Bauernstück ist nur eine recht gelungene Aufnahme (Format wie oben) auf uns gekommen. Den Text konnte ich weder in Abschrift noch im Original im Nachlaß auffinden.

Verlorene Sohn, Der (Kaning). Abschrift des Originals auf 75 Quartseiten. Das Original befand sich im Besitz von Matthias Mitterscheider in Kaning. Es ist nach Bünker ein „Quartband mit steifen Deckeln. Das Spiel umfaßt 95 Seiten... Seite 1 enthält folgenden Titel: Ein Biblisches Schauspiel. Titel: Der verlorene Sohn. Aus denen Gleichnissen

Unseres Heilandes Jesu Christi, im Jahr Christi MDC CCLVII oder 1857. Peter Riser ist der Schreiber des Stüdes. Er nennt sich auch durch seine Unterschrift am Ende des Spieles auf der Seite 95. Dann schreibt er seinen Namen mit einem Doppel-s: Peter Risser... Auf der 4. Seite beginnt der Text des Spieles. Einem Vermerk nach, der sich auf der nicht nummerierten 96. Seite des Bandes vorfindet, war im Jahre 1872 Josef Haber in Raning (jetzt Bürgermeister in Feld) der Besitzer des Spieles.“ Das Spiel ist eine neuere Sache, entstand wahrscheinlich um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Zu den Spielen gehören noch 4 Lichtbilder (Format wie oben), die wir nicht näher bestimmen können. Im Nachlaß befindet sich außerdem die Handschrift des Spieles vom reichen Prasser und vom Ägyptischen Josef.¹²⁾ Beide Spiele wurden in Bünkers Volksschauspielwerk bereits 1915 abgedruckt.

Der handschriftliche Nachlaß enthält ferner noch zahlreiche heanzische Volksmärchen-Aufzeichnungen, die aber größtenteils schon veröffentlicht sind, kleinere Stoffsammlungen zu verschiedenen Themen, die ungarische Uebersetzung einer Schöcke-Novelle (Die Bohne) und ein als „Dózsá“ betiteltcs deutsches Dramenbruchstück, welches Bünker, auf Grund des berühmten geschichtlichen Romans „Magyarország 1514-ben (Ungarn im Jahre 1514) von József Eötvös, Anfang Dezember 1885 entwarf. Es enthält nur die ersten drei Szenen des I. Aufzuges auf 62 Kleinstavseiten.

Wie wir sehen, überwiegen in Bünkers handschriftlichem Nachlaß die Volksschauspiele. Die mit ihren 20 Nummern ein überaus reichhaltiges und mannigfaltiges Bild kärntnerischen und steirischen Spielgutes gewährende Sammlung verdient in jeder Hinsicht Beachtung und soll nach zwanzig Jahren der Vergessenheit dringend veröffentlicht werden. Den Absichten der Witwe entsprechend begann ich, zusammen mit Herrn Dr. Leopold Schmidt (Wien), der mich schon in der Abfassung des II. Bandes der „Deutschen Volksschauspiele aus den oberungarischen Bergstädten“ (im Druck) mit wichtigen Beiträgen und Abschnitten unterstützte und das Zustandekommen des Werkes in jeder Hinsicht förderte, die Bearbeitung dieser Texte, so daß Bünkers Volksschauspielnachlaß durch unsere Zusammenarbeit allseitig beleuchtet der Dcffenlichkeit bald vorgelegt werden kann.

Im obigen versuchten wir von Bünkers Lebenswerk ein getreues und möglichst vollständiges Bild zu entwerfen. Eine genaue wissenschaftliche Abwägung der einzelnen Werke war nicht unser Ziel. Wir wollten nur, im Rahmen dieses Aufsatzes, das an den entlegensten Stellen zerstreute Material nach Möglichkeit vollständig in stofflichen Gruppen zusammentragen

und die Bedeutung dieses edlen deutschen Volkskundeforschers mit Nachdruck hervorheben, der sich durch seine zähe Arbeitskraft und liebevolle Hingabe in die erste Reihe seiner Fachgenossen emporgeschwungen hat.

¹⁾ Von den zahlreichen Nekrologen nennen wir nur die folgenden: Dr. Anton Herrmann, Bünker Rajnárd halála (Ethnographia XXV, 1914, S. 346). Prof. Dr. Michael Haberlandt, † F. R. Bünker (3föBf. XX, 1914, S. 178 f.). — Bothár, Dániel, Bünker R. J. nekrológja, 1916.

²⁾ Vgl. noch hier die Abhandlung von Alois Rügler, Sopron vármegye és Sopron sz. kir. város egyesített múzeumának néprajzi gyűjteménye. (Die volkskundliche Sammlung der vereinigten Museen des Komitats und der königlichen Freistadt Odenburg). Mit 2 Tafeln. Ebenda S. 75—78.

³⁾ Vgl. Bátty-Önyörfy-Biski, A magyarság tárgyi néprajza (Sachvolkskunde des Magjarentums) I. Band (Budapest 1934) S. 201 und 240 ff.

⁴⁾ Die motivgeschichtlichen Anmerkungen zu den einzelnen Märchen stammen vom Schriftleiter Karl Weinhold.

⁵⁾ Nr. 1—22 Schwänke. 23—41 Sagen. 42—47 Spuk- und Zaubergeschichten. 48—102 Märchen. 104—112 märchenhafte Erzählungen.

⁶⁾ Von dem Joseffspiel aus Raning konnten wir weder das Original noch die Abschrift in Bünkers Nachlaß finden. Das andere siehe unten!

⁷⁾ Vgl. Hartmann, August, Volkschauspiele. In Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt (Leipzig 1880), S. 176 (Halsbach und Fridorfsing um 1837), S. 380 (Oberaudorf 1877), S. 403 (Erl um 1838).

⁸⁾ Schlossar, Anton, Deutsche Volkschauspiele. In Steiermark gesammelt. I. Band. (Halle 1891), S. 169 ff.

⁹⁾ Vgl. E. Schröder, Die Pfarrerstochter von Taubenheim. Diss. Kiel 1933.

¹⁰⁾ Vgl. Hartmann, August, a. a. O., S. 37.

¹¹⁾ A. a. O., S. 339.

¹²⁾ Vgl. Bünker, Volkschauspiele aus Obersteiermark, S. 6 (I. Serie 2., II. Serie 7).

Mitteilungen.

Baiern und Naristen in Burgund.

Gamillscheg stellt Romania Germanica II, S. 22 8 Ortsnamen Behvière zusammen und einen namens Behvier, 1214 Baivers, die auf ein romanisches Bajuvariōs deuten. Sie liegen in den Kr. Bourg und Trévoux. Hinzu kommt im Norden des Dep. Jura Baverans, so schon 1162, 1190 Bavanens, von Gamillscheg, S. 16 auf Baiwaringōs „Baiernsiedlung“ zurückgeführt. In diesen Zusammenhang bringt er gewiß mit Recht drei als „Barbaren-siedlungen“ bezeichnete Ortsnamen, zwei Barbarêche, davon das im K. Chatillon 1100 Barbareschis und ein Barbanêche, sämtlich im Kr. Bourg. Sie setzen ein Barbarisca voraus. Das Verbreitungsgebiet aller dieser Namen mit Ausnahme von Baverans liegt östlich der Saône um Bourg im Nordwesten des Dep. Ain. Gamillscheg bemerkt, daß es sich hier wohl um Abkömmlinge der alten Markomannen handelt, die um 400 Böhmen verließen und deren Hauptmasse in Noricum einzog. Nur nebenbei sei bemerkt, daß die angegebene Jahreszahl unrichtig ist.

Die Art der Namengebung deutet wie in allen solchen Fällen¹⁾ darauf, daß die Umgebung diese Namen für von andersstämmiger Bevölkerung bewohnte Ortschaften geprägt hat. Baiernsiedlungen in burgundischer, später romanischer Umgebung fielen auf und wurden entweder als „Baiern“- oder „Barbarenorte“ bezeichnet. Da kein Gauname an eine Massenansiedlung erinnert, die Häufung dieser „Baiernortsnamen“ im Nordwesten des Dep. Ain auffällig ist, drängt sich die Frage auf, wann diese bairische Ansiedlung in Burgund durchgeführt worden sein wird. Es wäre an und für sich möglich, daß die Baiern in Burgund auf eine der von den Römern häufig vorgenommenen Ansiedlungen germanischer Volksteile oder Truppen zurückgehen. Links vom Doubs werden noch in späterer Zeit Gaue der Chamaven und Hattuarier genannt, die hierher Ende des 3. Jh.s durch Constantinus Chlorus verpflanzt worden sind.²⁾ In gallischen Gaunamen konnte sich also unter Umständen die Erinnerung an solche Ansiedlungen lange erhalten. Aber wir wissen aus anderen Teilen Galliens, daß Ortsnamen nach den Markomannen Marmagne, Marmaigne (Gamillscheg III, 206) heißen. Da es wohl nicht unmöglich, aber nicht beweisbar ist, daß der Baiernname schon vor dem 6. Jahrhundert gebraucht wurde, scheint es besser, mit Ansiedlung von Baiern in Burgund nicht vor dem 6. Jh. zu rechnen.

¹⁾ Vgl. dazu die Ortsnamen Winden und Pulgarn in Oberösterreich. Ein besonderes Beispiel dieser Art von Ortsnamen ist Hedczany im Ger.-Bez. Kralowiz in Böhmen, so genannt, weil hier 1039 aus Gdec in Polen mitgebrachte Kriegsgefangene angesiedelt worden sind; vgl. Verf. Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, S. 54. Andere Beispiele führt Gamillscheg an, etwa III, 207 Ortsnamen, die den Volksnamen der Taisalen enthalten, II, 239 Ortsnamen, die auf die mit den Langobarden nach Oberitalien gezogenen Gepiden weisen.

²⁾ Vgl. darüber R. Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, 582 ff.; L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung, Westgermanen, 442.

Man könnte auch daran denken, daß die Burgunder in der Zeit, da sie am Main Nordnachbarn der Alamannen waren, also vor ihrer Ueberführung auf das linke Rheinufer (wo Worms ihre Hauptstadt wurde), in Beziehungen zu den nicht allzuweit entfernten Baiern getreten wären. Teile der Baiern hätten sich dann an ihren Wanderungen beteiligen können, ähnlich wie etwa Teile verschiedener Völker mit den Sueben und Vandalen nach Spanien gezogen sind.³⁾ Es käme dann die Zeit von etwa 250—400 n. Ch. in Betracht. Aber der Gedanke an eine Wander-genossenschaft bairischer Volksteile mit Burgundern kann nicht befriedigen. Man müßte annehmen, daß die Baiern ab 407 im Burgunderlande um Worms in geschlossenen Dörfern gewohnt und ebenso geschlossen 443 mit den Burgundern neue Sitze in der Sapaudia erhalten hätten.⁴⁾ Die nach ihnen benannten Orte liegen aber in einer Gegend, wo echte burgundische ingös-Namen fehlen (s. die Karte I bei G a m i l l s c h e g). Auch wäre eher dann der Markomannen- als der Baiernname zu erwarten. Es ist deshalb wahrscheinlicher, daß gar keine Wandergenossenschaft zwischen Burgundern und Baiern bestanden hat. Die Baiern sind offenbar später angezogen worden. Besser kann diese Maßnahme verstanden werden, wenn man die Ansiedlung der Naristen in Burgund betrachtet.

Ueber die Naristen, die auch Varisten hießen, hat R. M u c h einen Ueberblick gegeben.⁵⁾ W. S t e i n h a u s e r hat die Vermutung M u c h s, daß die Naristen einen illyrischen Namen führen, dadurch gesichert, daß er in ihren beiden Volksnamen Ableitungen von den illyrischen Flußnamen Nar, bzw. Var, die beide „Wasser“ und „Regen“ bedeuten, erkannte.⁶⁾ Dadurch ist nicht nur das Nebeneinander von zwei Formen mit verschiedenem Anlaut, sondern auch der merkwürdige deutsche Flußname „Regen“ erklärt, der sich als Lehnübersetzung entpuppt (zu vergleichen dem Fall G u s u s = W a a g in der Slowakei). Mit der Germanisierung der Naristen wurde auch der Flußname eingedeutscht. Nach den Angaben des P t o l e m a e u s lagen ihre alten Wohnsitze südlich vom Böhmerwald, nach T a c i t u s, Germania 42, wohnten die Naristen nächst den Hermunduren, gewiß den an der Donau mit den Römern in freundslichem Verkehr stehenden Stammesteilen, und weiterhin den Markomannen und Quaden. Nach Tacitus waren sie ein tapferes Volk. Nach D i o C a s s. 71, 21, beteiligten sich die Naristen am Markomannenkriege, breitausend von ihnen wurden auf römischem Boden aufgenommen. Die illyrische Benennung des Flusses und darnach des Volkes macht die Annahme M ü l l e n h o f f s⁷⁾, daß die Naristen eine in den älteren Wohnsitzen zurückgebliebene Abteilung der Markomannen seien, hinfällig. Wir haben es vielmehr mit einem auf dem Nordufer der Donau ausharrenden illyrischen Völkchen zu tun, ähnlich wie noch zur Zeit des Tacitus pannonisch sprechende Osi, also auch ein illyrisches Volk, in der Slowakei lebten, beherrscht von ihren quadischen oder jazhgischen Nachbarn. Es handelt sich vermutlich um einen Rest der Nordillyrier, die in der lausitzischen Urnensfeldkultur für

³⁾ Vgl. dazu Verf., Der Quaden- und Vandalenzug nach Spanien. Sudeta 3 (1927), 1 ff.

⁴⁾ Ueber die Geschichte der Burgunder L. S c h m i d t, a. a. O., Ostgermanen, 2. Auflage, 134 ff.

⁵⁾ Reallex. der germ. Altertumskunde III, 300 ff.

⁶⁾ W. S t e i n h a u s e r, Das Illyrertum der Naristen: Wiener Prähist. Zf. 19, 300 ff.

⁷⁾ Deutsche Altertumskunde II, 302; IV, 478.

⁸⁾ Zf. f. celt. Phil. 20, 325.

den Prähistoriker faßbar werden und deren Namenschatz in letzter Zeit sehr im Vordergrund der Forschung steht. Angesichts dieser Hinweise gewinnt die Vermutung F. Polórny's, daß der Name Cham, die bei Cham in den Regen mündet, nicht keltischer, sondern illyrischer Herkunft sei, an Wahrscheinlichkeit.⁹⁾ R. Much vermutet¹⁰⁾, daß die Naristen bei ihren germanischen Nachbarn als Armalausi bezeichnet wurden; denn dieser Name steht auf der Peutingerkarte dort, wo die Naristen stehen sollten, die die Veroneser Völkertafel zwischen Jotungi und Marcomanni und die Excerpta des Jul. Honorius. zwischen Burgundiones und Marcomanni einträgt. Trotzdem sie hier in unmittelbarer Nachbarschaft der Burgunden stehen, ist nicht anzunehmen, daß sie mit ihnen nach Burgund gewandert seien, wo sie später auftauchen. Engilbert's vita s. Ermenfredi (Boll. sept. VII, 117)¹¹⁾ berichtet von der durchaus glaubwürdigen Tradition der Varasci, die im 8. Jh. am Flusse Doubs im Gau Warasum (später Warasch) neben den Scudingi, über deren Herkunft wir gar nichts wissen, wohnten, daß ihr Heimatland der Gau Stadevanga am Fluß Regen sei. In Kämpfen gegen die Burgunder hätten sie sich in der neuen Heimat angesiedelt. Den Zusammenhang zwischen den Naristen und den Varasci hat schon Zeuß erkannt.¹²⁾ Das Volk benannte seinen Heimatgau „Ufergefilde“ und gebrauchte dafür noch im 8. Jh. eine germanische Bezeichnung, war also zur Zeit der Abwanderung germanisiert, besaß aber immer noch den alten Volksnamen, der mit Ersatz der Endung durch das in Burgund gebräuchlichere — asc — noch längere Zeit im Gauenamen fortlebte.

Wann ist diese Ansiedlung der Naristen in Burgund erfolgt? Engilbert schrieb vor 732, die Volkstradition war noch lebendig, es wird sich um ein Ereignis handeln, das als entscheidend für das Volksschicksal längere Zeit gemerkt wurde. Weil aber die Heimat mit Namen noch genau bekannt war, ist doch nicht allzuweit zurückzugehen. Da die Naristen sich ihre neuen Sitze erkämpfen mußten, können sie nicht durch Mitbeteiligung an der burgundischen Wanderung nach Burgund gekommen sein. Dasselbe ist auch daraus zu folgern, daß sie als Heiden kamen und bekehrt wurden, während die Burgunder schon Christen waren. Die Naristen kamen also vermutlich unmittelbar aus ihrer Heimat am Regen nach Burgund und zwar nach den Burgundern. Diese haben Nachzügler ihres Volkes gern aufgenommen, z. B. gedenkt solcher die Lex Burg. vom Jahre 501¹³⁾. Nach den großen Verlusten in den Kriegen haben sie nach 524 den Zuzug von Einwanderern gefördert.¹⁴⁾ In diesen Zeiten wären wahrscheinlich die Naristen freundlich aufgenommen worden. Anders war die Sachlage, als 534 die Franken Burgund eroberten. Jetzt hatten die Franken Interesse daran, das eroberte Land zu beaufsichtigen und mit anderen Völkernschaften zu durchsetzen. Wir wissen, daß sie im 6. Jh. auch sonst germanische Völkchen in ihrem Bereich angesiedelt haben, z. B. die Nordstriben in dem 567 von den Sachsen verlassenen Land an der Bode. Die Lage des Gaues Warasch im Gebiete der echten burgundischen ingôs-Namen und das Auftauchen frankifizierter ingôs-Namen nördlich vom Doubs (s. Karte II bei Gamillscheg III) macht es wahrscheinlich, daß es sich um eine von den Franken angeordnete Maßnahme handelt, die freilich nicht ver-

⁹⁾ Auch W. Steinhäuser, a. a. D. 305, hat daran gedacht.

¹⁰⁾ Reallex. d. germ. Alt. I, 123.

¹¹⁾ Die Stelle druckt Zeuß, a. a. D., S. 585 ab.

¹²⁾ A. a. D., S. 117, 584 ff.

¹³⁾ L. Schmidt, a. a. D., S. 138.

¹⁴⁾ L. Schmidt, a. a. D., S. 164.

hindern konnten, daß sich die Maristen ihre neuen Wohnsitze erst zu erkämpfen hatten, die es aber erklärlich macht, daß das zahlenmäßig kaum bedeutende Volk gesiegt hat. Zeuß' Frage (S. 585), weshalb sich eine kleine Abteilung siegreich gegen die Burgunden durchsetzen konnte, scheint damit aufgeklärt.

Damit aber haben wir eine gewisse Grundlage geschaffen für die schon vom Zeuß, R. Much und Steinhäuser geäußerte Vermutung, daß die Maristen anläßlich der Besetzung Noricum durch die Baiern vertrieben worden sind. Die bairische Landnahme war ein Ereignis, das für ein Volk, das am Regen wohnte, von entscheidender Bedeutung sein mußte, zumal Regensburg die bairische Hauptstadt wurde. Es spricht alles dafür, daß gerade um 535 die Baiern von Norden her an die Besetzung des Landes südlich der Donau geschritten sind, nicht unter gotischer Abhängigkeit, wie vermutet worden ist, sondern unter fränkischer¹⁵⁾. Die Franken werden die Versetzung des den Baiern im Wege stehenden Volkes der Maristen angeordnet und gleichzeitig damit den Baiern, den Maristen wie ihren eigenen Zwecken gedient haben. So kommen die Maristen nach Burgund. So erklärt es sich wohl auch, warum die Baiern in Burgund nicht unter ihnen angesiedelt worden sind. Es bleibt dabei dunkel, warum sich überhaupt Baiern damals vom Hauptteil getrennt haben und von Franken in weiter Ferne ansiedeln ließen.

Sind diese Überlegungen richtig, so fällt damit Licht auf die Einwanderungszeit der Baiern und ebenso auf die Richtung ihrer Landnahme. Die Ergebnisse stimmen mit den in der bisherigen Forschung im allgemeinen vertretenen überein. Die Errichtung des bairischen Herzogtums mit Regensburg als Hauptstadt an der Stelle, wo die Donau ihren nördlichsten Punkt erreicht, das Auftauchen der ing-Namen südlich der Donau und andere Tatsachen werden verständlich, wenn das Volk von Norden kam, von Südwestböhmen über die Böhmerwaldpässe ging, die Maristen vertrieb und im Einvernehmen mit den Franken südlich der Donau einzog. Sievers hat aus einer schallanalytischen Untersuchung geschlossen, daß die Stelle bei Jor-danes Get. 55 von 551, die die Baiern das erstemal in ihren neuen Sizen nennt, nicht aus Cassiodor und damit nicht aus der Zeit vor 526 stammt.¹⁶⁾ Nach 539 fällt der berühmte Brief des Frankenkönigs Theudebert (534—548) an Justinian, in dem er sich seiner Herrschaft bis Pannonien rühmt.¹⁷⁾ Das setzt Beherrschung des bairischen Raumes südlich der Donau und im Zusammenhange mit unseren Darlegungen die bairische Landnahme ab 534 voraus.

Prag.

Ernst Schwarz.

Liszt-Schrifttum 1936.

Das Liszt-Gedächtnisjahr 1936 hat eine solche Fülle neuer Arbeiten über den großen Tonkünstler gebracht, daß es aussichtslos erschiene, sie in einer kurzen Uebersicht restlos zu erfassen. So hat sich denn die nachfolgende Zusammenstellung zur Aufgabe gesetzt, die wesentlichen deutschen und fremdsprachigen Neuerscheinungen des Jahres 1936, die Franz Liszt und sein Werk behandeln, unter dem besonderen Gesichtspunkt der Frage seiner volkstumsmäßigen Zugehörigkeit herauszugreifen.

¹⁵⁾ Vgl. darüber zuletzt H. Zeiß in den Bayer. Vorgeschichtsblätter XIII (1936), 29.

¹⁶⁾ Beiträge zur Gesch. d. deutschen Sprache u. Lit. 50, 257.

¹⁷⁾ MG. Epp. 3, 133.

Freilich erscheint es kaum zulässig, die Zeit vom Jahre 1931, in dem das grundlegende Werk von Peter Raab¹⁾ erschienen war, bis zum Jahre 1936 zu überspringen. Es seien daher aus dieser Zwischenzeit zwei Arbeiten, eine deutsche und eine ungarische, die in diesem Zusammenhang bemerkenswert erscheinen, angeführt.

Der fürstl. Esterházy'sche Archivar Johann Hárigh ließ in der Zeitschrift „Napkelet“²⁾ den Aufsatz „Liszt Ferenc családja és az Esterházy hercegek“ (Franz Liszt's Familie und die Fürsten Esterházy) erscheinen, dessen Angaben bis zum Großvater Georg Adam quellenmäßig auf dem Esterházy-Archiv beruhen. Die Daten über den Urgroßvater Sebastian, von dem berichtet wird, er sei Oberleutnant des 1. kaiserlichen Husarenregiments gewesen und im niederösterreichischen Raggendorf am Marschfeld (!) verstorben, sind seither überholt und dürften wohl von der älteren Literatur übernommen worden sein.³⁾ Bisher vielfach unbekanntes Material bringt Hárigh über das Leben des Großvaters Georg Adam und des Vaters Adam und deren Beziehungen zum Hause Esterházy bei, wobei der ungarische Forscher sachlich mitteilt, Georg Adam habe sich ausnahmslos mit st geschrieben. Der Autor begeht indes bei der Lokalisierung des Ortes St. Georgen, wo Georg Adam Schulmeister und Dorfnotar gewesen ist, dadurch einen Irrtum, daß er diesen Ort für „St. Georgen bei Preßburg“ hielt, wogegen es sich tatsächlich um die Gemeinde St. Georgen bei Eisenstadt (Burgenland) handelt; ebenso unrichtig ist, daß sich Liszt's Vater, Adam, stets mit sz geschrieben habe. Die Eintragungen bei der Geburt Franz Liszt's im Taufbuch der Pfarre Unterfrauenhaid sowie im Esterházy'schen Salärbuch (1801) widerlegen diese Behauptung.

Ebenfalls im Jahre 1934 tritt auf deutscher Seite Heinrich Frenzel mit seinem ungarischerseits vielfach angegriffenen Aufsatz „Der deutsche Franz Liszt“⁴⁾ in entschiedener Weise für die deutsche Volkszugehörigkeit des Dondichters ein, indem er hierfür zahlreiche Beweise (Abstammung, anthropologische Merkmale, künstlerisches Schaffen) ins Treffen führt.

Den endgültigen Nachweis der deutschen Volkszugehörigkeit des Meisters erbringt jedoch erst die im Liszt-Gedenkheft der „Burgenländischen Heimatblätter“ (Eisenstadt)⁵⁾ erschienene familiengeschichtliche Abhandlung „Abstammung und Familie Franz Liszt's“ von Heinrich Edmund Wamser. Mag auch die Ausstattung dieser Veröffentlichung recht bescheiden sein, so gehört sie m. E. in diesem Zusammenhang doch an die Spitze der Veröffentlichungen im Liszt-Jahr 1936 gestellt, denn erst durch diese gründliche Erforschung der Familiengeschichte Liszt's wurde die deutsche Abstammung des Dondichters eindeutig festgestellt. Wamser legt klar, daß der Urgroßvater Sebastian nicht Husarenoffizier, sondern wie aus den Pfarrmatrikeln hervorgeht, bäuerlicher Einwohner (inquilinus) in der stets deutschen Gemeinde Ragendorf im Wieselburger Komitat (also nicht in N.Ö.) gewesen ist. Unter Heranziehung der Arbeit Hárigh's verfolgt Wamser die Herkunft der Familie nach beiden Linien, soweit es quellenmäßig möglich ist, und kommt hiebei zu dem Ergebnis, daß die Vorfahren sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits dem deutschen Volkstum angehörten. Sie lebten in deutschen Gemeinden Westungarns, im Burgenland, in Niederösterreich und in Schwaben. Diese Ergebnisse werden durch eine übersichtliche Ahnentafel, fünf ausführliche Nachkommen-

¹⁾ Franz Liszt, 2 Bde., Stuttgart und Berlin 1931.

²⁾ Budapest 1934.

³⁾ Vgl. Raman, L., Franz Liszt, Leipzig 1880, I, Seite 4 ff.

⁴⁾ Zeitschrift für Musik (Regensburg), 101 (1934), S. I.

⁵⁾ V. Jg., S. 2.

tafeln und Lichtbildaufnahmen der Matrikeleintragungen erhärtet. Der Schreibweise des Namens widmet Wamser einen eigenen Abschnitt, wobei er nachweisen kann, daß erst von Liszts Vater das *z* in den Namen eingefügt wurde, um zu vermeiden, daß der Name von den Madjaren „Lischt“ ausgesprochen wird.⁶⁾ An diesen Forschungsergebnissen ändert auch die Kritik des Raggendorfer Kantorlehrers Ernst Békefi nichts, da sich auch er auf die gleichen Daten stützt.⁷⁾ Von den übrigen Aufsätzen des erwähnten reichbebilderten Liszt-Sonderheftes, das durch den Beitrag „Franz Liszt und das Burgenland“ von Landeshauptmann Ing. Sylvester eingeleitet wird, seien noch erwähnt: Csátfai, Versuch einer Franz Liszt-Ikonographie, Kunnerth, Der Ritterstand Franz Liszts, und Beninger, Franz Liszt und die ungarische Musik. Der letzt erwähnte Aufsatz stellt auf Grund eines umfangreichen Quellenstudiums das Verhältnis Liszts zur ungarischen Musik klar und richtig. Vom gleichen Autor erschien auch ein volkstümlich gehaltener Aufsatz in der österreichischen Familienzeitschrift „Bergland“⁸⁾.

Aus den weiteren Erscheinungen des Gedenkjahres seien zunächst einige deutschsprachige herausgestellt. Unter ihnen berücksichtigen die Arbeiten des Königsberger Universitätsprofessors Hans Engel⁹⁾ und des österreichischen Musikhistorikers Leopold Nowak¹⁰⁾ hinsichtlich der Abstammungsfrage bereits die Forschungsergebnisse Wamser. Engel wirft zu Eingang seines gediegenen Buches die Frage auf, ob Liszt zu den Helden deutscher Musik gehöre und beantwortet diese Frage unter Hinweis auf dessen Werk und jüngsterforschte Abstammung bejahend. Gute Bilder begleiten den flüssig geschriebenen Text, der in zwei Großabschnitten das Leben und Schaffen des Meisters darstellt. Gleich wertvoll erscheint uns das volkstümlichere Büchlein Nowaks, das ebenfalls die neuesten Forschungen weitgehend verarbeitet und besonders für Bildungsbüchereien wärmstens empfohlen werden kann. Eine eingehende Würdigung der Persönlichkeit Liszts vom volksdeutschen Standpunkt aus veröffentlicht Hans Joachim Moser im VDA-Jahrbuch 1936.¹¹⁾

Weniger befriedigt sind wir von der Liszt-Biographie des Bibliographischen Instituts in Leipzig, die den Professor der Liszt-Musikhochschule in Budapest, Dénes von Bartha¹²⁾, zum Autor hat. Bartha anerkennt keine eindeutige völkische Gebundenheit der Familie Liszt und fußt auch hinsichtlich der Abstammung durchaus auf der älteren Literatur, so insbesondere wenn er behauptet, daß der Urgroßvater Sebastian als Offizier in „Raggendorf bei Dedenburg“ verstorben sei, wo es doch in der Umgebung Dedenburgs einen Ort Raggendorf überhaupt nicht gibt.¹³⁾ Das Buch ist ansonsten sicherlich recht wertvoll und sachlich, doch kann es nicht unwidersprochen

⁶⁾ Vgl. Grunsky R., Franz Liszt, Leipzig („Die Musik“, 15. Bd.) und die Bemerkung Hans von Wolzogens zu G. Rezenzion „Bahreuther und andere Kräfte“ in den „Bahreuther Blättern“ 1935, I, 50.

⁷⁾ „Mosonvármegye“ vom 11. und 18. X. 1936.

⁸⁾ 18. Jg., Heft 3.

⁹⁾ Franz Liszt. Akademische Verlagsanstalt Athenaion, Potsdam 1936.

¹⁰⁾ Franz Liszt. Tyrolia. Innsbruck 1936 (Österr. Biographien, Heft 3).

¹¹⁾ Moser H. J., „Franz Liszt, der Deutsche“.

¹²⁾ Franz Liszt 1811–1886. Sein Leben in Bildern.

¹³⁾ Diese Behauptung scheinen alle späteren Autoren von A. Somssich, Liszt Ferenc élete (Das Leben Franz Liszts), Budapest 1925, übernommen zu haben. — Eine ähnliche Auffassung vertritt D. von Bartha auch noch in seinem Aufsatz „Franz Liszt 1811–1886“ (Ungarische Jahrbücher, XVI, Berlin 1937, 274 ff.), in dem er behauptet, L. Rationalität sei vom künstlerischen Standpunkt ohne Bedeutung „zumal seine Abstammung rein aktenmäßig nicht eindeutig zu klären ist“ (!).

hingenommen werden, daß in einem deutschen Verlagswerk die deutsche Geburts-
gemeinde Adam Liszts, Edelstal im Burgenland, als „Remesvölgy“ wiedergegeben
wird.¹⁴⁾ In derselben Tendenz bewegen sich auch die Ausführungen von Gustav
Erényi im „Echo des Auslands“ der Zeitschrift „Literatur“¹⁵⁾. Wir können da
lesen, daß sich der „an der ungarischen Westgrenze“ geborene Liszt stets als Ungar
bekannt habe und seine Kompositionen echt ungarischen Einschlag hätten. In diesem
Zusammenhang sei es belanglos, daß der Meister der ungarischen Sprache nicht
mächtig gewesen sei. Solchen und ähnlichen Behauptungen war schon früher die Zeit-
schrift „Die Musik“ entgegengetreten, indem sie nachwies, daß der Ausdrucksstil
des Gesamtchaffens Liszts sowie dessen blutsmäßige Abstammung unleugbar deutsch
sei.¹⁶⁾ Aus der Heimat des Meisters sei noch auf den Katalog des Franz Liszt-
Gedächtniszimmers der Sammlung Wolf in Eisenstadt¹⁷⁾ hingewiesen, in dem die
Nummer 3 (Salärbuch 1801 der Herrschaft Forchtenstein, wo Adam Liszt Rent-
schreiber war) unser besonderes Augenmerk erregt.

Ehe wir uns den ungarischen Erscheinungen zuwenden, sei noch die romantische
Biographie Liszt le musicien passionné aus der Feder seiner Urenkelin Blandine
Ollivier erwähnt.¹⁸⁾ Dieses Buch leidet jedoch unter mangelhafter Ausstattung.

Unter den ungarischen Erscheinungen ist die im Jahrbuch der Stadtbibliothek
Budapest erschienene Liszt-Bibliographie von Ludwig Koch¹⁹⁾ als wert-
voller und unentbehrlicher Beitrag zur Liszt-Forschung an erster Stelle zu nennen.
Die zweisprachig (ungarisch und deutsch) erschienene Arbeit ist eine umfassende
Zusammenstellung aller über Liszt und dessen Werke erschienenen Abhandlungen,
wobei selbst der kleinste Zeitungsausschnitt Berücksichtigung findet. Umso mehr
verwundert uns, daß der eingangs erwähnte grundlegende Aufsatz Wamfers über
die Abstammung des Tonichters keine Aufnahme gefunden hat, wo doch die Biblio-
graphie erst am 15. VI. 1936 abgeschlossen wurde — der Aufsatz Wamfers erschien
Gedenkheft bereits im Mai 1936 — und die Erwähnung des Sonderabdruckes „Versuch
einer Liszt-Fomographie“ von A. Csakai aus dem Liszt-Gedenkheft der „Burgen-
ländischen Heimatblätter“ Zeugnis gibt, daß Koch vom Vorhandensein dieses Heftes
Kenntnis gehabt haben muß. Angesichts der scharfen Auseinandersetzungen über die
Volkszugehörigkeit Liszts, die im Gedenkjahr aufs neue abgeführt wurden, kommt
dem Abschnitt „Liszts Ungartum“ ein besonderes Interesse zu. Wenn auch hier die
Arbeiten, die Liszts Ungartum (natürlich fast ausschließlich im Sinne der Staats-
und nicht Volkszugehörigkeit) verteidigen, überwiegen, so geht doch aus diesem
Abschnitt deutlich hervor, daß die Feststellung der deutschen Volkszugehörigkeit des
Meisters nicht erst etwa ein Ausfluß eines übertriebenen Nationalismus unserer
Tage ist, denn bereits im Jahre 1911 wies der „Berliner Börsen-Courier“ darauf
hin, daß der Ort, wo Liszt geboren wurde, deutsches Sprachgebiet ist.

Im Auftrag des ungarischen Landes-Liszt-Komitees erschien in Budapest das
Büchlein Liszt Ferenc aus der Feder des Professors an der Landes-Liszt-Musikhoch-

¹⁴⁾ Auch das Geburtsjahr ist unrichtig angegeben, denn Adam Liszt wurde nicht
im Jahre 1777, sondern im Jahre 1776 geboren.

¹⁵⁾ 39. Jg. Heft 1, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

¹⁶⁾ XXVIII. Jg., Heft 5.

¹⁷⁾ „Zur Feier der 125. Wiederkehr seines Geburtstages 1936“. Selbstverlag.

¹⁸⁾ Paris 1936 (Célébrités d'hier et d'aujourd'hui Nr. 10.)

¹⁹⁾ Liszt Ferenc, Bibliografia kiserlet (Franz Liszt, ein bibliographischer Versuch).
Budapest 1936 (Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Stadtbibliothek Budapest,
V, 1935).

schule Géza Roudela²⁰). Roudela ist derjenige ungarische Musikhistoriker, der Liszts Ungartum als gänzlich unbestreitbare Tatsache hinstellt. Das kam bereits in seinem im Jahre 1934 erschienenen Aufsatz Liszt Ferenc hármás arca: művész, ember és magyar (Das dreifache Gesicht Franz Liszts: der Künstler, der Mensch und der Madjare) zum Ausdruck.²¹ Auch in seiner neuesten vom Vorsitzenden des ungarischen Landes-Liszt-Komitees, Gabriel Ugrom einbegleiteten Arbeit ist dies deutlich zu erkennen. Ohne auf die tatsächlichen Forschungsergebnisse Bedacht zu nehmen, bringt Roudela wieder die bekannten Angaben über die Abstammung der Familie Liszt von einem alten ungarischen Adelsgeschlecht, obwohl er dann doch wieder zugeben muß, daß sich eine direkte Verwandtschaft Liszts zu diesem Geschlecht nicht nachweisen lasse. Abgesehen von vielen anderen Unrichtigkeiten fällt auf, daß selbst in diesem Werk als Ort, wo Sebastian Liszt verstarb, „Raggendorf in der Nähe Dedenburgs“ (Liszt György Sebestyén Raggendorfban, Sopron mellet halt meg) angeführt wird. Der Verfasser war sich also nicht im Klaren darüber, daß es sich um die Gemeinde Ragendorf (amtliche ungarische Bezeichnung: Rajka) im Komitat Wieselburg handelt.²² Unrichtig ist es auch, die zum Burgenland gehörigen Gemeinden Pamhagen (Pomogy) und Pama (Körtvélyes) gleichzusetzen, wie dies Roudela tut. In diesen Gemeinden soll Adam Liszt 1813 gewirkt haben, worüber aber die gewissenhafte Arbeit Hárighs nichts berichtet. Auch die Angabe, Liszts Taufpate sei ein Franz Liszt de Vasonkeői et Győr gewesen, klingt neu. Im Taufbuch in Unterfrauenhaid ist jedenfalls eine solche Eintragung nicht vorhanden. Ueber die mütterlichen Vorfahren schweigt sich der Verfasser aus; er erwähnt bloß, daß Franzens Mutter die Tochter eines Kremser Kaufmannes gewesen ist. Bei seiner Beweisführung bezüglich des Ungartums Liszt will sich Roudela auch auf die Ansprache Peter Raabes im Budapester Rundfunk vom 20. Oktober 1935 stützen. Die weiteren Ausführungen, die Liszt als Musiker und Mensch behandeln, stehen im Dienste der gleichen Beweisführung.

Eine verlässlichere Zusammenstellung scheint uns das Liszt-Breviarium von Géza Falt²³ zu bieten, obwohl auch diese Schrift einer stark betonten einseitigen Tendenz nicht entbehrt.

In weitschweifiger Weise läßt Isolt Harsányi vor uns das Leben Liszts in seinem vierbändigen biographischen Roman „Magyar Rapszódia“ („Ungarische Rhapsodie“)²⁴ abrollen. Auch er verfolgt dieselbe Tendenz wie die übrigen madjarischen Arbeiten. Der Roman wurde von J. P. Tóth und A. Luther ins Deutsche übersezt.²⁵

Dieser Bericht soll mit einem Hinweis auf die Bildwerke, die anlässlich des Gedenkjahres erschienen sind, beschloffen werden. Unter ihnen nimmt das im Verlag „Journal de Genève“ herausgekommene Werk „La vie de Franz Liszt par l'image“ von Robert Wory die vornehmste Stelle ein. Von dem auf feinstem Kunstdruckpapier hergestellten Werk wurden im ganzen bloß 555 Stück angefertigt, von denen 550 numerierte Exemplare in den Handel gelangten. Nach einer kurzen biographischen Einleitung von Alfred Cortot bringt das Bildwerk auf 200 Seiten einige hundert Bilder aus dem Leben, dem Schaffen und der Zeit des Meisters. Ein ausführliches Orts-, Sach- und Personenregister erhöht den Wert dieses prächtigen Werkes.

²⁰) Budapest 1936.

²¹) Katolikus szemle 1934, 466—474.

²²) Vgl. Anm. 13.

²³) Budapest 1936.

²⁴) Budapest 1936.

²⁵) Escheverlag, Leipzig 1936. — Die Uebersetzung kann uns nicht restlos befriedigen. So ist infolge unrichtiger Uebersetzung stets von einem „Herzog“ (herceg!) Esterházy die Rede, wo es doch richtig „Fürst“ heißen müßte.

Gänzlich abzulehnen ist hingegen aus volksdeutschen Gesichtspunkten das zweite uns bekannt gewordene Bildwerk „Franz Liszt, ein Künstlerleben in Wort und Bild“ von Werner Fußmann und Béla Matéka.²⁶⁾ Sämtliche Namen der deutschen Siedlungen des Burgenlandes erscheinen in diesem Werk magyarisch, während die deutschen Formen nur in Klammern beigelegt sind. Wir wollen davon absehen, auf dieses Buch, das schon anderwärts hinreichend gekennzeichnet worden ist,²⁷⁾ und das auch in sachlicher und anderer Hinsicht nicht befriedigen kann, näher einzugehen.

Eisenstadt.

Heinrich R u n n e r t.

Ungarn im Blickfeld der österreichischen Mitteleuropa-Idee 1849—1859.

Das Jahrzehnt 1849—1859 bildete für die unter der Krone Habsburgs vereinigten Staaten an der Donau eine schicksalhafte Zeit. Nachdem 1848 das Mitteleuropa des Staatskanzlers Metternich¹⁾ zusammengebrochen war, bemühte sich die Regierung des jungen Herrschers Franz Joseph I., für die habsburgischen Lande einen neuen staatlichen Bau aufzuführen. Es war ein Zeichen veränderter Zeitlage, wenn dabei die „mitteleuropäische Idee“, wie sie u. a. von Felix Schwarzenberg, Ludwig v. Bruck, Lorenz v. Stein, Hans v. Berthaler und Anton Le Monier vertreten wurde²⁾, eine deutlich sichtbare Erscheinung bildete. Ohne dabei weiter auf die Rolle eingehen zu wollen, die Friedrich List'sche und andere Gedankengänge bei der Entstehung dieser österreichischen Mitteleuropagesinnung spielten³⁾, wollen wir hier nur darauf hinweisen, welche Bedeutung und Rolle Ungarn in diesem Zusammenhang von den Theoretikern des neuen Mitteleuropa-Gedankens zugewiesen wurde.

Daß auch in Ungarn selbst das Gefühl für die Bedeutung des eigenen Landes im Rahmen des geographischen Mitteleuropa wach war, zeigt u. a. die Äußerung von Baron Wesselényi über eine politische Organisation dieser Gebiete, in der ganz deutlich Ungarn eine führende Rolle zugewiesen wurde⁴⁾. Ludwig Kos-

²⁶⁾ Julius Belz, Langensalze—Berlin—Leipzig 1936.

²⁷⁾ „Ein sonderbares Liszt-Buch“, Zeitschrift „Grenzland“, Wien 1936, 10/11; — „Zum Fall Franz Liszt“ Zeitschrift „Deutsche Arbeit“, Berlin 1936, 11.

¹⁾ Vgl. darüber H. v. Srbik: Metternich. Im besonderen auch H. v. Srbik: Metternichs mitteleuropäische Ideen: Volk und Reich, 1926, S. 341 ff.

²⁾ Vgl. darüber (wie über den ganzen weiteren Inhalt dieser Studie) meine Arbeit Die mitteleuropäische Idee in Österreich 1849—1859, die — auf Anregung von H. Universitätsprofessor H. v. Srbik entstanden, hoffentlich in absehbarer Zeit in Buchform erscheinen kann.

³⁾ Vgl. das 3. Kapitel meiner vorhin genannten Arbeit, das den Titel führt: „Die Vorläufer einer neuen Mitteleuropa-Auffassung.“

⁴⁾ Vgl. den Bericht der „Deutschen Reform“ vom 12. April 1849. Danach sagte Baron Wesselényi: „Ich will eine föderierte Donau-Republik mit aller Elastizität, welcher eine Republik aus verschiedenen Staaten fähig ist, die da Raum läßt für alle Nationalitäten. Im Osten werden wir uns mit den Däko-Romanen, im Süden mit den Südslawen, im Westen mit den Vereinigten Staaten von Deutschland im weiteren Verbands föderieren. Ungarn bildet dann den Zentralstaat und Budapest könnte die Metropole von Zentraleuropa werden.“

sich trug, sich zeitweise mit ähnlichen Gedanken, die allerdings mehr nach Südosten gerichtet waren⁵⁾. Bis in die Zeit vor dem Krieg wirkte diese Auffassung nach und ließ Ungarn in ungarischer Beleuchtung als das „eigentliche Mitteleuropa“ erscheinen⁶⁾. Im Kriege selbst fand der mitteleuropäische Gedanke Förderer und Gegner⁷⁾.

Aber auch unter den nicht-ungarischen Trägern des Mitteleuropa-Gedankens wurde Ungarn eine bedeutende Rolle in ihren Gedankengängen zugebach. Schon Friedrich List, einer der Väter der neuen Gesinnung, wies auf Ungarn als das gegebene „Auswanderungsland“ für den deutschen Volksüberschuß hin. „Seit Alexander und Gottfried von Bouillon gehen die Züge nach dem Morgenland“ — meint er. „So war auch die deutsche Auswanderung nach den Ostseeprovinzen, nach Polen, Rußland, Ungarn, Siebenbürgen nicht unbedeutend. Deutschlands Zukunft liegt in der orientalischen Frage. Der Preis ist jeder Anstrengung wert. Die deutschen Regierungen, besonders Oesterreich, haben denn doch auch Mittel dazu in den Händen. Die Magyaren werden hoffentlich ihr eigenes Wohl, ihre Weltlage nicht lange mehr verkennen und deutscher Hilfe freudig Tor und Herz öffnen“⁸⁾. Es klingt wie eine Vorausahnung der 1867 im Ausgleich so gestalteten Wirklichkeit, wenn schon 1845 Paul Pfizer in seinem Buch „Das Vaterland“ den habsburgischen Ländern den Rat gibt, sich vom engeren „deutschen Bund“ zurückzuziehen, da Oesterreich „den Beruf zu haben“ scheint, „auf den schon sein Name deutet, den Samen deutscher Gesittung ostwärts zu verbreiten, damit auf deutsch-magyarischer Grundlage ein dem deutschen blutsverwandtes Reich entstehe“⁹⁾. Was diese außerösterreichischen Vertreter des „mitteleuropäischen Gedankens“ wollten, hat A. Rapp deutlich festgehalten: „Besonders hegten sie die großen Handlungs- und Siedlungspläne, deren Gegenstand seit den vierziger Jahren die Donau- und Adrialländer waren. Was sollte nicht alles Oesterreich! August Reichenperger stellte ihm die Aufgabe, auf der Sophienkirche in Konstantinopel wieder das lateinische Kreuz aufzupflanzen! Den Thüringer Julius Fröbel rettete im Herbst 1848 vor dem Schicksal, mit Robert Blum zusammen im bezwungenen Wien erschossen zu werden, eine Flugschrift, die er kurz zuvor herausgegeben hatte: ‚Wien, Deutschland und Europa‘ . . . Obwohl Demokrat, wünschte Fröbel den Zerfall des habsburgischen Reiches nicht, denn während der preußische Staat ohne Schaden für Deutschland in seine Provinzen zerfallen könne, wäre Oesterreichs Zerfall nur erträglich, wenn er die Verwandlung Oesterreichs in diesen mitteleuropäischen Bund bedeutete. Der rechte Sitz der Nationalversammlung in

⁵⁾ W. Mitter: Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/49, Berlin, 1912. S. 186. (Mitter soll nach R. Chamaix: Auswärtige Politik Oesterreichs, S. 20. Anmerkung 1, unzuverlässig sein). Ferner: E. Esdasy: Geschichte der Ungarn, 1900 II. Band. S. 451/52.

⁶⁾ E. v. Chvolnovsky im: Abrégé du Bull. de la Soc. Hongroise de Géogr XXXIV, 1906, S. 195 ff.

⁷⁾ Vgl. etwa Emerich Barcsa: Bibliographie der mitteleuropäischen Zollunionsfrage (25. Heft der Sammlung „A Magyar Vámpolitikai Központ Kiadványai“. Budapest 1917).

Ferner Th. Batthyány: Für Ungarn gegen Hohenzollern, Wien, 1930.

⁸⁾ Zitiert nach R. Kralik: Die neue Staatenordnung, Wien, 1918, S. 88/90. Ueber List auch das neue Buch von Fr. Lenx, München, 1936.

⁹⁾ Zitiert nach A. Rapp: Großdeutsch-Kleindeutsch, München, 1922. S. 33.

der Frankfurter Paulskirche wäre eigentlich Wien! Man sieht, wie der Schwerpunkt sich verschob; Deutschland sollte in einem nach Südosten gerichteten Mitteleuropa aufgehen. Im übrigen war es eine Eigentümlichkeit der großdeutschen Zukunftspläne, daß sie zwar den Schwerpunkt des deutschen Lebens nach Südosten verlegten, das Oesterreich aber, auf das sie bauten, zu einer wesentlich deutschen Macht und einem Feld für die Betätigung gesamtdeutscher Volkskraft ausbilden wollten . . . Ein großartiges nationales Kraftgefühl belebte solchen großdeutschen Eifer¹⁰⁾.

Von österreichischer Seite selbst wies das bekannte Buch „Oesterreich und dessen Zukunft“ des Baron Viktor Adrian-Werburg auf die „wachsende Größe Ungarns“ hin. Um derentwillen erstrebt der Verfasser die Beherrschung der Donaumündungen durch die habsburgischen Staaten. „Erst dann werden wir die Donau einen österreichischen Fluß nennen können, erst dann wird unser Handel sich frei bewegen und erst dann ist die Möglichkeit eines entschiedenen Aufschwunges für die großen und schönen östlichen Länder unserer Monarchie gegeben“¹¹⁾. Als „Neu-England auf dem alten Kontinente“ bezeichnet der vormärzliche Dichter Heinrich v. Levitschnigg in seinem Sonettenkranz „Pannonia“ Ungarn. Ungarn solle die „Landtagsfehde“ meiden. Seine Zukunft liege in der Weltwirtschaft. Diese vermöge es, „Nomadenhorden“ zum „reichen Volk durch . . . Wunderkuren“ zu machen. „Dann wird durch Senfaria nicht reich der Brite. Und Ungarn bleibt auch ohne Chinas Mauer Europa's großes, ew'ges Reich der Mitte“. Der Weg der Weltwirtschaft führe allerdings nicht in die Uebersee. „Laßt Briten messen ferne Breitengrade und lenkt nach Trapezunt die schwanken Riele“¹²⁾. Wenig günstig ist das zurückschauende Urteil des bekannten Lustspielsdichters Eduard v. Bauernfeld, der über die Aufgabe der vergangene Jahrzehnte das Urteil abgibt: „In dieser Richtung mußte das neue Erbkaisertum im Jahre 1804 vorgehen oder nach dem Pariser Frieden oder nach den Julitagen oder später noch, als kluge einsichtige Männer den Rat erteilten, das österreichische Studienwesen zu heben, die Presse zu befreien, auch den fruchtbaren Boden des verschlammten und verschlemmten Ungarn durch Massen deutscher Kolonisten zu kultivieren, in Verbindung von ehrlichen Justizbeamten und tüchtigen Schullehrern“¹³⁾.

Von den von uns eingangs genannten Wortführern der Mitteleuropa-Idee in Oesterreich steht Anton Le Monier († 1873), der spätere Wiener Polizeipräsident, zeitlich an der Spitze. Er wirkte auch 1849—1850 in Ungarn: zuerst als Armeekommissär, dann als Kanzleidirektor der militärisch-politischen Zentralkommission und Leiter der Kommission zur Regelung der ungarischen Sicherheitszustände in Budapest. Da er Gegner Haynaus war, ließ er sich von diesem Posten entheben¹⁴⁾. Le Moniers mitteleuropäischer Gedankengang tritt uns in einer Artikelserie der Wiener Tageszeitung „Die Fackel“ entgegen, die zu Ende des Jahres 1848 erschien. Er wendet sich scharf gegen die Frankfurter Nationalversammlung.

¹⁰⁾ A. Kapp: Der deutsche Gedanke, Bonn und Leipzig, 1920. S. 187/188.

¹¹⁾ B. Adrian-Werburg: Oesterreich und dessen Zukunft, II. Teil, Hamburg, 1843. S. 198.

¹²⁾ Heinrich v. Levitschnigg: Gedichte, Wien, 1842 (?), S. 200 ff.

¹³⁾ E. v. Bauernfeld: Ausgewählte Werke, Leipzig, v. J. IV. S. 141.

¹⁴⁾ Vgl. über A. Le Monier den Artikel in der: Allgemeinen deutschen Biographie, XXII. Band, S. 172. Schwarzenberg und Bruck übergehen wir hier, da ihre Pläne Bestrebungen der Regierungspolitik bildeten (vgl. über Schwarzenberg E. Heller, über Bruck: Charnak).

„Oesterreich, das die Gleichberechtigung aller Nationalitäten als obersten Grundsatz seiner inneren Politik hingestellt, das freie konstitutionelle Oesterreich allein, hat die Forderung der Zeit verstanden, während Deutschlands Vertreter bei der Lösung des Knotens zu dem einfachsten und leichtesten, aber verderblichsten Mittel gegriffen, zu dem der nationalen Abrundung. Während Oesterreich dem heranbrechenden Morgen des Humanitätsprinzips huldigt, verschanzt sich Deutschland, die Schwierigkeiten der Lösung schauend, hinter dem Kastensysteme germanischer Abkunft, während Oesterreich die treue Bruderhand jedem seiner Nationalen reicht und nicht fragt nach Stamm und Abkunft, nicht hört auf den Klang der Zunge, öffnet Deutschland seine Arme nur den deutschen Brüdern und stößt die von sich, die nicht dem deutschen Blut entsprossen. Deutschland sagt seit Jahren, es habe die Bestimmung, deutsche Bildung und Gesittung nach Osten zu tragen, und markiert sich mit den Schranken der Personalunion gegen ihn ab, während Oesterreich ohne viel Worte, deutsche Bildung und Gesittung bereits dahin getragen hat und tragen wird! Oesterreich, welches eine kräftige Zentralisierung der verschiedenen Nationalitäten, ohne deren Verschmelzung in eine einzige, ohne Bevorzugung einer ausermählten, auf der Basis der Gleichberechtigung rüstig anstrebt und gewiß realisieren wird, hat seinen Beruf erkannt und leuchtet voran auf dem Wege der Bildung zum Weltbürgertum, dem letzten und edelsten Stadium staatlichen Lebens“¹⁵⁾. Im weiteren fordert der Verfasser die „Realisierung eines mitteleuropäischen Staatenbundes“¹⁶⁾. Unter „Mitteleuropa“ versteht Anton De Monier einen ausgedehnten Begriff: Was nicht zu Westeuropa (d. i. Frankreich, Großbritannien und Irland, Spanien und Portugal) und zu Osteuropa (d. i. das zaristische Rußland) gehört, das ist „Mitteleuropa“. Die „mitteleuropäischen Staaten, mit Ausnahme von Oesterreich und Preußen, bestehen aus Staaten niederen Ranges“¹⁷⁾. Er vertritt den österreichischen Zentralismus der neuabsolutistischen Ära, wenn er dieses „Mitteleuropa“ auf das „starke, in sich vollkommen einige Oesterreich“ hinweist¹⁸⁾.

Hans v. Perthaler, der noch viel zu wenig gewürdigte Hauptmitarbeiter an der Schmerling'schen Februarverfassung von 1861¹⁹⁾, hat sich in einer Reihe von Zeitungsartikeln in der „Wiener Zeitung“, in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, in der „Innsbrucker Zeitung“ und im „Völk“ mit mitteleuropäischen Fragen beschäftigt. Er anerkennt in den habsburgischen Staaten eine „Lebensberechtigung an und für sich“ und billigt ihnen einen „Zweck“ zu, der „rationell gar nicht begründet zu werden braucht“²⁰⁾. Auf Grund Hegel'scher Anschauungen, die ihn stark beeinflussen, glaubt er an einen Geschichtsablauf in Perioden: die der

¹⁵⁾ „Die Geißel“, vom 1. Dezember 1848.

¹⁶⁾ „Die Geißel“, vom 13. Dezember 1848.

¹⁷⁾ „Die Geißel“, vom 17. Dezember 1848.

¹⁸⁾ „Die Geißel“, vom 20. Dezember 1848.

¹⁹⁾ über Perthaler: Ambros Mahr: H. v. Perthalers Auserlesene Schriften mit einem Lebensbilde), Wien, 1883. Ferner: P. Kuranda: Großdeutschland und Großösterreich bei den Hauptvertretern der deutsch-österreichischen Literatur 1830—1848, Wien, 1928. S. 76 ff. und Josef Redlich: Das österreichische Staats- und Reichsproblem, Leipzig, 1920—1926. I. Band, S. 715 ff. Vgl. auch meine Studie „Zur geistigen Gestalt H. v. Perthalers“ (in: „Zeitschrift für deutsche Geistesgeschichte“, I. 4).

²⁰⁾ Zitiert bei P. Kuranda, a. a. O. S. 85/86.

„romanischen Welt“ sei abgelaufen, es beginne nunmehr die Zeit der „germanischen Welt“. Der habsburgischen Staatenwelt billigt dabei Berthaler eine große Aufgabe zu. „Mitten zwischen diesen drei Elementen (d. i. Germanentum, Romanentum, Slaventum) hineingestellt, ist Oesterreich das einzige wahrhafte historische Kaiserreich, als das einzige, welches alle drei Nationen vereinigt und überdies gegen den Süden des slavischen Russentums hineindrängt und auf diese Weise, wie einst gegen den Islam, so jetzt gegen die Orthodorie die wichtigste Gewalt und Herrschaft und den stärksten Schutz in sich trägt“²¹⁾. Die innere Gestaltung dachte er sich in föderativer Form. In seinem Aufsatz „Die Lage der österreichischen Monarchie“²²⁾ zeigt er, wie sich das habsburgische Reich aus nationalen Staaten zusammensetzen solle, denen sehr weitgehende Sonderrechte zukämen. Berthaler ist gewillt, ihnen eigene nationale Heere zuzugestehen. Bedeutungsvoll heißt es an einer anderen Stelle: „Glückauf, ihr edlen Ungarn! Durchdringt mit eurer Nationalität das herrliche reiche Königreich, und aus deutscher Seele wünsche ich nur, daß auch aus der Million deutscher Männer eine nachhaltige tüchtige Kraft zwachse!“²³⁾. In seiner Broschüre „Das Kaisertum Kleindeutschland“²⁴⁾ verweist er auf die deutsche Auswanderung nach den Donauländern mit den Worten: „Sie mögen wissen, oder wenn Sie es nicht wissen, so mögen Sie es lernen, daß diese Völkchen von deutschem Leben, deutscher Sprache und deutscher Bildung von allen Seiten umwallt, daß sie vom Sauerteige deutscher Kultur ganz durchsäuert sind; daß in den Ländern, wo diese Völker in mehr oder minder dichten Schichten leben, allenthalben die Vorposten des deutschen Volkstums ausgestellt sind, so in den Bergstädten von Ungarn, in der Zips, im Siebenbürger Sachsenlande, im Banat, in allen ungarischen und kroatischen Städten, ja selbst über Oesterreichs Grenzen hinab, bis in die Moldau und Walachei, längs des urdeutschen Stromes, längs der prächtigen Donau. Sie sollen es wissen, und wenn Sie es nicht wissen, so sollen Sie es lernen, daß in diesen nichtdeutschen Ländern wenigstens zwei Millionen deutscher und wenigstens fünf Millionen deutschredender Menschen leben, daß, was dort an europäischer Bildung existiert, deutschen Ursprungs ist, daß das herrliche Volk der Siebenbürger Sachsen in der Hoffnung, durch die Verbindung mit Oesterreich in Berührung mit Deutschland zu bleiben, die leidenvollsten Kämpfe bestanden hat und noch jetzt besteht und daß es eine Sünde ist wider den Geist, einen Abscheu zur Schau zu tragen vor dem Reichtum politischer Bedeutung, wie er dort dem deutschen Volke vorgezeichnet ist“. Er tritt dann 1860 in seinen „Neun Briefen an einen Staatsmann“²⁵⁾ für eine Gesamtstaatsverfassung ein. Freilich fordert er hier eine Verfassung, „in welcher das föderative Prinzip, ohne dem staatseinheitlichen gefährlich zu werden, und das staatseinheitliche, ohne den föderativen Elementen des österreichischen Staates Gewalt anzutun, Geltung erlangen kann“. Dann wäre auch „für Oesterreich das Problem einheitlicher Gestaltung auf föderativen Grundlagen gelöst“. Es ist auf Grund dieser Anschauungen ganz klar, daß er sich für eine Umgestaltung der ungarischen Verfassung aussprach. Er folgerte: „Ein breites Flußbett trennt die neue Zeit von derjenigen, in welcher alle historischen Rechtsböden standen, und dieses Flußbett ist mit dem Blut der Revolution gefüllt, welches von 1789 bis 1848 in den verschiedenen Ländern Europas geflossen ist.

²¹⁾ H. v. Berthaler: A. Sch. II. S. 41/42.

²²⁾ Erschienen am 5. April 1848 in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“.

²³⁾ H. v. Berthaler: A. Sch. II. S. 264.

²⁴⁾ Frankfurt am Main, 1849. Auszug daraus in A. Sch. II. S. 341 ff.

²⁵⁾ J. Redlich, a. a. D. S. 719.

Selbst der gute Kern wirklichen und unveränderlichen Rechts, der in diesen Verfassungen liegt, er tritt in der Form von Privilegien auf, ist an Stände oder Institutionen geknüpft, welchen unsere unbestritten herrschenden Anschauungen widerstreben, an Institutionen, die uns nicht weniger wider die Natur gehen als die Sklaverei der alten oder der transatlantischen neuen Welt. Wir werden daher zum Schlusse geführt, daß die Landesverfassungen, auf den historischen Rechtsboden zu stellen, unmöglich ist²⁶⁾. Es ist hier deutlich ein gewisser Wandel in den Anschauungen seit dem Frühjahr 1848 bei Berthaler zu bemerken²⁷⁾.

Eigenartig ist die Stellung von Joseph Chowanek, eines gebürtigen Ungarn²⁸⁾. Er kommt in seiner Schrift „Oesterreichs Mission als katholische Weltmacht und als europäische Völkermonarchie“ nur mittelbar auf die mitteleuropäische Idee zu sprechen. Für ihn gibt es drei Grundpfeiler habsburgischer Macht: den „Katholizismus“, die „Monarchie“ und das „Volkswesen“. Er wendet sich gegen den Zentralismus und verlangt eine freie Entfaltung der Nationalitäten. „Am Zentralstaat“ — schreibt er — „ist die französische Monarchie endlich zugrundegegangen. Oesterreich erhielt sich nur mit Mühe in den verschiedenen Revolutions-epochen; denn es hatte sich dabei doch nicht aller früheren Grundlagen entledigt; aber wäre Oesterreich im März 1848 so zentralisiert gewesen wie Frankreich 1789, 1830 und 1848 — es wäre sicherlich ebenfalls zugrundegegangen. Denn wo hätten sich heute die Deutschen gefunden, um ihm Italien zu retten, und morgen die Kroaten und Böhmen, um ihm gegen Ungarn beizustehen, und wo würde sich das Ungarn finden, welches dereinst, und vielleicht in nicht zu fernher Zeit bestimmt sein kann, ganz Oesterreich aufrecht zu erhalten?“ In diesem Sinne tadelt er auch die innere Politik Josephs II. „Er stellte den österreichischen Staat geradezu auf den Kopf. Er hätte ein modernes China daraus gemacht, mit recht viel Ordnung, Mechanik und Industrie, aber die Natur hätte gefehlt, es hätte der Mensch gefehlt; nur österreichische Staatsquäker hätte es gegeben. Josef wollte dem Gang der Geschichte, er wollte der Weltordnung der Vorsehung vorgreifen — sie lachte seiner Bestrebungen“. Und nun gedenkt Chowanek im folgenden Teil seiner Schrift auch der Stellung Ungarns, nachdem er kurz vorher die Stellung Oesterreichs zu den anderen deutschen Staaten im „Deutschen Bund“ erörtert hat. Für ihn hat „Ungarn . . . einen Vorzug in der ganzen Vorsehung vor den Kroaten und Bukowinern“. Ungarn muß selbständig bleiben, dann erst „wird Ungarn für Oesterreich jene Stütze und, wie ein heutiger Gelehrter, Fallermayer, sich so schön ausdrückte, jener Eckstein sein, auf den gelehnt es seine weltgeschichtliche Mission im Westen und durch Ungarn noch mehr im Osten wird vollbringen können. Ich gestehe: diese Erwägung, nämlich daß Ungarn, wofern es ihm auch gelungen wäre, seine Selbständigkeit Oesterreich gegenüber zu erkämpfen, in naher oder weiter Ferne

²⁶⁾ J. Redlich, a. a. O. S. 724, Anmerkung.

²⁷⁾ Vgl. den Aufsatz der A.M.Z. vom 5. IV. 1848.

²⁸⁾ Chowanek schreibt im Vorwort der erwähnten Schrift (Schaffhausen, 1850) über sich selbst: „Ich bin als Katholik geboren, und zwar in Ungarn. Die Erziehung, welche ich in den 1830er Jahren in einer militärischen Kadettenschule genossen, tat an mir, was die damaligen Staatsanstalten an so vielen ihrer Zöglinge taten; sie befruchtete kaum notdürftig das Glaubenskorn der Jugend. Im mechanischen Garnisonsdienst ging auch der Rest noch verloren . . .“ Chowanek schloß sich später den Deutsch-Katholiken an, wurde 1845 wieder römisch-katholisch und lebte, nach Oesterreich heimgekehrt, als Eisenbahnbeamter in Graz.

doch wieder die Beute fremder Völker und zwar der ihm am meisten widerstrebenden Slawen geworden wäre — sie hätten Ungarn verschlungen, trotz aller Föderativbündnisse, welche sie für diesen Fall den Ungarn vorspiegeln —, daß also Ungarn bei Oesterreich allein seine Nationalität und seine mittelbare Selbständigkeit bewahren kann und daß folglich Oesterreich für Ungarn ebenso notwendig ist wie Ungarn für Oesterreich, diese Betrachtung, sage ich, hat mich am meisten versöhnt mit dem herben Schicksal, welches mein ungarisches Vaterland traf, nicht dadurch, daß es wieder österreichisch wurde, sondern dadurch, daß es so blutige Anstrengungen machen mußte, um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen“. Noch einmal betont er dann: „Wenn einmal Oesterreich im Innern erobert, d. h. versöhnt ist, dann und nicht früher wende es sich zu seiner europäischen Mission“.

Auf diese weist in seinen beiden Schriften „Die Grundlagen und Aufgaben des künftigen Friedens“ (Wien, 1856) und „Oesterreich und der Friede“ (Wien, 1856) Lorenz v. Stein²⁹⁾ hin, den wir hier als letzter nennen wollen. Offen legt er uns seine Anschauungen dar, die aus dem Wirtschaftspolitischen kräftige Impulse empfangen. In der ersten Schrift betont er bereits die Wichtigkeit der Donauländer, durch die ein Weg nach Vorderasien führe. In der zweiten Broschüre kommt dann der Verfasser auf die Lage Ungarns zu sprechen. Erst mit der Vereinigung Oesterreichs und Ungarns „beginnt die Geschichte Oesterreichs als einer europäischen Großmacht“. Daraus folgert er die Bedeutung dieses Landes. Es „ist die größte Ebene im Süden der Karpathen. In ihm laufen alle Linien, welche nach dem Schwarzen Meere und in das Innere der Türkei gehen, zusammen. Die Herrschaft in Ungarn muß daher naturgemäß die Herrschaft über jene Gebiete zuletzt entscheiden“. Außerdem bilde Ungarn auch „das einzig mögliche Gegengewicht gegen die Ereignisse, welche Oesterreich ausschließlich nach dem Westen ziehen würden und durch welche Mitteleuropa seine Stellung im Orient zu verlieren in Gefahr wäre, nachdem sich die Herrschaft der italienischen Städte als unhaltbar erwiesen hatte“. Ueber die wirtschaftliche Zukunft Ungarns heißt es an anderer Stelle weiter: „Die Gesetze der Volkswirtschaft sind absolut und kosmopolitisch; sie wirken unaufhaltsam und erreichen ihr Ziel. Nach diesen Gesetzen wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo Ungarn und Siebenbürgen ihren Bedarf an westlichem Kapital und Unternehmungsgeist im großen und ganzen befriedigt haben werden. Wenn dereinst die Walachei und Bulgarien für den deutschen Westen ein zweites Ungarn und die Moldau und Bessarabien ein zweites Galizien sein werden, wenn die wirtschaftlichen Mächte verschmolzen haben werden, was die politischen Erfordernisse zusammenführten, dann ist erst vollständig jene große welthistorische Aufgabe gelöst, welche uns auf immer vor Asiens üblen Elementen schützt und uns den Besitz seiner besseren sichert“. So klingt auch dieser Gedankengang ins Westpolitische hinein.

Was wir auf diesen wenigen Seiten an Stoff bieten konnten, ist natürlich nur lückenhaft. Aber auch so zeigt er, daß die Männer, welche im damaligen Oesterreich mitteleuropäische Gedankengänge pflogen, mit Ungarn in ernster Weise rechneten: sei es nun geographisch, wirtschaftlich oder bevölkerungspolitisch. Wie immer man sich zu ihren Gedanken stellen mag — wir enthalten uns hier jedes Werturteils — sie nehmen in einer Weise auf Ungarn bezug, daß wir feststellen

²⁹⁾ Ueber Lorenz v. Stein vgl. Allgemeine Deutsche Biographie, XXXV. S. 661 ff. Auch H. Ritschke: Die Geschichtsphilosophie Lorenz v. Steins, (Beiheft der „Historischen Zeitschrift“). München und Berlin, 1932.

können: je „großmitteleuropäischer“³⁰⁾ sie werden, desto mehr rückt auch Ungarn in das Blickfeld der aufmerksamen Betrachter. Das mag uns diese rein geschichtliche Darlegung von Gedankengängen zeigen, die den damaligen Strömungen und Gegebenheiten entgegenkamen. Wie sehr auch die allgemeine Lage sich verändert hat, sie bleiben ein Zeugnis ihrer Zeit.

Wien.

Ernst Görlich.

Die Verbreitung der „Schwäbischen Hymne“ im Banat.

In dem Aufsatz „Stammeslieder der deutschen Volksgruppen im Südosten“ (Südostdeutsche Forschungen, Bd. I, München 1936, S. 173 ff.) haben wir auf die Geschichte der „Schwäbischen Hymne“, die heute bei den Banater und Sathmarer Schwaben gesungen wird, dargestellt: zu Grunde liegt ein längeres Gedicht des in Siebenbürgen lebenden Max Moltke, das in drei Strophen zusammengezogen und dabei zugleich aus einem Gruß an Deutschland in das Bekenntnis zum eigenen Volkstum umgewandelt wurde.

Nur eine Lücke mußten wir damals lassen: „Wie das Gedicht aus 8 Strophen in 3 zusammengezogen wurde, welche Kreise das getan haben, ob seine Träger von Anfang an Soldaten gewesen sind — kurz, seine Geschichte vom Jahr 1883 an bis zum Weltkrieg ist uns einstweilen noch unbekannt.“ Heute nun können wir diese Lücke ausfüllen und zeigen, wie das Lied im Banat Verbreitung fand.

Dabei muß die Annahme, reichsdeutsche Soldaten hätten bei der Verbreitung des Liedes mitgewirkt, die wir auf Grund einer uns zugegangenen Mitteilung aussprachen, ganz ausscheiden. Das Lied hat weder in seiner alten noch in seiner verkürzten Form in Deutschland Verbreitung gefunden, es ist dort nie volkstümlich gewesen, konnte also auch nicht von reichsdeutschen Soldaten ins Banat gebracht werden. Die Geschichte dieses Liedes hat sich ganz im Südosten vollzogen, zwischen Siebenbürgen und dem Banat.

Den entscheidenden Anstoß zur Verbreitung haben nicht anonyme Soldaten gegeben, sondern ein einzelner Mann. Und dieser einzelne ist bekannt. Es ist der Senator Wilhelm Kopony.¹⁾

Kopony ist (das ist das Wesentliche in diesem Zusammenhang) ein Siebenbürger Sachse, der schon vor dem Kriege im Banat lebte. Hier hatte er bereits an der vorbereitenden deutschen Bewegung teilgenommen, die nach der Jahrhundertwende in Südungarn einsetzte. Als nun nach dem Kriege die deutsche Bewegung bei den Schwaben zum Durchbruch kam, trat er kräftig in die Arbeit ein und wurde bei den ersten Parlamentswahlen in Großrumänien als Vertreter der Banater Schwaben in den Senat gewählt. Als Mitarbeiter in dieser Bewegung verhalf er auch den Schwaben zu einer Volkshymne.

Für die Versammlungen, die damals vielfältig im Banat abgehalten wurden, war ein Gemeinschaftslied erwünscht. Aber woher es nehmen? — Da griff Kopony auf dies Lied zurück, das ihm von früher her und zwar aus Siebenbürgen, bekannt war und machte es den Schwaben bekannt.

³⁰⁾ Ich unterscheide in meinem schon angeführten Buch zwischen „groß-“ und „kleinmitteleuropäisch“. Die näheren Belege für diese Auffassung siehe dort.

¹⁾ Den Nachweis verdanken wir dem Aufsatz von Erwin Schiller: Woher stammt die „Schwäbische Hymne“? (in der Banater Deutschen Zeitung Nr. 225 vom 4. Oktober 1936) und direkten Mitteilungen von Herrn Senator a. D. Wilhelm Kopony (Temeschburg).

Woher aber kannte er es?

Er kannte es seit Jahren. Spätestens seit dem September 1915. Am 9. September 1915 nämlich wurde dies Lied in der Siebenbürgisch-Deutschen Tagespost (Nr. 208) abgedruckt; in einem Aufsatz „Auf der Suche nach einem verloren gegangenen schönen deutschen Liede“ von J. Knall. Der Verfasser tritt für das Lied ein, möchte es dem lebendigen Liederchatz des deutschen Volkes zuführen und es vornehmlich bei der akademischen Jugend einbürgern. Dazu aber bedürfe es einer Melodie. Er nennt drei Melodien: die Originalmelodie, die ihm unbekannt war, eine ihm aus Schäßburg zugekommene, die ihm neu war, und endlich eine Melodie, an die er sich aus seiner Wiener Studentenzeit erinnert, die ihm aber im einzelnen nicht mehr gegenwärtig ist. Danach scheint es, daß das Lied sich einst doch einer gewissen Verbreitung erfreute, allerdings nur bei den Siebenbürger Sachsen (denn die Studenten, die es in Wien sangen, werden es aus Siebenbürgen mitgebracht haben).

In der „Tagespost“ erschien es mit 8 Strophen, also in seiner Form aus dem Jahre 1883, und zwar unter der Überschrift „Deutscher Gelübdegruß“. Der Gelübde- oder Bekenntnischarakter kommt damit in das Lied.

Dies Gedicht machte auf Kopony nachhaltigen Eindruck. Und sollte er es auch vielleicht schon früher kennengelernt haben, erst dies war die entscheidende Begegnung mit dem Liede.

Nach fünf Jahren stellte es sich zur passenden Stunde wieder bei ihm ein.

Es war um die Jahreswende 1919/20. Kopony war Weihnachten 1919 aus Bukarest zum Parlamentsurlaub nach Hause (nach Waldau) gekommen. Hier erhielt er eine Einladung für den Kulturabend in Morizfeld, der am 24. Januar 1920 stattfinden sollte. Es fehlte jedoch ein Gemeinschaftslied, in dem alle Teilnehmer des Kulturabends sich als Deutsche zusammenfinden konnten.

Da fiel ihm Moltkes Lied. Zwar fehlte die Melodie dazu. Aber siehe, man konnte es auch nach der Melodie „Heil dir im Siegeskranz“ singen; diese Melodie war allgemein bekannt. Er ließ nun den Text — unter Verkürzung auf fünf Strophen — ungefähr zwanzig Mal mit der Schreibmaschine abschreiben und hatte damit die Grundlage zur Einführung des Liedes geschaffen. In Morizfeld wurde das Lied mit großer Begeisterung aufgenommen, in ein bis zwei Stunden konnten es alle anwesenden Teilnehmer mitsingen. Von hier verbreitete es sich im ganzen Banat, ein Zeichen, daß es dem Volke willkommen war. Morizfeld ist also der Ausgangspunkt des Liedes, der 24. Januar 1920 sein Geburtstag als Volkshymne.

Beschleunigt wurde die Verbreitung durch Handzettel. Senator Kopony selbst sang an manchem „Bankett“ die Strophen vor und half so die Melodie bekannt zu machen.

Bei der Zweijahrhundertfeier im Jahr 1923 wurde das Lied schon als Volkshymne gesungen und hat sich seitdem eingebürgert.

Das Lied, das mit den Handzetteln verbreitet wurde, hieß „Bundeslied der Deutschen in Großrumänien“ und hatte fünf Strophen, die aus den 8 Strophen des „Gruß an Deutschland“²⁾ zusammengezogen sind.

Das Lied war also nicht nur für die Banater Schwaben, sondern als Bundeslied für alle Deutschen in ganz Großrumänien gemeint. Auf sie, die von den Felsen der Karpathen bis zum Schwarzen Meer wohnen, passen tatsächlich auch die Worte „von Fels zu Meer“ (Strophe 1). Und mögen inzwischen auch viele Schwaben wohl-

²⁾ EODJ. I (1936), 191—213.

habend geworden sein, so kann auch heute noch der reiche Heidebauer nicht weniger als der Kleinhäusler es empfinden, wie seine Vorfahren unter kargen Verhältnissen und auf armer Lagerstatt gebettet ihr Dasein beginnen mußten. Alle Siedlungsgebiete der Deutschen in Rumänien hat sich das Lied freilich nicht erobern können. Die Siebenbürger Sachsen insbesondere hatten bereits ihre eigene Hymne und viele andere nationale Lieder. Doch hat es immerhin die Sathmarer Schwaben gewonnen (wie bereits in unserem ersten Aufsatz gezeigt wurde).

Bei der weiteren Verbreitung sind dann noch zwei Strophen, die zweite und vierte, ausgeschieden, so daß das Lied heute nur drei Strophen umfaßt.

Die Verbreitung durch Handzettel — die Rückseite enthielt oft den Aufruf zum Zusammenschluß in eine Volksgemeinschaft — entsprach den Banater Verhältnissen.

„Es war dies eine durchschlagende, unseren Verhältnissen angepasste Propaganda“, sagt Erwin Schiller, „die ihre Wirkung auch nicht verfehlt hat. Mancher Deutsche wird heute noch zur Erinnerung an diese heißbewegte, aber ehrenvolle und schöne Zeit solch einen Flugzettel aufbewahrt haben. — Damals endeten deutsche Versammlungen im Banat noch in schönster Eintracht. „Ein Volk aus einem Geist“ erlebte tief erschüttert und in inniger Liebe zu seiner schönen Heimat seine völkische Wiedergeburt.“ — So hat auch die „Schwäbische Hymne“ ihren Anteil an der Volkwerdung der Banater Schwaben.

Berlin.

Gottfried Fittbogen.

Neues aus den Sieben und Dreizehn Gemeinden.

Im Jahre 1933 machte ich mit einer volkskundlichen Arbeitsgruppe des Südost-Instituts eine Rundfahrt in die Gottschee und zu vierein besuchten wir auf der Rückreise über Italien hauptsächlich zu sprachlichen Vergleichszwecken auch die Stadt Asiago auf einem Tag. Da unsere Geldmittel knapp geworden waren, war ein längerer Aufenthalt in der teuren Gegend ausgeschlossen. Aber wir hatten Glück und fanden sofort nach unserer Ankunft einen Einheimischen, der uns nach dem nahen Campo Robere begleitete, wo wir im Wirtshaus sogleich Gelegenheit fanden, zimbriische Laute zu hören und dann auch aufzuzeichnen. Wir konnten nur feststellen, daß das Zimbriische (oder „Zimbro“) noch nicht ausgestorben war und daß zur genaueren Untersuchung unbedingt ein längerer Aufenthalt notwendig wäre. Unsere sprachlichen Notizen umfaßten eine Reihe von Redewendungen und Bruchstücke des bekannten alten Osterliedes, auf das Schmeißer-Bergmann im Zimbriischen Wörterbuch S. 66 hinweist. Es heißt „Dar Oastartak“ und beginnt:

Ber ist aufgestannet
In z Martarn so zorgannet? Allè Allùia
Dar Kriste vome Grabe
Stet au im Ostertage. Allè Allùia
Un böarar nia aufstannet
Böar alla Belt zorgannet. . . .“

(Nach der Niederschrift eines Einheimischen).

Die Gesprächsführung mit den Wirtshausgästen war nicht ganz einfach, ihre eigentliche Umgangssprache war ein Italienisch mit gewisser dialektischer Färbung; unter uns Deutschen war aber keiner, der diese Sprache beherrschte. Das Verstehen war jedenfalls durch unsere Kenntnis des Lateinischen und Französischen wesentlich

leichter als das Ausfragen. Unser Führer aus Asiago sprach wie die übrigen Männer, welche früher einmal als Arbeiter in Deutschland gewesen waren, ein völlig ungrammatisches und fast unverständliches Hochdeutsch, aber er verstand uns. Und so ver-
 verdolmetschte er so weit es nötig war, unsere Fragen ins Italienische und die Leute antworteten in Zimbro. Unter Zimbro verstanden die Leute die alte Sprache der Sieben und Dreizehn Gemeinden, aber auch die des benachbarten Lusern, obwohl dieselbe stark abweicht. Dies wird aber dadurch verständlich, daß unter den Sieben Gemeinden selbst recht erhebliche Dialektunterschiede bestehen, ganz im Gegensatz zu der sehr einheitlichen Sprachfärbung der Gottscheer Gemeinden.

In Campo Robere und Asiago, so sagte man uns, können nur noch die Alten das Zimbro sprechen, die jungen Leute lernen es fast nicht mehr. Dazu hat auch der nach dem Kriege hier mächtig einsetzende Sommerfrischenverkehr viel beigetragen. Das Italienische beherrscht heute alle Gebiete des täglichen Lebens. Die Gewährsleute sagten uns: „Die Jungen haben gezweifelt an der Zunge (= Sprache), einige Jungen lernen sie aber immer noch.“ „Es wäre nicht recht, wenn unsere Zunge auf ein Ende sollte gelassen werden.“

Früher hatte das Zimbro seine Hauptstütze in der Kirche. Auch heute werden noch, wenn irgend möglich, die Geistlichen aus den zimbrischen Gemeinden genommen. So ist der Pfarrer von Campo Robere in dem benachbarten Roana geboren, er versteht und spricht Zimbrisch, aber er ist natürlich wie alle anderen Geistlichen durch rein italienische Schule gegangen und hat keinerlei Stolz auf seine zimbrischen Kenntnisse. — Früher, vor 40 Jahren, so erzählte man uns, haben die Pfarrer in der Kirche ihre Pfarrkinder noch in Zimbro unterrichtet, die „heiligen Bücher“ und die Christenlehre wurden in Zimbro gelehrt, Evangelienauslegungen und Predigten fanden in Zimbro willigere Ohren als in Italienisch.

Zu dem alten Osterlied wurde uns berichtet, es werde auch heute noch alle Oftertage in der Stadt Asiago gesungen, wenn der Gottesdienst zu Ende ist. Da kommen die Leute und besonders die Mädchen vom Lande herein und singen das Lied. Ich kann nicht beurteilen, ob es sich dabei um ein wirkliches Weiterleben der alten Ueberlieferung oder um eine mehr oder weniger künstliche Auffrischung aus lokalpatriotischen Beweggründen handelt.

Volkskundlich war nicht viel zu erforschen. Die Häuser und alten Geräte sind verschwunden. Denn der Weltkrieg hat bekanntlich in den Sieben Gemeinden besonders schlimm gehaust. Die Frontlinie lief mitten über die Hochebene, die Bewohner mußten in alle Welt flüchten und die Häuser, Kirchen und Wälder wurden ausnahmslos dem Erdboden gleich gemacht. So ist das Museum von Asiago, das wertvolles Material barg, zerstört und man weiß heute noch nicht, ob die Schriften, Fahnen, Bücher, Urkunden und sonstigen Ausstellungsgegenstände durch Feuer vernichtet oder durch Soldaten verschleppt wurden.

Wie anderswo bedeutete auch im Zimberland die Spinnstube den wichtigsten Mittelpunkt für die Erhaltung des bäuerlichen volkswundlichen Erbgutes. Sagen und Sprichwörter und alles Brauchtum fand da seine Pflegestätte. Man kann vor Jahren im Kuhstall zusammen, wo eigens ein breiter gepflasterter Platz hinter den Tieren vorhanden war. Die Wärme der Tiere ersetzte die Feuerung und eine altertümliche Dellampe mußte zur Beleuchtung genügen. Da kamen oft 20—30 Weiber und Mädchen zusammen, jede brachte ihren Stuhl und ihren Flach mit und natürlich auch je nach Temperament einen größeren oder kleineren Sad voll interessanter Neuigkeiten. Die Zusammenkunft hieß „Hochstube“ oder „Hochstube“.

Die Sitte des Christbaums ist erst vor 30 Jahren durch Maurer, die in Deutschland gearbeitet hatten, nach den Sieben Gemeinden gebracht worden, sie gewinnt aber jetzt immer mehr an Boden.

Ich notierte einige hundert Vokabeln und Sätze in Zimbro und schrieb auch ein paar kleine zusammenhängende Texte nieder, die den Kirchenbesuch, die Aussteuer einer Bauerntochter, den Einkauf auf einem Jahrmarkt, die Bauernarbeit am frühen Morgen und kurze Zwiegespräche über Wetter, Sprache usw. behandeln.

Wir erfuhren auch, daß der Gespensterglaube noch nicht ausgestorben ist. „Die seligen Weiber“ und „die wilden Rorken“ wurden uns genannt. Früher sei viel davon die Rede gewesen, da waren nämlich die Leute „nicht so weit studiert“, jetzt wo sie studiert sind, sehen sie nichts mehr.

Schließlich fragten wir auch noch nach den Dreizehn Gemeinden. Es gibt nur wenige Leute in den Sieben Gemeinden, die dorthin gekommen sind. Ein Mann war in der Kriegszeit mit anderen dort gewesen, um Buchen zu hacken. Das „Land“ (= Ortschaft) hieß Selva di Progno und Giazza. Er kam in eine Wirtschaft und war überrascht, zimbrische Worte zu hören. Er verstand die Leute, aber es war eine ganz andere Sprache. Der Wirt fragte ihn und seine Kameraden auf Zimbrisch, wo sie her seien und sodann, wo seine Söhne seien. „Im Krieg.“ Dann fragten die Gäste: „Und wie heißt dieses Land?“ „Diezzen in den Dreizehn Gemeinden.“ Sie konnten jedes Wort verstehen.

Nach diesem ergebnisreichen Nachmittag fuhren wir nach Asiago zurück, wo sich sogar der italienische Hotelfellner bemühte, uns mit ein paar aufgeschnappten zimbrischen Worten zu erfreuen. Am nächsten Morgen fuhren wir mit einem Mietauto aus Asiago nach Monte Robere und stiegen von dort nach der Bahnstation Caldovazzo hinab. Dort konnten wir überall deutsche Auskunft bekommen.

Angeregt durch diese in knapper Zeit gewonnenen Einblicke faßte ich den Plan, das Zimbrische noch etwas gründlicher zu untersuchen und insbesondere sprachliche Texte zu sammeln, die Land und Volk am besten zu schildern vermögen. Erst im Jahre 1936 konnte ich den Gedanken verwirklichen. Ich erhielt im Oktober die Zuweisung der notwendigen italienischen Zahlungsmittel und reiste noch Ende des gleichen Monats ab.

Ich hatte zwar ursprünglich beabsichtigt, die Reise spätestens im September anzutreten, um nicht zu weit in den Winter hineinzukommen; es zeigte sich aber, daß die Verzögerung der Reise der Arbeit selbst in keiner Weise hinderlich war. Im Gegenteil, der Winter war 1936 in den besuchten Gegenden schneefrei und sonnig, die Bauern hatten ihre Arbeiten draußen größtenteils erledigt und konnten sich daher für meine Ausfragungen und sonstigen Erhebungen ungestört zur Verfügung stellen. Das trockene Wetter begünstigte die Fußwanderungen und die einzige Unannehmlichkeit, die manchmal in Kauf genommen werden mußte, waren die schlecht geheizten Wohnräume.

Die Verkehrsmittel, die in die zimbrischen Gebiete führen, sind auch im Winter pünktlich und bequem. Wenn man in München morgens um 7.55 Uhr abfährt, kann man am gleichen Tage noch von Verona mit der Trambahn nach Caldiero und Tregnago gelangen, wo man Anschluß an eine private Autobuslinie hat und um 19.15 Uhr in Selva di Progno landet. Von hier hat man auf mäßig ansteigender Straße eine gute Stunde bis Giazza zu wandern, dem letzten noch Zimbrisch sprechenden Ort der Dreizehn Gemeinden. Es empfiehlt sich zwar nicht, im Winter nach 8 Uhr in Giazza einzutreffen (ohne vorherige Anmeldung), da man meistens erst die

eben zur Ruhe gegangenen Wirtzleute aufwecken muß. — Beabsichtigt man in die Sieben Gemeinden zu reisen, so kann man am gleichen Tage noch über Vicenza nach Trienne kommen, dort übernachten und am andern Tage morgens um 9.20 Uhr in Asiago sein. Von dort hat man ausgezeichnete Autoverbindungen nach allen Richtungen. Man befindet sich ja in einem aufblühenden Luftkurort und Wintersportplatz.

Selbstverständlich hat auch das Wetter dort oben in 1000 Meter Meereshöhe mehr Launen als drunten am sonnigen Po oder an der Adria. Die Niederschläge sind wesentlich häufiger und stärker, die Temperaturunterschiede von Tag und Nacht größer, rauhe Winde, Nebel und hohe Schneelagen sind im Winter an der Tagesordnung. Der Boden ist felsig und neigt wenig zur Lehmbildung, so daß man Höhenwanderungen auch in regnerischen Zeiten unternehmen kann. Für Fahrräder und Autos sind überall ausgezeichnete Straßen vorhanden.

Aus den Berichten früherer Besucher, unter denen der wichtigste J. Andreas Schmeiler 1855 als letztes Werk seines arbeitsreichen Lebens ein „Cimbrisches Wörterbuch“ hinterlassen hat, geht allgemein hervor, daß die Sprache der Sieben und Dreizehn Gemeinden dem Untergang geweiht ist. Mit mehr oder minder großem Bedauern stellen jene Berichte übereinstimmend fest, daß die Italienisierung immer weiter und unaufhaltsam fortschreitet und daß es nur noch die Aufgabe der Wissenschaft sein kann, die letzten Spuren dieser lebenden Altertümer aus grauer Vorzeit so gewissenhaft wie möglich schriftlich festzuhalten.

So lesen wir a. a. O. S. 99: „Der heutige (1855) Zustand der cimbrischen Sprache“: Die dermalige Cimbriensprache gleicht, wie ich mich schon in den historischen Untersuchungen über diese Volkssprache ausdrückte, der eines hochbetagten, ablebenden Greises, der noch stammelnd nach Wort und Ausdruck ringt. Die Leute denken schon italienisch und suchen übertragend mit Mühe ihr Cimbrio. Kennwörter, besonders solche, welche Dinge des alltäglichen einfachen Lebens bezeichnen und Zeitwörter der gewöhnlichen Begriffe von Tun, Leiden und Sein hört man, Verbindung und Satzordnung aber sind häufig italienisch oder fehlen manchmal ganz; ein fremdes Element hat das Band gelöst und den alten Sprachbau überwuchert. Der südliche Himmel hat diesem Zweige, der vom Riesenbaum der deutschen Sprache sich über die Alpen hinüberbog, den Lebenssaft im Laufe der Zeit ausgetrocknet, weshalb er auch verdorrt und abfällt. Da diese Bewohner in ihrem Verkehr auf die zu ihren Füßen gelegene italienische Ebene, von wo sie ihre geistige und zum Teil leibliche Nahrung erhalten, gewiesen sind, so folgen sie naturgemäß dahin der Strömung ihrer Gewässer; in Hochrätien (Schweiz) dagegen dringt das deutsche Element vom Zentralsitz der Kantonsregierung, dem deutschen Chur, am Rheine hinauf zu seinen Quellen und Nebenflüssen immer mächtiger in die romanischen Täler ein.

Die naheliegenden Ursachen der Verwelschung der Sette Comuni sind:

1. Die Heiraten mit Italienerinnen resp. Italienern, die seit der Zeit sich mehrten, als die sogenannte Sbarra aufhörte, durch welche nämlich eine solche Verbindung oder Vermischung unter der Strafe eines bestimmten Beitrages zum Vorteile der Jugend der betreffenden Gemeinde verboten war.

2. Die Ueberwinterung mit den Herden (pascoli invernali) auf der italienischen Ebene, die im Jahre 1765 ihren Anfang nahm. Dies bewirkte, daß ein gutes Drittel der Bewohner sich vom einfachen Hirtenleben zu anderweitigen verschiedenen Berufen, besonders in der Fremde, wendete.

3. Jene, die sich den Studien widmen oder nach höherer Ausbildung streben, sind auf italienische Schulen angewiesen und vergessen mit der genaueren Kenntnis der reichen und klangvollen Sprache des Südens ganz natürlich ihren verkümmerten einheimischen Jargon, der ihnen anderweitig keinen materiellen Nutzen bringen kann. In den Gemeinden ist fast aller Verkehr mit Gott und dem Nebenmenschen italienisch, es wird zu Hause und in der Kirche italienisch gebetet, ferner gepredigt und gebeichtet. Die Schule wird gleichfalls nur in dieser Sprache gehalten, von deutscher Sprachlehre findet man keine Spur. Auch alle Amtsgeschäfte werden in der Pretura zu Asiago italienisch geführt und verhandelt. Die alte Gebieterin Venedig ließ dies ihr treues Bergvolk unbeirrt bei seiner angestammten Sprache und sorgte sogar für Beamte, welche derselben praktisch kundig waren. Der Preturs-Adjunkt Matthäus Mülle, ein geborener Laibacher, der mir bei meinem Besuche diese armen Bergbewohner als aufrichtige, zutrauliche, friedfertige, gutherzige, gastfreundliche, in der Freundschaft standhafte, und dem gegebenen Worte treue Leute schilderte, hatte in 3½ Jahren nur zwei gerichtliche Verhöre in deutscher oder cimbrischer Sprache vorzunehmen, nämlich mit einem alten Weibe und einem 7jährigen Knaben.

4. Die Vermehrung der Bevölkerung machte einen ferneren Eintrag und zwang viele zur Wanderschaft, um dadurch eher für die Erhaltung des Lebens, als den Ruhm der alten Abstammung zu sorgen.

5. Die Einführung der Civilämter seit 1807, in denen die Geschäfte in italienischer Sprache geführt werden.

Die Sprache in den einzelnen Gemeinden:

In den zwei Gemeinden C n e g o und San Giacomo di Lusiana wird seit etwa 2 Jahrhunderten (1650) die alteinheimische Sprache nicht mehr gesprochen. Mit Ausnahme einiger Ortsnamen ist kein Rest von ihr mehr übrig. Die Ursache ihrer früheren Verwelschung ist der nächste und unmittelbare Verkehr mit der subalpinen Bevölkerung und die Entlegenheit vom Zentrum selbst.

In den anderen 5 Gemeinden, wie Rojo, Roana, Asiago, Gallio und Foza kann man sie auch als allmählich erlöschend betrachten, von dem Zeitpunkt an, seitdem man keinen vollen Gebrauch von ihr mehr in den kirchlichen Funktionen macht. In Gallio sprechen auch schon alle in dem Lebensalter unter 30 Jahren ohne Unterschied nur italienisch. Von denen höheren Alters macht nur noch etwa der vierte Teil einigen Gebrauch von der alten Mundart, die aber sehr verdorben ist; so noch die Bewohner der Dertchen B a r t a g o, R o n c h i, und C a m p a n e l l a mit S a i b e n a.

In F o z a war in der Kirche noch vor 12 Jahren (1843) die heimische Sprache gebraucht. In den Familien und privatim bedient man sich nun auch immer mehr und mehr der italienischen Sprache. (Dazu von S. 18: Bergmann besuchte 1847 Foza, „weil Schmeller auf keiner seiner beiden Wanderungen durch die 7 Gemeinden [1833 und 1844] in dieses höchstgelegene Dorf der Cimbern, in dem sich noch das meiste von deutscher Sprache erhalten hat, gekommen war“.)

In A s i a g o predigte und erklärte man nach Herrn Bonomo's Mitteilung das Evangelium wie auch den Katechismus cimbrisch bis 1816. Von da ab bis zum Jahre 1845 allein noch den letzteren bei den Erwachsenen, bei den Kindern hörte man plötzlich nach 1830 auf. Ein Drittel der Frauen unterrichtete ihre Kinder in der alten Muttersprache, alles übrige italienisch. Die Personen über 30 Jahren reden allgemein (1855) die alte Sprache außerhalb des Hauptortes, in demselben aber nur wenige.

In Roana und in dessen Filialen Canove, Cesuna, Campi di Robere wird die Katechistik noch cimbrisch fortgesetzt, mit Ausnahme von Cesuna, wo gleichfalls die über 30 Jahre alten noch cimbrisch, die jüngeren nur italienisch reden. In den andern drei Gemeinden wird noch cimbrisch katechisiert, die Kinder werden dort noch von ihren Müttern in der Sprache ihrer Ahnen unterrichtet.

In Rozo endlich ist jedoch wie in Roana, Campo Robere und Canove das Italienische im Schwung, obgleich sie die alte Muttersprache inne haben; einige Mütter fangen nun auch an, ihre Kinder im Italienischen zu unterweisen.

Aus dem Allen erhellt, daß diese durch das Italienische zersetzte und verwitterte cimbrische Sprache mit der jetzigen oder nächsten Generation völlig abstirbt.“

Wenn diese Prophezeiung von 1855 eingetroffen wäre, dann dürften heute keine zimbrischen Laute mehr erklingen.

Und wenn man bedenkt, daß inzwischen auch noch der Weltkrieg die Heimat dieser Leute vollkommen zerstörte, ihre in Schrift und Bodendenkmalen festgehaltenen Erinnerungen an eine große Vergangenheit hinwegsetzte, die Leute und besonders die Jugend völlig dem Fremdeinfluß preisgab, weder Schule noch Kirche ihrem Denken in der alten Sprache einen Halt bietet, dann kann man es fast nur noch als ein Wunder ansehen, daß heute noch im Jahre 1937 tatsächlich rund 2500 Leute leben, das Zimbro sprechen und verstehen.

Natürlich sind Verschiebungen eingetreten, die in ihren Ursachen nicht durchweg klar zu erfassen sind. Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen Einheimischen, dies zu erforschen. Ich gebe einen kurzen Parallelüberblick zu Bergmanns obenstehender Zusammenstellung:

In Cnego und Giacomo di Lusiana ist das Cimbrische ausgestorben. Verschiedene Flurnamen und auch etliche Bezeichnungen für Hausgeräte usw. sollen aber auch dort nach Angabe meiner zimbrischen Gewährsleute noch heute lebendig sein. Am besten würde die Sammlung dieser u. a. doch noch zahlreichen Ausdrücke von einem einheimischen, aber durch eine gute deutsche Schulung vorbereiteten Philologen durchgeführt werden. Denn zur restlosen Erfassung des Namen- und Vokabelschatzes ist ein langer Aufenthalt notwendig, ein vollständiges Beherrschen des italienischen Provinzialsprache und ein geschultes Ohr für alle meist nur zufällig und unbewußt angewandten Zimbrismen, sowie für deren vermutlich irgendwie vom Normalsprachlichen abweichenden Laute.

In Gallio, das ich selbst nicht besucht habe, sollen nur noch etwa 20 Leute Zimbro verstehen. Um 1920 hat das Sprechen aufgehört.

In Fozza, wo ich selbst war, konnte ich mit aller Mühe insgesamt fünf Leute finden, die überhaupt noch einige Vokabeln kannten. Der Dialekt von Fozza war wesentlich verschieden von dem von Roana. Eine einzige alte Frau konnte nach längerem Nachdenken und unter Nachhilfe durch ein kräftigendes Trinkgeld ein paar hundert Vokabeln und Sätze des alten Ortsdialekts mitteilen. Wenn man Zeit hätte, sich mehrere Tage dort aufzuhalten und täglich mit ihr zimbrisch zu reden, so wäre bestimmt noch ein reiches Material aus ihr herauszuholen. Sie erzählte mir, daß sie nun schon seit Jahren nicht mehr Zimbro gesprochen habe und von der Jugend in dieser Sprache überhaupt nicht mehr verstanden würde. Mit mir, der ich natürlich nur ein Roaner Zimbrisch und dieses ziemlich behelfsmäßig sprach, konnte sie sich jedoch gut verständigen. Außerdem war ein Nachbar anwesend, der längere Zeit in Bayern gearbeitet hatte und nun bei schwierigeren Fragen den Dolmetscher spielen konnte. Anfänglich war die Frau, die eben vom Granatsplitter sammeln, einem wichtigen Nebenberuf in diesen ehemaligen Kriegsgebieten, Heim-

kam, ungemein ängstlich und mißtrauisch. Sie erklärte, sie wisse nichts von einer anderen Sprache als Italienisch, sie habe jedenfalls alles vergessen. Es bedurfte eines langen Zuredens seitens der Nachbarn und Verwandten, bis sich die Frau dazu bewegen ließ, am Herdfeuer niederzusitzen und meine Fragen zu beantworten. Diese waren zuerst ganz allgemein gehalten, ich sagte ihr, mich interessiere jedes Wort aus der vergessenen Sprache der Alten, sie möge ganz willkürlich sagen, was ihr davon einfallt und schließlich war es so weit: sie nannte mir in klarer Aussprache eine ganze Reihe von Dingen, die sie im Zimmer sah, die Körperteile, die Küchengeräte, Lebensmittel, Tiere, Pflanzen, Wochentagsnamen und Flurnamen. Jedes Wort wurde von den zahlreichen Anwesenden mit schallendem Lachen aufgenommen. Ich schrieb ein paar Stunden und am nächsten Tage nochmals den halben Tag. Die Frau war 74 Jahre alt, war im Kriege nach Palermo geflohen, hatte nach dem Krieg die Heimat in unbeschreiblichem Zustand wiedergefunden und lebt jetzt in äußerster Armut, wie so viele Zimbern.

In der Hauptstadt der Sieben Gemeinden, *Asiago*, die heute 6000 Einwohner zählt, findet man insgesamt nicht mehr als 300 Menschen, die noch Zimbro verstehen bzw. sprechen können. Von einem fließenden Sprechen kann wohl nur bei wenigen die Rede sein. Den meisten ist es ebenso schwer wie einem Münchner, wenn er etwa Tölzerisch reden soll. Das Italienische ist die kulturbetonte Hochsprache, das Zimbrische ein Bauernjargon, den zu beherrschen entweder als rückständig oder als unfein gilt.

In *Campo Rovere* ist das schon anders. Dort herrschen etwa die gleichen Verhältnisse wie in den drei übrigen noch wirklich und mit einem gewissen Stolz Zimbro sprechenden Gemeinden *Roana*, *Mezzaselva* und *Rozzo*. Man darf für *Campo Rovere* vielleicht 300, für *Roana* 400, für *Mezzaselva* 600 (90%) für *Rozzo* 500 Zimbern ansetzen, die der Sprache mächtig sind. In *Canove* findet man etwa 50 und in *Cesuna* höchstens noch 10 Zimbern.

Wie es aber schon bei uns in Deutschland nicht immer leicht ist, in irgend einem Bauerndorfe geeignete Dialektsprecher zur Ausfragung für Zwecke der Sprachforschung zu finden, so in diesem zweisprachigen Gebiet erst recht. Man kann nur ausgesprochen intelligente Leute brauchen, Leute, die Geduld und Zeit haben, die verstehen, auf was es ankommt und absolut sicheren Sprachsinn besitzen. Die phonetischen Schwierigkeiten der Lautung sind durch die „Addition“ der germanischen und romanischen Ausspracheeigentümlichkeiten in diesen Sieben Gemeinden so auf die Spitze getrieben, daß ein Mehr aus rein organischen Gründen kaum noch möglich ist. Man braucht deshalb außerdem Gewährsleute mit guten Sprechorganen und gewissenhafter, klarer Aussprache.

Und wenn man es, wie ich, ferner darauf anlegt, auch noch volkskundlich interessante Geschichten aufzuzeichnen, dann wird die Zahl der geeigneten Ausfragepersonen auf ganz wenige reduziert. Ich muß bemerken, daß ich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes beinahe die Flinte ins Korn werfen wollte, da mir nach den ersten mißlungenen Versuchen das ganze Unternehmen aussichtslos dünkte. Aber so geht es ja nicht selten. Nach acht Tagen waren die Ergebnisse schon ganz zufriedenstellend und nach einem Monat war ich selbst erstaunt, welch reicher Schatz an Sprachgut und Sage, volkskundlich Wertvollem und bisher völlig Unbekanntem sich mir erschloß. Wirklich, hier kann man von schlummerndem Volksgut sprechen, das nur Ausdauer, Geduld und Spürsinn zu wecken vermögen.

Da es wahrscheinlich noch längere Zeit dauern wird, bis es mir möglich sein wird, das Gesammelte in Form eines „Zimbrischen Lesebuches“ herauszubringen, möchte ich an dieser Stelle wenigstens einen Ueberblick über dieses Material geben.

An einzelnen Vokabeln sammelte ich in

Giazza	1376	sowie 23 Konjugationsreihen
Roana	693	sowie 23 Konjugationsreihen
Fozza	356	
Luzern	340	

2565 Vokabeln (isoliert).

An Gesprächsfähen und kürzeren oder längeren Redeformen schrieb ich nieder in

Giazza	292,	dazu kommt etwa ein Duzend Sprichwörter
Roana	438,	dazu etwa 70 Sprichwörter
Fozza	30	
Luzern	20	

770 Gesprächsfähe.

Zusammenhängende Texte waren das Hauptziel meines Ehrgeizes. Es gelang mir festzuhalten in

Giazza	85
Roana	215
Luzern	3

323 Texte, deren Umfang zwischen 20 und 1200 Worten schwankt, im Durchschnitt aber etwa 100—150 Worte beträgt. Es ist geradezu eine ganze Literatur, die damit ans Tageslicht tritt. Wenn man dazu noch all das hinzunimmt, was in früheren Jahren in Zimbro gedruckt erschienen ist, so bekommt man einen ganz stattlichen Umfang zusammen. Freilich ist das früher Gedruckte meist kirchlichen Inhalts und reine Uebersetzungsliteratur, der die Lebenssechtheit mangelt. Selbst einige Arbeiten profaner Art (z. B. der Aufruhr um die Brücke von Roana) enttäuschen uns, weil die Verfasser alles in der ihnen geläufigen Hochsprache (Italienisch) gedacht haben und meist auch die Uebersetzung ins Italienische gleich daneben stellten. Wirklich aus dem Volk heraus kommt nur die mündlich überlieferte Sage, das Märchen, das Erlebnis. Ich gebe nun im Folgenden eine gedrängte Zusammenstellung des Inhalts meiner Texte. Ich hoffe, es wird schon dies genügen, um den Reichtum an völkischem Erbgut zu beleuchten der in jenen von so manchen Forschern kaltblütig aufs Aussterbeetat gesetzten „letzten Zimbern“ noch lebendig ist.

1. Aus dem Alltag:

Das Gesicht des Menschen.

Die Arbeit im Walde und auf dem Felde.

Ein Seilzug.

Spinnen und Weben.

Das Leben in den alten Spinnstuben (in Ställen).

Am Markttag, beim Pfarrer, beim Wirt.

Die Sterne.

Die Wegverhältnisse einst und jetzt.

Holzjagen, Unfälle dabei.

Die zimbrische Sprache einst und jetzt.

Wie die Alten ohne Sprachkenntnisse in italienischen Städten einkauften.

Wie Holzgeräte verfertigt und verkauft wurden.

2. Geschichten aus alter Zeit:

Von wilden Tieren, Bären, Wölfen.

Wie die Sieben Gemeinden entstanden.

Die Zimbern von den 13 Gemeinden (über 1200 Worte, Historisches und Sagenhaftes vermengt).

Verwandtschaft zwischen Zimbern und Dänen.

Die alten Freiheiten der Zimbern ob Bern.

Der Drust (die Pest) in Roana.

Die Kolera.

Das Haus Azzolini.

Der alte Pfarrer von Roana.

Der erste Pfarrer von Gliezzen, Don Gugule (1795).

Vergrößerung der Ortskirche von Gliezzen.

Zustände zur Franzosenzeit.

Bärenjagden.

Die Rodung von Feldern bei Gliezzen.

Der alte Lehrer von Castelletto.

Die Häuser von Mittenwalde.

Die Flurnamen von Castelletto.

Die Obernamen von Castelletto und von Roana.

Die wetterkundigen Alten.

Der Pfarrer Azzolini von Roana.

Bergbau auf Farberde in Gliezzen.

Die ersten Kirchen und Häuser der Sieben Gemeinden.

Schmugglerei.

Zollbeamte verhaften ein Weib.

Merkwürdige Rettung vor einem Wolfe.

Das starke Weib von Prognò.

Straßenräuber bei Ma überfallen einen Ochsenhändler.

Ein Mann wird mit Not vor dem Erfrieren gerettet.

Eine betrunkene Taufgesellschaft verliert den Täufling.

Zwei Räuber überfallen Gliezzen während der Messe.

Der Räuber von Ercoli.

Ein Raubmord in Recoaro.

Einer von Belo findet viel Geld und verliert alles wieder durch Unglück mit dem Vieh.

Ein Gattenmörder in Roana.

Zwei Zimbermädchen wehren sich tapfer.

Zwei Schwestern finden einen Laib Käse und tragen ihn heim (man fand es in der Ordnung, das Gefundene nicht zurückzugeben).

Geschichte einer alten Diebin.

Ein Mann ertränkt sich im Brunnlein.

Eine Närrin und ihre Nachkommen.

Der Fasching in alter Zeit.

Der Faschingswagen.

Ein Traumdeuter.

Ein Traum läßt einen Toten finden.

Der Wolfstall.

Der tote Fasching.

Der zornige Fasching.

Ein Pfarrer gibt seinen Arbeitern am Freitag Fleisch.

Eine untüchtige Frau macht ihrem Mann das Leben schwer.

Die Bank und das Tageloch (Höhlen).

Ein Mörder wird dadurch überführt, daß das Blut des Opfers in seiner Gegenwart zu fließen anfängt.

Steinwürfe auf einen Pfarrer.

Ein Soldat kehrt nach 9 Jahren heim (vor 60 Jahren).

3. Einiges aus neuerer Zeit:

Die Leiden der Zimbern im Weltkrieg.

Die Zimbern werden in Italien als Spione verdächtigt.

Der Besitz eines Feuerzeuges zwingt einen heimkehrenden Zimber zu abenteuerlicher Flucht.

Ein Bettelweib tötet ihre Kinder in der Verzweiflung.

Ein Knabe fällt sich tot (Lusern).

4. Volkstümlich Interessantes:

Zwiegespräche von Bauern.

Das Leben einer alten Hexe.

Das Märzschellen.

Die Grille.

Aberglauben aller Art.

Die Kranewittstauden am Palmsonntag.

Die Kranewittbeeren und ihre Verwendung.

Die Brautwerbung durch den Vater.

Pfarrer und Kaplan von Roana.

Das vertauschte Kind.

Das Kreuz der Kompären (Sühnekreuz?).

Ein Mädchen geht nackt zum Fenster des Geliebten.

Das böse Weh (Ursachen und Folgen der Epilepsie).

Wetterregeln.

Ortspott in Versen.

5. Kirchliche Texte in mündlicher Bewahrung:

Christus am Desberg.

Beichtspiegel.

Schutzengelgebet.

Pater noster grüon (entstellt).

Kreuzzeichensegnung.

Die zehn Gebote.

Reu- und Leid-Erweckung.

Vom Himmel und von der Hölle.

Die Mysterien (Teil der Christenlehre).

Die heilige Familie.

6. Mythische Sagen:

Die seligen Weiblein im Val d'Assa.

Der Hahn der seligen Weiblein vom Val d'Assa.

Die seligen Weiblein stehen Kinder.

Das Garn der seligen Weiblein.
 Die seligen Leute schenken ein Kleid.
 Die seligen Leute leihen einer Frau eine Kerze.
 Die seligen Leute trocknen ihre Gewänder.
 Gejagelach und Gejagelach.
 Der Ziger-Jäger.
 Der wilde Mann bringt ein Stück Menschenfleisch.
 Der wilde Mann (als Menschenfresser gedacht) erschreckt einen Schäfer.
 Die wilden Männer überfallen einen Holzhacker.

Die Riesen („Magen“ genannt) in den Wolken.
 Die Riesen und der Pfarrer, der sie vernichtet.
 Pfarrer und Mesner beim Wettersegnen.
 Holzarbeiter und Riesen.
 Giovanni und die Riesen.
 Der Riese mit den sieben Zungen.

Der Orko.¹⁾
 Der feurige Orke.
 Der Orke von Zuzlern.
 Hirtenmädchen, Vater und Orke.
 Der Orke im Walde.
 Ralkbrenner und Orke.
 Hirtenknabe und Orke.
 Ein Orke bei Moschgen-Grube.
 Der Orke in Rabokar.
 Der Orke im Marteltal (Aufklärung einer Geistererscheinung).
 Der Orke raubt ein Mädchen und hat Kinder von ihr.
 Der Orke im Ehebett.
 Der Orke raubt ein Schaf und erscheint als Feuer.
 Der Sanguinell.
 „Geleckt vom Sanguinell“.
 Sanguinell und Kind (schreckhaftes Kinderspiel).
 Der Sanguinell neckt eine Mutter.

Das rote Männlein.
 Ein Röhler und der Hexenmeister von Bern.
 Das Zauberbuch von Belo.
 Das Liberle (Zauberbüchlein) des Piero d'Abano.
 Flug auf einem Reifigbündel.
 Schatzgräberei mit dem Zauberstab auf den Sattelnern.
 Ein Dieb verrät vor der Hinrichtung, daß in einem Steinhaufen bei Roana ein Geldschatz verborgen ist.
 Ein versunkenes Schloß auf dem Kästele vom Niggel.
 Der Schatz auf dem Kästele kommt sich.
 Ein Schatzgräber findet einen Hafen voll altes Eisen.
 Das Behen zu Gentel soll durch einen Schatzfund reich geworden sein.
 Ein verborgener Schatz auf der Reddela.
 Der Goigeler von Mittewalbe.
 Die Geisterkerze im Walde von Canove.
 Gespenster aller Art, Friedhoffspud usw.

¹⁾ In den 7 Gemeinden Orko und in den 13 Gemeinden Orke.

Die Hexe drückt die Schlafenden.
 Eine Taufpatin verhezt ihr Patenkind.
 Eine Schwiegermutter verhezt den Schwiegersohn.
 Die Hexe von Recoaro fliegt mit ihrer Mutter zum Herentanz nach
 Jerusalem und ihr Liebhaber fliegt nach.
 Sankt Margareth und die Hexen.
 Die Geißruferin auf dem Farin.
 Wirkung der kleinen Glocke von St. Margareth.
 Ein Kind wird von einem fremden Weib verhezt.
 Eine Mutter verhezt ihre verheiratete Tochter.
 Ein Bettelweib verhezt den Käsekeßel.
 Eine Hexe verwandelt Milch in Blut.

Ein Körper (Gespenst) im Bache von Kalten-Barken.
 Der alte Belo von Puz hat keine Ruhe im Friedhof und wird deshalb
 in die Schwarre gebracht und wird dort vom Pfarrer gezwungen
 aufzustehen und in die Rote Stela hinabzuwandern.
 Tote, die keine Ruhe im Grabe haben, werden in Felslöcher hinab-
 geworfen.

Ein Wörpos (gespenstiger Doppelgänger) erscheint einer Verwandten im
 Zeitpunkt des Sterbens.

„Meine Toten weben“ glaubt eine alte Frau.

Ein Wörpos des Verunglückten erscheint einer Frau an der Unfallstelle.

Ein Toter, der ins „Eis“ verdammt ist, kehrt nachts heim, um sich
 am Herdfeuer zu wärmen.

Wo kommen die Kinder her?

Wie ist es in der andern Welt?

Das Almosen eines bösen Mannes rettet seine Seele.

Ein Mädchen stirbt vor Schreck am Friedhof.

Alle Heiligen verteidigen einen frommen Mann.

Feurige Männer werden durch Weihwasser abgewehrt.

Die Ochsen sprechen in der heiligen Nacht und verkünden den Tod des
 Bauern.

Ein Irrlicht in Roana führt einen Mann in die Lammen.

Ein gespenstiges Licht auf der Leite nimmt den Leuten die Sprache.

Ein Röhler verirrt sich im Nebel.

Die tanzenden sechs Geister von Gallio.

Einer erschreckt als Gespenst verkleidet Tanzende.

Einer spielt den feurigen Mann und der Erschreckte wird schwer
 krank davon.

Eine Großmutter erschreckt als wiederkommende Mutter die böse
 Stiefmutter mit Erfolg.

Ein Ziegenbock wird als Teufel oder Orko erkannt.

Ein Regenschirm erscheint einem nächtlichen Wanderer als Geisterhand.

Der Tote trinkt mit (schlechter Scherz bei einer Totenwache).

Ein Armer spart sich die Verköstigung der Totenwache.

7. Schwänke und Verwandtes:

Der gebratene heilige Geist.

Die Hunde und die Steine im Welschland.

Die Suppe schmeckt nach gehöriger Arbeit besser.
 Die Predigt von Camparutve (Campo Robere).
 Die Predigt von Gorman (Roana).
 Die Geis an der Windmühle.
 Die Weiber von Roana antworten einem Züserner.
 Ein Sohn überbringt der Mutter die Nachricht vom Tode des Vaters.
 Die iaußeren Hände verraten die faule Dirne.
 Der Kirschbaum erschlägt einen Neidischen.
 Die vielen Kinder des Martin Schafet.
 Der Hasenjäger.
 Fuchsjagd ohne Büchse.
 Der Figurin.
 Der Großsprecher wird von der Geliebten entlarvt.
 Hund und Krähe (eine Fabel).
 Dienstherr und Hütbube sprechen in Gleichnissen.
 Ein Romaner sieht zum ersten Mal eine Orgel.
 Ein betrunkenener Philosoph.
 Die Studentenprobe.
 Die Parabel von den drei Söhnen, die auf den toten Vater schießen müssen.
 „Mir ist alles eins“ sagte ein Bursche und heiratete die Schwester seiner Braut.
 Die Kroatin schimpft über Italien.
 Die drei Brüder und der gute Wein.
 Gottes Strafe für einen Frevler.
 Die beiden Bärenjäger.
 Sohn und Vater.
 Die Schnecke.
 Fuchs und Krähe.
 Mann, Brot und Maus.
 Die Maus in der Suppe.
 Drei Köhler und ein Wolf.
 Bär und Geis (Bruchstück).

8. Gedichte, Verse, Reime, Lieder:

Abendlied von Gliezzen.
 Darnach den 1000 Jahren (in vielen Varianten).
 Der Mond geht über die Berge (Bruchstück).
 Streitgespräch in Nebeschini in Versen.
 Wettgesang zweier Liebender von Cesuna.
 O Weib Lombardo (Bruchstück).
 Rösli (Nettenlied).
 Ortspottverse.
 Längeres Scherzgedicht „s Weible strahlt sich“.
 O tanz, o tanz, o Füße (Bruchstück).
 Spinn, spinn, Dirnle (Lied).
 Tanz und tanz (Vierzeiler).
 Jung und alt (Vierzeiler).
 Drei Rosen (Vierzeiler).
 Scherzgedicht auf Familienstreit.

Märzenspruch.

Die Glocken von Roan (Spielverse zu einem Spiel, bei dem die Teilnehmer alle an den Ohren gezogen werden).

Auszählverse.

Rößlein beschlagen.

Zahnvers.

Der Grillo (Kinderlied).

Der Floh (Scherzreime).

Verbum, Verbum (Scherzreime).

Rita Reiter (Kinderlied).

Tik-tef (Kinderverse).

Pran, pran (Kinderreime).

Kra, kra (Kindervers).

Lippa, lippa, lappa (Kinderreime).

Die Stellung der zimbrischen Sprache zum Deutschen ist meiner Meinung nach bisher auch von den Fachleuten falsch beurteilt worden. Man war immer der Ansicht, eine Mundart vor sich zu haben, die, wie Bergmann und Schmeller glaubten, gleich einem alten Felsblock verwittert und zersetzt, unter dem Einfluß des nachbarlichen Italienisch notwendig verwelschen mußte.

Die bisherige Beurteilung ist immer von der gedruckt vorliegenden Literatur ausgegangen, von dem berühmten „kleinen Katechismus von 1602“ (von der „Dottrina Christiana Breve“ von 1601 übersetzt), von den Katechismen von 1813 und 1842, sowie den Gelegenheitsgedichten zu Ehren von Primizen und ähnlichen Werken. Bergmann erklärt selbst, daß „die Literatur der Zimbern nichts Volkswüchsiges, sondern nur künstliche Produkte von gelehrten und geschulten Männern besitzt“; also ist fast alles (mit Ausnahme einiger von Schmeller mündlich gesammelter Verse und Sätze, sowie der Ausgabe der Wiener Phonogrammtexte) was bisher greifbar vorliegt, für die Beurteilung des wirklichen Zimbro unzureichend.

Die Entfernung des Zimbro vom Hochdeutschen und von den hochdeutschen Dialekten ist mindestens ebenso groß wie etwa die des Holländischen oder Dänischen vom Hochdeutschen. Die Abweichungen des ganzen Lautsystems (das, wie man schon längst erkannte, ganz enorme phonetische Schwierigkeiten aufweist) vom Hochdeutschen berechtigen allein schon von einer Zweigsprache zu reden. Dazu kommen die unerwartet starken Abweichungen des Wortschatzes und der Wortbedeutungen vom Oberdeutschen. Aeltertümlichkeiten und Sonderentwicklungen in der abgeschlossenen Berglage haben sich hier summiert. Daß so zahlreiche italienische Fremdwörter ohne Schwierigkeiten in das ganze Sprachsystem aufgenommen werden können, zeugt m. E. nicht für die Schwäche, sondern für die innere Stärke des Zimbro, das sich dadurch einen ungeheuren Reichtum von Ausdrucksmöglichkeiten leisten kann, ähnlich wie dies ja bekanntermaßen beim Englischen der Fall ist. Uebrigens sind sich die Zimbern stets dessen bewußt, daß sie Fremdworte gebrauchen, um sich bequemer auszudrücken. Es gibt einzelne, die als geborene Sprachreiner stundenlang darüber nachdenken, wie man den einen oder anderen modernen Begriff auf „edel Zimbro“ ausdrücken könnte. Und ich fand, daß man in den Sieben Gemeinden wesentlich komplizierter und geschraubter übersetzt, als in den Dreizehn Gemeinden (Gliezzen). Wäre durch ein geistiges Band eine Verbindung der beiden Hauptlebenszentren möglich, dann könnte aus der Verschmelzung und gegenseitigen Befruchtung bestimmt eine neue Normalschriftsprache der Zimbern hervorgehen.

Der Mangel einer korrigierenden Schriftsprache (viele Zimbern sind übrigens auch heute noch Analphabeten) hat auch ein merkwürdig starkes Ueberwiegen saphonetischer Erscheinungen zur Folge, wodurch die Gestalt der Wörter stärkerem Wechsel unterliegt, als wir dies sonst von deutschen Dialekten gewohnt sind. Aus der gleichen Ursache sind auch spontane Wandlungen und Auswechselungen von b und f, s und d, h und w, sch und ch an der Tagesordnung, die für die Ethnologie harte Nüsse zu knacken geben.

Da über die historische Vergangenheit und Entwicklung der 7 und 13 Gemeinden, über ihre Abstammung und die Herkunft des Namens schon erschöpfende Untersuchungen vorliegen, erübrigt es sich, hier diese Fragen zu streifen. Da aber die Namen „Zimbern“ und „Zimbro“ sich allgemein eingebürgert haben, liegt kein Grund vor, sie gegen irgend eine andere Bezeichnung auszutauschen. In Gliezzen (in den 13 Gemeinden) ist die Bezeichnung weniger bekannt als in Asiago und Roana und das neue Wörterbuch des Pfarrers Mercante spricht unter Ablehnung des „Cimbro“ von einer „Deutschen Mundart“ (Dialecto Tedesco), ich halte dies für einen Fehler vom praktischen Gesichtspunkt aus. Oder sollte damit auch das berücksichtigte Zersplitterungsgefeß die germanische Herkunft erweisen?

Das Volk in den Sieben Gemeinden und in den Dreizehn Gemeinden trägt unverkennbar den Stempel Nordischer und Dinarischer Abstammung. Diese vom eigentlichen Italiener deutlich absteckenden Typen kann man allerdings auch in den heute längst der Sprache nach rein italienischen Gebieten der Provinzen Verona, Vicenza, Padua, sowie überhaupt in der Lombardei und in Venetien finden, aber nicht in so ausgeprägter Form wie hier. Es fehlen leider gründliche Untersuchungen in dieser Hinsicht völlig. Besonders wäre der Vergleich mit dem Normaltyp des bairischen Bauern notwendig, der ja an und für sich das Nordische in weniger ausgeprägten Zügen trägt als etwa der Westfale und Niedersachse.

Auffallend ist die Arbeitsamkeit der Zimbern, die verbunden mit Genügsamkeit und Familiensinn vor dem Kriege ihnen in aller Welt, besonders aber in Deutschland überall offene Arbeitsplätze und guten Unterhalt gewährleistete. Die Zimbern sind es hauptsächlich gewesen, die als „Italiener“ bei uns Wasserleitungen, Häuser, Straßen und Eisenbahnen gebaut haben und auch in den Kohlenbergwerken (in den „Löchern“ wie sie sagen) gern gearbeitet haben.

Heute geht es ihnen herzlich schlecht. Die Grenze nach Oesterreich ist verschwunden und mit ihr die regelmäßige Einnahme durch Schmuggel. Die Grenze nach Deutschland ist für sie als italienische Staatsangehörige fast unüberschreitbar, denn der Auslandspaß kostet mehr Geld, als ein Zimber normalerweise in der Tasche hat; die Ausreise wird nur bewilligt, wenn der Betreffende von einer ausländischen Firma gerufen wird und die Einreise nach Deutschland zwecks Arbeitsuche ist heute für die Zimbern, die sich nicht gut als Auslandsdeutsche ausgeben können, so viel wie zwecklos.

Es hilft nämlich dem Zimbern nicht viel, daß er sich mit Herz und Hand dem italienischen Reich verschrieben hat, sein Blut weist ihn einem anderen Volke zu, das ihn aber nicht mehr kennt. Viele Zimbern sind in ihrer echt nordischen Unternehmungslust nach den afrikanischen Kolonien gegangen, zahlreiche auch neuerdings als Freiwillige nach Spanien, aber die Zurückgekehrten erklären „Wir halten es in jenem Klima nicht aus; dort sind uns die Süditaliener weit überlegen.“ So bleibt ihm nichts anderes übrig, als in seinen Bergen zu verhungern. Die Armut dort ist für unsere Begriffe unfassbar; ein Bettler reicht dem andern die Türe und fleht um Carità. Oft fehlt das bißchen Maismehl, das nötig ist, um ein wenig Pollenta für

die Kinder zu kochen. Fleisch ist ein Luxus, den man sich auch in kleineren Gasthäusern nicht täglich leistet. Die Arbeitslosigkeit drückt die Leute seelisch nieder. Als ich dort auftauchte, sammelten sich schnell alle, die jemals in Deutschland waren, um mich und fragten mich in ihrem gebrochenen Deutsch immer wieder, ob es denn gar keine Möglichkeit gebe, wieder in Deutschland zu arbeiten; den Gottscheern habe man doch auch erlaubt, Geld bei uns zu verdienen. Sie schaueten alle auf Deutschland wie auf ein Paradies.

Muß das Zimbro untergehen? Diese Frage, die bereits Schmeller und Bergmann in bejahendem Sinne beantworten zu müssen glaubten, ist erst dann entschieden, wenn der letzte Zimber die Augen geschlossen hat. So lange die Sprache lebt, ist immer noch Hoffnung, daß sie sich behaupten werde, insbesondere wenn es gelingt, das Interesse größerer Kreise darauf zu lenken. Glücklicherweise besteht dieses Interesse nicht nur auf deutscher Seite, sondern fast noch stärker ausgeprägt auf italienischer Seite. Immer wieder tauchen Artikel in den italienischen Zeitungen auf, die mehr oder minder richtige Mitteilungen und Sprachproben aus den zimbriischen Gemeinden bringen. Wissenschaftliche Zeitschriften beschäftigen sich von Zeit zu Zeit damit, Gelehrte (meist Geistliche, die aus dem Gebiet stammen und irgend welche einflußreichen Stellen einnehmen) arbeiten an Sammelwerken und voriges Jahr ist bereits ein recht ordentlich zusammengestelltes Wörterbuch des Gliezzer Zimbro (Legnago, Tipografia cooperativa 1936: „Getze un sai Taucias) Gareida“ von Pietro Mercante. 90 Seiten, Preis 5.— Lire) erschienen, ein anderes paralleles Werk von Prof. Cappelletti in Verona ist noch im Druck. Es ist geradezu rührend, daß der alte Herr Pfarrer Mercante sein Wörterbuch dem Nachfolger gewidmet hat mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß er mittels dieses Buches das Zimbro von Gliezzen erlerne und für die Erhaltung der Sprache einstehe. Er hat in den Sprachproben alles für den Gebrauch der Kirche zugeschnitten, wie der Pfarrer die Leute begrüßen soll und wie ihn diese in die Lebensverhältnisse der Gegend einführen. Dann wie der Pfarrer durch das Dorf geht, um die Häuser zu segnen und die Kranken zu besuchen, wie am Sonntag die Leute die Messe besuchen und wie sie beichten und kommunizieren. Für die Beichte der Kinder und Alten hat er einen einfachen Beichtspiegel zusammengestellt und ebenso hat er die wichtigsten Gebete neu und besser als bisher übersetzt.

In den Sieben Gemeinden und besonders in Roana und Mezzaselva ist das Interesse für Zimbrißches nicht mehr groß; die Tatsache, daß die Bewohner dieser Gegend in der Kriegszeit fliehen mußten, während die Gliezener bleiben konnten und keinen Schaden an ihren Häusern erlitten, hat eine größere Aufgeschlossenheit für alle Weltereignisse zur Folge gehabt. Die Gliezener dagegen sind etwas hinterwäldlerisch geblieben.

Überall wo ich nach alten Vokabeln und Geschichten fragte, hatte man sofort volles Verständnis für meinen Plan, ein Kompendium der zimbriischen Sprachdenkmale zu schaffen. Jeder bemühte sich im Rahmen seiner Kraft und Zeit mitzuhelfen.

Es gäbe eine ganze Reihe von Möglichkeiten, das Zimbro am Leben zu erhalten und auch neu zu wecken und es wäre deshalb nicht ein unabwendbares Schicksal, wenn in einer oder zwei Generationen das letzte zimbriische Wort verklingt, sondern es wäre die unverzeihliche Schuld unserer heutigen Generation.

Dieffen.

Bruno Schweizer.

Das hölzerne Wohnhaus der Satmarer Schwaben.

Die jüngste deutsche Siedlung Siebenbürgens liegt in einem Teil des Satmarer Komitates, südlich von der Stadt Satmar. Dieses durch Kriege verwüstete Gebiet hatte Graf Alexander Károlyi (1669—1743) mit Deutschen aus Oberschwaben (zwischen Donau und Bodensee) in den Jahren 1712—1730 besiedelt. Diese, etwa 40 000 Seelen zählenden katholischen Deutschen, die während des Weltkrieges wieder entdeckt wurden, waren schon vom völkischen Untergang bedroht. Seit sie dem Königreich Rumänien angegliedert wurden, geht durch ihre Reihen ein starker Wille, wieder deutsch zu sein.

Die Siedlungen sind teilweise im waldblosen Flachland, teilweise im bewaldeten Hügelland entstanden. Die letzteren Siedlungen, die noch heute als Baumaterial das Eichenholz verwenden, dürften die alte Bauweise ihrer Holzhäuser aus dem Mutterlande bewahrt und der umwohnenden rumänischen und magyarischen Bevölkerung übermittelt haben. Nicht umsonst heißen dort weit und breit die großen massigen Scheunen allgemein „Schwäbische Scheunen“ (svábsür).

Das hölzerne Wohnhaus ist durchgängig ein einfaches Zweiraumhaus mit einem offenen hölzernen Gang gegen den Hof. Es ruht auf 3 Meter langen, vierkantigen Säulen aus Eichenholz, die 1 m tief in die Erde eingegraben werden und voneinander etwa 4 m entfernt sind. Oben und unten werden diese Säulen von einem vierkantigen Balken, der rund um das Haus läuft, zusammengehalten. Somit wäre das Gerippe des Wohnhauses fertig. Die Ausfüllung der Zwischenräume wird mit Eichenruten durchgeführt. Zuerst werden zwischen die senkrechten Säulen zweireihig waagrechte „Riegel“-Hölzer eingelassen und zwar im oberen und unteren Drittel je eine vierkantige dünnere Eichenstange. Das Einlassen dieser Riegel in die Säulen ist sehr interessant. Da die Säulen nicht mehr beweglich sind, so kann man den Riegel nur auf dem einen Ende einzapfen. Am andern Ende wird in die Säule knieförmig eine Rinne eingestemmt, um den Zapfen des Riegels in die Rinne einzuführen. Das Knie der Rinne dient dazu, um das Zurückschnappen des Riegels zu verhindern. Sie dienen einerseits zur Versteifung des Hauses, andererseits als Stütze der Wand, die aus Eichenruten geflochten wird.

Die Methode dieses Flechtens veranschaulicht am besten unser Bild (1). Die Ruten werden dicht aneinander gereiht und zwischen den oberen und unteren Balken eingeklemmt. Dabei wird der Riegel von den Ruten so umfaßt, daß die eine Rute nach innen, die darauffolgende nach außen gefehrt wird. Dabei wird der Riegel von den Ruten einmal von innen und einmal von außen umfaßt. Durch diese Methode bekommt die ganze Rutenwand eine gewisse Festigkeit und Elastizität. Die auf diese Weise geflochtene Wand weist zwischen dem Rutengeflecht sehr viele Hohlräume auf. Diese Räume werden dann mit Lehm, der vorher gut geknetet und mit Spreu vermengt wurde, luftdicht ausgefüllt und von innen, wie außen glatt und gleich dick gestrichen.

Das Dach ist gewöhnlich ein einfaches Satteldach, das heute fast immer mit Ziegeln gedeckt wird. Mit Stroh werden nur noch die großen Scheunen gedeckt, von deren Giebel im Sommer malerisch die Storchnester ins Land lugen (Abb. 2).

Das Giebeldreieck wird aus dünnen Ruten zusammengeflochten und dann mit Lehm beworfen.

Die Beschäftigung mit der hölzernen Bauweise der Satmarer Schwaben ist von großer Wichtigkeit, da diese mit der Zeit von der Ziegelbauweise ganz verdrängt wird.

Walter H o r w a t h.



1. Gerippe eines schwäbischen Holzhauses aus Groß-Sufunda
(Satmarer Komitat, Rumänien).



2. Sog. „Schwäbische Scheune“ aus Schandrä
(Satmarer Komitat, Rumänien).

Anlänge an den zweiten Merseburger Zauberspruch in rumänischen und Banater madjarischen Heilsegen.

Mein früherer Mitarbeiter *Andreas Balogh* brachte in seiner Inauguraldissertation¹⁾ auch eine madjarische Besprechungsformel aus dem Banat, deren Ähnlichkeit mit dem zweiten Merseburger Spruch mir auffiel.

Da mir aus einer Arbeit *Friedrich Krauß*²⁾ bekannt war, daß der uralte heidnische deutsche Verrenkungssegen in christlicher Form bei den Sachsen des Rösnerlandes in zahlreichen Wendungen fortlebt, dachte ich, daß es sich lohnen würde, auch bei den Rumänen Siebenbürgens seinen Spuren nachzugehen. Im Laufe meiner Nachforschungen fand ich ihn tatsächlich bei ihnen in verschiedenen Formen, sonderbarerweise aber nicht nur im Banat, in Siebenbürgen und der Bukovina, sondern auch in anderen Gegenden, wo Rumänen nicht mit Deutschen zusammenwohnen (Romanazi im Altreich; Izara Daschului in Nordsiebenbürgen; Marmarosch).

Der zweite Merseburger Spruch³⁾ lautet in neuhochdeutscher Uebersetzung:

Þhol und Wodan fuhren zu Holze da ward dem Balburs Fohlen ein Fuß verrenkt. Da besprachen Sinthgunt, Sunna ihre Schwester, da besprachen Freja Hlolla ihre Schwester, da besprachen Wodan, (2) so er wohl konnte, so Beinverrenkung, so Blutverrenkung, so Gliederverrenkung, Bein zu Bein, Blut zu Blute (3) Glied zu Gliedern, (3) Als ob sie geleimt seien. (4)	} (1)
---	-------

Die Besprechung beginnt als Erzählung. Es folgt sodann die Wiedergabe der eigentlichen Besprechung, die mit der wirksamen Schlußformel in Befehlsform endet.

Der besseren Vergleichsmöglichkeit zuliebe habe ich die wichtigeren Abschnitte des Merseburger Spruchs mit Zahlen bezeichnet:

1. Mehrere Götter (später — christlich — Gott und ein Heiliger) reiten; das Reittier des geringeren Gottes (des Heiligen) beginnt zu lahmen.
2. Der Hauptgott (Gott) bespricht das verrenkte Bein.
3. Eigentliche Besprechungsformel, unter Aufzählung der einzelnen Gewebe und Organe, die sich wieder zu vereinigen haben.
4. Befräftigender und erklärender Schlußsatz zur eigentlichen Besprechungsformel.

¹⁾ Contribuţiuni asupra stării actuale şi a dezvoltării chirurgiei populare la empiricii maghiari din Ardeal (Beitrag zum gegenwärtigen Zustand und zur Entwicklung der Volkschirurgie bei den siebenbürgisch-madjarischen Kurpfuschern). Klausenburg, 1930, S. 48 f.

²⁾ Der 2. Merseburger Zauberspruch im Rösnerlande: — Abt. XLVI (1921) 48/57.

³⁾ Vgl. darüber Eingehendes z. B. bei *Müllenhoff-Scherer*: Denkmäler deutscher Poesie und Prosa a. d. 8.—12. Jh. Oder *E. v. Steinmeyer*: Die kleineren ahd. Sprachdenkmäler, Berlin 1916.

Die von Balogh a. a. O.⁴⁾ publizierte madjarische Formel lautet wie folgt:

Ficamodás ellen.

Midőn Krisztus Urunk a fekete föld színén számárháton járt, a számár lába a szent Márk hidon kifcamodott; odament szent Vicel Máté, szent kezével megnyomá, szent szájával megfuvá: csont csonthoz mőnjön, ín ínhoz mőnjön, hús húshoz mőnjön. Legyen úgy a hogy Isten az első embert megteremtette.

Gegen Verrenkung.

Als unser Herr Christus auf der schwarzen Erde auf dem Esel ritt, verrenkte sich der Esel das Bein auf der Brücke St. Markus; da ging der Heilige Matthias Vicel (?) hin. Er drückte mit seiner heiligen Hand, er hauchte aus seinem heiligen Mund: Knochen soll zu Knochen gehen, Sehne soll zu Sehne gehen, Fleisch soll zum Fleische gehen. So soll er sein, wie der erste Mensch, als ihn Gott erschuf.

Die Ähnlichkeit mit dem Merseburger Spruch erstreckt sich bis auf Einzelheiten. Abschnitt 1—3 sind fast gleich; auch der bekräftigende Schluß (4) fehlt nicht, obgleich er etwas verändert ist.

Fast ebenso gleichartig ist nur eine einzige mir bekannte rumänische Verrenkungsbesprechung:

1. Besprechung aus Socodor bei Arad (bei A. Gorovei, Descântecale Românilor [Die Besprechungen der Rumänen]. Bukarest 1931, 188. Nach G. Alexici, Texte din literatura populară română [Texte aus der rumänischen Volksliteratur], Budapest 1899):

Se lua Dumnezeu
Cu Sân-Petru
Pe cale, pe cărare,
Până la podul de aur.
Dumnezeu trecu,
Sân-Petru nu putu,
Că podeaua se clăti,
Piciorul se schinti.
„Treci, Petre“.
— Podeau s'a clătit,
Piciorul s'a schintit. —
„Eu l'oi tămădui;
Ciont cu ciont,
Carne cu carne,
Vână cu vână;
Si așa s'o forăsti
Cum forăstește cănaciul
Fierul.“

Es ging Gott
Mit St. Peter
Auf dem Weg, dem Pfad,
Bis zur goldenen Brücke.
Gott überschritt sie,
St. Peter konnte es nicht,
Denn die Bretter schwankten,
Das Bein renkte sich aus.
„Komm herüber, Peter“.
— Die Bretter schwankten,
Das Bein ist verrenkt. —
„Ich werde es heilen:
Knochen zu Knochen,
Fleisch zu Fleisch,
Aber zu Aber;
So sollen sie zusammenschweißen,
Wie der Schmied zusammenschweißt
Das Eisen.“

Von den mir bekannt gewordenen übrigen rumänischen Besprechungen („descântec“) ist keine einzige so bis in die Einzelheiten dem altdeutschen Spruch gleich. Dennoch finden sich auch in ihnen seine Grundzüge sowie einzelne sehr ähnliche Abschnitte. Um Wiederholungen und Erläuterungen zu vermeiden, begnüge ich mich, jeweils die ähnlichen Stellen mit denselben Zahlen wie beim Merseburger Spruch

⁴⁾ Sie wurde in der Gemeinde Mailat, — bei Binga, unweit Arad, — von Herrn Michael Fölfsöldi aufgezeichnet und Herrn Balogh auf seine Umfrage hin mitgeteilt. — Ich bin nicht in der Lage gewesen, den Verrenkungspruch weiter im madjarischen volkskundlichen Schrifttum zu verfolgen. Ich glaube aber, daß Forschungen in dieser Richtung sicher noch ähnliche Formeln zu Tage fördern könnten.

zu bezeichnen. Es wird dadurch dem Leser leicht fallen, Gleiches, Ähnliches und Abweichendes festzustellen.

2. Besprechung, mitgeteilt von der Bäuerin Maria Rusu, aus Archiv bei Klausenburg⁵⁾ (Rusu Câmpeanu und Aurelian Borșianu, Descânțece, Farmece, Leacuri din Popor [Beschwörungen, Zauber und Heilmittel aus dem Volke]. Gherla, 1927, 20—21):

De scrântitură.

S'o coborât Dumnezeu cu Sf. Petru }
Călare }
La o apă mare. } (1)
Dumnezeu a trecut,
Iar Petru n'o putut:

„Treci Petre“
— Nu pot Doamne. —

„Treci Petre“
— Nu pot Doamne. —

„Treci Petre“
— Nu pot Doamne. —

Căci calul mi s'o ciumpegit, }
Picioarele i s'o scrântit, } (1)

Capul i s'o buntuzit. —

„Treci Petre;
Că oi pune }
Carne }
La carne } (3)
Schi os
La os.“

... Si durerea pe apă'n jos (4) (verändert).

3. Besprechung aus der Bukowina (Fl. Marian, Descânțece poporane române [Rumänische volkstümliche Besprechung]. Suczawa, 1886, 354):

De scintitură.

S'o luat Dumnezeu }
Cu Sân-Petru }
Pe cale }
Pe cărare }
Păn' la apa cea mare. } (1)
Dumnezeu o trecut,
Sân-Petru n'o putut.

„Treci Petre!“,
— Nu pot Doamne!

Calu mi s'o poticnit
Mâna lui N. s'o scintit. —

„Descântă-i Petre!“
— Nu știu Doamne! —

„Zi cum te-oi învăța eu: (2)

Așa să se forostească }
Mâna lui N. }
Cum forostește } (3—4)
Țiganu
Fieru.“

Gegen Verrenkung.

Es stieg hinunter Gott mit St. Peter
Beritten

Zu einem großen Wasser.

Gott überschritt es,

Aber Peter konnte es nicht.

„Komm hinüber, Peter.“

— Ich kann nicht, Herr. —

„Komm hinüber, Peter.“

— Ich kann nicht Herr. —

„Komm hinüber Peter“

— Ich kann nicht Herr,

Denn mein Roß hinkt,

Seine Beine sind verrenkt,

Sein Schädel ist verblödet. —

„Komm hinüber Peter,

Denn ich werde legen

Fleisch

Zu Fleisch

Und Knochen

Zu Knochen.“

Und der Schmerz (gehe) wasserabwärts.

Gegen Verrenkung.

Es ging Gott

Mit St. Peter

Auf dem Weg,

Auf dem Pfad,

Bis zum großen Wasser.

Gott überschritt es,

St. Peter konnte es nicht.

„Komm herüber, Peter.“

— Ich kann nicht, Herr!

Das Roß ist mir gestrauchelt,

Die Hand des N. ist verrenkt. —

„Bespreche ihn, Peter.“

— Ich weiß es nicht, Herr. —

„Sage wie ich Dich lehren werde:

So soll sich die Hand des N.

Zusammenschweißen

Wie der Zigeuner

Das Eisen

Zusammenschweißt.“

⁵⁾ Die Gegend ist vom Rösnerland nicht weit!

Eine ähnliche Formel erwähnt noch A. Gorovei a. a. O. nach Dr. D. Jonescu, aus Gostovaşi, Bezirk Romanăşi (Mitrănien; keine deutsche Kolonisten!).

Stärker abweichend am Anfang, dagegen sehr ähnlich im wichtigsten Abschnitt (3) sind folgende zwei Sprüche:

4. Besprechung aus Racşa, Nordsiebenbürgen. (Von Muşlea, Cercetări folcl. în Țara Oașului [Volkskundliche Unters. in der Oaș-Gegend]: Anuarul Archivei de Folklor 1932, 203):

De scintit.

Se luară Ion
Dela casa lui
Dela masa lui,
Se tâlniră cu podu de aramă.
Ion pe podu a pășit,
Piciorul i s'o scintit.
Ion o prins a se cânta
A se văita.
Nime'n lume nu l'o vazut,
Nu l'o auzit,
Numa Măicuța Sfânta
Din poarta raiului
De dreapta Tatălui:
„O ho, Ion
Nu te cânta,
Nute văeta,
Că piciorul ți s'o vindeca.”
Așa s'adune ciont la ciont,
Piele cu piele,
Măduvă cu măduvă,
Scahiță cu scahiță,
Sânge cu sânge,
Oasă cu osă,
Ca cum s'aduna
Pământu
Primăvara:
Că boii-l ară,
Porcii-l sapă,
Pământul iară s'adună laolaltă.
Piciorul s'aduna laolaltă.“

(2) (Ver-
ändert)

(3)

Gegen Verrenkung.

Es ging Ion (Johann)
Von seinem Haus
Von seinem Tisch,
Gelangte zur kupfernen Brücke.
Ion schritt auf die Brücke,
Verrenkte sein Bein.
Ion begann zu jammern,
Zu klagen.
Niemand auf der Welt sah ihn,
Hörte ihn,
Nur das Heilige Mütterchen
Im Tor des Paradieses,
Zur Rechten des Vaters:
„Oho, Ion,
Jammere nicht,
Denn dein Bein wird heilen.
Zusammenlegen soll sich
Stumpf zu Stumpf,
Haut zu Haut,
Mark zu Mark,
Faser zu Faser,
Blut zu Blut,
Knochen zu Knochen,
Wie sich zusammenballt
Das Erdreich
Im Frühjahr;
Denn die Ochsen ackern es,
Die Schweine graben es
(Doch) das Erdreich ballt sich wieder
zusammen.
So soll sich das Bein
Zusammenlegen.“

5. Besprechung aus Grăcești (Marmaroșch), mitgeteilt von der Bäuerin Ioana Paul (Tache Papașagi, Graiul și Folklorul Maramureșului [Sprache und Volkskunde in Marmaroșch]. Bukarest, 1925, 127):

De scintit.

S'o luat Ioana pe cale,
 Pe cărare;
 Podeauna s'o smintit,
 Piciorul s'o scintit;
 Dumnezau cu Pătru a auzit, } (1 u. 2)
 El iute o forăstuit, } (verändert)
 Piele cu piele, }
 Carne cu carne, } (3)
 Măduvă cu măduvă, }
 Os cu os, }
 Să fie mai tare de cum o fos', } (4)
 Schi de buricul lui Hristos. } (verändert)

Gegen Verrenkung.

Es zog Ioana [Johanna] des Weges,
 Auf dem Pfad;
 Der Steg schlug um,
 Das Bein renkte sich aus;
 Gott und Peter hörte es,
 Rasch schweißte er zusammen
 Haut zu Haut,
 Fleisch zu Fleisch,
 Mark zu Mark,
 Knochen zu Knochen,
 Er soll härter sein als er war,
 [Härter] als Christi Nabel.

Ich begnüge mich, die Texte wiederzugeben und erlaube mir nicht, irgendwelche weitergehende Schlussfolgerung zu ziehen. Ich möchte nur bemerken, daß unter den ungezählten rumänischen Besprechungen und Beschwörungen nur wenige gegen Verrenkungen vorhanden sind⁶⁾, wobei die überwiegende Mehrzahl derselben stark von den gewöhnlichen rumänischen „Descântec“-Typen abweicht und dem Merseburger Spruch mehr oder weniger nahe steht. Entlehnung? (Aus dem Frühmittelalter, als Germanen sich zeitweilig in Dazien aufhielten, oder aus späteren Zeiten, von Sachsen, Schwaben?) Oder orişches Urgut?⁷⁾ Die Frage bleibt offen.⁸⁾

Klausenburg.

B. B o l o g a.

⁶⁾ A. G o r o v e i, der hervorragende Kenner rumänischer Volkskunde, erwähnt in seinem weiter oben zitierten Sammelwerk „Descântecele Românilor“, — in welchem er das ganze bisher bekannte Material kritisch und methodisch ordnet, — nur 6 dieser Art! Dazu kommen noch Nr. 2 und 4 vorliegender Arbeit, also im ganzen 8.

⁷⁾ Ich verweise auf: G. C h r i s m a n n, Geschichte d. dtsh. Lit. München, 1918. I. 100. (Zusammenhänge des Merseburger Spruchs mit dem Altindischen); A. K u h n, Indische und germ. Sagensprüche: Zschr. f. vgl. Sprachforsch. XIII, 49—52. (Für diese sowie einige andere Literaturnachweise bin ich Herrn Prof. Dr. v o n B r u n n, Leipzig zu größtem Dank verpflichtet). — Vgl. ferner bei S c h r a d e r — M e h r i n g, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Arzt. Arzt, Arznei (I, 59), einen Heilspruch aus dem Atharveda (N. 2):

„Zusammen werde Mark mit Mark und auch zusammen Glied mit Glied,
 Was dir am Fleisch vergangen ist und auch der Knochen wachse dir,
 Mark mit Mark sei vereinigt, Haut und Haut erhebe sich.“

Auch bei den Slawen gibt es Ähnliches. S o v o r k a — K r o n f e l d (Vgl. Volksmedizin. Stuttgart, 1909. II. 406) geben einen tschechischen Spruch aus Klattau, welcher in deutscher Uebersetzung lautet:

Fleisch zu Fleische,
 Bein zum Beine,
 Blut zum Blute,
 Wasser zum Wasser;
 Heilig, heilig, heilig
 Joachim, Josef, Anna!

Für Siebenbürgen erwähne ich — außer der zitierten Arbeit von K r a u ß — noch E u g e n F e h r l e s s Zauber und Segen (Jena, 1926), wo auf S. 39 siebenbürgische (wahrscheinlich sächsische!) Parallelen zum Merseburger Spruch zu finden sind. Die Arbeit selbst ist mir leider nicht zugänglich gewesen. Ich zitiere nach einer brieflichen Mitteilung des Herrn Prof. v. B r u n n an mich.

⁸⁾ Nachtrag: Herr Dr. Franz Klaudius Maher bringt in seinem Werk „Az orvostudomány története“ (Die Gesch. d. ärztl. Wissenschaft; Budapest 1927) auf

Heilsegen aus der Batschka.¹⁾

In seiner „Deutschen Volksmedizin“^{1a)} führt Jungbauer einen aus dem Gebiet um Thermenau (früher Niederösterreich, jetzt Tschechoslowakei) stammenden Zauberspruch gegen Stechen und Sehnenzerrung an, dessen Besprechung auf den zweiten Merseburger Zauberspruch zurückweist:

Es fährt Peter auf einem Pferdchen,
Christus auf einem Eselchen.
„Peter, fahre!“ — „Herr, ich kann nicht.“
„Warum?“ — Meinem Pferdchen brach ein Fuß.“
„Peter, erzähle eine Geschichte!“
„Herr, ich kann nicht.“
„Peter, sage mir nach:
Haut zu Haut, Blut zum Blute,
Ader zur Ader, Haar zum Haar,
Knochen zum Knochen, Mark zum Marke,
Und alles, was in dem Glied enthalten ist!
Dazu ver helfe mir Gott der Vater usw.“

Seite 15—16, nach J p o l h i „Magyar mythologia“ (Ungarische Mythologie. Budapest 1854), folgenden Verrenkungssegen aus dem 16. Jh.:

Urunk Úristen felüle az ő szent szamarának nyergeletlen hátára, elindula Paradiczomba, be nem mehet Paradiczom kapujába, lába megbotlék, lába megczokék, csont mene ki helyéről, velő mene ki helyéről, vér mene ki helyéről; Urunk Jsten ... szíve szomorodék, kedve könyörödék ... Hogy ezt hallá az ő szent anyja Mária. Ne ijedj én áldott szent fiám, én a szent kezemmel megfogom szent szamarának lábát, szent szájamból szent ígét reá mondom, szent lehelletemet reá lehelem, csont megyen csonthoz, velő megyen velőhöz, ér megyen érhez, ín megyenínhöz, vér megyen vérhöz. Én is e mai napon megfogtam az én bünös kezemmel az oktalannak lábát, én is szent ígét reá mondom, bünös szájamból lehelletemet reá fúvom, hogy helyekre menjenek.

Unser Herr Gott setzte sich auf den ungesattelten Rücken seines heiligen Esels, nahm den Weg zum Paradies, konnte nicht in das Tor des Paradieses eintreten, sein Fuß strauchelte, sein Fuß verrenkte sich, Knochen trat aus; Mark trat aus, Blut trat aus; das Herz unseres Herrn Gottes ward traurig, er wurde mißmutig. Dies hörte seine heilige Mutter Maria. Erschrak nicht, mein gesegneter heiliger Sohn, ich werde mit meiner heiligen Hand deines heiligen Esels Bein ergreifen, aus meinem heiligen Munde werde ich einen heiligen Spruch darauf sagen, meinen heiligen Odem werde ich darauf atmen, Knochen gehe zu Knochen, Mark gehe zu Mark, Ader gehe zu Ader, Sehne gehe zu Sehne, Blut gehe zu Blut. Auch ich ergriff heutigen Tages mit meiner sündigen Hand des Unvernünftigen Bein, auch ich sage darauf einen heiligen Spruch, blase aus meinem sündigen Mund meinen Atem darauf, auf daß sie an ihre Stelle treten.

¹⁾ Beiträge zur Kenntnis des volkstümlichen Heilwesens bei den Donauschwaben III (Teil I erschien im „Volkswort“, Neusatz, 1935, S. 207/212; Teil II ebenda, im Druck).

^{1a)} Berlin 1934, S. 110.

Ähnlich wie gerade die vom Mutterlande abgetrennten deutschen Sprachgebiete vielfach altes Liedgut aufbewahrt haben, das im Reich längst untergegangen ist, haben sie auch, von Ärzten zu wenig dicht besetzt, Volksheilmittel und Zaubersprüche, deren man sich beim „Brauchen“ gegen Krankheiten bedient, mit großer Sorgfalt überliefert, während im Reich Bestandteile der wissenschaftlichen Medizin in das volkstümliche Heilwesen einwanderten und jene verdrängten. Dies erklärt die reiche Ausbeute an solchen Sprüchen, die wir während eines dreiwöchentlichen Studienaufenthaltes²⁾ in dem deutschen Dorfe Kleinkeer (Bačko Dobro Polje) in der südslawischen Batscha (i. J. 1776 gegründet) erhielten. Wenn andere Autoren (P. Wack) die Schwierigkeit hervorheben, in den Besitz solcher Formeln zu gelangen, so müssen wir wohl andeuten, wieso uns dies mit verhältnismäßiger Leichtigkeit möglich war. Es scheint uns, daß wir diese Gemeinde in einer Zeit aufsuchten, die einen Einschnitt im „volkstümlichen Heilwesen“ bedeutete: in einer Zeit nämlich, als sich die deutschen Bauern zu einer „Gesundheitsgenossenschaft“ zusammengeschlossen hatten. Der Stolz auf dieses Gemeinschaftswerk mochte es ihnen leicht machen, uns mit dem bekannt zu machen, was sie nun als überholt betrachteten, uns jene Notizbüchelchen zu zeigen, in denen — oft mitten unter Anweisungen zum Seifensieden und Kochrezepten — Brauchsprüche niedergeschrieben waren, oder uns an die älteren Einwohner zu verweisen, die solche Sprüche im Gedächtnis bewahrten. Daß diese sie bis in die letzte Zeit hinein angewendet hatten, darüber bestand kein Zweifel. Jeder einheimische Arzt bestätigt dies.

Von dem Einwohner Jakob Dussing stammen die Sprüche Nr. 4, 7, 8, 14, 15, 19, 25, 26; von Rozina Dussing Nr. 4, 7, 8, 15, 21, 26, 30, 33 e; von Johann Engel Nr. 1, 8a, 13, 20, 22, 23, 24, 27, 29, 32, 33b; von Katharina Gastheimer Nr. 3; von stud. med. Willi Diebmann Nr. 2, 5a und 5b; von Frau Schöpp Nr. 6 und Nr. 14; von Katharina Schwarz Nr. 10, 11, 12, 16, 25, 31, 33a; ohne Herkunftsvermerk blieben unsere Sprüche Nr. 4, 9 (zweimal), 14, 17, 18, 25, 26, 28, 33 c, 33 d. Beim Zusammentragen des Materials waren mir meine Kameraden J. Borth, W. Burchard, E. Handschug, S. Kraft und G. Pohl behilflich. Ihnen und unseren Gastgebern in Kleinkeer sei auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

Es hält schwer, die Vielfalt des Stoffes in eine gewisse Ordnung zu bringen. Im Ganzen halten wir uns an das Schema, nach dem Jungbauer die Heilsegen abhandelt. Soweit die Sprüche auf schriftliche Vorlagen zurückgehen, geben wir sie in der ursprünglichen Schreibweise wieder.

Der Vermerk „H“ bedeutet das Beziehen auf eine Handschrift, „M“ die Aufzeichnung nach mündlichen Mitteilungen.

Was die Krankheitsnamen anbetrifft, so wird unter „Rotlauf“ jede entzündliche Rötung der Haut verstanden, unter „Kopffieber“ wohl eine Hirnentzündung, Kopftypus, „Schußblatter“ ist *ulcus corneae* (der Ausdruck wird auch für das Gerstenkorn, *Hordeolum*, angewandt, das aber eigentlich die mundartliche Bezeichnung „Wegschießer“ trägt). Schwarzsucht ist möglicherweise die „Bronzekrankheit“ (*Morbus Addisoni*) oder aber eine mißfarbige Veränderung der Haut bei Gelbsucht (*Icterus*). Unter „Weißsucht“ ist die Bleichsucht, Anaemie zu verstehen. „Verengen“ ist Verrenken, Luxation; „Dürre“ eine Hautkrankheit („Flechte“, Ekzem in verschiedenen Stadien — „nasse Derr“ und „trockene Derr“), „Auszehren“ gleich „Schwindsucht“, Tuberkulose. „Oberhein“ ist „Ueberhein“, „Nahlbrand“, Fingermurm (*Panaritium*). „Uberschreien“

²⁾ H. Grimm: Eine Jungärzte- und Biologenfahrt nach Südslawien. „Jungarzt“ 6. Folge, H. 18, 1936, S. 343/47.

geschieht einem Kind, wenn man es bewundert („beschreit“). „Gichter“ sind krampfartige Erscheinungen; „Werm“ die Darminwürmer, in erster Linie wohl der Psfrienfchwanz (Oxyuris), mit dem in Kleinkindern jedes zweite Kind behaftet sein soll.

Verhältnismäßig gering ist unsere Ausbeute an reinen Befehlsformeln, in denen der Krankheit geboten wird, zu weichen. Es wird ihr gedroht, mit ihr gekämpft, ihre Wirkung beschränkt oder ihr ein bestimmter Aufenthaltsort zugewiesen. Am einfachsten erscheint ein Segen „vor den kalten Brandt“ und zwei Rotlaufsegen (Hf.).

Nr. 1 feiuer und flammen weiche hin von dannen
 weiche In den mist wo du her kommen bist

Nr. 2 Für Rotlauf und Entzündung (M).
 Zieh aus mein Fleisch un aus mein Blut
 So wie unser lieue Vater de Kewl vr de Sunn wegtut

Nr. 3 Für Rotlauf (M).
 Gicht, Geschwulst, Du sollst weichen
 du sollst vergehn so wie die Sterne
 die am Himmel stehn.

Schwer zu deuten ist Nr. 4. Šovorka = Kronfeld³⁾, die diesen Spruch aus

Nr. 4 Vir das Kopffieber (Hf.).
 ich stehe auf Holz und siehe Holz und siehe ein Krin Geschos
 das ist gut für dein Hauptfieber und Sieben und Siebischerlei
 fieber los

Dagegen kann man sich bei Nr. 5 immerhin vorstellen, daß nicht die Krankheit selbst, sondern jenes Tier, das man in irgendeiner Weise mit ihrem Auftreten in Verbindung bringt, beschworen wird.

Nr. 5 Bei Schußblattern und Geschwür (M).

a) am Morgen:

Gud nowet krot
Was tuscht de Tod zuschtehn
kannscht a weckr gehn

b) am Abend:

Gud marje krot
Was tuscht de Tod zuschtehn
kannscht a weckr gehn

Der einzige Segen, in dem der Teufel Erwähnung findet, ist Nr. 6. Trotzdem ist am Schluß, wie fast immer, die Anrufung der „drei höchsten Namen“ angefügt.

Nr. 6 Für Kopffieber (M).
 Kopffieber, ich brauch dir für Hitz und Kält
 in deinem Körper
 Der Teufel soll das wegnehmen alles
 Gott Vater usw.

Religiöse Gleichnisse enthalten die nächsten Segen, aber immer wird zuerst die Krankheit angesprochen.

³⁾ Vergleichende Volksmedizin, Bd. II, S. 66.

Niederösterreich anführen, verzichten ebenfalls auf eine Erklärung.

- Nr. 7** Vir schuß blatter (Hf.).
Nichts ich gut vir schuß und Blatter
als Christi Blut und Adern
das vertreibet Schuß und Blatter
gott Vatter usw.
- Nr. 8** Blutstellung, so allezeit gewiß ist (Hf.).
a) Sobald als du dich geschnitten oder gehauen, so sprich:
glückselige Wunde, glückselige Stunde,
glückselig ist der Tag, da Jesus Christus geboren wahr
im Namen † † † Amen
(auch in folgender Form:
b) Heilsame Wund glückselige Stund
glückselige Stund glückseliger Tag
da die Wunde gassach
(gotts v g S g H-G-A.
Gott soll meine mit hilf sein).
- Nr. 9** (Ohne Ueberschrift, Hf.).
Herzleichen geschlossen und anwuß geh aus den Ribben
wie unser Her Jesus Christus aus den Krippen
hilf Gott Vatter usw.
- Nr. 10** Gegen Schmerzen in Arm und Bein (M).
Schwinne, schwinne, schwinne nicht
unser Herr Jesus Christ schwind auch nicht
im Geist nicht, im Fleisch nicht, im Blut nicht
so wie die Sonne am Himmel tut
Helf Gott Vater usw.
- Nr. 11** (Ohne Ueberschrift, Hf.).
Flecken du sollst weichen
wie ich das Aug mit dem Ey überstreiche
Da stehn vier unter einem Baum
da fällt eins ein Steinl in mein Aug
ich habe geglaubt es wäre nichts
dieweil liebs es Herr Jesu Christ
Gott Vater usw.
(Das ist für Flecken).
- Wird schon bei Nr. 9 durch Einreiben mit Schweinesfett (wobei die Hand in einer doppelten Wellenlinie geführt werden soll, deren tiefster Punkt unterhalb des Nabels liegt) und bei Nr. 11 offenbar durch Ueberfahren des Auges mit einem Ei dem Spruche nachgeholfen, so begleiten auch unsere nächsten Segen zauberische Handlungen von steigender Kompliziertheit. Beim Segen gegen das Auszehren (M)
- Nr. 12** Steinbirnbaum, ich schüttle dich und rüttle dich
und klage dir
nehme das Auszehren von ihr.
Der erste Vogel, der über dich fliegt
der nehme es wieder mit von dir.
Helf Gott Vater usw.

wird nur am Birnbaum oder am Kirschbaum gerüttelt. Dagegen lautet die Vorschrift „Vor das Fieber“ (Hf.).

Nr. 13 Bete ernstlich früh, alsdann kehre das Hemde um den linken Armel zuerst und sprich: Kehre dich um Hemde und du Fieber wende dich, und nenne den Namen dessen, der das Fieber hat, das sage ich dir zu Buß im Namen Gottes des Vaters usw. So sprich diese Worte 3 Tage nacheinander, so vergeht es.

Zu dem kurzen Spruch gegen „Selbsucht, Schwarzsucht, Weißsucht“ (Hf.).

Nr. 14 Du willst N. N. begraben
Aber ich werde dich begraben

verbrennt man drei Büschel Haberstroh. Dann gräbt man drei Löcher und schüttet zuerst die Asche hinein, dann Urin vom Kranken. Dazu spricht man den Segen. Man wirft Erde darauf und tritt sie fest. Das wird dreimal wiederholt. Man muß immer abends damit anfangen.

In Nr. 15 wird der Schaden durch ein biblisches Gleichnis gewissermaßen bagatellisiert:

Nr. 15 Für verengen (Hf.).
Hast du dein Nerven oder Ader verengt
die Juden haben Jesus Christus gehenkt
schadet dem Henker nichts
schadet dir verengen nichts

Mit einem Speiseverbot der Juden wird die Drohung gegen die Blattern umschrieben in Nr. 16, mit der man am Freitag Abend beginnen soll.

Nr. 16 Gegen Blattern (Hf.).
Heute haben wir Freitag
morgen haben wir Samstag
Doroweck freß net so viel Menschenfleisch
wie die Jude Schweinefleisch.

Der Spruch erweist sich als eine Verstümmelung von Nr. 17 (ohne Überschrift, Hf.).

Nr. 17 Heute haben wir Freitag
morgen haben wir Samstag
dan haben die Juden Sonntag
Düre weg freßen net so viel Menschenfleisch
als wie die Juden Schweinefleisch
Sie essen kein Schwein
sie Schlachten kein Schwein
so soll doch die Dürre Dürre Dürre sein.

Den Warzen weist man ein frisches Grab als Wohnstätte an in

Nr. 18 Warzen besprechen (M).
Jetzt läut's den Toten in das Grab
jetzt wäsche ich meine Warzen ab

(Wenn alle Glocken läuten, geht der Hausherr mit dem von Warzen Behafteten an den Brunnen und bestreicht die Warzen unter Hersagen des Segens mit Wasser).

Eine Untergruppe bilden die Sprüche, die auf den zu- und abnehmenden Mond und auf die Sonne Bezug nehmen, sie sind uns aus Kleinkeer in je einer Fassung bekannt geworden.

Nr. 19 für Oberbein an Reilicht (Hf).

Was ich sieh nimmt zu
was ich drük geht zurük

Nr. 20 Vor das Robweh (Hf).

Rob ich drüge dich zu wird dir Sone lief
Robf so hast du Ruh des Morgens wen dir Sone aufgehet
bis des Abends wen Sie undergehet
So soll dir dein Robf zugehen.

Zu einer zweiten Gruppe rechnet Jungbauer die Segen mit erzählendem Eingang, die Zwiegesprächsegen und solche, in denen gezählt wird. Hierzu vermögen wir reicheres Material beizubringen.

Nr. 21 vir das Blud stillen (Hf).

Es stehn drei Rosen im Gottes Garten
die erste ist Gottes gemüt
die zwierte ist gottes geblüht
die dritte ist Sien gutter wille
blud ich gebide dir schete Schille

erinnert an den Spruch von den „drei Lilien in Jesu Garten“, den wir an anderer Stelle⁴⁾ veröffentlicht haben.

Nr. 22 So der Mensch Würmer im Leibe hat (Hf).

Petrus und Jesus fuhr aus gen Afer
ackert 4 Furchen
ackert auf 3 Würmen
der eine ist weiß
der andre ist schwarz
der dritte ist roth
da sei alle Würme tod
im Namen...
sprich diese Worte 3 mal

(Rote Entzündung— weiße Eiterung — schwarzer Brand. Die Reihenfolge ist hier umgestellt!)

Nr. 23 Den Schmerz zu nehmen von einer frischen Wunden (Hf).

Unser lieber Herr Jesus Christ, hat viel Beulen und Wunden gehabt und doch keine verbunden, sie jähren nicht, sie geschwähren nicht, es giebt auch kein Ehter nicht. Jonas ward blind, sprach ich das himmlische Kind, so wahr die heilige 5. Wunden sehn geschlagen sie gerinnen nicht, sie geschwähren nicht, daraus nehm ich Wasser und Blut, das ist vor alle Wunden Schaden gut, heilig ist der Man der allen Schaden und Wunden heilen kann. † † † Amen.

⁴⁾ J. Borth und H. Grimm, J. f. ländl. Wohlfahrtspflege, Neusatz, Sonderheft, Mai 1936, S. 29.

Nr. 24 (Ohne Ueberschrift, Hf).
 Unser lieber Herr Jesus Christus ging über Land
 da sah er brennen einen Brand
 da lag St. Lorenz auf einer Rost
 unser lieber Herr Jesus Christ, kam ihm zu Hülff und Trost
 er hob auf seine göttliche Hand und segnete ihm den Brand
 er hab, daß er nimmer tiefer grab und weiter um um sich fraß
 so sey der Brand gesegnet im Namen Gottes usw.

Nr. 25 Wenn ein die Winde quäl en (Hf).
 Herr Gott's Vater ging durch das Land
 Er trägt die Art in der Hand
 er haut.s in eine grüne Linde
 das ist gut für die harnischen Winde
 helf Gott Vater usw.

(Dabei wird der Bauch massiert).

Die drei nächsten Segen mit erzählendem Eingang bilden einen Uebergang zu den Zwiegesprächsegen.

Nr. 26 vir den Nahlbrand (auch „Nachtbrand, Hf).
 Maria ging den Berg hin auf Sijob sprach wie bis du gekommen
 Maria sprach der Nahlbrand u. Harnwurm hat mich übernommen
 sprach nim du ein Taubenfeder und Sissen Kam oder Safran
 und schmir es ein †††

Nr. 27 Vor das Zahnweh
 St. Petrus stand unter einem Eichenbusch, da sprach unser
 lieber Herr Jesus Christ zu Peter, Warum bist du so traurig.
 Petrus sprach: Warum wollt ich nicht traurig sein, die Zähne
 wollen mir im Mund verfaulen, da sprach unser lieber Herr
 Jesus Christ zu Peter: Peter geh hin in Grund und nimm
 Wasser in den Mund, und speh es wider aus im Grund
 ††† Amen.

Nr. 28 (Ohne Ueberschrift, Hf).
 So ein Mensch die Mund und durchsäule hat so spreche nach-
 folgendes, das hilft gewiß. — Job über Land, der hat den
 Stab in seiner Hand da begegnete ihn Gott der Herre und
 sprach zu ihm: Job, warum trauerst du so sehr, er sprach ach
 Gott warum soll ich nicht trauern mein Schlund und mein
 Mund will mir abfaulen da sprach Gott zu Job: dort in jenem
 Tal da fließt ein Brunnen, der heilet dir N. N. dein Schlund
 und dein Mund im Namen Gottes usw.

Nr. 29 Vor die Geschwulst (Hf).
 Es gingen drei reine Jungfrauen
 die wollten eine Geschwulst und Krankheit beschauen
 die eine sprach: Es ist heisch,
 die andre sprach: Es ist nicht
 die dritte sprach: ist es dan nicht
 so kom unser lieber Herr Jesus Christ
 im Namen der H. Dreifaltigkeit gesprochen.

Zu den Zwiegesprächsegen möchten wir auch die beiden Segen rechnen, mit denen die Mutter selbst als die mit dem Leben des Kindes am unmittelbarsten Verbundene „braucht“.

Nr. 30 virs überschreiben (Hf).
 bis dus beschrin bis an dien End
 so hilst dirs dien Mutter ire Rechte Hand
 gotts Vater usw.

Seiner Innigkeit halber möchte ich den nächsten Bannspruch gegen Fieber als den schönsten in unserer Ausbeute bezeichnen. Die Mutter berührt das rechte Bein und den linken Arm (oder umgekehrt), wenn das Kind aufwacht.

Nr. 31 Gegen Fieber (Hf).
 Guten Morgen mein lieb Kind
 ich habe dich getragen durch Regen und Wind
 ich habe dich getragen durch Jesu Christi Blut
 Für 99zigerlei Fieber ist das gut.

Keine Zwiegesprächsegen ohne einen erzählenden Eingang und solche, in denen gezählt wird, sind uns nicht begegnet. Ebenso wenig eigentliche Gebete (die Einwohner sind sämtlich Protestanten!). Für Geschriebenes wurde uns — außer der bekannten Satorformel, die wir hier übergehen — nur ein Beispiel bekannt:

Nr. 32 Eine andere ganz gewisse Blutstellung (Hf).
 Wenn einem das Blut nicht gestehen will, oder eine Aderwunde ist so lege den Brief darauf, so stehet das Blut von Stund an, wer es aber nicht glauben will, der schreibt die Buchstaben auf ein Messer, und steche ein unvernünftig Thier, es wird nicht bluten, und wer dieses bey sich trägt, der kann vor allen Feinden bestehen.

I, m, J. R. J. B. J. P. a. a. K. B. ft St. vas J. P. Du nay Vit. Dommervocism

Anhangweise soll ein und derselbe Segen in allen Formen, in denen wir ihn zu Gesicht bekamen, wiedergegeben werden, um ein Bild davon zu geben, in welchem hohem Maße schriftliche und mündliche Uebersieferung solchen Heilsegen zu verändern vermag.

Nr. 33

- a) Darmgichten und Wassersucht (M).
 Jerusalem, du Judenstadt
 wo unser Herr Jesus Christus gekreuzigt ward
 darinnen fließt das Wasser und das Blut
 das ist für Darmgichten und Wassersucht gut
 Helf Gott Vater usw.
- b) vor die werm feiweil und Darmgicht (Hf).
 Jerusalem du Jüdische statt wie
 wie man Jesum darin gekreuziget hat
 daß du wehrest zu Wasser und Blut,
 daß sey hier für die werm Feiweil und Darm gücht gut
 Im nahmen gottes usw.
 daß 3 mahl von rechter Nasen bis auf den serß.
 da gestirn wan du gestriecken hast
 So schlage 3 mahl an bauch — — —

c) (Ohne Ueberschrift, Hf.).

Jerusalem Du jidischestadt
die unser Herr Christus gegreizigt hat
dies werd zu wasser und Bludt
Dies sei vier Seifel und Teremgichtern Guth
im Namen usw.
Daß ist Guth für Bauchen
Führ Teirem Gichtern
Kinder und Leuth gut

d) Für daß Prauchen (Hf.).

Jerusalem du Jidischestadt
die unser Herr Jesus Christus Gegreizigt hat
dies wert zu waser und Bluth
dies Seivier Seibelgut und Derrengichtergut
Im Namen usw.

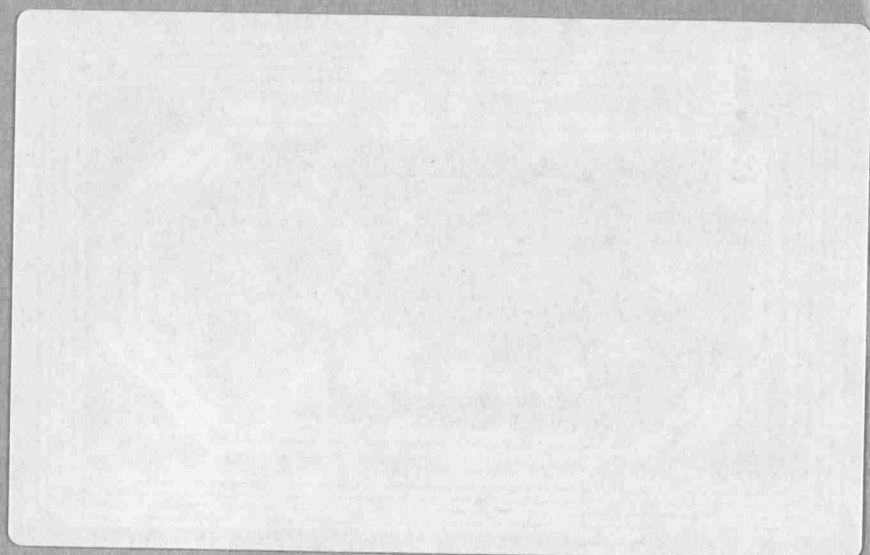
e) vir Därmgichtern (Hf.).

Jerusalem drei Juden stadt
dort ist unser Herr Jesus Christus gekreisiget war.
Dort fließet Wasser und blud
das ist für Nerfen und Därmgichtern gutt
G v g . . .

Es ist dies der Segen, den wir in der mannigfachsten Gestalt (fünffmal) erhielten. Doch ist auch Nr. 8, 9, 15 in unserem Material je zweimal, Nr. 14, 35 und 26 je dreimal enthalten.

Kiel.

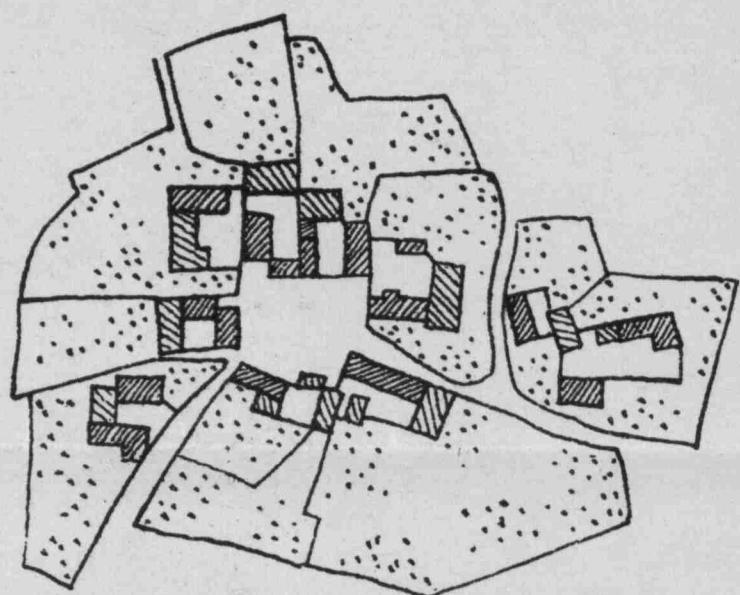
Hans Grimm.



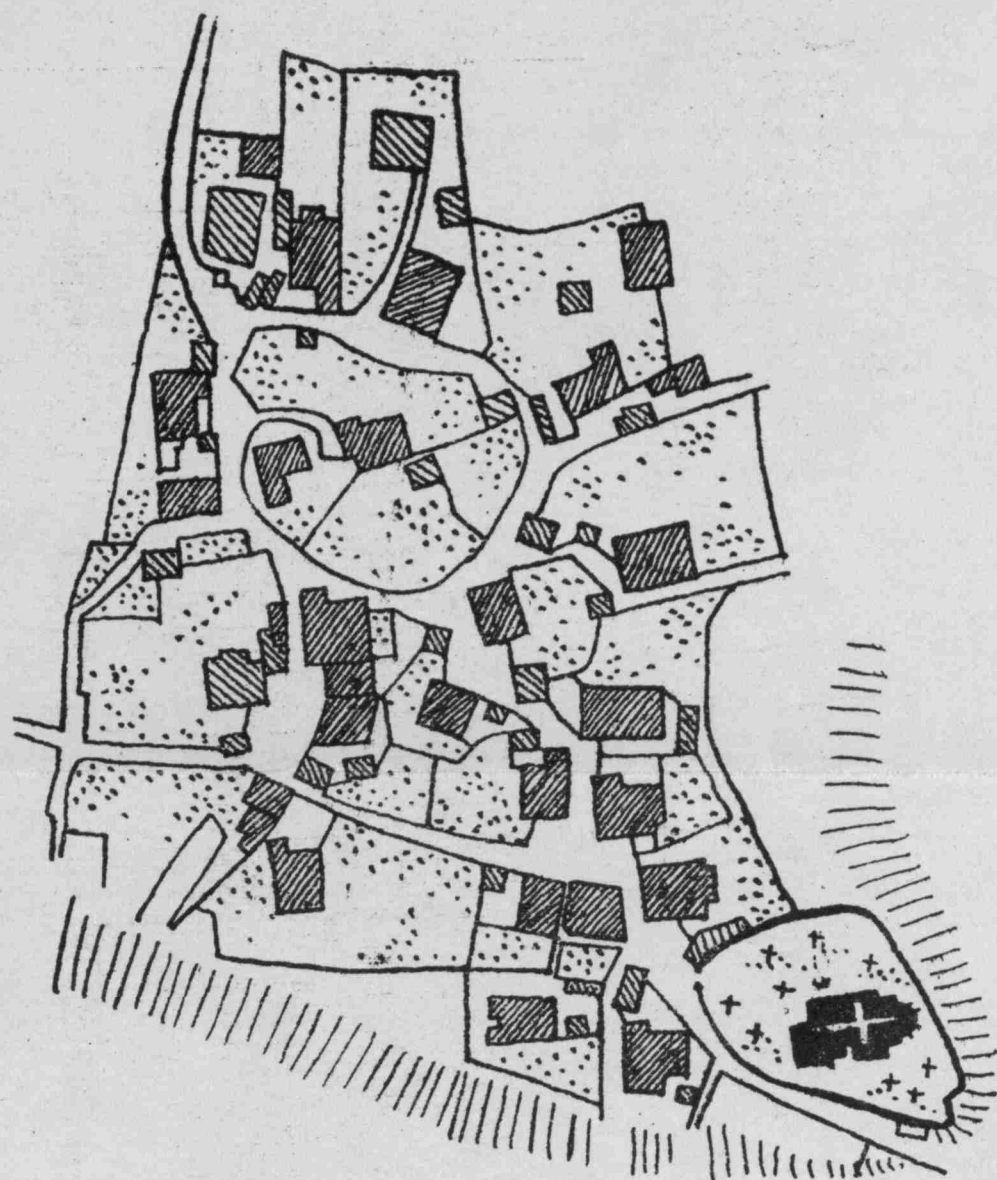
Kartenbeilagen

zum Aufsatz Adalbert Klar: „Die Grundzüge der Siedellandschaft im österreichischen Donauraum“ (S. 152—174),

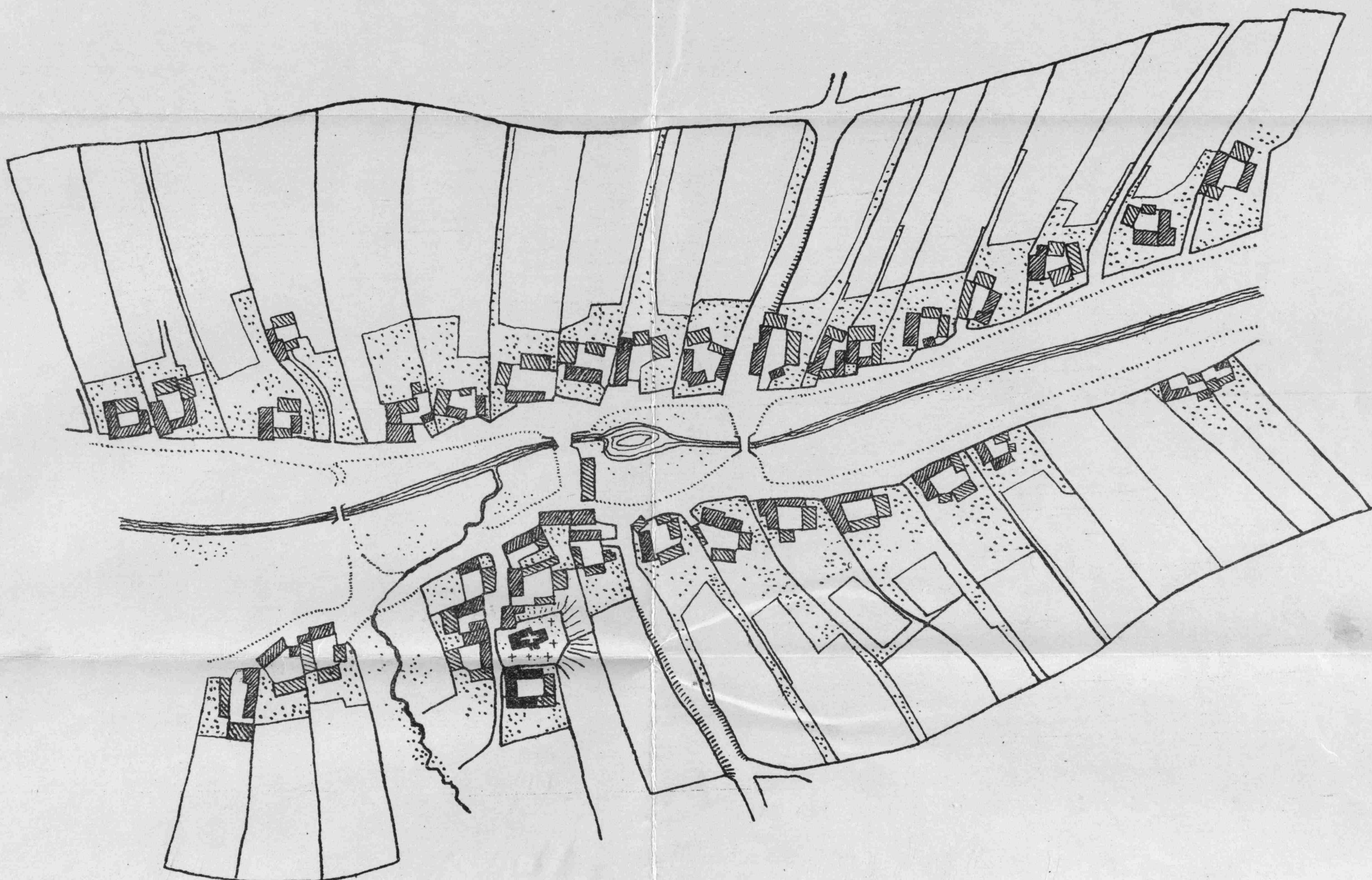
zum Aufsatz Karl Dinklage: „Daberg, eine Grenzlandsiedlung des 19. Jahrhunderts“ (S. 208—243).



Kleinort Pömling b. Leiben N.O. 1:2880

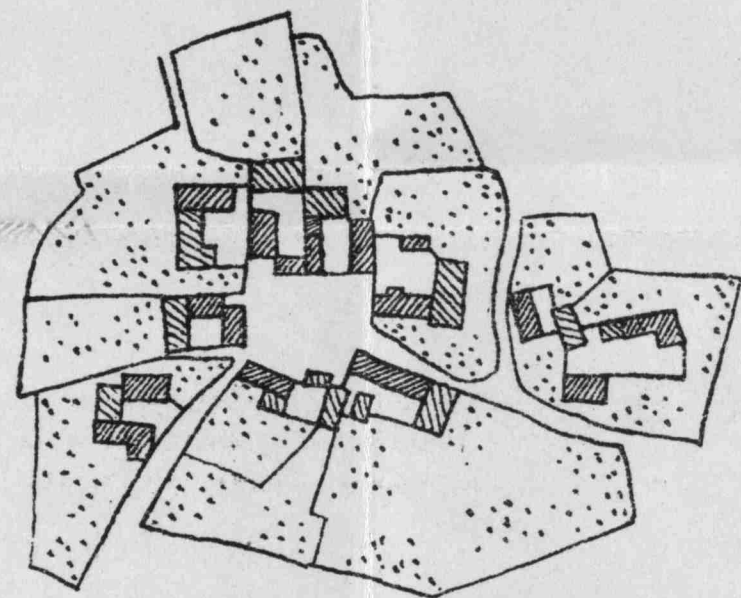


Haufendorf Adnet b. Hallein 1:2880

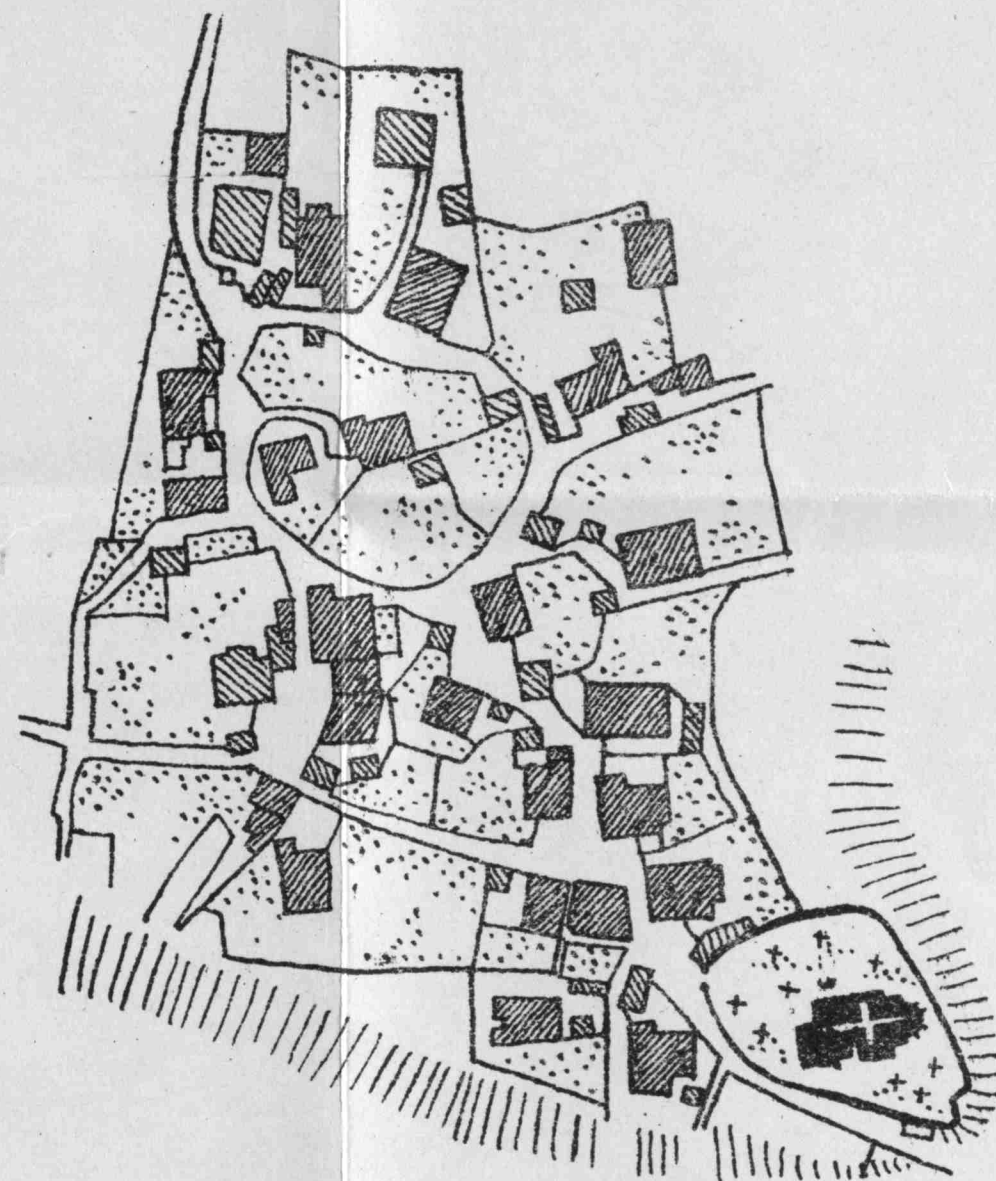


Sallingstätt b. Schweiggen N.O. 1:2880

Aufsatz Klaar, Beilage 1

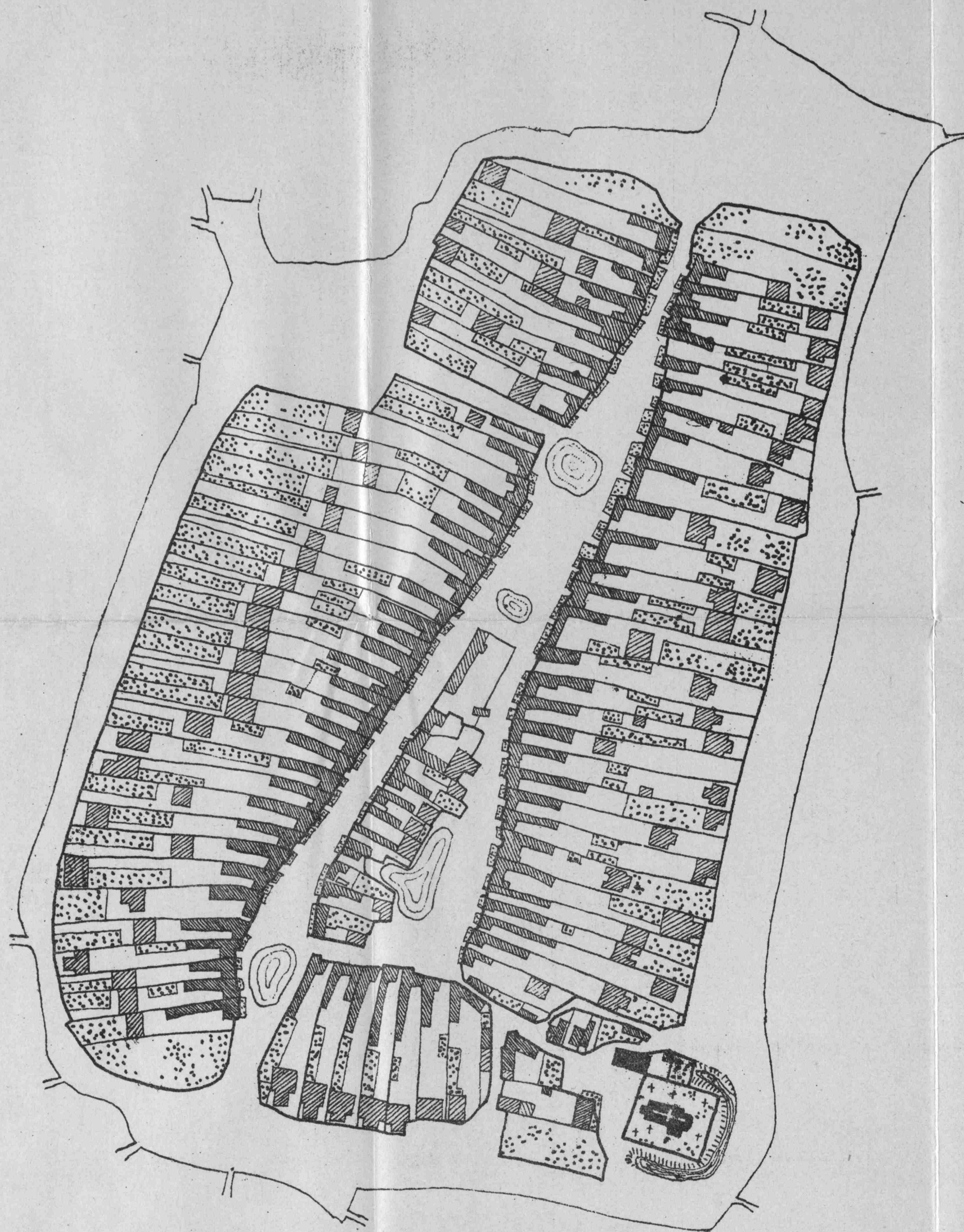


Kleinort Pömling b. Leiben N.O. 1:2880

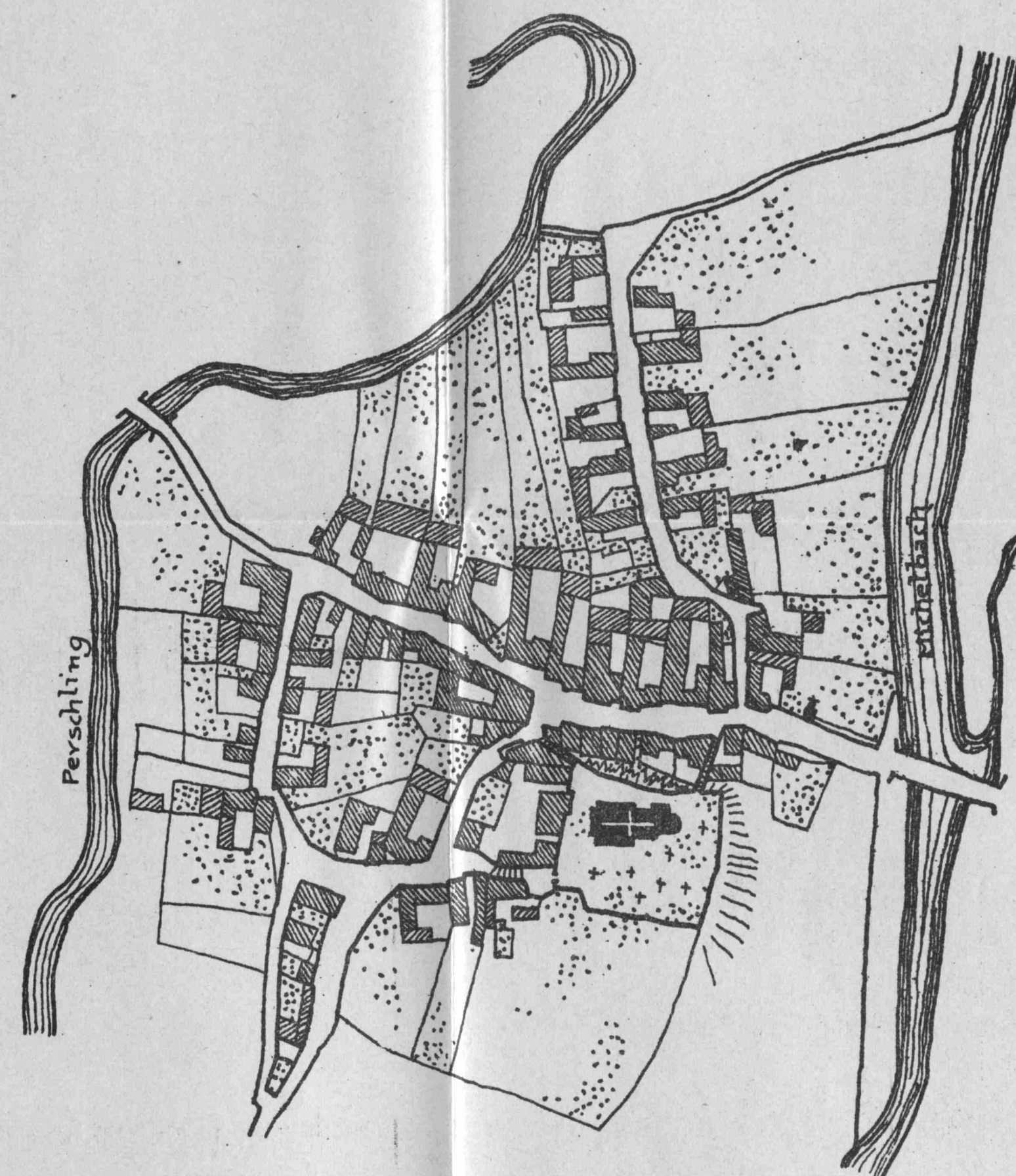


Hausendorf Adnet b. Hallein 1:2880

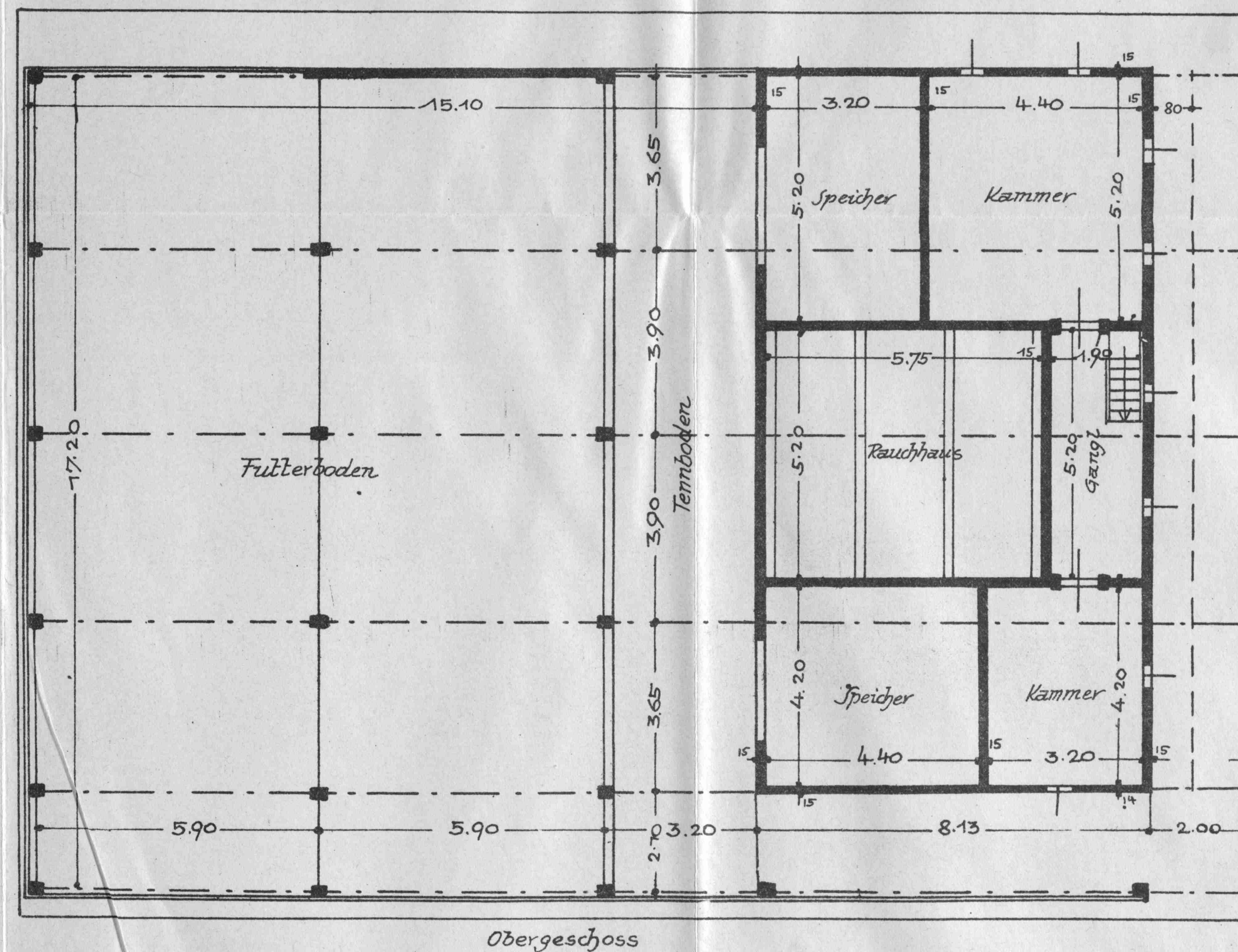
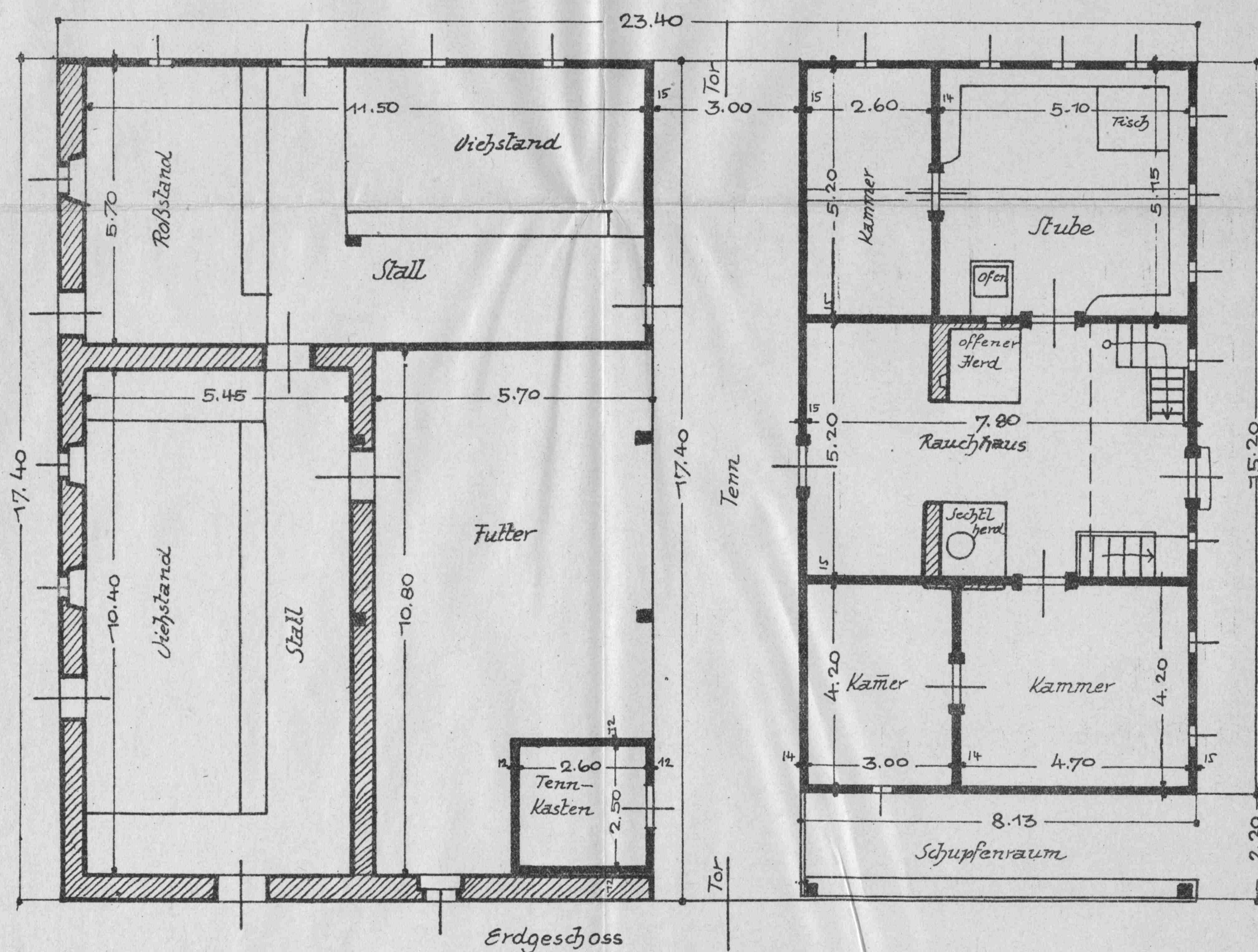
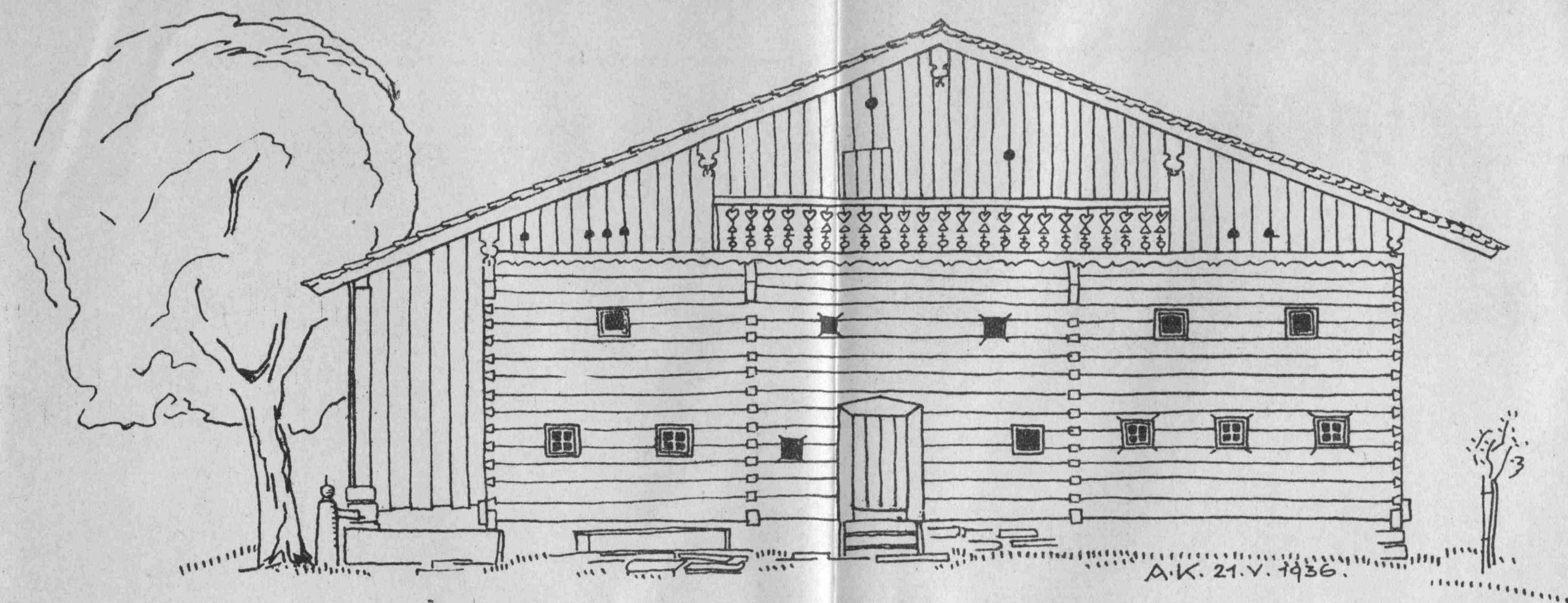
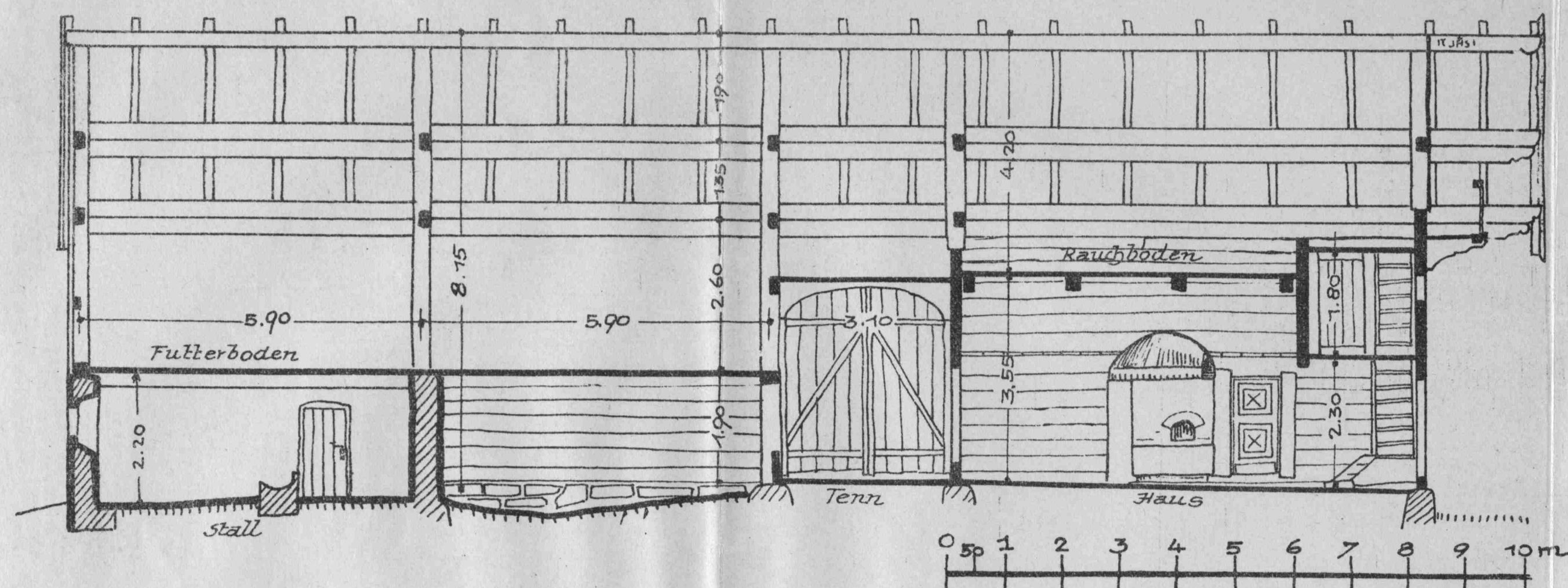
Ortschaft Gerasdorf im Marchfeld



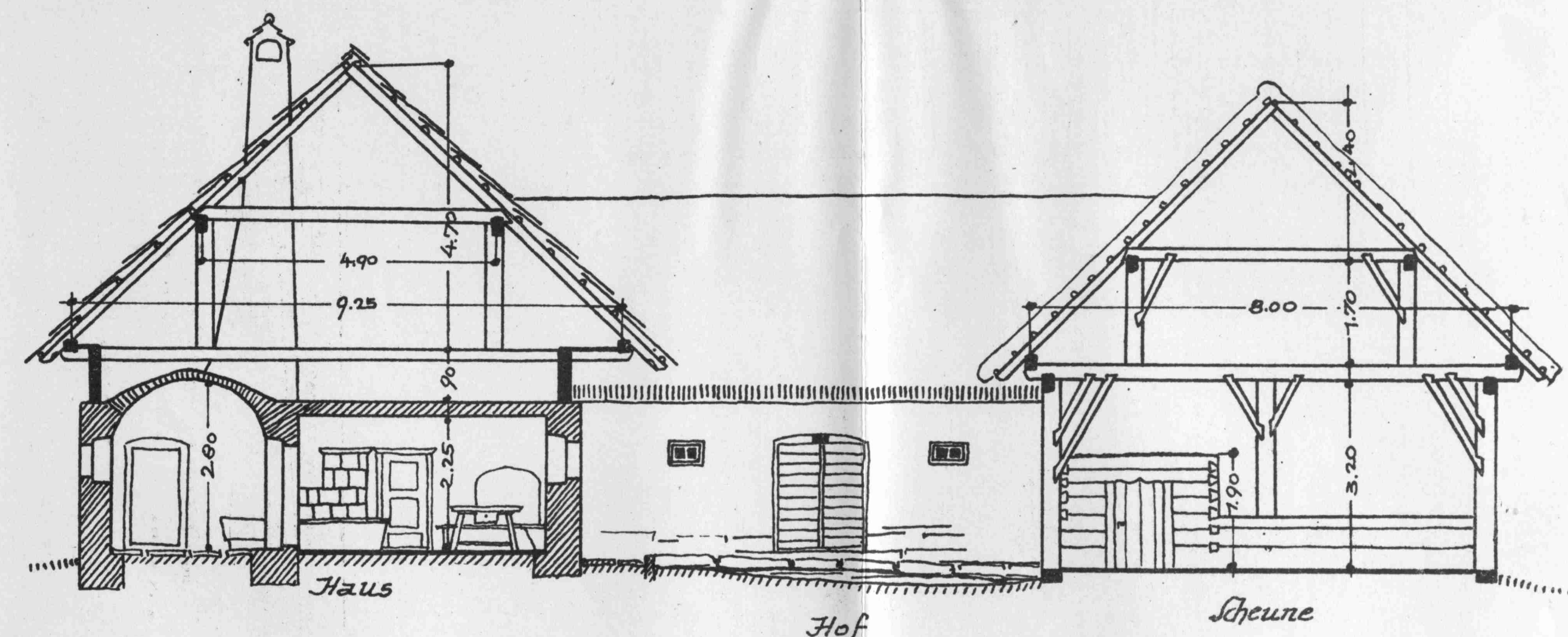
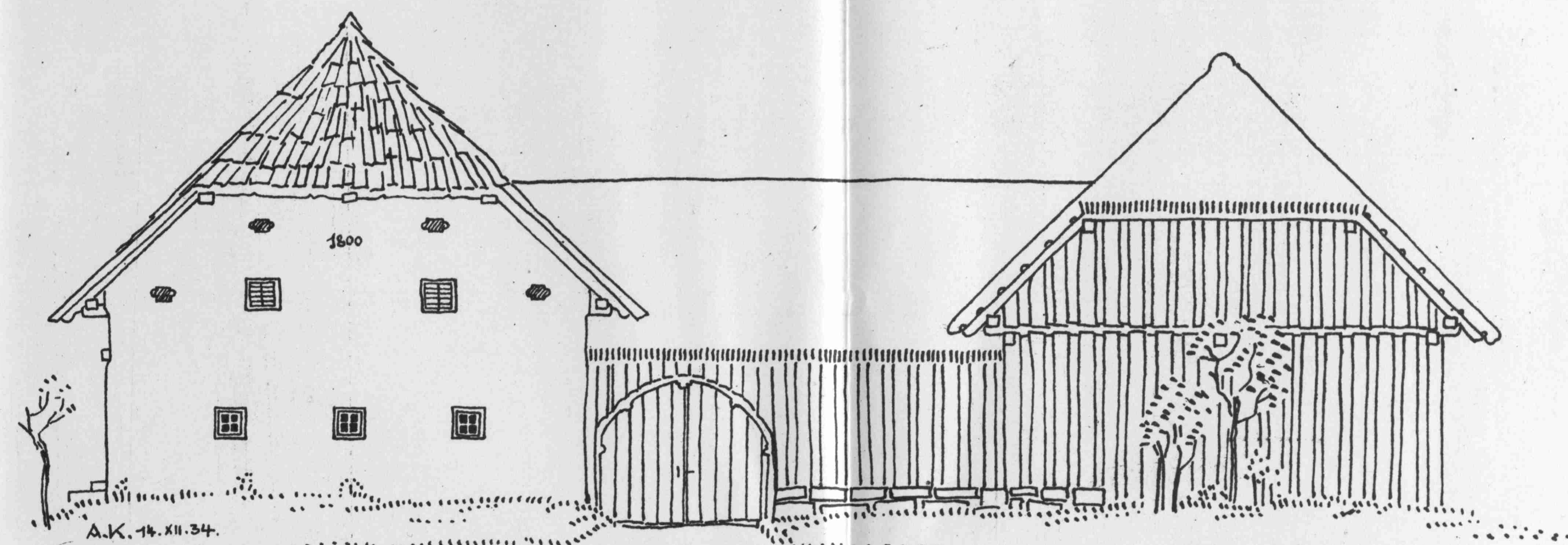
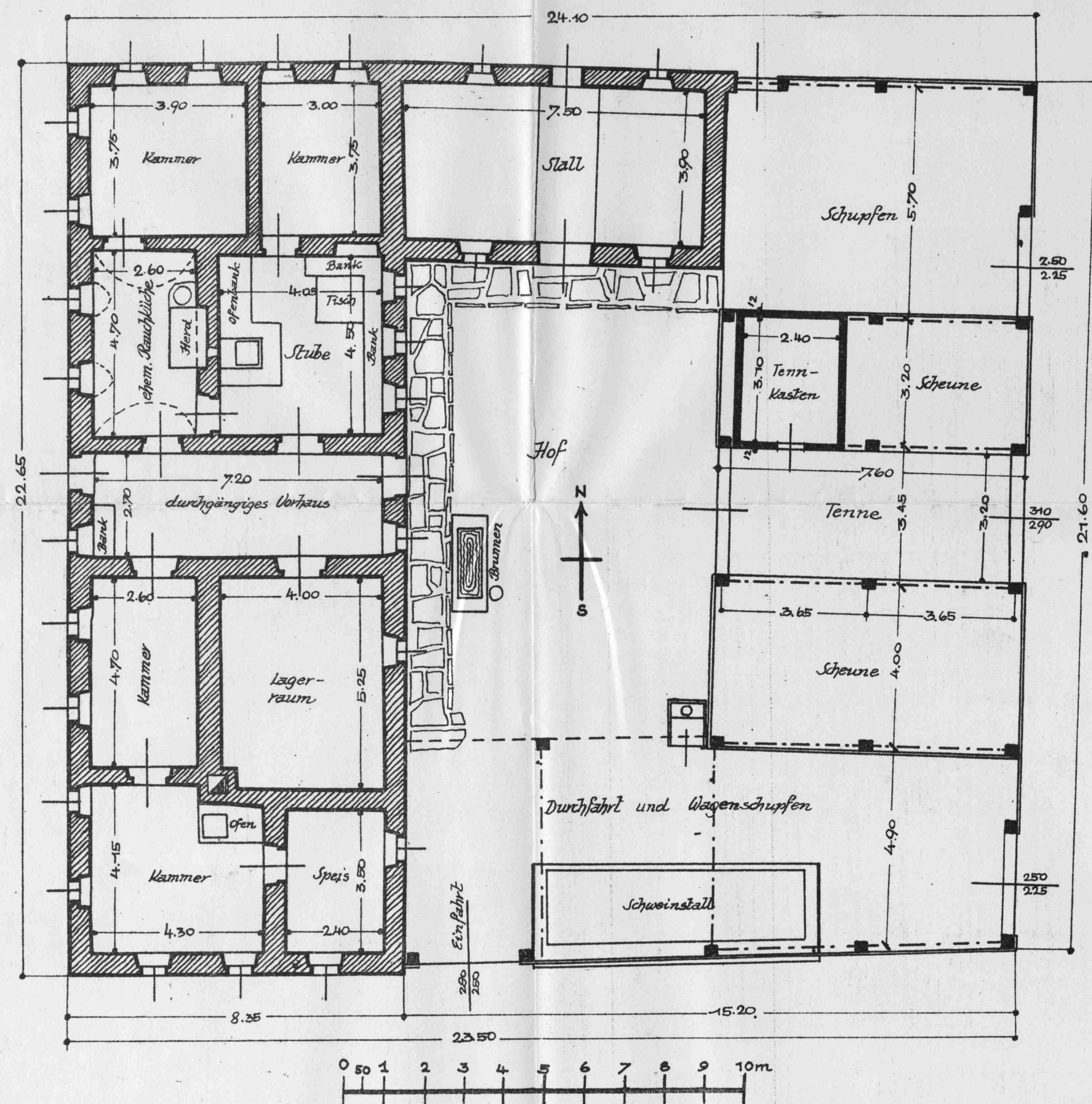
Markt Böheimkirchen

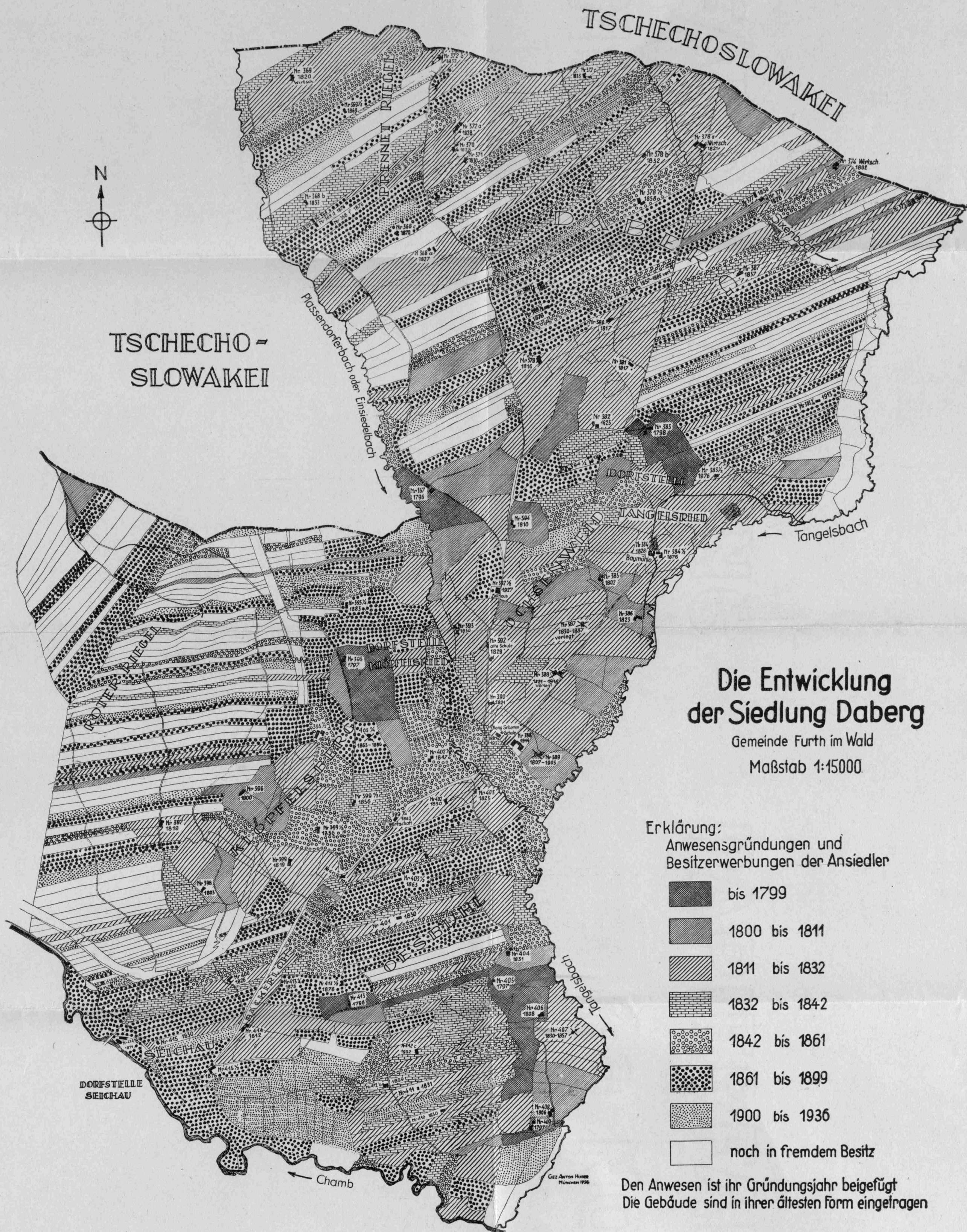


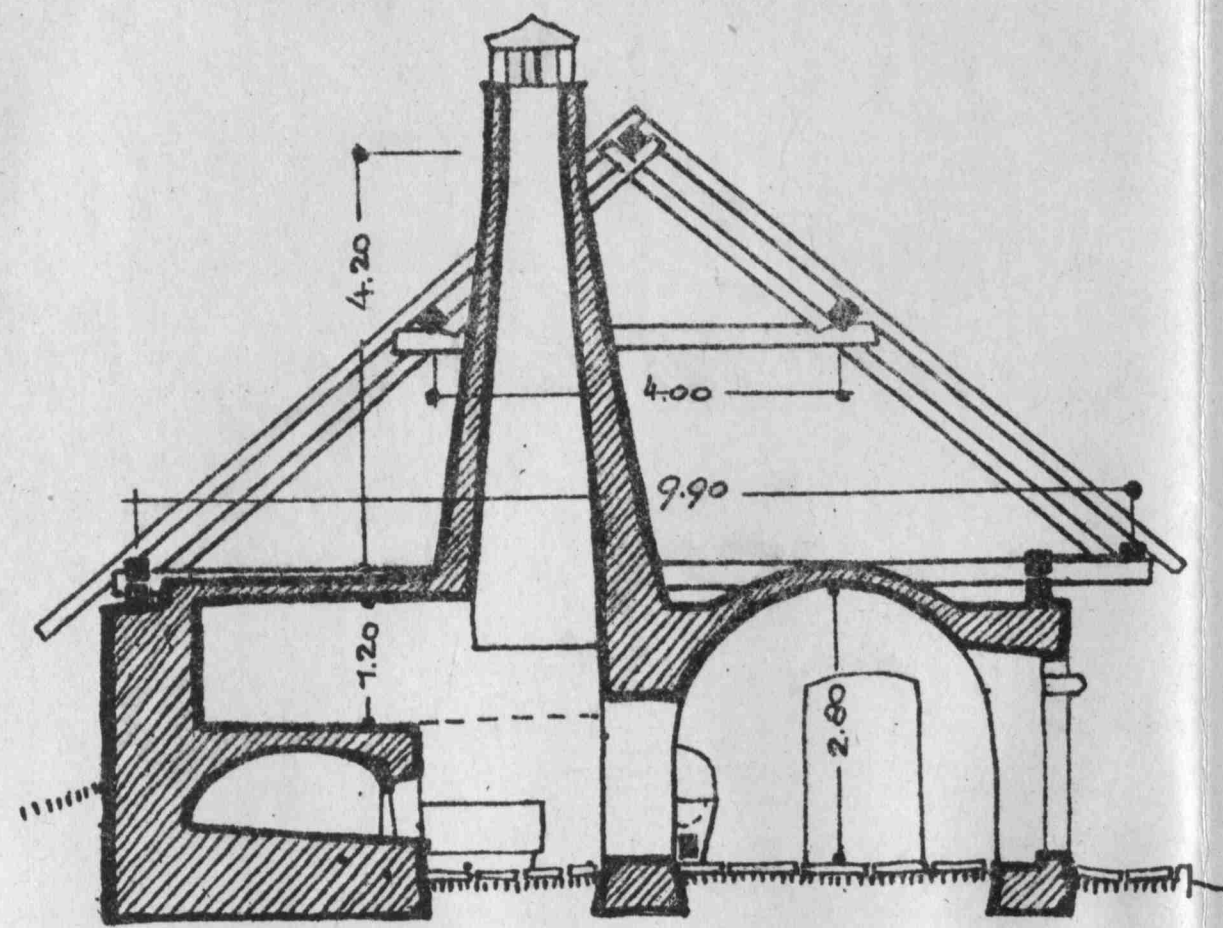
Einzelhof Breitenal am Kulmburg bei Mondsee in Oberösterreich. Rauchhaus. Baujahr 1712



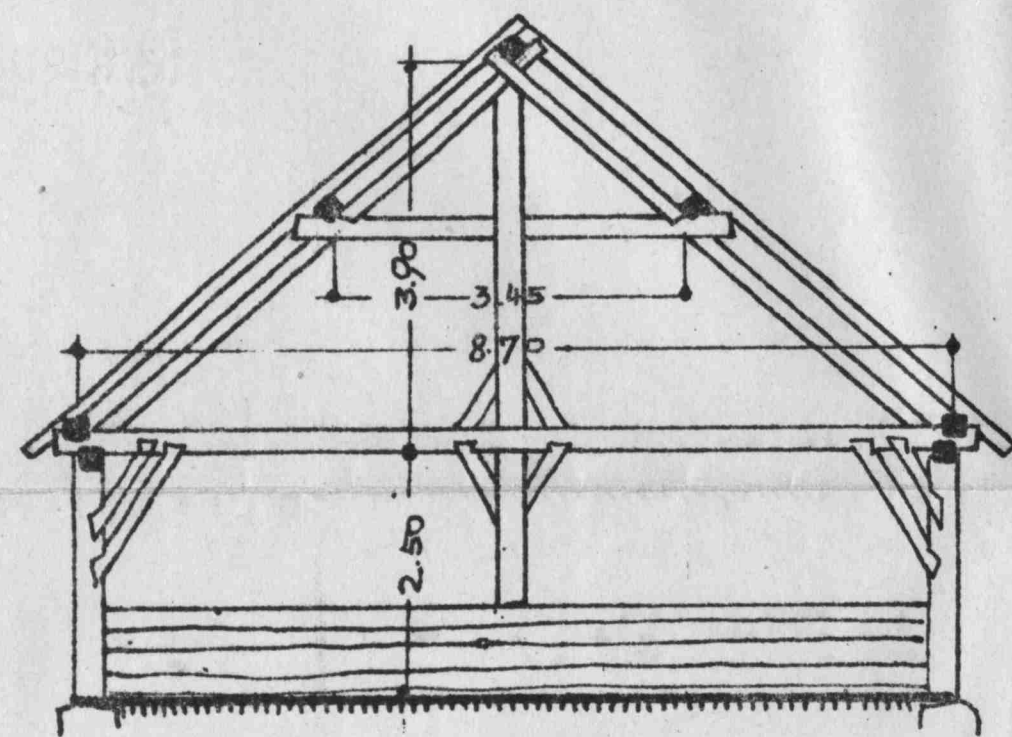
Samerleiten Haus No 38 Streusiedlung Schlagen, Gemeinde und Bezirk Gmunden, Ober-Oesterreich. Baujahr 1800.



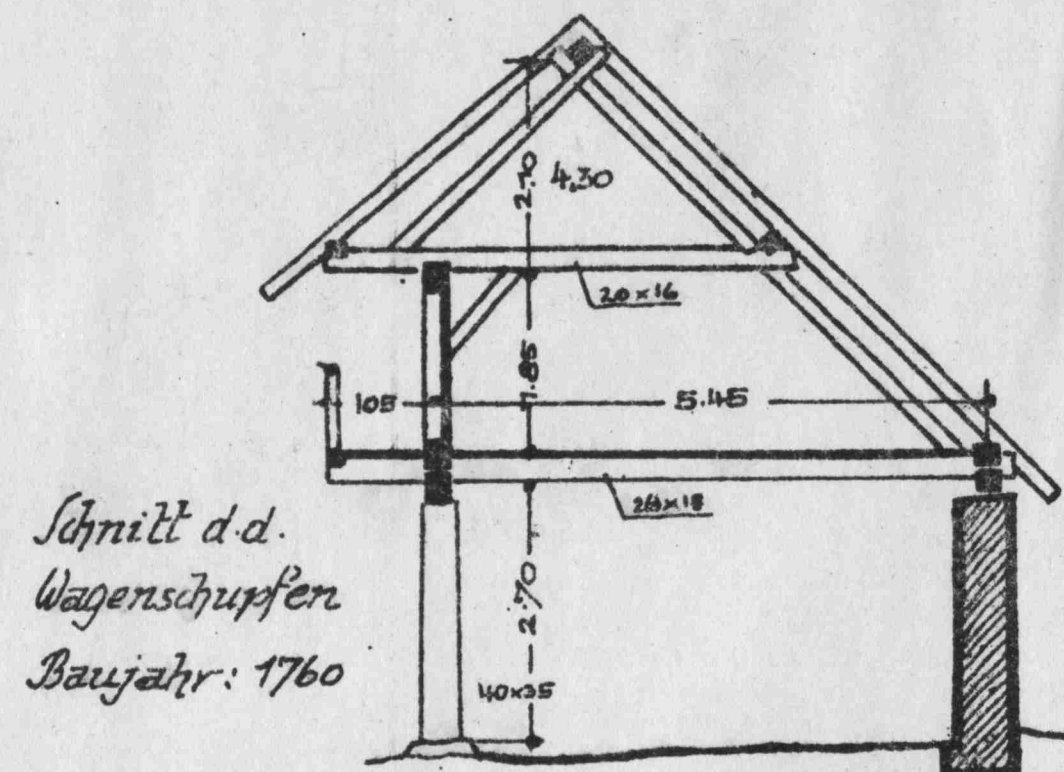




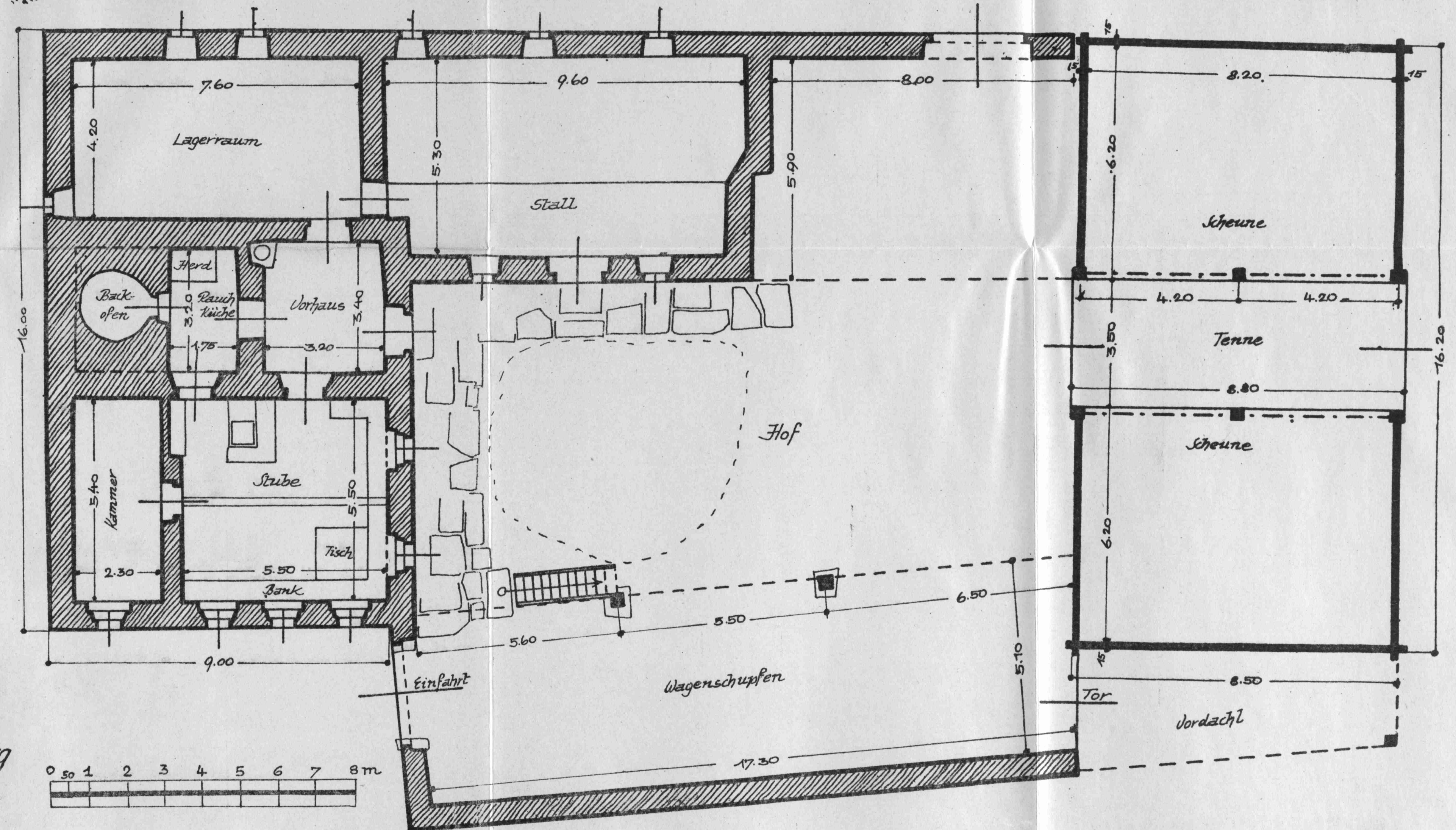
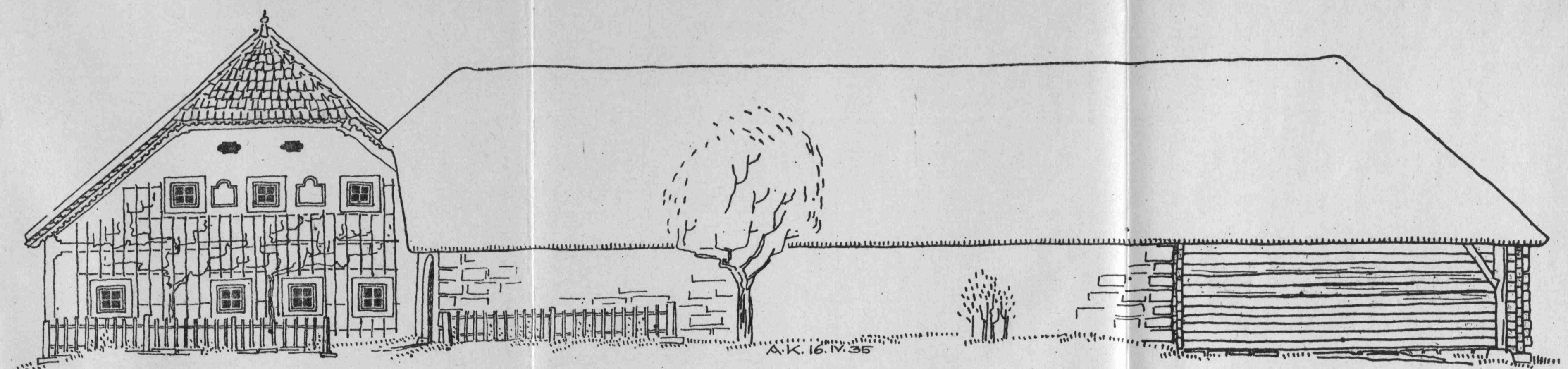
Schnitt d. d. Haus. Baujahr: 1719



Schnitt d. d. Scheune. Baujahr: 1686



Schnitt d. d.
Wagenschuppen
Baujahr: 1760



Einzelhof Haus No 9 der Streusiedlung Viehberg
bei Sandl, Bezirk: Freistadt, Ober-Oesterreich.